











Die neue Rundschau

XXIter Jahrgang der freien Bühne

1910

Band 3



Berlin / S. Fischer / Verlag

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Aufsätze:

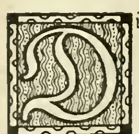
Rundschau:

Anmerkungen:





Die Großstadt/ von Karl Scheffler

ie Stätte, wo der Kampf um eine neue Baukunst ausgetragen werden muß, ist die Großstadt, weil sich dort in natürlicher Weise die geistigen Kräfte der Zeit zusammenfinden, weil die Großstädte, als die Zentren moderner Zivilisation, der Architektur neue Voraussetzungen profaner und idealer Art schaffen, weil die Idee der Großstadt langsam aber sicher Besitz ergreift vom Gemeindegeist auch der kleineren Städte und weil Großstadtgesinnung sich darum mehr und mehr das ganze Land unterwirft. Nicht nur Berlin ist im heutigen Deutschland eine Großstadt. Auch Städte wie Hamburg, Köln, Dresden, Frankfurt, Leipzig haben durchaus Großstadtcharakter. Ja es ist für das neue Reich besonders bezeichnend, daß sogar sehr viele mittlere Provinzstädte oder Industriezentren von der Art Magdeburgs, Düsseldorfs, Mannheims oder Stettins, etwas wie Embryos zukünftiger Großstädte sind und daß darum auf sie alle in gewisser Weise paßt, was dem ersten Blick nur für Millionenstädte zutreffend erscheint. Es ist für den Begriff der modernen Großstadt nicht die Kopfzahl der Bewohner ausschlaggebend, sondern der Großstadtgeist. Dieser Geist ist es, der sich den neuen Architekturkörper baut. Eine provinzielle oder ländliche Baukunst moderner Art gibt es nicht. Wo sie scheinbar ist, da handelt es sich um ein letztes Verflackern alter Traditionen oder um Versuche zu neuer Heimatkunst, die auch wieder auf Großstadttendenzen zurückweisen. Es ist darum dem Gedanken fest ins Auge zu sehen, daß die Baukunst der Zukunft eine Großstadtkunst sein wird, daß ihr Schicksal mit dem der Stadtentwicklung zusammenfallen muß, daß sie nur bürgerlich, großbürgerlich und ein Produkt demokratischer Kultur sein kann. Und daß mit ihr eine neue Epoche der Baugeschichte beginnt. Denn die moderne Großstadt ist nicht ein Ende, sondern ein Anfang. Darum steht auch die Baukunst nicht im Zeichen der Dekadenz, sondern im Zeichen neuer Entwicklungen.

Von zwei Punkten ist das verwirrende Gebilde Großstadt zu begreifen. Betrachtet man zuerst, wodurch es sich von der Stadt, wie sie früher war, unterscheidet, so wird man finden, daß die Stadt sonst des Landes wegen da war, daß sie sich heute aber nicht nur Selbstzweck geworden ist, sondern daß das Land recht eigentlich nur noch der Großstadt wegen da zu sein scheint. Die Stadt war von jeher ein Mittelpunkt, und sie ist es noch heute. Aber wurde sie es einst, weil sie, fest ummauert, ein Zufluchtsort war, der Marktplatz eines

ländlichen Bezirks, das Zentrum zunftmäßigen Gewerbebetriebs, ein Fürstensitz, ein Tempelort oder ein Verwaltungszentrum, war sie sonst der Interessenmittelpunkt eines Kreises oder einer Landschaft, so daß selbst Reichshauptstädte immer noch als halb ländliche Provinzstädte erschienen, so ist die moderne Stadt neben alle dem und über alle dem der Mittelpunkt weltwirtschaftlicher Interessen. Sie hat Großstadtcharakter nicht nur, weil die Einwohnerzahlen durch eine allgemeine Stadtflucht in fast phantastischer Weise überall gestiegen sind, sondern mehr noch, weil die Interessen und Gesinnungen der neuen Stadtbevölkerung weltwirtschaftlich gerichtet sind. Die Geburtsstunde der Großstadt fällt mit der der Industrie zusammen. Und da diese durchaus internationalen Charakter hat, so organisiert sich in der Großstadt vor allem das international gerichtete, expansiv weltwirtschaftlich denkende Handels- und Fabrikationsinteresse, dem die Landschaft, die Provinz als Absatzgebiet nicht mehr genügt, sondern das weit über die Grenzen des Reichs hinaus zu blicken gezwungen ist. Durch diesen Zusammenhang erscheint die Großstadt wie ein Schicksal, wie ein Gebilde der zeitlichen Notwendigkeit. Ihre Entstehungsbedingungen sind überall dort, aber auch nur dort gegeben, wo ein Volk sich in seiner Mehrzahl dem Handel, der Unternehmung und der Kolonisierung zuwendet. Handelsstädte und kolonisierende Stadtstaaten wie Alexandria und Seleukia, wie Karthago und Rom, waren die Großstädte des Altertums; im Deutschland des Mittelalters gewannen einigen Großstadtcharakter nur die Städte, die an der von Osten nach Westen laufenden Welthandelsstraße lagen; und nicht zufällig ist Amerika, diese Riesenkolonie Europas und das eigentliche moderne Handels- und Industrieland, in unserer Zeit zum Land der Großstädte geworden. Der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist aber, daß die Großstadt früher eine Ausnahme war, daß sie heute jedoch in den europäischen Industrieländern und in Amerika das Typische ist. Auch Deutschland wird immer mehr zu einem Lande der Großstadtgesinnung infolge jener natürlichen Zivilisationssteigerung (die ja nicht immer eine Kultursteigerung zu sein braucht), die eintritt, wenn die Massen unaufhaltsam vom Acker fort in die Städte gezogen, vom Pflug an die Maschine geführt werden, infolge der allgemeinen Demokratisierung der ganzen Gesellschaft und infolge des unausweichbaren Zwanges zur Weltwirtschaft, die die Länder einander heute näher bringt als sich früher Städte desselben Landes nahe waren. Weltwirtschaft bedingt Geldwirtschaft; und die ist nur in der Großstadt zu organisieren. Immer zentraler fließen die Zeitinteressen darum in der Stadt zusammen, immer mehr wird das Land zum Ackerfeld, zum Gemüsegarten, zum Forst oder Steinkohlenlager der Städte, und immer entschiedener befestigt sich darum das Übergewicht der Großstadt. Früher war das Land im wesentlichen der Arbeitsplatz und die Stadt der Wohnplatz; es wurde das ländliche Wesen in die Stadt selbst hereingetragen, und es waren Wohn- und Arbeitsstätte, wie Werkstatt

und Kontor, eng in einem Gebäude noch vereinigt. Heute geht die Tendenz umgekehrt dahin, in der Stadt zu arbeiten, auf dem Lande zu wohnen, das ländliche Wesen aus der Stadt ganz zu entfernen und Wohn- und Arbeitsstätten prinzipiell zu trennen. Daraus und aus dem Umstand, daß sich die Menge eng und enger, groß und größer im gemeinsamen Arbeitsgebiet einzurichten gezwungen sieht, weil Handel und Industrie den Kontakt Aller mit Allen fordern, ergeben sich für das innere Leben und für die äußere Form der Stadt neue Bedingungen. Diese klar zu erkennen, ist gerade in diesem Zeitpunkt sehr wichtig, weil die endgültige Umgestaltung der Land- und Provinzstadt, der Festung und Gouvernementsstadt zur weltwirtschaftlich interessierten Großstadt erst begonnen hat, weil die Industriekultur erst am Anfang ihrer Geschichte, und am Anfang auch eines langen und schwierigen Übergangszustandes steht, und weil die moderne Großstadt schnell und künstlich, also bewußt gebaut werden muß. Es ist nicht möglich zu hoffen und zu erwarten, die Großstadt werde sich aus innerer Notwendigkeit selbst rein und klar aufbauen, sie werde wachsen wie ein natürlicher Organismus; der Städtebauer hat in diesem Fall vielmehr tendenzvoll zu wollen und weit vorausschauend zu disponieren. Und er hat in wesentlichen Punkten das Gegenteil von dem zu wollen, was in früheren Jahrhunderten erstrebt wurde.

So sieht das Problem von der einen Seite aus. Faßt man es von der andern Seite ins Auge, so zeigt es sich, daß die Stadt doch auch wiederum etwas Lebendiges ist, dessen Werden und Wachsen in den Wettern der Weltgeschichte nicht willkürlich ignoriert werden kann, sondern das, wie alles Lebendige, natürlich fortentwickelt werden muß und das nur gedeihen kann, wenn auf seine natürlichen Wachstumsbedingungen Rücksicht genommen wird. Es ist darum auch die Naturgeschichte der Stadt zu begreifen. Die Entwicklungsfaktoren, die bis heute beim Aufbau der Stadt gewirkt haben, werden auch ferner neben all den umgestaltenden Tendenzen wirken. Denn es lehrt die Erfahrung jedes Tages, daß die erweiterte neue Form nur entstehen kann, wenn sie die alte in sich aufnimmt, wenn im größeren Organismus die Zwischenzustände gewissermaßen symbolisch erhalten bleiben. Wie jeder Organismus, so besteht auch der der Stadt aus vielen Zellen, die sich wohl unendlich vermehren, anders gruppieren und sich bestimmten Funktionen anpassen, die sich aber nicht in etwas Anderes verwandeln oder restlos auflösen können. Diese Zellen sind das Baumaterial, aus dem unter allen Umständen auch die Großstadt der Zukunft erbaut werden muß.

Die Urzelle der Stadt ist die Familie. Aus der patriarchalisch regierten Großfamilie, aus der Familienwirtschaft, die Söhne und Töchter zu Untertanen und Arbeitern, die das Oberhaupt zum Regenten, Richter, Priester, Lehrer und Wirtschaftsvorstand in einer Person machte, ist mit natürlicher Konsequenz die

Stadtwirtschaft hervorgegangen. Vom Uradel der Familie aus haben sich alle Traditionen entwickelt, worauf sich das städtische Zusammenleben aufbaut. Darum ist jede Stadtgeschichte zu großen Teilen eine Geschichte der Familien, der Geschlechter. Es war auf dem Lande, in der Bauernschaft oder im landbesitzenden Adel, das organisierende Familiengefühl natürlich stets leichter zu erkennen, als in der die Arbeitsteilung entwickelnden Stadt; dem tiefer Blickenden aber ist das alles soziale Werden ordnende Familiengefühl auch in der Stadtgeschichte mit seiner Bedeutung überall erkennbar. Die Geschichte einflußreicher Handels- und Industriefirmen oder bedeutender Stadtoberhäupter ist sehr oft zugleich auch eine Familiengeschichte gewesen; und noch heute klingt die alte Sitte nach, wonach auch die Berufsidee als etwas Erbliches betrachtet wird. In der modernen Großstadt erst ist das Familiengefühl in unnatürlicher Weise unterdrückt und bis zur Vernichtung mißachtet worden. In der Großstadt erst droht die Riesenbevölkerung nun zu einer Masse von unendlich vielen Einzelnen zu werden, die alle arbeiten und rastlos sich mühen, ohne sich in der Familie zu größeren, innerlich befestigten Gruppen noch zusammenschließen zu können. Der Staatenlenker kann heute in der Großstadt kaum noch mit einem anderen Familiengefühl rechnen, als mit dem, das zwischen Ehegatten und im Verhältnis der Eltern und Kinder herrscht. Und selbst das ist schon schwer erschüttert. Darum aber hat man sich bei einer Betrachtung der modernen Großstadt nur um so mehr vor Augen zu führen, daß diese Erschütterung einer so wichtigen Grundlage nur eine Übergangserscheinung sein kann, sein darf, daß die Familie die Urzelle auch des neuen Riesenorganismus Großstadt bleiben muß und daß darum die Arbeit am Aufbau der zukünftigen Großstadt Erfolg nur verspricht, wenn eine Stärkung und Erneuerung der auf Familiengefühl gerichteten Instinkte ermöglicht wird.

Aus der Vereinigung vieler Familienwirtschaften ist die Stadtwirtschaft entstanden. Hat die Familienwirtschaft aus jedem Familienverband etwas wie ein Individuum gemacht, so ließ die Stadtwirtschaft die ganze Stadt von je als ein Individuum erscheinen. Das heißt: es war der Stadt, wie sie sich bei uns bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein entwickelt hat, stets der Charakter des in sich Geschlossenen, des in und für sich Bestehenden eigen. Nicht nur äußerlich war sie von Gräben und Mauern umschlossen; auch geistig war sie eine innere Einheit. Sie meinte im wesentlichen sich selbst; es wurde in der Stadt für die Stadt gearbeitet; das Leben bewegte sich im Kreise, und was von fernher hinzukam, oder was in die Ferne strebte, das war nicht das Alltägliche. Bevor es Eisenbahnen gab, war der Durchmesser der wichtigsten städtischen Interessensphäre mit wenigen Meilensteinen zu bezeichnen. Das machte die Stadt zu einem Mittelpunkt klar zu überschauender Interessen. Jedermann konnte das Ganze erkennen, und darum nahm Jeder praktisch Anteil am Gedeihen eines

Ganzen, von dem seine eigene Wohlfahrt abhing. Die soziale Gliederung der Berufe und Stände wurde dem Stadtbewohner zu etwas Symbolischem; die Idee der Familie und der Geschlechterfolgen, die zünftlerische Organisation der Berufe und die unmittelbare Anschaulichkeit des stadtwirtschaftlichen Regimes: alles wies immer zurück auf die Familie und voraus auf den Staat. Und das erzeugte Heimatsgefühl. Der Tat nach haben die Städte von früh an schon die Selbstverwaltung gehabt, wenn auch nur selten und spät erst der Form nach. Sie wurden Mittelpunkte der Kultur und der Bildung, waren die Orte, wo sich die Baugeschichte, die Gemeindeverfassungsgeschichte, die Grundeigentumsgeschichte im wesentlichen abspielte, weil sie lebendige Organismen waren und Individuen. Die nationale und provinziale Beschränkung ist der Stadt zum Segen geworden. Während eines ganzen historischen Zeitalters ist die Stadtwirtschaft in der glücklichen Lage gewesen, die Vorteile der Arbeitsteilung zu nützen, ohne doch die Fühlung mit dem Lande und mit bäuerlicher Familienursprünglichkeit zu verlieren. Die Berufe haben sich genug spezialisiert, um städtische Kultur entwickeln zu können; aber es ist zugleich der Adelige, Handwerker, Kaufherr, Künstler oder Arbeiter immer auch ein Stück Ackerbürger, Landwirt, Garten- oder Weinbergsbesitzer geblieben. Und dieser Dualismus, der dem Tätigen immer gestattete, ja ihn zwang, den Blick von der Teilarbeit auf die allen gemeinsamen Lebensbedingungen zu richten, war von je die eigentliche Grundlage stadtwirtschaftlicher Kultur. Somit stellt die Stadtwirtschaft neben der Familienwirtschaft eine andere höchste Form menschlichen Zusammenlebens dar. Und darum darf auch sie nicht preisgegeben werden, wo sich die nationale Stadt nun zur international determinierten Großstadt zu entwickeln anschickt. In dem ungeheuer erweiterten Organismus muß die historisch gewordene und historisch befestigte Stadtidee irgendwie fortleben. Der Kristallisationspunkt der Weltwirtschaft, als der die moderne Großstadt betrachtet werden muß, kann eine würdige Heimstätte für Menschen nur werden, kann zu einem Kulturmittelpunkt modernen Wollens sich nur entwickeln und mehr als eine bunte Werkstatt der Notdurft nur sein, wenn die Familienwirtschaft darin Möglichkeiten neuen Gedeihens findet und wenn innerhalb des Weltwirtschaftlichen die Vorteile der Stadtwirtschaft genützt werden.

Wie das geschehen könnte, ist heute allerdings nicht leicht einzusehen. Denn das im Entstehen begriffene, in Entwickelungszuständen sich darbietende Gebilde Großstadt läßt höhere Ordnung kaum schon erkennen. Man findet nicht mehr die alte stadtwirtschaftliche Ordnung; und es ist ebensowenig eine neue bewußte Großstadtidee in dem kaum mehr als verwaltungstechnisch geregelten Chaos schon wahrnehmbar. Was vor unsern Augen dasteht und täglich neu wird, das ist durchaus Resultat einer ganz problematischen Übergangssituation. Die Entwickelung ist zu plötzlich gekommen und zu schnell voran-

geschritten, als daß die Stadterweiterungen immer nach einem durchdachten Plan hätten vor sich gehen können. Seit einem halben Jahrhundert etwa ist der Zuzug wie eine lange zurückgehaltene Flut über die Städte hereingebrochen. Die Stadtflucht hat phantastische Dimensionen angenommen, und es sind die in sich geschlossenen Stadtwirtschaften von dieser Riesenwelle vollständig überrascht worden. Aber nicht nur die plötzliche Vergrößerung ist den Städten gefährlich geworden. Verderblicher noch war es, daß die neu Hinzuströmenden weder geeignet noch willens waren, Glieder einer geschlossenen Stadtwirtschaft zu werden, und daß ihre weltwirtschaftlichen Instinkte anarchisch fast auf die Stadttraditionen gewirkt haben. Die Industriearbeiter, die die neuen Quartiere füllen, arbeiten für Bedürfnisse, die sich irgendwo fern im Reiche oder gar jenseits der Grenzen regen, arbeiten im wesentlichen für ferne Märkte, für unbekannte Kunden, und nicht mehr als Stadtbewohner für Stadtbewohner. Die Wirkungen ihrer Tätigkeit innerhalb der Stadtwirtschaft können sie nicht wahrnehmen. Ihnen ist der Ort, wo sich ihre Werkstatt, ihre Wohnung befindet, fast etwas Zufälliges; darum hat ihnen die Stadt nichts Heimatliches, nichts Symbolisches, und es kann in ihnen ein sittlich erhöhender Gemeinsinn nicht Wurzel schlagen. Der Handlungsgehilfe sucht sich eine Stellung in den Kontoren Hamburgs, Berlins oder Frankfurts, gewiß, überall grundsätzlich dieselbe Arbeit, dasselbe Milieu vorzufinden, und er ist darum nicht besonders interessiert, ob er als Hamburger, als Berliner oder Frankfurter gilt. Der Beamte fügt sich wohl dem ungeheuer erweiterten Reichsbureaukratismus auch innerlich ein, aber es ist ihm ziemlich bedeutungslos, in welche Stadt er versetzt wird. Der Handelsherr hat nicht länger ein Interesse daran, in der Stadtverwaltung zu sitzen, weil ihn Ideen der Weltwirtschaft erfüllen; und der Handwerker kann eine Stadt nicht eben leidenschaftlich lieben, in der ein Fabrikbetrieb groß wird, der seiner Werkstattarbeit die Existenzmöglichkeiten abschneidet. Die neue Großstadtbevölkerung ist darum inbetreff ihrer Stadtgesinnung fast indifferent. Die Folge ist, daß die moderne Großstadt wieder Züge einer Zufallssiedlung angenommen hat. Wo immer es galt den vorhandenen Stadtkern zu erweitern, da bediente man sich, als der Zuzug eine stark gesteigerte Bautätigkeit nötig machte, der nun gar nicht mehr passenden Bau- und Organisationstraditionen der Stadtwirtschaft und glaubte die schwierige Großstadtfrage lösen zu können, indem man Vorstädte anlegte und die alte Stadt vom Kern aus regellos erweiterte. Darum wirkt das deutsche Großstadtgebilde, das seinem Geiste nach ein Kristallisationspunkt der Weltwirtschaft ist, äußerlich wie eine hypertrophische Entartung der alten Stadtwirtschaft. Während die vom Bewußtsein noch nicht begriffenen Zeittendenzen immer rücksichtsloser darauf dringen, das Zentrum der Stadt zum gemeinsamen Arbeitsplatz, zum gemeinsamen Weltkontor zu machen und die Wohnungen weit hinaus aufs Land zu verlegen, kommen die Großstädter doch von der jahrhundertalten

Meinung nicht los, man wohne um so vornehmer, je näher man dem Zentrum sei. Dieser Widerspruch von unbewußter Entwicklungstendenz und voraussichtslosem Willen hat die größte Verwirrung geschaffen. Statt von Anfang an konsequent zur Anlage von Wohnorten in der weiteren Umgebung zu schreiten, hat die von keiner klaren Einsicht geleitete Menge der Großstädter immer nur das Nächste, das für morgen und übermorgen Berechnete getan und hat dem alten Zentrum die neuen Stadtquartiere immer nur stückweis angeflickt, wie das Gelände und dessen Besitzer es erlaubten. Es sind im Laufe weniger Jahrzehnte Vorstädte entstanden, die an Größe oft das alte Stadtgebiet übertreffen und die, stadtwirtschaftlich betrachtet, in sich selbst doch ohne alle Bedeutung sind. Diese neuen Stadtteile sind nackte Notdurftsgebilde; an ihnen hat irgendein Kulturwille nicht Teil. Das sieht man an den schematisch angelegten Straßen, die bei der „Aufteilung des Geländes" am Zeichentisch entstanden sind, spürt es vor den von der Willkür des Zufalls geschaffenen Architekturen und hört es sogar am Klang der künstlich ersonnenen, der auf irgendwelche berühmten Männer getauften Straßennamen. Straßen, Plätze, Häuser, Verkehrsmittel und Vorortanlage: alles das ist vom unpersönlichen Kapital, unter der Aufsicht der Städtebaupolizei, reichlich, hygienisch und weiträumig, aber ohne alle höhere Dispositionskraft angelegt worden. Die Fragen nach dem Eigentumsrecht des Einzelnen an Grund und Boden und nach der Bewertung des Bodens, die vor fünfzig Jahren noch leicht zu regeln gewesen wären, sind zu einer unabsehbaren Kalamität geworden, weil die Stadtverwaltungen den Vergrößerungen der Städte hilflos gegenüberstanden und froh waren, wenn sie nur die subaltern reglementierende Ordnung aufrecht erhalten konnten. So ist der Grundstücksbesitzer, der Bodenspekulant recht eigentlich zum Organisator der modernen Großstadt geworden. Da dieser nun aber auf dem Boden einer Rechtssitte steht, wonach der Bodenwert das Primäre, der Gebäudewert aber etwas ganz Sekundäres ist, so hat sich der Bodenbesitzer, der Bodenhändler nicht die Mühe gegeben, auch ein guter Baumeister zu sein: er hat vielmehr Arbeit und Mühe des Bauens kapitalistisch von ihm abhängigen Unternehmern überlassen, die den großen neuen Aufgaben auch nicht im entferntesten gewachsen sind. Der Geschäftsmann hat überall gleichmäßig und schematisch breite Straßen angelegt, um das polizeiliche Recht zu fünffacher Überbauung ausüben zu dürfen; er hat den Bauplatz, Quadratmeter um Quadratmeter, so ausgerechnet, daß sein Anlagekapital den möglichst großen Nutzen bringt und hat Grundriß und Aufriß so gestaltet, daß innerhalb der Grenzen des Polizeireglements die Möglichkeiten aufs äußerste ausgenutzt werden. Er hat, mit Hilfe einer akademisch geförderten, unendlich unwahren Pseudokunst, das einzelne Reihenhaus aus der Straßenwand losgelöst und es frech hervorgehoben, um es marktschreierisch anpreisen zu können. Er hat auf Vorrat gebaut, in der inneren Stadt wie in den Vororten die Nachfrage nicht

erziehend, sondern ihr schmeichelnd, hat den ganzen Kehricht der Großstadt und alle Notgebilde des engen Wohnens aufs Land hinausgetragen und die ganze neue Großstadt zu einem Abbild seiner Unkultiviertheit und Verantwortungslosigkeit gemacht, ohne daß die Stadtverwaltung seiner Unternehmungswut hätte Einhalt tun oder ein höheres Ziel weisen können. Denn diese Stadtverwaltung hat es durchaus versäumt, zur rechten Zeit eine Baupolitik großen Stils zu treiben. Ihre höchste Leistung ist gewesen, das Schädliche etwas weniger schädlich, das Falsche etwas weniger falsch zu machen. Sie hat es nicht vermeiden können, daß die Großstadt in ihrer jetzigen Übergangsgestalt durchweg eine Ansammlung von sittlich und hygienisch unzureichenden Massenwohnungen ist und daß die Wirkung dieser Wohnweise schon verheerend gewirkt hat. Der Umstand, daß jede Großstadtwohnung mit Gasbeleuchtung, Wasserleitung und Kanalisation versehen ist, spricht nicht für diese Wohnungen, sondern dagegen. Denn Rudolf Eberstadt merkt in seinem ausgezeichneten „Handbuch des Wohnungswesens" ganz richtig an, daß schlechte Wohnungsverhältnisse erst zu gewissen sanitären Anlagen nötigen. Alle diese „modernen Errungenschaften" sind in der Tat Notstandsprodukte; je mehr sie raffiniert werden, desto mehr zeugen sie für die Künstlichkeit der großstädtischen Wohnverhältnisse.

Die innere und äußere Formlosigkeit der Großstadt von heute wird ganz deutlich erst, wenn man das Ideal zu zeichnen versucht, das hinter dem Werdeprozesse steht, unsichtbar noch den Meisten, wie der Instinkt hinter dem bewußten Willen, und das in vielen Fällen gerade das Gegenteil von dem will, was das Tagesbedürfnis schafft. Jenes Ideal, das die äußerste Konsequenz der gegebenen Entwicklungsbedingungen ist. Dieses Ideal wird freilich niemals und nirgendwo ganz rein verwirklicht werden können; denn wie die Natur in allen Organismen die Idealform stets erstrebt und sie doch niemals restlos erreicht, so wird auch in der Kulturgeschichte der Stadt stets etwas Vollkommenes angebahnt und niemals doch rein erfüllt. Dennoch kann man das Wesentliche der Entwicklung und das Wollen der Zeit klar nur mit Hilfe des Ideals zeigen. Wie man ja auch die Gebilde der organischen Natur als Typen begreifen muß, wenn man ihrem Werdeprozeß näher kommen will. Darum ist ein Blick auf das Ideal einer zukünftigen Großstadt mehr als romantische Spielerei. Es ist ein Hilfsmittel des Wirklichkeitssinnes, der nach konkreten Resultaten begierig ist.

Die ideale Großstadt hat nun, wie gesagt, zwei Forderungen zu erfüllen. Einmal muß sie die Familienwirtschaft sowohl wie die Stadtwirtschaft in sich begreifen, muß sie also das Familiengefühl und das Stadtgefühl aufs neue stärken und wieder herstellen; und zum zweiten muß sie den modernen Bedürfnissen vollkommen entsprechen und ein Kristallisationspunkt weltwirtschaftlich gerichteter Interessen sein. Diese beiden Forderungen scheinen dem flüchtigen Blick unver-

einbar. Denn die Stadt, als in sich geschlossener Wohnplatz von Familien, bedingt eine beschränkte Einwohnerzahl und eine übersehbare Größe; und die Stadt als Arbeitsplatz der Weltwirtschaft bedingt den Kontakt von Hunderttausenden. Doch ist der Widerspruch nur scheinbar, wenn man auf die vom Zufall und Irrtum unabhängigen Entwicklungsbedingungen mit genügender Konsequenz blickt.

Diese Entwicklungsbedingungen wollen etwa den folgenden Großstadttyp.

Im Zentrum eine logisch durchgebildete City, eine Geschäftsstadt, die den Kern des Großstadtgebildes ausmacht und die außer den dem Geschäftsleben dienenden Formen nichts zuläßt, als die historisch bedeutsamen Teile der alten Stadt. In dieser City würde, wenn nicht durchweg, so doch auf vielen wesentlichen Punkten, der Hochbau herrschen, das aus vielen gleichwertigen Stockwerken aufgebaute Geschäftshaus. Es wird nötig werden, auf gewissen Punkten der inneren Stadt wenigstens die Baubeschränkung aufzuheben, wonach das Haus nicht höher sein darf als die Straße breit ist, und an Plätzen, Flüssen, Eisenbahngeländen u. s. w. wenigstens, wo Licht und Luft ungehindert zutreten können, einen entschiedeneren Hochbau zu gestatten. Das vielstöckige, mehr noch aber das blockartig als größere Einheit organisierte Geschäftshaus wird nicht nur notwendig aus Gründen der Bodenpolitik, sondern auch weil die Zentralisierung des Geschäftslebens gar nicht konsequent genug durchgeführt werden kann. Die Geschäfts- und Kontorhäuser dieser Art wären sodann in Gruppen zusammenzufassen, dergestalt daß alle Banken etwa in einer Straße, an einem Platz oder in einem bestimmten Stadtteil liegen würden, daß in einem andern Stadtteil die Konfektion, das Exportgeschäft, die Verwaltung mit ihren verschiedenartigen Bureaus, oder das Zeitungswesen an einer Stelle vereinigt, und daß die Detailgeschäfte, die jedem Stadtteil nötig sind, in großen Warenhäusern zentralisiert wären. Durch diese architektonisch-kommerzielle Synthese großen Stils würde einmal der moderne Zunftgedanke, der sich in den Genossenschaftsbestrebungen unserer Tage, in der Trust- und Ringbildung ankündigt, auch äußerlich Ausdruck finden; und andererseits würden die einzelnen Stadtteile bestimmten Charakter und damit Stimmung bekommen. Es würde innerhalb der City eine Bank- und Börsenstadt und eine offizielle Verwaltungsstadt, eine historische und eine moderne Stadt geben, Fabrikstadtteile und Stapelplätze. Während die Schulen und Hochschulen jeder Art weit hinaus in die Vororte verlegt würden, müßte aus der inneren Stadt eine aus bestimmten Stadtteilen gebildete Geschäftseinheit hergestellt werden, ein Arbeitsplatz der weltwirtschaftlichen Interessen, und es wäre neben den Kontoren, Kaufhäusern, Fabriken, Werkstätten und Verwaltungsgebäuden nichts zu dulden, als das bedeutende, schöne Alte, ein Freilichtmuseum der Stadthistorie, und die der ganzen Großstadtbevölkerung wesentlichen repräsentativen Gebäude und Anstalten, wie die großen Museen und

Theater, die Hauptkirchen und die symbolischen Gebäude anderer Art. Aus den Straßen der Geschäftsstadt wären alle Vergnügungslokale zu verbannen; es wäre eine Konzentrierung auch dieser Unternehmungen in einem besonderen Stadtteil anzustreben. Wohnen könnten bei dieser Sachlage in der inneren Stadt nur noch die relativ Wenigen, deren Arbeit es erfordert, daß sie unmittelbar an Ort und Stelle sind. Die Familien, die weit draußen auf dem Lande nicht wohnen mögen — und ihrer werden stets eine beträchtliche Menge bleiben —, wären in einer Mietshauszone anzusiedeln, die sich wie ein unregelmäßiger Gürtel von einzelnen Mietshausstadtteilen um die City legen würde. Jeder dieser aus Mietshäusern gebildeten Stadtkomplexe würde innere Einheitlichkeit dadurch erlangen, daß er im wesentlichen nur Mietshäuser gleicher Art enthielte, daß in ihm eine gewisse Gleichheit der Mietspreise herrschte. In diesen Mietshausvorstädten, die nach innen die City berühren würden, die nach außen vom Gürtel eines strahlenförmig ins Innere dringenden parkartigen Wald- und Wiesengeländes umgeben sein müßten, wäre die Höhe der Häuser auf wenige Stockwerke zu beschränken. Es dürften die Etagenhäuser nicht, wie bisher, als schmale, tiefe, mit Höfen und Doppelhöfen versehene Einzelgebäude errichtet werden; sie wären vielmehr blockartig zusammenzufassen, so daß große, von vier Straßen begrenzte Gebäudeeinheiten entständen. Durch eine solche Blockbildung würden die Wohnstadtteile nicht nur ästhetisch Entscheidendes gewinnen, weil eine Uniformierung der Straßenwände und eine Gliederung in bedeutende Baukomplexe die natürliche Folge sein würde, sondern es würde auch die Hygiene und Kultur des Wohnens dadurch außerordentlich gewinnen. Man würde in dieser Mietshauszone und in bestimmten Stadtteilen dieser Zone neben den nicht mehr in Vorder- und Hinterhaus abgeteilten Blockanlagen, mit einem einzigen gemeinsamen großen Gartenhof im Innern, großangelegte Einküchenhäuser finden, für solche Cityarbeiter und -arbeiterinnen, die auf einen halb hotelartigen Wirtschaftsbetrieb angewiesen sind, ohne auf ein eigenes Heim verzichten zu wollen; man würde Junggesellenhäuser und stiftartige Institute für alleinstehende Damen finden, Klubhäuser und Wohnhotels, Blocks von Beamtenhäusern und Komplexe von Arbeiterwohnungen.

Die Anlage der Straßen und Plätze in einer solchen aus City und Mietshausvierteln bestehenden inneren Großstadt könnte nur regelmäßig sein. Jede künstlich angelegte Stadt hat bisher noch den regelmäßigen Grundriß bevorzugt; man findet ihn im alten Alexandria, in den Fürstenstädten der Renaissancezeit und in den neuen Geschäftsstädten Amerikas. Der bewußte Städtebauer kann nicht künstlich romantisch und malerisch sein. Aber es würden die Straßen und Plätze trotzdem nicht mehr empfindungslos vom Zeichentisch aus angelegt werden, nicht überall in gleicher Breite, ohne Sinn für Verkehr und Bedürfnis. Denn die Disposition des Ganzen setzt schon soviel Wirklichkeitssinn voraus, daß auch das Einzelne der lebendigen Durchbildung sicher wäre. Selbst in der inneren

Stadt wäre bei solcher Gesamtdisposition die dem Wagenverkehr gesperrte stille Seitenstraße, die squareartige Anlage möglich, wenn die die innere Stadt öffnenden Hauptverkehrsadern, die großen „Ausfallstraßen", nur immer richtig angelegt und wenn die besten unterirdischen und oberirdischen Verkehrsmittel gewählt würden.

Diese Mietshauszone rings um die City dürfte allerdings immer nur als ein notwendiges Kompromiß betrachtet werden. Das natürliche Gegengewicht zur Arbeitsstadt ist als Wohnplatz der Vorort. Nicht der Vorort, wie er jetzt angelegt wird, nicht die von Terraingesellschaften gegründete Villenkolonie ohne rechte innere Ordnung. Die zu einer solchen City gehörenden Vororte hätten vielmehr in manchen Punkten den Gartenstädten zu gleichen, von denen in neuerer Zeit so viel die Rede ist. Sie müßten insofern den Charakter von kleinen Städten haben, als sie etwas stadtwirtschaftlich in sich Geschlossenes darstellen würden. Der Idee der Gartenstadt würden sie aber insofern widersprechen, als sie nicht ganz unabhängige, irgendwo im offenen Land gegründete Siedelungen großstadtmüder Menschen wären, sondern als sie durchaus notwendige Ergänzungen der City, organische Teile eines einheitlichen Großstadtgebildes und die Wohnplätze der die Großstadt bejahenden Menschen wären. In einer Entfernung von 15 bis 50 Kilometer und weiter noch vom Stadtkern, könnte man sich eine Menge solcher Vorortstädte, solcher Wohnstädte angelegt denken, die allesamt in sich geschlossene kleine Stadtindividuen wären, einerlei ob sie nun aus dem Kern alter Dörfer oder als etwas ganz Neues entstehen. Diese Vorortstädte wären durch Schnellbahnen bequem mit der City und durch mehrere Gürtelbahnen untereinander zu verbinden, so daß es von einem 50 Kilometer entfernten Wohnplatz in die City nicht weiter wäre, als es jetzt etwa von einem Ende Berlins zum andern ist. Es wäre diesen Städten der ländliche Charakter zu wahren. Nicht so, als ob eine künstliche Bäuerlichkeit zu erstreben wäre, sondern so, daß zu allem andern großstädtischen Komfort die freie Natur und die Ländlichkeit als der feinste Komfort hinzukommt. Würde im Zentrum der Großstadt prinzipiell der Hochbau herrschen, so würde in diesen Vorortstädten grundsätzlich der Landhausbau, der Bau von Einfamilienhäusern für Bürger und Arbeiter, einzeln oder reihenweis, gepflegt werden, während das hohe Etagenhaus baupolizeilich ganz auszuschließen wäre. Bei allen Häusern ohne Ausnahme müßte ein Stück Gartenland sein, zumeist bei den Kleinwohnungen, so daß der Besitzer oder Mieter die Möglichkeit zu einem privaten Obst- und Gemüsebau oder gar zu einer vergnüglichen und einträglichen kleinen Viehzucht hätte. Eine solche ländliche, aber doch großstädtisch komfortable Vorortstadt würde neben den Hauptstraßen wieder die Stiege, die Gartenwege und „Twieten" anlegen können, die uns in den alten Städten heute noch so unendlich wohltätig berühren. Das Land würde von allen Seiten mit Wald, Wiese und Garten in die Stadtanlage hineinblicken, ohne daß ein einziger Kulturwert der Großstadt aufgeopfert

zu werden brauchte. Neben den Großstadtarbeitern würde sich hier der für lokale Bedürfnisse arbeitende Handwerker ansiedeln; es wären mit Nutzen gewisse Fabriken, deren Betrieb Schmutz und Lärm nicht mit sich bringt, in diese Wohnstädte zu verlegen, so daß sie hier und dort wie von selbst zu Arbeiterstädten würden, in der Art, wie England und Amerika uns bereits Vorbilder zeigen und wie sich auch in Deutschland gesunde Arbeitersiedelungen den Fabrikbetrieben von Villeroy und Boch, Krupp oder Karl Schmidt, in Essen, Duisburg, Hellerau bei Dresden und anderswo schon anzugliedern beginnen. Es würde jede dieser Vorortstädte bei aller Abhängigkeit von der kommunalen Zentralregierung in der City ihre besondere Selbstverwaltung haben mit Rathaus, Kirchen, einem städtischen Theater, Vergnügungs- und Sportplätzen und anderen Geselligkeitszentren. Zum Kern solcher Vorortstädte könnte mit Glück eine Hochschule, ein Krankenhaus, eine Akademie oder sonst ein der großstädtischen Allgemeinheit dienendes Institut gemacht werden. Denn es würden die an diesem Institut als Angestellte, Schüler, Lehrer oder sonstwie Interessierten dann den Kern der auf höchstens 50000 Einwohner zu beziffernden Stadtbevölkerung bilden, und es würde eine stadtwirtschaftliche Idee, eine natürliche Interessengemeinschaft ohne weiteres gegeben sein, es würde jede Vorortstadt wie von selbst Eigenart ausbilden.

Denkt man sich eine monumentale Arbeitscity von einer Reihe solcher individualisierten Vorortstädte umgeben, so würden beide oben ausgesprochene Forderungen zu befriedigen sein. Einmal würde in der Gesamtanlage, die mit einem Durchmesser von 60—100 Kilometer zu rechnen hätte, der moderne Großstadtcharakter rein und rationell zum Ausdruck kommen; und zum andern brauchte keine wertvolle historische Entwickelungskraft aufgeopfert zu werden. Wenigstens nicht dem inneren Sinne nach. Zweifellos würde das Familiengefühl gesunden, wenn der größte Teil der Bevölkerung zwei Drittel ihrer Lebenszeit in freier Ländlichkeit verbrächte (denn die ungeteilte Arbeitszeit für den Geschäftsmann und Arbeiter würde sich unter diesen Umständen ganz von selbst einführen), wenn der Nachwuchs gesund und fröhlich auf den Spielplätzen, in den Wäldern und Wiesen aufwüchse und wenn sich die Familie im Einzelhaus enger wieder zusammenschlösse. Dem Deutschen ist ein tiefes Bedürfnis nach dem Besitz eines Stückchens Grund und Boden eigen. Er kann ohne Bodenständigkeit scheinbar nicht rechte Geisteskultur haben. Vor allem sehnt sich der Arbeiter mit allen Instinkten aus dem Proletarierelend der Städte fort zu würdigeren Daseinsformen. Jeder deutsche Arbeiter ist im Instinkt gut bürgerlich und im Wunsche ein kleiner Grundbesitzer. Das beweist ein Blick schon auf die großstädtischen Laubenkolonien, die den Eingesperrten kärglichen Ersatz für das bieten müssen, was sein könnte. Die Vorteile des Besitzgefühls oder des Bewußtseins der Bodenständigkeit, wie selbst langfristige Mietskontrakte es schon geben

könnten, die Vorteile eines gesunden halbländlichen Lebens und die erneute Berührung der rein geldwirtschaftlichen Sphäre mit der naturalwirtschaftlichen würden sich nach wenigen Generationen schon bemerkbar machen. Vor allem im Erstarken des heute durch die wirtschaftliche Inanspruchnahme fast aller Familienglieder arg darniederliegenden Familiengefühls; und damit dann auch in einer entschiedenen Kräftigung der Familienwirtschaft. Der Großstädter von heute ahnt nicht einmal, wieviel zur Kräftigung des Familiengefühls Eigenhaus-, Gartenbau- und Hauswirtschaftsinteressen beitragen können. Ein sich erneuerndes Familiengefühl würde unmittelbar dann aber auch einen Aufschwung des Stadtgefühls nach sich ziehen. Die materiellen und sittlichen Vorteile der Stadtwirtschaft würden dem Einzelnen wieder erreichbar werden, wenn die weltwirtschaftlichen Arbeitsinteressen von den Wohninteressen reinlich geschieden würden. Der Bewohner solcher Vorortstädte würde ein natürliches Interesse an der Entwickelung seines Gemeinwesens haben, als Grundbesitzer und als ein dauernd Ortsansässiger; er würde sich als Bürger eines endlich wieder übersehbaren Stadtgebildes fühlen, und die Folge würde eine klarere Gliederung nach Stand und Wert des Einzelnen sein. Aus dem neuen Stadtgefühl, das aus dem Wohnort einen kleinen Mittelpunkt der Wohn- und Lebenskultur zu machen versuchen würde, aus Besitzinteresse und Erbrecht müßte sich dieses Stadtgefühl wie von selbst ergeben, so daß die Besten wieder Anteil nehmen würden an den kommunalen Verwaltungsfragen. Und daraus würde dann gleich auch ein höheres Staatsgefühl werden. Vom verflachenden Großstadtliberalismus würde der Großstadtbürger fortschreiten zu einer neuen Art von Konservativismus. Darum sind nicht nur die Großstadtverwaltungen heute an einer konsequenten Ausbildung der latenten Großstadtidee interessiert, sondern ebenso sehr ist es der Staat, der gesunde und konservativ denkende Staatsbürger braucht. Der Kleinbürger, der Hausbesitzer ist, der Arbeiter, der ein Schwein dick füttert und seine Kartoffeln selbst pflanzt, der Fabrikant und Kaufmann, der seine Familie in gesunder Ländlichkeit aufwachsen sieht und wirklich wieder in seinem Hause zu einem Familienoberhaupt wird: sie alle können gar nicht anders, als im Grunde ihres Wesens staatserhaltend fühlen und denken. Unter dem Partikularismus aber, der sich in den Vorortstädten so entwickelte, würde das moderne Großstadtbewußtsein nicht leiden. Denn einmal sind die weltwirtschaftlichen Interessen in der Großstadt so stark, daß sie von Seiten des Geschäftlichen schon alle Einwohner fest verknüpfen; und sodann würden sich ja die einzelnen Vorortstädte niemals vom gemeinsamen Zentrum losreißen, würden es niemals können, weil die Beziehungen in der City und mit der City täglich neu geknüpft werden. Es würde auch keine Rivalität unter den Vorortstädten zu befürchten sein, weil jede einzelne wie ein Individuum einen bestimmten Charakter zeigen und weil eine jede in den entscheidenden Fragen doch von der

Zentralgewalt regiert würde. Oder es würde doch nur eine fruchtbare, kulturfördernde Rivalität sein.

Die Großstadt wäre dann nicht mehr, wie sie es jetzt ist, eine unnatürlich erweiterte, formlose Stadtwirtschaft, sondern ein Verband von vielen kleinen Stadtwirtschaften. Dezentralisation würde herrschen unter der Obergewalt einer Zentralidee. Die Großstadt würde zu einer Art von Stadtstaat. Und sie wäre als solcher mächtig wie ein Staat. Die Zellen könnten sich unendlich noch vermehren: ihre natürliche Funktion wäre sichergestellt. Die Traditionskraft der Stadtentwickelung bliebe erhalten, und doch würde die Großstadt erst dann auch zu einem rechten Kristallisationspunkt der Weltwirtschaft. Sie würde nationaler, als sie ist, und doch zugleich auch mehr Weltstadt. Es hat sich auf allen Gebieten moderner Organisation die Partikularisierung zu zentralistischem Endzweck am besten bewährt; auch die Großstadt wird früher oder später nach dieser Erfahrung handeln müssen. Nicht um einen Ausweg zu finden aus den Übergangswirren, sondern um den einzigen bedeutenden und hoffnungsvollen Entwickelungsweg zu neuer Größe einzuschlagen.

Eine solche Ausgestaltung der latenten Großstadtidee fordert allerdings eine Bevölkerung, deren Bewußtsein tief durchdrungen ist von ihrer historischen Mission; und sie fordert Stadtverwaltungen, die sich von einem selbstherrlichen Zielwillen größten Stils leiten lassen. Ohne eine monumentalische Ausgestaltung des Selbstverwaltungswesens, das sich jetzt auf längst nicht mehr genügenden Grundlagen aufbaut, kann es nicht einmal einen Anfang bedeutender Art geben. Was die großstädtischen Gemeindeverwaltungen heute als ihre Pflicht begreifen, das gipfelt immer in einem lahmen Einherhinken hinter dem Unvermeidlichen. Es kranken alle diese Verwaltungen an einem sentimentalen Liberalismus, der zu höheren Aufgaben untüchtig, der regierungsunfähig macht; sie leiden an einer demokratischen Überzeugungstreue, die unschöpferisch ist. Man findet in den Großstadtverwaltungen politische Überzeugungen, aber nicht den wichtigeren kommunalen Willen, der der Despotie und der drakonischen Entschließung fähig ist. Eine Großstadt aber, die, wie oben geschildert, aus vielen einzelnen Stadtwirtschaften bestände, würde im Zentrum des Stadtstaatswesens die freigewählte Despotie fordern. Sie könnte nur von Oberbürgermeistern regiert werden, denen eine große, ganz reale Regierungsgewalt anvertraut ist; wie denn auch nur eine mächtige Persönlichkeit diese neue Großstadt dem Staat gegenüber so vertreten könnte, wie es nötig ist: als eine Macht, die wie ein kleiner Staat, wie eine Provinz behandelt sein will.

Die Aufgaben der Stadtverwaltung in der idealen Großstadt werden deutlich, wenn man sich den Erfahrungssatz vor Augen hält, daß der „Einfluß der Zentralgewalt über den subjektiv spekulierenden Willen um so unentbehrlicher ist, je dichter die Menschen wohnen" und daß eine konsequente Vergemeindung und

Monopolisierung überall dort zur Notwendigkeit wird, wo der Einzelne durch eigene Kraft der Verhältnisse nicht Herr zu werden vermag und wo es sich um die Interessen der Allgemeinheit handelt. Mit Recht fordert das moderne weltwirtschaftlich gerichtete Leben Selbständigkeit, Freiheit und Individualismus in allen Unternehmungen, die der persönlichen Initiative nicht entraten können; es fordert aber ebenso unzweideutig die straffe Organisation und die soziale Unterordnung des Einzelnen, wo es sich um Gesamtinteressen handelt. Die Organisation der Großstadt ist eines der obersten dieser Gesamtinteressen. Darum muß die Stadtverwaltung viel mehr noch als bisher in ihrer Hand das gesamte Schul-, Gesundheits- und lokale Rechtswesen halten, muß die Stadt zur unumschränkten Herrin aller Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke machen und die Fäden des gesamten lokalen Verkehrs lenken; sie muß im Besitz wichtiger Monopole sein, muß Zufuhr und Verkauf der Nahrungsmittel regulieren können, muß Eigentümerin der Apotheken, Volksküchen und Schlachthäuser sein, der wichtigsten Theater und Bibliotheken, der städtischen Museen und aller anderen Kulturmittel; sie muß großen Sinnes einen modernen Zunftzwang auszuüben wissen, mit dem Ziel umfassender Berufsorganisation und neuer Berufsethisierung; sie muß Wege finden, dort, wo es sich um allgemeine Interessen handelt, alle Wuchergewinne und Monopolprivilegien aufzuheben, muß Einfluß haben auf das Kreditwesen, muß eine gründliche Bodenreform anbahnen, muß mit Hilfe großer Baugesellschaften eine machtvolle Baupolitik treiben und so eine wahrhafte Städtegründerin werden. Die Stadt muß endlich zu der ersten Besitzerin und damit zur unumschränkten Herrin des städtischen Bodens werden. Ist die Kommune die ausschlaggebende Grundeigentümerin und gibt sie, auf Wuchergewinn verzichtend, an die Einzelnen den Boden in Erbpacht oder Erbmiete ab, so daß den Individuen eigentlich nur die Gebäude gehören, während der Boden der Allgemeinheit verbleibt, so sind die Folgen gleich unabsehbar. Und es kämen die Gemeinden noch heute auf ihre Kosten, bei solcher Milliardenpolitik, wenn sie rechtzeitig den Boden der künftigen Vorortstädte erwürben, sich gesetzlich überall das Vorkaufsrecht sicherten und das Enteignungsverfahren auf neue Grundlagen stellten. Ist die Kommune die erste Bodenbesitzerin, so gibt es keine Bodenspekulation mehr; denn man kann nicht gegen sich selbst spekulieren. Und ginge diesen Neugestaltungen eine vorurteilslose Eingemeindungspolitik großer Art voraus, die dem Großstadtstaat die innere und äußere Einheitlichkeit verbürgte, so stände die Stadtregierung da wie das Gewissen und wie der Wille der ganzen Bevölkerung; das große Gemeinwesen trüge in all seiner konsequenten Modernität Züge einer neuen Klassizität.

Die Macht erst gibt das rechte Verantwortlichkeitsgefühl. Es ist darum den Großstadtverwaltungen nichts so sehr nötig, als daß sie mächtig werden. Es braucht der moderne Mensch nicht zu erschrecken, daß diese Macht ihn entrechten

könnte, daß seine innere Freiheit darunter litte. Nicht eine Großstadtbevölkerung von Abhängigen, von Kommunalbeamten ist ja das Ziel, sondern eine Bevölkerung, in der jeder Einzelne fühlt, wie er fürs Ganze da ist, wo die kommunale Gebundenheit nur um so fähiger macht, den Blick frei aufs Nationale und Weltwirtschaftliche zu richten, wo man die Freiheit, die man als Stadtbürger ja opfern sollte, als Staatsbürger gewinnt und wo alles politische Denken und Tun von der Werktätigkeit, von Haus und Wohnort seinen Ausgang nimmt.

In Deutschland wird das hier in flüchtigen Umrissen umschriebene Ideal einer Großstadt sehr schwer nur zur Wirklichkeit werden können. Der historische Werdeprozeß unserer Städte und alles, was im Übergang der letzten Jahrzehnte schon entstanden ist, steht der Reinlichkeit einer solchen Neubildung entgegen. Jede Stadt ist ja auch wieder ein Individuum für sich; und wenn auch das Ziel der Entwickelung nur am Typus aufgezeigt werden kann, so muß doch stets in Rechnung gezogen werden, daß in jeder Stadt besondere Bedingungen zu berücksichtigen sind. Und in Deutschland sind dieser Sonderbedingungen eben besonders viele, im Gegensatz zu Amerika etwa, wo die Großstädte in wenigen Jahrzehnten neu entstehen, wo sie wirklich „gegründet" werden. In Deutschland wird man sich zu einer ganz konsequenten Dezentralisierung nur schwer entschließen, weil die alte Stadtromantik allen tief im Blut sitzt und von den alten Stadtzentren nicht loskommt.

Andererseits ist jenes Ideal auch bei uns latent in jeder werdenden Großstadt schon enthalten. Es tritt nirgend rein und nirgend schon bewußt hervor; aber es ist in Verkleidungen da und setzt sich in Gestalt von tausendfachen Kompromissen langsam und wie in Heimlichkeit durch. Die Idee neuer Ordnung ist auch bei uns da als eine Unterströmung. Dem Architekten macht freilich gerade dieser dualistische Zustand endgültige Lösungen unmöglich. Möchte er ein Gelände weit vorausschauend aufteilen, so stehen ihm törichte Sondervorschriften im Weg, oder es hindert ihn das fast überall noch ungelöste Problem der Eingemeindung; hat er neue Ideen für Vorortanlagen oder für den Mietshausbau, so widerspricht seinen Sachgedanken entweder das Geschäftsinteresse von heute, oder es hindern ihn antiquierte Bestimmungen der Baupolizei. Wo er ein Vertrauensmann der Gemeindeverwaltungen sein sollte, ist er ein in den Kampf von Angebot und Nachfrage kapitalistisch Verwickelter, der zur Spekulation und zum Unternehmertum förmlich gedrängt wird. So kommt es, daß die neuen Baugedanken auch in seinen Werken meistens als nur halb bewußte Tendenzen sichtbar werden. Und dieser Umstand macht es dann nötig, auch bei einer Betrachtung von Einzelleistungen der modernen Architektur immer wieder auf den Idealtyp der Großstadt zu blicken. Denn nur an diesem, wenn auch imaginären, so doch auf höhere Wirklichkeiten weisenden Ganzen kann das an

Zufälligkeiten und Kompromissen mannigfaltiger Art klebende Einzelne mit Erfolg gemessen werden. Der Stilwille der Zeit wird nur in dem Maße erkennbar, wie sich die einzelnen Bauwerke auf jenes Großstadtideal beziehen. Nur dem Blick auf eine wenn auch in manchem Zug utopisch scheinende Entwickelung treten die Formen des zukünftigen städtischen Mietshauses, die Gestalten des Geschäftshauses und der Cityarchitektur aus dem Chaos des Überganges deutlicher hervor. Nur wer an die Entwickelung von Vorortstädten glaubt, kann sich begründete Gedanken über eine neue Landhausbaukunst, über moderne Einfamilienhäuser und ländliche Arbeiterwohnungen machen; nur wer an eine die weltwirtschaftliche Arbeit vom stadtwirtschaftlich regierten Wohnort prinzipiell scheidende Lebensform glaubt, wer in der Stadt an die Gesundheit des Landes denkt und auf dem Land an die Kultur der Stadt, nur wer an eine neue griechische Bürgerlichkeit glaubt und an ein neues Stadtbewußtsein nationaler Art, kann den rechten Standpunkt vor Bestrebungen gewinnen, wie die es sind, die das Innere unserer Wohnungen umzugestalten suchen; und nur wer unsere Zeit als den Anfang einer großen Epoche nimmt und nicht als ein Ende, kann die Idee des „neuen Stils" in der Baukunst mit genügendem Fernblick erfassen.

Nur die Großstadt kann die Stätte sein, wo der Kampf um eine neue Baukunst in allen ihren Teilen ausgetragen wird. Bevor darum das Gesamtgebilde nicht rein gedacht und der Wirklichkeit bewußt zugeführt wird, kann von endgültigen Siegen der modernen Baukunst nicht gesprochen werden. Wohin immer der Blick in dieser Übergangsepoche sich auch richtet: er fällt auf Anfang und Versuch, auf Kampf und Ringen.

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Sechste Fortsetzung)



Mitunter brach in der kleinen Gemeinde, die in der einsamen und verrufenen Mühle sich immer wieder versammelte, wirklich ein dem Wahnsinn verwandter Zustand aus, was übrigens den nicht wundern wird, der da weiß, was allein nächtlicher Trunk und Gemeinsamkeit aus Menschen hervorzulocken imstande ist. Diese Armen waren zwar alle nicht an einen regelmäßigen Schlaf gewöhnt, aber das „wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!", jener Rat des Heilands, der als ein Gebot immer wieder von den Scharfs verkündet und befolgt wurde, hatte das Nervenleben der Brüder begreiflicherweise überreizt und gewissermaßen heruntergebracht. Wenn sie nun endlose Stunden und stundenlang vor Mitternacht und nach Mitternacht sich in den Ausmalungen ihrer höllischen oder himmlischen Wahngebilde ergangen hatten, wobei bis zur Höllenfahrt Christi, vom Ölberg über die Geißelung, öffentliche Darstellung, Kreuztragung, Kreuzigung bis zum Erdbeben, zur Sonnenfinsternis und dem Zerreißen des Vorhangs im Tempel alles, mit der starken Phantasie solcher Leute, fast tatsächlich wieder durchlebt wurde, so kam es vor, daß sie alle gemeinsam in Schluchzen ausbrachen, sich mit den Fäusten gegen die Stirne schlugen, die Bärte rauften und die Asche aus dem Ofenloch über sich streuten.

Die Kraft irgendeines Dinges und so auch die Kraft einer Seele, eines Irrtums, eines Wahnes entwickelt sich an seinem Widerstand. Die Männer der Talmühle, unter denen nur hie und da eine Frau erschien, waren sich dessen recht wohl bewußt, daß ihre kleine Gemeinschaft von dem feindlichen Ozeane der Welt umgeben war. Ein solches Bewußtsein steigerte aber ihr Selbstgefühl, das in der traditionellen Demut christlicher Sekten, die sie anstrebten, keineswegs unterging. Das lutherische Wort von der „Seligkeit allein durch den Glauben" mußte unter den Talbrüdern dazu dienen, Augenblicke der Schwäche im Glauben an Quint und seine göttliche Sendung zu überwinden. Das Treiben der Brüder der Talmühle dauerte wochen-, ja, alles in allem, monatelang. Der Schneider Schwabe hatte sich wieder angefunden, ebenso sein Schwager, der Weber Zumpt. Einer der regsten und tätigsten Brüder war jener Hufschmied John, der im Hause Zumpts die Betstunde leitete, als Martin und Anton Scharf, begleitet von Schwabe und dem böhmischen Josef, erschienen und ihnen schließlich den Heiland verkündeten. Den ersten Schritten zu fester Gemeinschaft, die im Hause des Zumpt durch die Begründung von einer Art Gotteskasten getan worden waren, wurden in der Talmühle weitere angefügt. Quint und sein Wahn wurden tatsächlich hier im voraus auf rührende Weise finanziert. Die Brüder Scharf legten den Rest ihrer ganzen Barschaft in den Gotteskasten. Der Hufschmied John hatte seine Schmiede verkauft und einen Teil des Erlöses in die Kasse

gelegt. Das Vermögen der Talbrüder, das von Martin verwaltet wurde, hatte bereits eine für geringe Leute gewaltige Summe erreicht und blieb durch den Zufluß vieler geringer Beträge ständig im Wachsen.

Unter den Brüdern befand sich auch ein ehemaliges Mitglied der Heilsarmee: ein sehr dürftig gekleideter „Kapitän", der aus der Gegend von Bromberg gebürtig war und noch die verblichenen Abzeichen seiner Würde an sich trug. Der Mann, wegen Betrügereien mehrfach bestraft, war dann durch weibliche Offiziere der Heilsarmee erweckt und gerettet worden. Gutmütig, über dreißig Jahre alt, gehörte Dibietz jener von den Psychiatern als minderwertig bezeichneten Menschenklasse an. Eines Tages war er erschienen und hatte, wie gewöhnlich, auch in der Talmühle jene gelinde Form der Bettelei ausgeübt, die im Angebot und Verkauf des „Kriegsrufs" besteht. Bei dieser Gelegenheit war er von der Versammlung zum Anhange gemacht worden. Dibietz war den Brüdern sehr nützlich. Er brachte ihnen nicht nur den systematischen Orgiasmus der Heilsarmee, ihre Lieder und ihre Schlagworte mit, sondern auch manchen Rat für eine zukünftige Organisation. Er war im Dienste der Heilsarmee in den verschiedensten Teilen Deutschlands verwendet worden und indem er davon erzählte und von der Menge derer, Männlein und Weiblein, die er kannte und die alle dem Rufe „Christ ist erstanden!" entgegenwarteten, gab er der Enge ihres Gesichtskreises eine gewaltige Erweiterung. Unter den Talbrüdern gewann er sich bald eine Art praktischer Führerschaft, obgleich sie sich ganz entschieden gegen die Kindereien des Heilssoldatenspiels abschlossen und sogar den Rock mit den Abzeichen eines Tages hinter der Mühle verbrannten, den er an sich trug.

Will man sich von der geistigen Atmosphäre, in der die Talbrüder lebten, einen Begriff machen, so muß man sich in eine Zeit zurückversetzen, wo Freizügigkeit und Eisenbahn noch nicht vorhanden und der vlämische Fuhrmann so wie die Postkutsche den Verkehr in die Ferne und aus der Ferne vermittelten: denn, obwohl Eisenbahn und auch Telegraph bereits bestanden, waren doch unter den Talbrüdern ganz wenige, die ein Leben außerhalb des narkotischen Brodems ihrer Heimatscholle kennen gelernt hatten. Nun ist lange noch nicht genügend erkannt, welche Bedeutung die Phantasie im Leben jedes und ganz besonders des einfachen Menschen hat. Die Phantasie ist des Menschen Mantel. Die Phantasie ist das, was der Geist erzeugt und wovon sich die Seele des Menschen nährt. Die Seele auch des verknöchertsten Mannes nährt sich aus den Schätzen der Phantasie, trotzdem er sie bekämpft und gering schätzt, wie die Lunge von Luft: und sofern es dem Manne gelänge, eben die Phantasie zu ersticken, so stürbe sein Geist: — und auch seine Seele, so wie sein Körper verfiele unrettbar dem Erstickungstod. In dem Bereiche der Phantasie wohnt dem Menschen der Mensch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demselben Bereiche

schweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmensch ist in eine bunte gebärende Wolke eingeschlossen, eine Wolke, die jeder nur um sich selber, nicht aber an seinem Nebenmenschen sieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen gebärenden Phantasmagorie umgeben ist.

Das größte soziale Bindemittel ideeller Natur ist immer ein gemeinsames Gebilde der Phantasie. Das wissen diejenigen sehr genau, die aus einer Vielheit von Menschen eine gefügige Einheit herstellen wollen. Solche staatenbildende Unterjocher und Herrschernaturen bedienen sich jener Männer, die, mit fanatischer Phantasie begabt, den Glauben an ihre Träume besitzen, fordern und durchsetzen, wodurch denn bei der Masse das gemeinsame Heiligtum errichtet wird, für dessen Erhaltung ihr bald, während langer Zeitperioden, kein Opfer zu kostbar ist.

Aber das Geistesleben gebildeter Völker gleicht, wie gesagt, einem ungeheuren Quellgebiet der Phantasie, das von den Wassern des Himmels, keineswegs aber nur aus der einen, gleichsam offiziellen Quelle Nahrung erhält. Es leidet an ewigen Überschwemmungen. Große Menschenmengen, geschart um das eine phantastische Heiligtum, bilden doch unter sich zahllose Sekten um ihre besonderen Tempel, Götter und sonstige Werke der Phantasie: wie denn Sektengründung, Sektenkampf, Sektenglaube und Sektenfortschritt die Signatur des modernen kulturellen Lebens ist.

Die Sekte der Talbrüder mit dem phantastischen Wahne des nahen tausendjährigen Reiches, einer zweitausend Jahre lebendigen Vorstellung als Untergrund, mit Quint als dem heimlich wiedererstandenen Heiland, glich jenen, wie sie während des langen Mittelalters in zahlloser Menge entstanden sind. Es hat noch im jüngst beschlossenen Jahrhundert Sekten gegeben, deren Keim ein weit wilderer Irrtum im Bunde mit dem Betruge eines hysterischen Menschen gewesen ist, und die sich zu glänzender Blüte entfalteten: man denke an die Brille „Urim und Thummim" des Josef Smith und an seinen Fund der Mormonenbibel. Die mormonische Sekte war allerdings nur möglich in dem nüchternsten und zugleich abenteuerlichsten aller Weltteile, Amerika. Aber die Talbrüder waren dafür auch reiner und tiefer im alten christlich-europäischen Glaubensboden verwurzelt. Man weiß, daß Wahnsinn ganze Völker ergreifen kann, um wie viel mehr solche kleine Gemeinden. Es ist ein psychisches Fieber, das sich fortwährend steigert durch Ansteckung. Kindlein, liebet euch untereinander: gemeinsamer Glaube, gemeinsamer Irrtum, gemeinsamer Wahn nähren eine gemeinsame Liebesflamme, die, je nachdem, leuchtend, wärmend oder auch fressend ist und in deren Glut mitunter auch Götze und Tempel verbrennen. Die Brüder beteten, hatten Gesichte, deuteten Träume, legten Sündenbekenntnisse ab. Es kamen auch Kranke, denen sie durch Handauflegen zu helfen glaubten. Herrnhutische Büchelchen, Losungen und Lehrtexte fanden

den Weg in ihren Kreis: aus ihnen, so wie aus der Bibel, stachen sie Stellen und orakelten. Natürlich liefen auch einige mit, die mehr freiwillig, als aus innerer Notwendigkeit in diesen Wahnsinn hineinwuchsen, der ihnen eine ungeahnte Erhöhung ihres Daseins gab, andere wurden betört durch den Reiz der Heimlichkeit.

Dibietz, Anton und Martin Scharf, sowie Schmied John und der Müller Straube bildeten einen engeren Ausschuß und zogen sich öfters, zu besonderer Beratung, in ein Hinterzimmer der Mühle zurück. Hier, über dem Rauschen des Mühlenrades, nahm der Wahn seine festesten Formen an, obgleich der Müller später bei seinem Verhör das Bekenntnis ablegte: er habe eigentlich seltsamerweise alles immer zugleich geglaubt und auch nicht geglaubt. Es wurde späterhin durch Gerichtspersonen, die Haussuchung hielten, in der Schublade des Beratungstisches im Hinterzimmer ein liegen gebliebenes Schriftstück entdeckt, das, in der Handschrift des Dibietz, das Glaubensbekenntnis der Talbrüder darstellte. Es wich von dem allgemeinen protestantischen Glaubensbekenntnis nur in wenigen Punkten ab und zwar in Artikel sieben bis zehn. Der siebente lautete: „Wir glauben an die Kräfte und Gaben des ewigen Evangeliums, das heißt, an die Gabe des Glaubens, der Erkenntnis von Geistern, der Prophezeiung, der Offenbarung, der Gesichte, der Heilkraft, der Zungen und der Verdolmetschung der Zungen, der Weisheit, der Barmherzigkeit, der Bruderliebe." — Folgender war der achte Artikel: „Wir glauben, daß das Geheimnis vom Reiche Gottes bis heut noch nicht offenbart ist. Wir glauben und wissen aber: die Stunde der Offenbarung ist nahe. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt. Fürwahr, er trägt weder Gestalt noch Schöne, sie aber halten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wäre. Es sind solche unter uns, denen der Geist gegeben hat, ihn mit leiblichen Augen zu sehen. Dieser wird das Geheimnis verkündigen. Er ist der Verachtetsten einer unter den Menschen, wir aber loben seinen Namen: Emanuel." Wichtig ist noch der neunte Artikel: „Wir glauben an die Aufrichtung Zions und die tausendjährige Herrschaft Christi auf Erden in paradiesischer Herrlichkeit. Und wir glauben, daß wir, die mit Wachen und Beten hier Versammelten, den leiblichen Tod nicht sterben werden, bevor der Herr seine Verheißung wahr macht."

Die Brüder vergruben sich in die Bibel. Wer lesen konnte, nahm je nachdem die Evangelien, die Epistel oder die Offenbarung des Sankt Johannes vor. Sie forschten im Neuen Testament, sie forschten im Alten und alles natürlich gliederte sich in betörender, überraschender Weise zur Bestätigung ihres Irrwahns ein. Es blieb nicht aus, daß sie um das Licht der Erkenntnis bei ihren Forschungen beteten, und daß der Satan ihren Deutungen meist fälschlich den sicheren Frieden der Wahrheit gab. Nach der Meinung der Brüder war ihr

verborgenes Leben ein wahrhaft evangelisches Dasein der täglichen Heiligung. Sie verrichteten, wie gesagt werden muß, täglich die Zeremonie des Brotbrechens, und jedesmal, wenn sie zu tafeln begannen, tranken sie aus einem bestimmten Becher den Erinnerungswein des Abendmahls. Diese Tatsache erregte, als sie später bekannt wurde, sicherlich nicht mit Unrecht, ganz besonderes Ärgernis. Allein man wird als mildernden Umstand gelten lassen, daß es in wahrer Ekstase und in jener wundergläubigen, legendären Einfalt geschah, die eine törichte Glaubenshandlung der Armen im Geist zuweilen zu einer Gott wohlgefälligen Handlung umbildet und Gnade vor seinen Augen finden läßt.

Wenn jemand die Talbrüder in ihren Andachten beobachtet hätte, er würde zuweilen Eindrücke aufgenommen haben verbunden mit einer wahrhaft frommen Erschütterung, wie sie uns etwa aus den plastischen Werken der deutschen Gotik oder aus den Reliefs im Naumburger Dome zuteil werden. Maler und Plastiker der kirchlichen Kunst hätten sich vor einer Sammlung alter, wundervoller Modelle gesehen, aus niederem Stande, derb und treuherzig, wodurch ihnen vielleicht etwas von jener frommen Einfalt und Kraft wieder zuteil geworden wäre, die in den deutschen Werken des Mittelalters so unwiderstehlich wahr und erhebend ist.

Im Kreise der Brüder wurde natürlich das Geheimnis des Reiches auch vielfach vermutungsweise ausgestaltet. Die tätige, unverbrauchte Phantasie der versammelten Gläubigen ließ ein geduldiges Harren auf die Erfüllung ihrer glühenden Hoffnung nicht zu. Sie hatten, ohne daß sie es sich selber eingestanden, auf diese Erfüllung, wie auf eine Karte, ihr ganzes Vermögen gesetzt, und wußten, daß sie es einbüßen mußten, sofern das Spiel, das sie spielten, verloren war: — und so mußte es kommen, daß mit Bezug auf dies Anlagekapital Sorgen und Kümmernisse, Fragen und Antworten laut wurden. Das Herz der Besitzer hing noch daran, und es wurde nicht selten durch die Anwartschaft des tausendjährigen Himmels auf Erden beschwichtigt.

In dieser Beziehung leuchtete der prophetische Geist des Schneiders Schwabe allen voran. Er, als Katholik, hatte die gewaltige Phantasmagorie des katholischen Himmels in seiner Seele von der heiligen Anna, als Mutter der Mutter Gottes, an, über die Mutter Gottes zu Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist, zu den zwölf Aposteln und allen Heiligen, zu Engeln und Erzengeln, zu Cherubim und zu Seraphim und an die Fülle unbegreiflicher Bilder gewöhnt, haftete seine Seele nun mit verzehrender Sucht am Buche der Offenbarung Johannis und setzte sich selber gleichsam, und zwar mit tausend Kratern des Weltuntergangs, in Brand, um darin die Erneuerung zu verkünden.

In rührender Weise regte sich nun unter diesen Leuten, die sich alle für Auserwählte hielten, Eifersucht. War doch vorerst das Paradies nichts weiter, im ersten Jahrtausend seligen Daseins, das ihnen bevorstand, als die von Mängeln

befreite alte, geliebte Erdenwelt, wo endlich die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein würden, nach der Verheißung. Deshalb genießt wohl hauptsächlich die Idee des tausendjährigen Reichs bei den Enterbten und Entsagenden dieser Welt ihre besondere Popularität. Statt ihrer gezwungenen Entsagung und Enterbung setzen sie eine Art Freiwilligkeit, für die sie sich dann die Erbschaft und die Fülle sinnlichen Lebens, auf die sie verzichtet zu haben behaupten, hundertfältig, und wenn auch nur in der Einbildung, und zwar in gangbarer irdischer Münze zurückerstatten ließen. Da wollte nun natürlich insgeheim jeder dieser armen Schlucker der Erste und nicht der Letzte sein.

Die Mitglieder der Gemeinschaft der Talbrüder hatten den Schritt ins Außergewöhnliche nun einmal getan. Der Gang der Gewohnheit ihres täglichen Lebens war nicht mehr und konnte ihr Dasein nicht mehr regulieren. Sie feuerten sich zudem mit schlecht verstandenen Bibelworten wie diesen an: „Wer die Hand an den Pflug leget und schauet zurück, ein solcher ist nicht vom Reiche Gottes“. Sie waren entwurzelt und der fast immer irgendwo in der Mühle zum Rauschen des Wassers hörbare Kirchengesang tat natürlich das Seinige, um die Füße der Schwärmer mehr und mehr vom Boden und von jeder irdischen Möglichkeit loszulösen.

Besonders oft intonierten sie ein gewisses Tränenlied, eine wahrhafte Schwelgerei in zehn endlosen Strophen voller Tränen und Tränen. Es nimmt sich wie ein tropfender, träufelnder, alles durchnässender, grauer, alles schmelzender Regen aus:

„Tränen, Tränen, lauter Tränen
Ist der Christen Leben hier.
Die sich nach dem Himmel sehnen,
Gehn in Tränen für und für,
Tränen-Speise, Tränen-Trank,
Tränen unser Leben lang.
Wer der Menschen will erwähnen,
Der muß sagen: Tränen! Tränen!“

Und so ging es fort.

Der letzte der Verse aber lautete:

„Tränen, o ihr lieben Tränen!
Nun es sei der Schluß gemacht,
Ich will eurer nur erwähnen,
Als der schönsten Christen-Pracht.
Wer hier Tränen säen will,
Erntet dort der Tränen viel.
Denn die Tränen dieser Erden
Müssen dort zu Thronen werden.“

Nach solchen Tränen kam dann der Aufschwung.

„Seele, mach dich heilig auf, Jesum zu begleiten, gen Jerusalem hinauf, tritt ihm an die Seiten," sangen die Talbrüder. Oder sie sangen: „Seele, raffe dich zusammen, flügele dich mit reinen Flammen, fleug in Jesu Wunden ein." Ein Lied, das sie dann ebenfalls mit Vorliebe erschallen ließen und das besonders oft vom Ruf des Pirols, vom Schmätzen des Rotkelchens und vom Gepiepse der Finken und Meisen in den Büschen und Baumgruppen um die Talmühle begleitet wurde, war die Numero Fünfhundertzweiundvierzig eines evangelischen Gesangbuches, gedruckt zu Breslau siebzehnhundertundneunzig durch Gottlieb Korn, cum privilegio regio privativo. Und es kamen darin diese Verse vor: „Sehet, welch ein Mensch ist Gott! Sehet Gottes Klagen! Sehet seiner Seele Not! Seht sein Zittern, Zagen! Seht, wie Gott so kläglich tut: Seht sein Herze klopfen." So ging es fort mit der Wiederholung „Sehet, welch ein Mensch ist Gott!" gesungene Worte, die geeignet waren, gerade mittels des inbrünstig schwebenden Gefühlselements und durch die derbe Realität, die sie aussagten, Illusion und Realität, Himmel und Welt zu vermischen und den Glauben an Quint zu stärken — „sehet, welch ein Mensch ist Gott!" — der den berauschten Schwärmern tatsächlich so der ersehnte Heiland ward.

Quint war aus dem Krankenhause entführt worden und die Brüder hatten erst nach fünf bis sechs Wochen erfahren, daß ihm durch das Gurauer Fräulein in der Gärtnerei ihrer Herrschaft Miltzsch Unterkunft gewährt worden war. Martin Scharf wurde dorthin als Bote entsendet, aber Emanuel Quint hatte den Boten mit der allerbestimmtesten Weisung an die Brüder, sich still zu halten, zurückgesandt. Wachet, hatte der von den Brüdern verehrte Meister gesagt, aber gehe jeder an seine Geschäfte. Etwa ein oder zweimal in der Woche versammelt euch. Wenn aber die Stunde gekommen ist, will ich euch rufen.

Vierzehntes Kapitel

Gleichsam zur Nachkur hatte das Gurauer Fräulein Emanuel Quint in der Gärtnerei ihrer Herrschaft Miltzsch untergebracht. Gern und gelassen war durch Emanuel ihr Vorschlag, der seine neue Unterkunft betraf, angehört und befolgt worden. Der Schloßgärtner, der übrigens alle Gärtnereien und Parkanlagen auf den Besitzungen des Gurauer Fräuleins unter sich hatte, hieß Heidebrand. Er war, wie alle Angestellten des Fräuleins, ein protestantischer, gottesfürchtiger Mann, der zudem über die mit Rosen besponnene Haustür die Bibelworte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" gesetzt hatte.

Das altertümliche Gärtnerhaus war früher das Schloß der Herrschaft gewesen und ein idyllischer Aufenthalt. Dickstämmiger Efeu bedeckte die Mauern mit zweierlei Blättern und langte mit winzigen Kinderhändchen junger Schosser in das freundliche Giebelzimmerchen Quints hinein. Eine Zentifolienzüchterei,

darin immer mehrere Burschen arbeiteten, war im Vorgarten untergebracht. Es gab einige endlose Reihen von Glasfenstern. Die Wege waren mit Stachelbeersträuchern und Johannisbeersträuchern gesäumt. Auf weiten Plantagen wuchs die Erdbeere. Natürlich wurde zu ihrer Zeit auch die Himbeere unter der hinteren Gartenmauer in verschwenderisch üppiger Fülle reif.

Der Pfirsich war zum Teil schon geerntet worden oder hing noch reif am Spalier, als Quint sein neues Quartier bezog. Herr Heidebrand hatte sich sogleich seines neuen Schützlings, mit der ihm eigenen Güte, angenommen. Er hatte ihn durch das ganze ihm unterstellte Bereich geführt und ihm eigentlich freiesten Genuß aller Früchte des Gartens anempfohlen. Er sah in Quint einen im Grunde auf den Wegen Gottes wandelnden jungen Mann, den der Satan zum Irrtum verleiten wollte, der aber sicherlich nicht verloren war.

Vom ersten Augenblick an übernahm Herr Heidebrand Quint in eine ihm gleichsam von Gott übertragene Vormundschaft: denn es ist die Ansicht solcher Leute, daß sie immer mit einem persönlichen Gott in Verbindung sind und in seinem besonderen Auftrag handeln. So wurde Quint der Familie Heidebrand allerdings durch einen Willensentschluß des Gurauer Fräuleins, aber mehr noch durch Gottes Schickung zugeführt.

Quint hatte vom ersten Augenblick an ein Gefühl der Geborgenheit. Bald aber überkam ihn mitten unter dem Dufte des sommerlich warmen Blüten- und Fruchtgartens ein zarter, neuer, paradiesisch irdischer Hauch, der nichts an Duft und Wärme verlor, als die kleine Ruth Heidebrand, die fünfzehnjährige Tochter des Schloßgärtners, die ihm eine Karaffe frischen Wassers gebracht und nach seinen Wünschen gefragt hatte, nicht mehr im Zimmer war. Bald wurde Emanuel Quint von Mutter und Tochter Heidebrand auf eine Weise versorgt und gepflegt, als ob er im Hause Sohn und Bruder wäre.

Es ist nicht leicht, den reichen und harmonischen Inhalt jenes idyllischen Jahres wiederzugeben, das für den armen Narren in Christo nun begann: denn ungefähr von der Mitte des Sommers bis zum Herbst des nächstfolgenden Jahres hinaus, gelang es ihm, sich verborgen zu halten. Nicht ganz allerdings, aber doch so weit, daß jene Lawine, jenes bedenkliche Ärgernis, daß er verursacht hatte, nicht wieder ins Rollen kam.

Durch die hintere Gartenmauer trat man an den Rand unendlicher, ebener Felder hinaus, zwischen denen sich einsame Pfade schlängelten, ein Gebiet, das für Meditationen eines grübelnden Sonderlings durchaus geschaffen war. Mehrere Pforten der vorderen Mauer verbanden die Gärtnerei mit dem Park, der sich mit englischen Rasenflächen und alten Bäumen um einen Wasserspiegel ausbreitete, auf dem ein ruderndes Schwanenpaar und der Widerschein der weißen Fassade des Schlosses zu sehen war. Dieses Schloß war meist unbewohnt. Es wurde aber auf Befehl der Gurauer Dame in bewohnbarem

Zustand erhalten. Ihr Bruder, der bei einer Durchquerung Afrikas sein Leben einbüßte, hatte es seinerzeit gern bewohnt und eine Bibliothek darin angelegt, die seither aus Pietät durch die Schwester sorgsam gepflegt und bereichert wurde. Bibliothekar war jeweilen der Pastor des Dorfes Krug in der Nachbarschaft, das zum Patronat des Fräuleins gehörte.

Am fünften Tage nach der Ankunft Emanuel Quints hatte sich das Gurauer Fräulein eingefunden. Sie war in die Gärtnerei gekommen und hatte persönlich den armen Tischlerssohn ins Schloß herüber geholt. Wenn sie mitunter auf eine so überraschende Weise auf einem ihrer Schlösser erschien, so pflegten ihre Beamten zu sagen: sie hat ihren resoluten Tag. Dann sprach sie niemals von Religion, sondern es wurden praktische Dinge mit trockenen Worten ins Werk gesetzt, feste Entschlüsse, die das Fräulein mit Gottes Hilfe und mit Hilfe ihres scharfen Verstandes und geraden Herzens bei sich in stillen Stunden gefaßt hatte.

Was sie mit Emanuel durchgesprochen hatte, als sie mit ihren trippelnden Füßen und ohne ihre Gesellschafterin neben Emanuel durch den Park und durch die Räume des Schlosses schritt, wußte man nicht. Nur hatte sie ganz besonders lange mit ihm in der Bibliothek geweilt, und der Schlüssel dazu ward dem unglückseligen, falschen Propheten, später, in ihrer Gegenwart, feierlich durch den Kastellan des Schlosses eingehändigt. Abends hatte sie Quint und den alten Herrn Heidebrand zu Tisch. Der Obergärtner erfuhr bei dieser Gelegenheit, was sie mit jenem für Absichten hatte: sie waren entschlossen und generös, ebenso eigensinnig und unwidersprechbar, wie es in ähnlichen Fällen von ihr nicht anders erwartet wurde. Sie sagte: „Emanuel, betrachten Sie sich bis auf weiteres als mein Pflegekind. Ich habe dabei den Gedanken, daß Sie ein Mensch sind, der Gelegenheit finden muß, sorglos an seiner Bildung zu arbeiten. Ich lege Ihnen jedoch, die Art betreffend, wie Sie das anfangen wollen, nicht die geringste Beschränkung auf. Bis Sie gesund sind, sollen Sie hier bleiben. Wünschen Sie dann in irgendeine Schule, zu irgendeinem Lehrer zu gehen, dies oder jenes zu studieren, so biete ich Ihnen zu alledem jetzt schon im vorhinein alle Mittel an. Mein Bruder war auch ein Sonderling. Und wenn ich es nicht selbst wüßte, so hätte ich es doch noch von ihm im Ohr, daß gewissen Naturen mit Zwang und Drill und Programm nicht geholfen ist. Sie werden den Weg zum Guten schon selbst finden. Aber lernen Sie, lernen Sie, lernen Sie. In Ihren Augen, mein lieber Quint" — sie mußte bei diesen Worten wegblicken! — „liegt etwas, das mich mit einem gewissen Geist erfüllt. Vielleicht werden Sie für die Menschheit, mit dem, was Sie in sich tragen, noch einmal von bedeutungsvollem und segensreichem Einfluß sein. Doch eh' dies sein kann, tut es not, daß man das Getriebe der Welt und der Menschen kennen lernt.

Sie brauchen deswegen nicht Missionar zu werden! Gott mag Sie führen. Wie gesagt, ich denke in Ihrem Fall nicht im entferntesten an äußeren oder

inneren Zwang. Sie würden uns auch sehr schnell entgleiten, wie ich ja weiß. Besuchen Sie mich, wenn Sie mit mir sprechen wollen, oder sehen Sie sich nach anderem Umgang um. Pastoren oder auch nicht Pastoren. Hauptsache bleibt, daß einer mit Leuten umgeht, von denen er lernen kann."

Mit ruhigem Ernste, der von einer fast beängstigenden Klarheit war, hatte Quint den freundlich resoluten Reden der Dame zugehört und mit einem sinnenden Frieden, in den ein leises Lächeln gewoben war, begab er sich mit Heidebrand unter das gastliche Dach des Gärtnerhäuschens zurück.

Er hatte schon aus dem Krankenhause gewisse bessere Lebensgewohnheiten mitgebracht, die sich in dem bürgerlich gutgeführten Heidebrandschen Hause noch mehr verfeinerten. Die Mittagsmahlzeit nahm er meist am Familientisch, wobei ihm ein gesittetes Betragen durchaus natürlich war. Übrigens begann man nach alter, christlicher Sitte, stehend mit dem lauten Gebet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast!" wodurch sich der Mahlzeit überhaupt ein schlichter und reiner Anstand aufprägte. „Wißt Ihr denn," sagte Quint eines Tages bei dieser Gelegenheit, nachdem der Obergärtner, dessen Gattin, die Tochter Ruth und er selbst sich nach dem Gebete niedergelassen hatten, „wißt Ihr denn, daß wirklich Jesus so gerufen, jedesmal unter euch zu Gaste ist?" — Und er hatte in folgender Weise fortgefahren:

„Mit diesem Gebet zu Beginn wird eigentlich jede Mahlzeit zu nichts geringerem, als zum heiligen Abendmahl. Entweder Jesus ist auf eure Bitte hin unter euch getreten und dann vollzieht sich hier das Sakrament des heiligen Abendmahls oder er ist trotz eures Rufes ferne geblieben, und dann habt ihr nicht im rechtem Geiste gebetet und seid ihm so fern, wie er fern von euch ist. Wer aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selbst das Gericht."

Der bärtige Hausherr und Vormund suchte solche Gespräche meist abzulenken. Er war zu sehr ein Mann der häuslichen Frömmigkeit, deren Grenzen nicht sehr weit außerhalb des Gartenzaunes gezogen waren. Auch nahm er an und war auch hinlänglich in dieser Beziehung vorbereitet worden, daß in Quintens Geist eine morbide Stelle sei, die verheilen müßte, ehe von ihm etwas wahrhaft Nützliches für das Reich Gottes zu erwarten war. Ihn trat, so oft der Narr in Christo von der Gegenwart Jesu redete, immer ein leiser Schauder an. Viel eher als Jesus schien ihm in einem solchen Augenblick der Versucher, der Fürst des Abgrunds, gegenwärtig zu sein.

Die Gattin des Gärtners wußte sich dem eigentümlichen Wesen Emanuels gegenüber nicht in so klarer Weise zu fassen. Sie schwankte, so oft es krankhaft aufflackerte, zwischen Schrecken und einer Art Gläubigkeit. Ruth hörte die Eltern oft bis tief in die Nacht im Schlafzimmer ihre Ansichten friedlich gegeneinander setzen und aus dem, was durch die dünnen Wände des alten Fachwerkbaus vernehmlich ward, sowie aus vielen Gesprächen, die sie selbst mit der

Mutter geführt hatte, wußte sie, daß diese, im Hinblick auf Quint, in ernsten Gewissensnöten war.

Die kleine Ruth war ein liebliches Kind, das in jenen Wochen, wo Quint im Hause der Eltern Wohnung nahm, sich zur Jungfrau umbildete. Also durchlebte sie jene gefährliche Frühlingszeit, wo Knospe und Blüte sich hervorwagen und alles duftige, blühendzarte sich dem Wechsel von Eis und Glut, von paradiesischer Wonne, wilden Stürmen und Hagelschauern unschuldig gläubig entgegensetzt. Ein junger, zwanzigjähriger Arzt, ein Pfarrerssohn aus der Nachbarschaft — einziges Kind des verwitweten Pastors Beleites von Krug, desselben, der die Bibliothek auf dem Schlosse verwaltete! — kannte das Mädchen von Kindheit an und hielt sein Auge auf es gerichtet. Die Eltern sahen gern, wenn der stille und strebsame junge Mann sie besuchen kam. Sie fühlten wohl, worauf er hinaus wollte und daß er in seiner standhaften Treue innerlich mit dem Umstande rechnete, nach einer Reihe von Jahren, gerade dann im Besitze einer gesicherten Existenz zu sein, wenn Ruth die volle, weibliche Reife erlangt haben würde. Dies tat ihnen wohl und sie sahen in ihm bereits einen Sohn.

In jenen Tagen durchlebte der junge Arzt nach bestandenem Staatsexamen beim Vater eine längere Ferienzeit und da er die Bibliothek benutzte, kam es, daß er fast täglich für längere oder kürzere Zeit im Gärtnerhause bei Ruth erschien. Er, als der erste, bemerkte im Wesen des Mädchens eine tiefe Veränderung. Der arme Junge, der die Kleine immer nur als ein unschuldig offenherziges Wesen gekannt hatte, fand sie nun oft in einem Zustand dumpfer Befangenheit. Er erklärte sich das im Anfang aus ihrem kritischen Alter, mit Hilfe seiner neugewonnenen, ärztlichen Wissenschaft, aber da er ein gesunder und kräftiger Jüngling war und in der Vorfreude auf die seiner wartende Ferienzeit eigentlich mit den ersten Zeichen erwachender Glut gerechnet hatte, mußte er sich nun doch im Gegenteil, deutlich spürbar, ein Erkälten eingestehen.

Zwischen den Rosenkulturen bemerkte er in den ersten Tagen einen mit Okulation, wie es schien, beschäftigten, sonderbaren Gärtnergehilfen, den er dann auch am dritten, vierten Tage, am Tisch des Hauses, zu seinem Erstaunen, wiederfand. Als er nach Tisch mit der dunkeläugigen, schlanken Ruth, die ein bleiches Aussehen hatte, im Park, am Ufer des Sees, die weißen Schwäne mit trockener Semmel fütterte, suchte er einige Auskunft über den Neuling zu erhalten: ein Unterfangen, womit er bei Ruth durchaus nicht zum Ziele kam. Am Abend nach Hause zurückgekehrt, sprach er mit seinem Vater davon.

Pastor Beleites war, trotz seiner fünfundsechzig Jahre, ein kerniger und robuster Mann, der in allem, was sich nicht auf das Dogma bezog, einen höchst gesunden Verstand entwickelte. Er lachte, als ihm sein Sohn von dem Pensionär in der Gärtnerei zu erzählen begann und meinte, daß es ein Unglück für die „beati possidentes" wäre und so auch für seine geehrte Kirchenpatronin, ohne Be-

denken jede Marotte verwirklichen zu können. Dann erzählte er ihm die sonderbare Geschichte Quints, so weit ihm diese bekannt geworden war, und vergaß im Bewußtsein der theologischen Bildung, die er selber genossen hatte, und während er die Ereignisse um Quint, als einen ärgerlichen Unfug bezeichnete, welche Verheißung den Armen und Schwachen im Geist durch Jesum selber geworden war.

Der junge Beleites hatte psychiatrische Kurse durchgemacht. Er stellte fest, Quint sei mit degenerativen Zeichen behaftet. Es war ihm sogleich, als er ihn zwischen den Rosen sah, aufgefallen. Er habe außerdem zweifellos einen Wasserkopf. Der junge Arzt hatte noch einen Rest der, von den Eltern stammenden Rechtgläubigkeit, immerhin war der ehemalige Besitz daran, während der Studienjahre, beträchtlich zusammengeschmolzen. Deshalb betonte er jetzt die Gefahr, die für den gesunden Geist eines religiösen Hauses durch die Gegenwart eines Menschen gegeben sei, der an religiösem Wahnsinn leide. „Mache du etwas," sagte der Vater, „gegen diesen Geist einer mißverstandenen Wohltätigkeit."

Und wirklich versuchte Hans Beleites schon bei nächster Gelegenheit etwas auf seine Weise dagegen zu tun. Er ließ sich zunächst von der kleinen Ruth, nicht ohne, um sie sicher zu machen, Glauben zu heucheln, die Abenteuer des Fremdlings bestätigen. Sie tat das mit einer großen, kindlich naiven Begeisterung. Es war am Rande eines Feldwegs hinter dem Garten, unter den wogenden Halmen eines Weizenfeldes, das kurz vor der Ernte stand. Ruth schwärmte. Sie zog ein winziges Neues Testament der britisch ausländischen Bibelgesellschaft hervor und bekam große hektische Flecken am Halse. Hans Beleites hielt ihr ein medizinisches Privatissimum. „Höre," begann er, und nahm ihr unerwartet zunächst das Neue Testament aus der Hand, „so kann es mit uns nicht weiter gehn. Erstens nimmst du, nach einem Rezept, das ich schreiben werde, Eisen, mein Kind. Was du brauchst, das sind rote Blutkörperchen. Ferner verbiete ich dir für die nächsten Monate, irgend etwas, ja selbst die Bibel zu lesen. Du bist immer ein bißchen überspannt gewesen und kommst in ein Alter, wo Überspanntheit doppelt gefährlich ist. Ich werde mit deiner Mutter sprechen und sie bitten, daß man dich von jetzt an möglichst mit Kirchengehen, Kirchhofbesuchen, Kirchenlieder absingen und ähnlichen Dingen verschonen möge. Der oft durchlaufende Vorstellungskreis vom Ölberg über die Geißelungen und Verspottungen zum Kreuzestod und Begräbnis des Heilands könnte für dich und dein Gemüt von verhängnisvoller Wirkung sein. Laß uns von unserer Zukunft reden, Ruth. Sei heiter. Du bist es früher gewesen . . ." Aber sie sah ihn mit aufgerissenen Augen an und verstand ihn nicht. Er griff nun direkt die allzu große Willfährlichkeit ihres Vaters an, weil dieser Quint bei sich aufgenommen hatte. Er gehöre ins Diesdorfer Rettungshaus. Er nannte ihn einen kretinhaften Menschen, dessen schwachsinniger Wahn immerhin in der Nachbarschaft jugendlich unreifer Menschen möglicherweise ansteckend sei. Es seien, sagte er,

in der Schweiz und in Frankreich jüngst Fälle eines Wahnsinns zu zweien, zu dreien und zu vieren bekannt geworden. Die weiteren Äußerungen des jungen Beleites über Quint steigerten sich in einen natürlichen Ärger hinein und ließen an Offenheit nichts zu wünschen. Sie troffen gleichsam von eigener Überhebung und von Geringschätzung für Emanuel Quint.

Er hätte noch lange kein Ende gefunden, aber er sah sich plötzlich allein. Ruth war entflohen und so blieb dem Jüngling nichts weiter übrig, als einigermaßen beschämt davonzugehen.

Am folgenden Tage suchte er mit Frau Heidebrand das gleiche Gespräch wieder aufzunehmen. Es gelang ihm auch: aber der Erfolg, den er bei der immer ein wenig sorgenvollen Mutter mit seiner Ansicht von Quint und seinen Warnungen hatte, brachte ihm die Gewißheit, daß der Einfluß des närrischen Menschen auch hier bereits Boden gefaßt hatte. Sie sagte: „Es kann wohl sein, daß Sie recht haben, guter Hans. So viel ist gewiß: Sie hätten Ruth gegenüber zurückhalten sollen. Sie haben das Mädchen, durch Ihre vielleicht etwas harten Worte über unseren Pflegling, kopfscheu gemacht. Das Kind ist mir förmlich krank geworden. Ich rate Ihnen, wenn Ihre alte Kameradschaft nicht leiden soll, reden Sie mit Ruth niemals mehr ein Wort über Quint. Mag sein, daß, wie Sie sagen, seine Seele von einem Leiden befallen ist. Er hat ja auch, dem Anschein nach, wirklich Ärgernis angerichtet."

„Sie müssen nicht denken, lieber Hans," fuhr die Frau Obergärtner fort, „daß über Emanuel Quint bestimmt zu urteilen eine leichte Sache ist. Gehen Sie, treten Sie ihm gegenüber. Ich bin überzeugt, Sie finden einen schlichten, bescheidenen Menschen, ohne alle Überspanntheit an ihm. Papa hat ihm einiges in der Gärtnerei beigebracht: das Okulieren von Zentifolien. Sie können ihn auch mit der Heckenschere und mit dem Grabscheit sehn. Aber ohne, daß er eigentlich sich irgendwem annähert, merkt man es den Gärtnerburschen und Arbeitern an, auch vielen Leuten drüben vom Gut: sie wollen gern alle in seiner Nähe sein. Sie müssen mal kommen wenn Feierabend ist. Da sitzt er mitunter hinten im Feld, wo der Grenzstein ist und hat vierzig bis fünfzig Kinder um sich, denen er unermüdlich kleine hübsche Geschichten erzählt. Man kann sich da nämlich ganz ruhig hinzusetzen und kann ihm zuhören. Es stört ihn nicht. Und wenn Sie da irgendetwas finden, lieber Hans, was auf Irrsinn oder auf Schwachsinn oder auf eine überhebliche fixe Idee deutet, so sollte mir das verwunderlich sein."

Schon am nächsten Abend wurde der Vorschlag der Frau Obergärtnerin ausgeführt.

Die Unke rief. Die Grillen feilten und schrieen im Roggstoppel. Durch die hohen Wipfel des nahen Parkes ging ein warmer, nächtiger Abendwind. Am blassen Himmel stand rund der Mond. Noch herrschte des Tages Helligkeit,

aber die Sonne, der Quell des Lichts, war untergesunken. Quint hatte den größten Teil des Tages mit dem Schäfer des Guts bei den Schafherden draußen auf den Feldern zugebracht. Als er an der Spitze einer nach hunderten zählenden Herde in der Nähe des Gutes erschien, hatten die Kinder ihn schon erwartet. Er schritt aber weiter, der Herde voran, und geleitete die trippelnde, trappelnde Masse durch den Torweg in den Hof und, begleitet vom Schäferhunde, durchs offene Tor in den Schafstall hinein.

Der Schäfer selbst folgte mit einer zweiten Schafherde. Er rief der Frau Obergärtner zu, die mit Ruth und Hans bei den Kindern stand: er habe nun einen neuen Schäferknecht, mit dem er sehr zufrieden sein könne. Man weiß, daß gute Schäfer auch gute Tierärzte und Chirurgen sind und dieser würdige und erfahrene, alte Mann, allgemein nur unter dem Namen der Miltzscher Schäfer bekannt, hatte schon manchen Knecht und manche Magd, die Schaden erlitten hatten, verbunden und manches gebrochene Bein kunstgerecht angeheilt.

Als Quint vorüberkam, hielt sich Ruth, mit merkbaren Zeichen der Erregung, voll Leidenschaft an die Mutter geklammert.

Hans gestand sich, daß der Eindruck des vorüberschreitenden, seltsamen Hirten an der Spitze der Herde von außergewöhnlichem Eindruck gewesen war. Es fehlte nicht viel, so hätte der junge Arzt, getroffen von der biblischen Glorie, die das bukolische Bild umgab, respektvoll den Strohhut vom Kopf genommen. Natürlich suchte er sogleich nach Symptomen, die eine bereits vorausgesetzte Diagnose bestätigen konnten, fand jedoch, daß der jesusähnliche Eindruck, den Emanuel machte, nicht leicht auf absichtliche Äußerlichkeit zurückzuführen war. Die Sucht, sich von den Mitmenschen zu unterscheiden, äußerlich aufzufallen, sieht nämlich der Psychiater als krankhaft an. Emanuel trug einen spitzen Bart am Kinn, der mit einem leichten Bartflaum über der Oberlippe verbunden war. Seine Nase war spitz und lang. Er hatte gewölbte, buschige Brauen. Sein Auge lag tief und blickte groß, aber gütig und ohne erstaunt zu sein. Der arme Narr in Christo war rötlich blond, seine weiße Haut zeigte bräunliche Sommersprossen. Vielleicht lag in dem etwas zu lang gewachsenen Haupthaar eine gewisse Absichtlichkeit. Der Bart dagegen war kurz und gepflegt und ebensowenig konnte das offene Hemd, das kurze Beinkleid, der Umstand, daß Quint einen langen Stab in der Rechten trug und barfuß ging, als absichtlich gedeutet werden. Auch der andere Hirt trug einen Hirtenstab und hatte, wie Quint, die ausgezogene Jacke über die linke Schulter gehängt. In die Gewohnheit, barfuß zu gehen, fiel Quint mit vollem Bewußtsein mitunter zurück. Er sagte, er wolle mit den Kräften der Muttererde verbunden bleiben.

Man konnte nun sehen, wie sich der neue Hirt im Hofe, am laufenden Brunnen, lange Hände und Antlitz wusch, worauf er kam und lächelnd Frau Heidebrand, Ruth und dem jungen Doktor die Hand reichte. Die Kinder

drängten sich um ihn heran. Die Art, wie er diesem Flachskopf durchs Haar, jenem über den Nacken fuhr, dieser hübschen Elfjährigen seine Hand reichte, jenes Kleine vom Arm der älteren Schwester nahm, um es nieder ins Gras zu setzen: alles das war, wie wenn ein erfahrener Hirt Ordnung, Friede und Schutz unter seine Herde bringt. „Setzt euch", hieß es und dann: „Wie lange haben wir heut noch Zeit bis zum Abendbrot, Frau Heidebrand". Die Antwort erfolgte und er begann, selber auf einem Grenzsteine Platz nehmend.

„Liebe, kleine Mitmenschen," sagte er, „Menschensöhne und Menschentöchter, der zu euch spricht und der bei euch ist, ist des Menschensohn. Lasset die Kindlein zu mir kommen, spricht er, und wehret ihnen nicht, denn solcher, sagt er, ist das Reich Gottes. Ihr Kleinen, ihr habt das Gottesreich, ihr Kinder habt es und sollt es verbreiten. Alle eure Augen, lieben Kinder, sind wie ein himmlischer Quell für mich. Zwar auch Böses habt ihr in eurem Innern, denn irgendwo, irgendwann ward in die reine Schöpfung des lieben Herrgotts Unkraut unter den Weizen gesät." Und Quint erzählte das Heilands-Gleichnis unter allgemeiner Spannung der Kinderherzen, vom bösen Feind, der das Unkraut unter den Weizen gesät hatte. „Ich halte euch eine Kinderpredigt," fuhr er fort, „allein ich gebe euch Worte, während ihr mir den Quell eures Schweigens, den Quell eures Wartens, den Quell eurer Kindheit gebt. Wenn ich aus diesem Quell in das Gefäß meiner Seele schöpfe, so schöpfe ich Klares in Getrübtes hinein." Und er nahm eins der kleinen Knäbchen auf seinen Schoß. „Es ist gesagt, wer sein Kind lieb hat, der züchtige es. Ich aber sage euch, wer ein Kind züchtigt, der ist gezüchtigt. Des Menschensohn erhebt seine Hand nicht wider euch, außer um euch zu heilen oder zu streicheln. Das aber ist die heilende Kraft des Menschensohns, daß er die Keime des Bösen in euch ausrottet, daß sie nicht mit dem Himmelreich wachsen, das in euch gegründet ist. Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie dies Kind" — er hatte die Hand auf dem Scheitel des Knaben, der ihm auf den Knien saß und blickte gegen Frau Heidebrand, Ruth und den jungen Beleites hin —, „so bleibt ihr ferne vom Himmelreich." Im weiteren war es, als ob er seine Worte gegen die Gruppe der Erwachsenen richtete, zu der nun auch noch Herr Heidebrand und der Schloßkastellan hinzutraten.

„Kindlein, liebet euch untereinander." Emanuel sprach in jenem schlichten, natürlichen Ton, der in keiner Weise an die Pathetik der Kanzel erinnerte. Er entwickelte nun, wie es in bezug auf das, was die Kinderseele ausmache, verschiedene Phasen in der Entwickelung eines Menschen geben könne. Die erste Phase schließe die wirkliche, körperliche Kindheit ein. Aber schon diese äußerlich unbezweifelbare Kindheit verbürge nicht immer die wahre Kindheit der Seele. Wo sie vorhanden wäre, ginge sie aber im natürlichen Lauf des Wachstums auch wieder verloren, in jenem Alter, wo das schmerzensreiche Wesen der Welt

sich dem Jüngling aufschließe. Diese Zeit mit ihren Erfahrungen mache manchen für immer alt und raube ihm so für immer das Himmelreich. So verknöcherte Leute könne man denn allenthalben mit bitterer und harter Miene an ihr Tagewerk schreiten sehen. In einem dritten Stadium, behauptete Quint, werde die Kindschaft derer, die Gott lieb hätte, wiedergewonnen. Und wo sie nun wieder erblühe, blühe sie schöner und reicher auf. Dies sei die Kindheit jenes Jüngers Johannes, der das Geheimnis des Reiches Gottes unwissend in seiner Seele trug, und den der Heiland besonders lieb hatte.

Der junge Beleites wußte nicht recht, was er aus dem Eindruck, den er empfangen hatte, machen sollte. Freilich war der Umstand dieser Kinderpredigt an sich etwas sonderbar, davon aber abgesehen, ergab sich nichts, was der Arzt für irgendein Krankheitsbild verwerten konnte. Allerdings war es ungewöhnlich, daß ein Mensch aus niederem Stande von schlechtem und bleichem Aussehen, der nur eine Dorfschule besucht hatte, solche Worte fand: aber er sprach sie ohne jedwede Exaltation, und was sie ausdrückten, gab zu denken. Wäre die kleine Ruth nicht gewesen, vielleicht hätte sich Hans Beleites an den eigentümlichen Menschen herangemacht: so aber erbitterte und erschreckte ihn die merkbare Abhängigkeit, darin Ruth zu stehen schien und die den Narren zum Gegenstand seiner Eifersucht, zum Rivalen machte.

Eines Tages traf er ihn in der Bibliothek. Von der Erlaubnis, diese ganz nach Belieben zu benutzen, hatte Emanuel in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht. Er saß gewöhnlich mehrere Stunden am heißen Nachmittag in dem kirchenschiffartigen Raume, dessen Wände unter Bücherrücken versteckt waren, las, oder ging gedankenvoll auf und ab, irgendein offenes Buch in der Hand. Der Miltzscher Schäfer hatte zu jener Zeit eine Kur gemacht, von jener fast wunderbaren Art, die von der großen Zunft der approbierten Ärzte meist mit Unglauben und Verachtung aufgenommen wird. Der bäuerische Gutsbesitzer Fritsch aus der Nachbarschaft war von einer Fliege gestochen worden. Man hatte ihn mit seinem bis zur Schulter blau geschwollenen Arm in die chirurgische Klinik eines berühmten Arztes in Breslau gebracht, der Amputation des vergifteten Gliedes für die einzige Rettung hielt. Wenn auch nur seinen linken Arm verlieren, wollte der eigensinnige Bauer indessen nicht, und er ließ sich zum Miltzscher Schäfer bringen, zu dem er volles Vertrauen besaß und diesem gelang es in der Tat, trotz der hoffnungslosen Prognose des Stadtarztes, dem Bauern das Leben zu erhalten und zwar mit samt seinem, einstweilen nur noch ein wenig steifen Arm. An diese Geschichte glaubte der junge Beleites nicht. Er benutzte sie deshalb und weil er wußte, daß Quint mit dem Schäfer in enger Beziehung stand, als Anknüpfungspunkt. Wobei seine instinktive Absicht darin bestand, Gegensätze heraufzubeschwören.

Seine Äußerungen über den Schäfer strotzten von jugendlicher Hitze und

Überheblichkeit. Indem er, ohne daß ihn jemand herausforderte, den Stab über die gesamte Kurpfuscherei des Schäfers brach, gelang es ihm doch nicht, einen Gegner in Quint zu finden. Dieser meinte: der Breslauer Arzt, sowie der Miltzscher Schäfer hätten beide nach bestem Wissen Gutes tun wollen und Gutes getan, aber das Beste stünde bei Gott. Im übrigen sagte Quint, der den jungen Beleites mit schlichter Wärme begrüßt hatte, daß nach seiner Ansicht von allen Berufen der Beruf des Arztes der edelste wäre. Er schloß: „Ich beneide Sie um den Weg, den Sie vor sich haben, den Lebensweg der Barmherzigkeit.“ Von dieser Seite hatte der junge Beleites, der immer nur hausbacken bürgerlich auf eine auskömmliche Existenz hinarbeitete, seinen Beruf noch nicht aufgefaßt. Quint aber entwickelte ihm in der Bibliothek, wie der wahre Arzt des Körpers auch immer ein Arzt der Seele wäre. Dann sprach er weiter, indem er auf biblische Dinge überging und dabei die Gebiete des Körperlichen und Geistigen dermaßen miteinander vermengte, daß es dem jungen Arzte der Inbegriff überstiegener Verwirrung schien. Dabei waren, deutlich hörbar, absurdeste Dinge mit unterlaufen. Zum Beispiel: wer nicht Tote erwecken könne, sei kein Arzt! Ein Wort, wodurch für den jungen Beleites die Grenze der Gesundheit zum Wahnwitz überschritten war.

Dem jungen Menschen gelang es nicht, das Ehepaar Heidebrand von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Schwärmer Quint aus dem Hause zu schaffen. Selbst der würdige Obergärtner meinte nur immer: er finde beim besten Willen nichts Übles an ihm. In der Tat konnte niemand gefunden werden, der stiller und unauffälliger als Quint in jenen Zeiten sein Dasein hinbrachte. Seine Lebensgewohnheiten gestalteten sich im Hause der Heidebrands mehr und mehr nach der Seite der Bürgerlichkeit. An ein sauberes Zimmer und Bett gewöhnt, hatte er auch durch die sorgende Güte des Gurauer Fräuleins die Annehmlichkeiten sauberer Wäsche und guter Kleider kennen gelernt. Wusch er sich schon über dem Wassertrog seines Elternhauses mit beinahe priesterlichen Gefühlen der Reinigung: jetzt fiel ihn ein wahrer Reinlichkeitsfanatismus an. In einer seiner Gepflogenheiten lag indessen wohl etwas, was ihn bei dem Landvolk in den Geruch eines Menschen bringen half, mit dem es nicht ganz geheuer wäre. Er badete jeden Morgen im See.

In der vierten Stunde des Morgens geht während des Monats August die Sonne auf. Wenn sie heraufkam, erblickte sie Dörfer im tiefen Schlaf und den nackten Körper Emanuel Quints, der bereits ans Ufer des Sees aus dem Bade stieg. Der Ort, der Seearm, wo dieses geschah, atmete tiefe Verlassenheit und Verschwiegenheit, nur daß in den Wipfeln der riesigen Parkbäume in den letzten Minuten vor Aufgang der Sonne, aus vielen Kehlen begeisterter Singvögel, die übliche Huldigung für das Tagesgestirn begann, jener einsam jubelnde Gottesdienst, der immer den Aufgang der Sonne begleitet. Dies Bad war für

Emanuel ein erhabenes Glück, eine paradiesische Seligkeit. Es war noch mehr: es war eine Feier! Und die bezaubernde Andacht dieser Minuten heiligte seinen ganzen Tag.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, wodurch der Friede des Gärtnerhauses eine Unterbrechung erfuhr, ein Ereignis, wodurch das Ehepaar Heidebrand sich in der Folge zu langen, ernsten Gesprächen bewogen fand, die Emanuel Quint und die Frage zum Gegenstand hatten, ob man es im Interesse Ruths ferner verantworten könne, ihn zu beherbergen. Die kleine Ruth nämlich fiel eines Sonntags, als man kaum in der alten Landkutsche, die der Gutshof stellte, aus dem Kirchdorf und aus der Kirche des Pastors Beleites nach Hause gekommen war, in einen gleichsam magnetischen Schlaf. Das fünfzehnjährige Mädchen lag bei verhangenen Fenstern und beim Fliegengesumme des Spätsommertages auf einem alten, geblümten Sofa ausgestreckt, von den beiden erschrockenen Eltern beobachtet, die, der seltsamen Reden wegen, die sie im Schlafe zu führen begann, die Tür des Zimmers geschlossen hatten. Ruth war im Leben ein schweigsames Kind, nun aber gehorchte sie, wie es schien, einer inneren Einwirkung und redete, mit geschlossenen Augen, stoßweise, lange, zusammenhängende Reden, die keineswegs von ihr stammen konnten, und die sie nur nachzusprechen schien. Die beiden Eltern sahen einen Zustand wie den ihres Kindes allerdings nicht zum erstenmal. Vor noch nicht Jahresfrist war eine sogenannte Somnambule mit ihrem Begleiter auf den Gütern umhergereist und der Obergärtner und seine Frau hatten im Hause des Oberamtmann Scheibler einer Séance mit diesem Medium beigewohnt. Es war natürlich inzwischen zuweilen im Gärtnerhause und in Ruths Gegenwart von den wunderbaren Ereignissen jener Sitzung die Rede gewesen.

Darin hatte der junge Beleites recht, daß er sich für das Nervenleben der hübschen Gärtnerstochter besorgt zeigte. Freilich war die Atmosphäre auch ohne Quint hinreichend ungesund: wurden doch in den Kreisen der Heidebrands fast eben dieselben Dinge fortgesetzt diskutiert, die seinerzeit Anton und Martin Scharf in gefährliche Bahnen gedrängt hatten. Die Bibel anerkannte die Gabe der Weissagung. Es ward verheißen, diejenigen sollten mit Zungen reden und das Geheimnis des Reiches Gottes verkündigen, auf die der heilige Geist herniedersank. Überdies leugnete die Schrift eine Möglichkeit der Auferstehung von den Toten nicht und endlich bildete die Offenbarung Sankt Johannis auch in diesen Kreisen einen ständig flackernden Fieberherd, der hie und da eine Seele ansteckte. Als nun die kleine Ruth in diesen Schlaf der Verzückung verfallen war, stand für den naiven Geist ihrer Eltern eigentlich nur in Frage, ob sie ein Werkzeug böser oder guter Geister geworden sei: mit diesen und ihrem Meister, Gott, oder mit jenen und Satan in Rapport stünde. Schließlich im Zuhören faßte sie Schreck und beinahe Ernüchterung. Sie gedachten den Arzt zu rufen.

Die kleine Ruth war nämlich mit niemand geringerem, als dem Heiland selbst in Rapport, wenn man ihrem Gebaren trauen wollte. Mit diesem Gebaren würde sie etwa als spanische Nonne Gegenstand allgemeiner Verehrung, ja, nach und nach unzweifelhaft eine Heilige geworden sein. Sie sah den Heiland. Sie antwortete ihm. Er stand in einer Glorie reinsten Lichts. Er richtete klare Befehle an sie, die sie mit kindlich beglücktem Gehorsam befolgen wollte.

Als sie erwachte, fand sie sich lange nicht in die enge Umgebung zurück. Die Eltern sagten ihr, daß sie krank wäre und die Mutter wollte, sie solle zu Bett und sprach ihr von Flieder und Fencheltee. Aber sie war ganz außer sich und kämpfte mit der Unmöglichkeit ihrer Mutter etwas begreiflich zu machen, einen Glanz, ein Erlebnis, eine Erfahrung, die außerhalb jedes menschlichen Ausdrucksvermögens war. Sie rief immer wieder: „Ich bin nicht krank! Wie könnt Ihr nur glauben, ich wäre krank, und habt doch ganz nahe hier bei mir gestanden. Wie ist denn das möglich, daß Ihr nicht wißt, welche himmlische Gnade mir widerfahren ist." Herr Heidebrand suchte zu beruhigen, die Mutter dagegen brach in angstvolle Tränen aus. „Mutter", rief Ruth, „wie kannst du nur weinen, da doch der Bräutigam nahe, ganz nahe, Mutter, hier unter unserem Dache, und die Hochzeit bereitet ist."

Die Gärtnersleute erwogen nur, wen man zu Hilfe rufen, wem man den Vorfall eröffnen sollte. Aus einem gewissen Instinkt heraus widersprachen sie zunächst der Tochter nicht: ein Verhalten, das insofern nicht ungünstig wirkte, als sich das junge Mädchen äußerlich und auch innerlich zu beruhigen schien. Die Eltern konnten zu keinem Entschluß kommen. Erstlich waren sie immerhin abhängig und das Fräulein hatte den Sonderling Quint unter ihren Schutz gestellt. Im übrigen waren sie schlichte Leute, die Aufsehen zu vermeiden wünschten. Endlich wußten sie für ihren Fall nicht den rechten Arzt. Es gab in der Nähe einen Landdoktor, allein er war ein alter, wenig Vertrauen erweckender Mann, der mit einigen Mitteln, die jeder kannte, auch jenen Übeln beikommen wollte, deren Wurzel der Böse gepflanzt hatte. Seine Anschauungen über das Leben des Gemüts, dessen Verklärungen und Zerknirschungen, waren denen der gläubigen Kreise ganz entgegengesetzt. Eher schon hofften die Gärtnersleute auf die heilende Kraft des Gebets.

Und als sie am Abend im Zimmer allein waren, nachdem sie noch an Tür und Wand den ruhigen Atemzügen der kleinen geliebten Somnambule gelauscht hatten, gingen sie in der Stille Gott um Aufschluß und Hilfe an. Gott aber gab ihnen sonderbarerweise allmählich den festen Entschluß ins Herz, den Sonderling selbst, Emanuel Quint, ins Vertrauen zu ziehen.

Die nächstfolgenden Tage widmeten sie der Beobachtung. Da war denn nun allerdings zu spüren, wie Quint ihre Tochter an unsichtbaren Banden und Ketten hielt. Ruth folgte dem Narren auf Steinwurfs Weite. Er trat aus dem

Hause und ob sie nun Wäsche gelegt, oder ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte, bald darauf mußte sie ebenfalls draußen im Freien sein.

Sprach Quint sie an, so überströmte das wächserne Antlitz eine purpurne Seligkeit. Oft schritt sie neben ihm durch die Treibhäuser. Aus weiter Ferne las sie ihm Wünsche, nicht immer richtig, von den hellbewimperten blauen Augen ab und brachte ihm etwa ein Grabscheit, den eisernen Rechen oder ein anderes Gartengerät. Mit jener Maschine, die man vor sich herschiebt, mähte Emanuel manchmal Teile der englischen Rasenflächen des Parkes ab: dann rechte die kleine Ruth Heidebrand ernst und versonnen um ihn herum das Gras zusammen. Niemals aber berührte sie ihn: wie denn auch keiner in Gärtnerei und Dominium je bemerkt hatte, daß Emanuels Hand mit ihr, ihrer Hand, ihrer Schulter, ihrem Scheitel in Berührung kam.

Als eines Tages Frau Heidebrand ihrem seltsamen Pflegling mit merkbarer Sorge den mystischen Vorfall des krankhaften Schlafs und Traumes ihrer Tochter erzählt hatte, äußerte Quint ein schlichtes und ernstliches Mitgefühl; aber es war an ihm, auch als der Herr Obergärtner selbst mit ihm redete, nicht der leiseste Schatten eines Schuldbewußtseins oder davon etwas zu merken, daß zwischen dem Seelenzustand der kleinen Ruth und seiner Absicht ein Zusammenhang sei. Auch wagte man nicht, eine solche Vermutung anzudeuten. So ging nach diesem Gespräch Emanuel Quint wie bisher seinen stillen Geschäften nach, jenen inneren, die seiner Umgebung verborgen waren und anderen äußeren, die man mit Augen sah und die er sich nach Gefallen auswählte. Und da die kleine Ruth in der Folge zunächst nicht rückfällig ward, sondern eher mit einer stillen, inneren Heiterkeit ihre Tage hinlebte, geriet ihr prophetischer Schlaf sehr bald in Vergessenheit.

Fünfzehntes Kapitel

Eines Tages besuchte Quint im Gärtnerhause Schwester Hedwig, jene evangelische Pflegerin, die ihn im Krankenhause Bethesda gepflegt hatte. Er begab sich mit ihr in die kleine Hütte des Schäfers hinüber, die dem Schafstalle gegenüber lag und wo, da es Sonntag nachmittags war, sich etwa zwanzig Landleute mit irgendwelchen Gebresten eingefunden hatten, die den Rat des Miltzschen Schäfers beanspruchten. Die angeketteten Schäferhunde unterbrachen ihr wildes Gebell, als der Narr mit der Schwester vorüberkam. Beide begaben sich zu dem Schäfer hinein, der das gebrochene Bein eines Erntearbeiters schiente, den zwei Männer auf seinem Bette gebracht hatten. Sie begrüßten den Schäfer, er hieß sie willkommen und stellte die beiden sogleich als Gehilfen an.

Man mußte bemerken, daß Emanuel Quint hier heimisch war. Schwester Hedwig ging dem Schäfer kunstgerecht an die Hand, während Quint mit einigen Frauen redete, die ihm die Art ihrer Leiden eröffneten. Dabei schielte der

Schäfer zu ihm hin und richtete Blicke auf die Schwester, die sie auf Quints Betragen hinwiesen: dieses schien für den Schäfer ein Gegenstand geheimen, bewundernden Staunens zu sein.

Während der Schäfer eifrig arbeitete, schrie er laut zur Schwester hinüber durch den vom Massengeblök des nahen Schafstalls erfüllten Raum: „Sie verlassen mich alle und wollen zu ihm!" worauf die Schwester bemerken konnte, wie sogar auch jener Patient, der eben unter den Händen des Schäfers war, zu Emanuel Quint hinüberlugte. Der Schwester war die Geduld bekannt, deren Emanuel fähig war, da sie ihn ja als Kranken gepflegt hatte. Er hatte sein Leiden hingenommen, gelassen und heiter, wie etwas, das ein guter Geist zu seinem besten ersonnen hatte. Sie war ergriffen und an ihn gefesselt durch die wortlose Wärme seiner Seele, die sie empfand wie reinste Dankbarkeit; aber sie hatte zugleich, ein suchendes, junges Weib, das sie war, etwas an sich wie eine heilende und beglückende Kraft seines Herzens gespürt. Sie wußte, was über ihn an Gerüchten in Umlauf stand. Allein, da sie aus seinem Munde niemals ähnlich überspannte Dinge vernommen hatte, als sie deren in ihren eigenen Kreisen und Konventikeln fast täglich zu hören bekam, dagegen aber eine unbestimmbare Macht aus seiner Person in sich wirken fühlte, nahm das Gerücht, das über ihn ging, mitunter in ihrem Geist den Hauch einer überirdischen Ahnung an.

Sie war beglückt, als Emanuel, gern bereit, sie wohl anderthalb Stunden weit über Land, in das Haus ihrer Eltern begleitete. Schweigend schritt er neben ihr zwischen den Stoppelfeldern hin, auf denen sich Tauben und Krähen tummelten. Es wäre vielleicht mit größerem Fug zu sagen: die Schwester schritt neben ihm. Als beide in den Hof einer romantisch unter alten Linden gelegenen Dorfschule einbogen, die der Vater des Mädchens schon seit dreißig Jahren verwaltete, schlug ihr das Herz gewaltig gegen den Hals hinauf. Aber Emanuel wurde von ihrem Vater und ihrer Mutter mit herzlicher Freude aufgenommen.

Lehrer Krause war ein dreiundfünfzigjähriger, jugendlich frischer Mann, der etwas über seinen Stand hinaus Freies und Genialisches an sich hatte. Sein Weibchen glich einer dicken Fettkugel. Mitten im Wohnzimmer war ein altertümlicher Flügel, an der Wand ein Harmonium aufgestellt. Herr Krause, ein gesticktes Käppchen auf dem Scheitel, erhob sich aus der Ecke des geblümten Sofas, als seine Tochter mit Quint erschien. Mit lauten Worten der Bewillkommnung streckte er diesem die Hände hin. Der Rauch eines Knasters erfüllte die Stube, den Krause aus einer mannshohen Pfeife gezogen hatte; das Möbel war neben dem Sofa abgestellt.

Schon nach wenigen Augenblicken schien Emanuel Quint in dieser Umgebung heimisch zu sein. Hedwig hatte ihr Schwesterhäubchen heruntergenommen, war in die Küche hinausgegangen und sorgte, mit fleißigen Händen der Mutter zu-

vorkommend, für das Abendbrot. Marie, ihre jüngere Schwester, kam in hellem Kleid mit Strohhut und Buch von ihrem Lieblingsplätzchen hinter der alten Kirchhofsmauer zurück, wo sie unter Grillengezirp die letzte Wärme des Tages genossen hatte. Noch vor dem Abendbrot nahm der Lehrer am Flügel Platz und das volle und stattliche Mädchen Marie mußte neben ihn hintreten, vor das Notenblatt, um begleitet von den spinettartigen Tönen des alten Musikinstruments einfache Volkslieder vorzutragen, was sie mit einer schönen, etwas zarten Altstimme, ohne sich im geringsten zu zieren, tat.

Frau Oberamtmann Scheibler fiel sozusagen ins Abendbrot. Sie hatte sich durch ihren Neffen Kurt Simon in der Stille des Abends, von ihrem nahen Pachtgute her begleiten lassen. Kurt Simon, der Emanuel Quint im Hause des Lehrers, seit seiner Begegnung mit ihm, zum erstenmal wiedersah, begrüßte ihn, ohne ihn zu erkennen. Es mußte eine geraume Zeit vergehen, bevor es ihm klar wurde, daß der reinlich gekleidete Mensch derselbe war, den er halb nackt, auf dem Gange mit Bruder Nathanael, im Anbruch des Morgens betend getroffen hatte. Frau Scheibler erschrak, als sie Namen und Herkunft Quints durch den Lehrer erfuhr. Sie war noch immer von allerhand übertriebenen Gerüchten seines früheren Wandels erfüllt, obgleich sie, und zwar durch die Heidebrands, inzwischen über Wesen und Wandel des Narren in einem milderen Sinne beeinflußt war. Sie betrachtete ihn mit Interesse und Grauen: denn, da sie neuerlich wieder mit Pastor Schuch auf einem Missionsfest zusammengetroffen war, und dieser die alte Behauptung aufrecht erhalten hatte, Emanuel habe sich selbst Jesus Christus der Gesalbte genannt, so hatte ihr Urteil nur die Wahl, ihn entweder als armen Kranken, oder als einen vom Satan Besessenen aufzufassen. Ganz im Sinne des Pastors Schuch bekundete sie Herrn Krause gegenüber, sobald sie mit ihm allein war, Bedenklichkeit. Indessen, während sie danach forschte, durch welche Umstände dieser Emanuel Quint in der Familie Krause Eingang gefunden habe und die Gefahren andeutete, die darin lagen, ihn zu beherbergen, ging der Lehrer in seiner temperamentvoll gütigen Weise über alle Bedenken hinweg, beiläufig Quinten das Zeugnis eines schlichten, bescheidenen Menschen ausstellend.

Frau Scheibler hatte allerlei Eßbares aus den Vorratskammern ihres Pachtgutes mitgebracht. Es entsprach ihrer resoluten und werktätigen Art, bei jeder Gelegenheit den Tisch der ihr innig befreundeten Lehrersfamilie aufzubessern. Es war in ihrer Natur, neben allerlei ideellen Rumoren eine nicht gerade derbe, aber gesunde Sinnlichkeit. Die Krauses sahen in ihr, zugleich mit Bewunderung, eine Wohltäterin. Obgleich eine Blutsverwandtschaft nicht vorhanden war, hatte man das vertrauliche Du im Verkehr der Familien eingeführt, was allerdings mit großer Freiheit, aber doch stets mit respektvollem Anstand gebraucht wurde. Für die Mädchen, Hedwig und Marta Krause, sorgte Frau Scheibler

in Mütterlichkeit, und diese, wie viele junge Mädchen der Umgegend, waren ihr manches schuldig geworden: sie war eine eifrige Gärtnerin. Selbst mit einer klangvollen Stimme begabt, die allerdings unter den harten und rauhen Lauten ihrer Sprache verborgen lag, ward sie nicht müde, die etwas hilflosen Gutstöchter zu Musik und Gesang anzuhalten. Sie lehrte ihnen nützliche Künste: nicht nur, wie man sich in Gesellschaft bewegen, wie man sich einen Hut garnieren, wie man sich kleiden, sondern auch, wie man sich gelegentlich tüchtig mit Wasser und Seife waschen soll.

In ihrer Jugend war Frau Scheibler auf Bällen eine berühmte Tänzerin. Sie würde die Mädchen das Tanzen gelehrt haben, wenn nicht ihr Leben durch den frühen Tod ihres einzigen Knaben mitten im Wuchse geknickt worden wäre. Früher von einer heiteren Religiosität und vertrauenden Weltfreude, hatte sie seit der Zeit zwischen sich und der Welt eine Kluft gemacht. Sie lebte in Feindschaft mit der Welt und zwar aus dem Grunde, weil diese sie im Laufe des Lebens um jede, auch um die letzte Hoffnung, betrogen hatte. Ihr Hoffen war nun auf Christum gestellt! Und wenn die Welt sie um die nahen Erfüllungen einer heißen Jugendliebe geprellt, später der Mutter ihr Letztes und Liebstes genommen hatte, so hing ihres innersten Herzens Blick nun an dem himmlischen Jesuskinde und an dem himmlischen Bräutigam, mit denen sie, mystisch vermählt, zur traumwandelnden Einheit im Jenseits wurde. In diesem Betracht kam sie bei Quintens Anblick Entrüstung und Abscheu an, dessen Behauptung, er sei der Heiland, verbunden mit seiner platten, gewöhnlichen Gegenwart, ihr eine freche Verhöhnung der göttlichen Glorie ihrer qualvollen Träume schien.

Sie sagte zu Hedwig: „Wie kommst du dazu, weshalb hast du dir diesen entsetzlichen Menschen mitgebracht?"

Der kleine Scheibler war auf dem alten Kirchhof in Dronsdorf begraben, der, außer bei Todesfällen, in der Familie des Kirchenpatrons nicht mehr gebraucht wurde. Er war verschlossen, und der rostige Schlüssel zu seinem alten, schmiedeeisernen Gittertor, sowie ein zweiter, größerer, mit dem man das Eingangsportal eines verwitterten Kirchleins, das die Gräber bewachte, öffnen konnte, wurden im Schulhaus aufbewahrt. Fast immer, so oft Frau Scheibler die Lehrersleute besuchen kam, geschah es, um auch das Grab zu besuchen. Die Nähe der Stätte, wo die Frucht ihres Leibes begraben war und in einem metallenen Sarge ruhte, erfüllte die Mutter mit jenem schmerzlichen Glück, das in der trockenen Wüste ihres Daseins allein die quellende Insel bildete. Man hätte ihr nochmals den Sohn und hätte ihr mehr als den Sohn geraubt, wenn man sie aus der Nähe des efeuumsponnenen Hügels hinweggezwungen, oder sie an ihren fast täglichen Gängen zu Grabe gehindert hätte. Alles was in ihrem Innern noch blühend war, hätte man so in Asche gelegt.

Alle Krauses, nur nicht die schwerbewegliche, freundliche Mutter, gaben ihr,

nach genossenem Abendbrot zum Grabe des Sohnes das Geleit. Quint hatte sich ihnen angeschlossen. Frau Scheibler, die mit männlichem Schritt voran, neben Krause ging, schien Quint geflissentlich nicht zu beachten. Des Lehrers laute Stimme erscholl, als sie den kleinen Kirchhügel aufwärts kletterten, und hallte, in der lauen Stille der sinkenden Nacht, von den Mond-beschienenen Giebeln der Kätnerhäuschen, sowie von der weißen Rückwand des Kirchleins zurück. Die Schwestern Krause stiegen langsamen Schrittes hinterdrein, die eine rechts, die andere links neben Quint. Je ferner die Stimme des Vaters verhallte, um so lauter und ausschießlicher war die Luft vom Bacchantengeschmetter der Grillen erfüllt.

Quint erfuhr nun Frau Scheiblers Schicksal. Hedwig vor allem erzählte ihm, mit welchem Glanz, mit welcher allgemeinen Teilnahme der kleine Lorenz Scheibler zur Erde bestattet worden sei. Man hatte den Sarg vor den Altar gestellt, von dessen Stufen fünf oder sechs Pastoren nacheinander Worte der Liebe, Worte des Glaubens, Worte der Mahnung und Worte des Trostes über ihn ausschütteten. Den Segen am Schluß erteilte ein noch amtierender, neunzigjähriger Greis, dessen tiefe Inbrunst, dessen edles, verklärtes Antlitz und silberweißes, bis zur Schulter wallendes Haar auf die damals noch kindlichen Schwestern einen erhabenen Eindruck gemacht hatte.

Maria übertraf ihre Schwester Hedwig an Frömmigkeit, obgleich diese das Kleid der Diakonissinnen trug und ihr an Werktätigkeit überlegen war. Im Wesen Hedwigs lag etwas Suchendes, während das in sich beruhende Wesen Mariens einer inneren Harmonie zu lauschen schien. Beide waren von einer großen Verehrung für Frau Scheibler erfüllt, deren beinahe abweisend festes Verhalten Quint gegenüber sie merkbar beunruhigte: deshalb und weil sie nicht ohne Grund annahmen, Quinten sei die lieblose Art der Frau Scheibler ihm gegenüber bemerkbar geworden, sprachen sie sehr viel Gutes von ihr und suchten sie mit dem Schmerze um den toten Sohn zu entschuldigen.

Allein Emanuel schien durch die Gegenwart der Frau Scheibler nur eigentlich in bezug auf sie selbst berührt und widmete dem Bericht ihres schweren Schicksals eine ruhige Aufmerksamkeit. Allerdings gebot er oben am Hügel, an der offenen Kirchhofspforte angelangt, den Schwestern, mit einer unwillkürlichen Aufwärtsbewegung der Rechten, Stillschweigen, und zwar gebannt durch den abendlich nächtlichen Zauber, der in der Natur zu walten schien.

Hedwig Krause, die Diakonissin, stand im vierundzwanzigsten Jahr, während Maria das zwanzigste noch nicht erreicht hatte. Maria war von einer blonden Anmut und bereits von einer vollen, weibhaften Lieblichkeit, deren Reiz durch die kindliche Anmut eines ovalen Gesichtchens gesteigert wurde: es atmete Unschuld und Jungfräulichkeit. Hedwigs Züge waren durch die Strenge ihres entbehrungsreichen Berufs bereits geprägt worden. Es war nicht schwer zu ent-

ziffern, was darin von bitteren Erfahrungen aller Art zu lesen stand. Immerhin war auch sie noch in einer schönen Blüte der Jugendlichkeit, und die beiden Dronsdorfer Lehrerstöchter wurden, jede in ihrer Art zu den hübschesten Mädchen der Gegend gezählt.

Indessen war Frau Scheibler mit Vater Krause am Grabe gewesen und ihre Stimmen näherten sich. Ein großer Schlüssel wurde hörbar in das rostige Schloß des Kapellenportales gesteckt, und man vernahm, wie die Türe sich öffnete. Im tiefen, flüsternden Schatten der tausendjährigen Lindenbäume fanden sich bald darauf Quint und die Mädchen vor der dunklen Tiefe des Kirchenschiffes, neben Kurt Simon, der auf irgendeinem anderen Wege gekommen war. Im Innern des Kirchleins zuckte ein Licht, und vom Orgelchor fing es leise zu summen, stärker zu brummen und schließlich stark und harmonisch zu tönen an.

Die Orgel schwieg und Kurt Simon wurde von Krause mit leiser Stimme hinaufgerufen. Kurt verstand sich aufs Balkentreten, und als er nun diese Tätigkeit im Dunkeln ausübte, begann Krause ernstlich zu präludieren. Endlich erfüllte über den niedergedämpften Klängen schwebend ein klarer, ergreifender Ton den Raum, der Quint und den Schwestern vom Himmel zu kommen schien und dem sie gebannt und ergriffen lauschten. Zuweilen geschah es, daß Frau Scheibler, wie jetzt, in der Kirche sang, mitunter mit dem Lehrer und einem balkentretenden Bauernjungen allein, gelegentlich, wenn der Wunsch sie zu hören bei einigen Freunden wieder besonders rege wurde.

O Jesu, süßes Licht,
nun ist die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Während des Liedes stieg Emanuel Quinten, der zwischen den Schwestern auf einer der alten Kirchenbänke Platz gesucht hatte, das Bild der armen von Krämpfen geschüttelten Marta Schubert auf, die eben das gleiche Lied, aber mit einem kunstlosen und kindlichen Stimmklang gesungen hatte. Er fühlte wohl, der Ton, wie er sich hier durch die menschliche Kehle rang, war von einer tiefen Begnadung erfüllt. Er war von Schmerz und Inbrust geheiligt und niemals, so weit Emanuel sich erinnern konnte, war der verehrte Name des Heilands, der Name Jesus, wie hier, auf so vollen, reinen und zärtlichen Liebeswellen zu seinem Ohr herabgeschwebt.

Der Narr in Christo hatte, seit er im Hause des Gärtners wohnte, ein stilles und heiteres Wesen angenommen, dessen Äußerungen, zumeist ohne jeden werbenden Zug, von nichts anderem zeugten, als von menschlich herzlicher Einfachheit. Die gewonnene Einsicht, die Sicherheit des umfriedeten Daseins, hatte den Sonderling mit einer heiteren, inneren Harmonie erfüllt. Sehet die Vögel

unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln auch nicht in ihre Scheuern. Der Geist dieses Heilandswortes schien wirklich in ihm beglückend lebendig zu sein. Nun aber stieg es gleich dunklen Schatten aus tiefen Abgründen seiner Seele auf, als die triumphierenden Klänge des Liedes, durch die Erinnerung an eine häßliche Kinderstimme entstellt, die Hölle des Weber-Schubertschen Hauses vor das innere Auge des Jünglings emporhoben. Ihn durchzuckte ein Schmerz, der nur zum Teil aus der Brust der klagenden Mutter stammte und der einer schwarzen Flamme gleich, brennend und fressend in ihm aufloderte. Emanuel wußte, daß es sein alter Begleiter aus den Tagen seines erwachenden Daseins war, der sich wieder ankündigte: und zwar ein Begleiter von anderem Schlag, als der Schmerz der Mutter um ihren Sohn. Emanuel dachte an seine Mutter, aber der feuchte Glanz seiner Augen, den der gleißende Mond durch die Kirchenfenster traf, galt ihr nicht. Er mußte der Mutter des Heilands gedenken und sich gestehen, daß diese ihm selber hart begegnende Frau, die er singen hörte, Marien am Kreuze nicht unähnlich war.

Kurt Simon hatte Emanuel Quint in das Gasthaus begleitet, wo ihm durch den Lehrer Krause ein kleines Quartier ausgemacht worden war. Zum zweitenmal fühlte der junge Mensch sich durch die Erscheinung des „Menschensohnes", wie er sich selbst ja genannt hatte, angezogen. Er fand ihn verändert. Er unterhielt sich, am Wirtstisch des leeren Gastzimmers sitzend, mit ihm vertraulich und in unbefangener Natürlichkeit. Dazu hatte der arme, junge Mensch im Scheiblerschen Hause wenig Gelegenheit, das er übrigens bald verlassen wollte, um in der nahen Hauptstadt der Provinz neuen Wegen und Zielen nachzugehen. Er befand sich in einem gefährlichen Alter, wo der gärende Saft in die Krone steigt und der quälende Rausch der Liebe sich ankündigt. Ein Alter, wo die Lockungen dieses Rausches am Herzen saugen, ohne daß er erreichbar ist, wo denn ein brennend heißer, ins allgemeine drängender Liebestrieb, zuweilen zu Rändern von Abgründen führt, ja, den Liebenden dort, mit einer Verfluchung der Welt auf den Lippen, hinunterzieht. Denn die wilden Umarmungen, mit denen man das heiße Leben in Zeiten der Jugend zu fangen gedenkt, finden nicht selten einen ganz anderen Gegenstand, und das Quietiv der Liebe wird in einem ganz anderen Bette erlangt, als es die Sucht dem Knaben vorgaukelte.

Es ist durchaus nicht alles bekannt, was Kurt Simon und Emanuel Quint an diesem Abend miteinander geredet haben, jedenfalls trat Frau Scheibler ohne Kurt in Begleitung eines Knechtes, den Krause hielt, den Heimweg an. Sie hatte sich auch nach der Rückkehr vom Kirchhof im Zimmer der Lehrersleute noch weiter über Emanuel aufgeregt und besonders behauptet, wie gleichsam der Segen Gottes immer bei seinem Erscheinen zurückweiche.

„So," sagte sie, „hat er auch in den häuslichen Kreis der allzuguten, allzuvertrauenden Heidebrands nur Verwirrung gebracht. Der junge Beleites ist

bitter unglücklich. Die arme, verleitete Ruth von einem fremden, trotzigen Geist erfüllt, dessen Ursprung schwerlich im Himmel zu suchen ist. Und übrigens geht er niemals zur Kirche."

Frau Scheibler erlebte, daß die Lehrerstöchter den Narren verteidigten. Sogar Marie, obgleich ihre Stärke mehr das Zuhören, als das Reden war. Sie vermaß sich, indem sie lebhaft errötete, für den reinen, gottgefälligen Wandel Emanuels Bürgin zu sein.

Von nun an erschien Emanuel wöchentlich mehrere Male im Lehrerhaus. Obgleich Frau Scheibler, so oft sie kam, dieselben Bedenken äußerte und sich auf jede Weise fern von dem Narren hielt, war er im Kreise der Lehrersfamilie ein immer willkommener Gast geworden. Man sah ihn oft stundenweit mit Marien an den Rainen der abgeernteten Felder dahinwandeln, und die Eltern des Mädchens machten sich allbereits mit dem Gedanken vertraut, eines Tages die beiden am Altar vereinigt zu sehen. Herr Krause, der freilich bisher den Mut nicht gefunden hatte gewisse Erwägungen vor Quint zu verlautbaren, hatte sich die Zukunft der beiden sogar einigermaßen zurecht gemacht. Warum sollte Emanuel, dessen Lernbegierde in diesen Wochen und Monden besonders rege war, nicht die Begabung zum Missionar haben, und warum sollte er nicht eines Tages, von Herrnhut gesendet, mit Marien als Ehefrau an der Seite, als Heilandsapostel unter die Heiden gehen.

Zwischen Quint und Kurt Simon hatte sich eine Art Freundschaft entwickelt. Wenigstens hatte Kurt Simon den Sonderling zweimal in Miltzsch besucht und war auch von ihm zu Spaziergängen abgeholt worden. Wiederum zeigte sich Quintens seltsame Anziehungskraft, die ihre Wirkung vielleicht gerade deswegen ausübte, weil die Absicht zu wirken an Emanuel niemals zu spüren war. In Wahrheit geriet Kurt Simon, trotzdem er sich in Gegenwart seines neuen Bekannten erlöst und befreit fühlte, immer tiefer in gewisse unsichtbare, unzerreißliche Netze hinein, ähnlich der großen Menge anderer Adepten — was sie sich wenigstens alle zu sein dünkten, die in dem Umkreis des seltsamen Schwärmers gebunden waren. Kurt Simon trug sich mit vielfältig schwerer Gewissenslast. Nicht nur, daß ihm die ganz gemeine Berufsfrage Skrupel machte — er wußte nicht, ob er zum Ackerbauer berufen sei oder nicht! — er laborierte auch immer noch mit für und wider an einer gewissen Abart des protestantischen Christentums, wie es im Kreise der Scheiblers gepflegt wurde. Hier wurde ihm nämlich gleichsam täglich die Pistole auf die Brust gesetzt und ewiger Fluch oder ewiger Segen, ewiger Tod oder ewiges Leben, ewige Seligkeit oder Verdammnis in alle Ewigkeit zur Wahl gestellt. Die Verwirrung des Jungen war grenzenlos. Dabei hatte die unzulängliche Nachtruhe, die ihm beruflich gegönnt werden konnte, die Nerven des Jünglings überreizt. An beiden Enden durch das Leben auf eine geringe Spanne Zeit zusammengedrängt, wurde sein

Schlaf von Leben, in Gestalt des Traums, überschwemmt. Seine Träume gaben den Ideeen, die am Tage erörtert worden waren, zuweilen eine furchtbare Wirklichkeit. Düstere Landschaften, gleichsam vor Erschaffung der Welt, das jüngste Gericht mit Posaunenstößen und nahem Weltuntergang, Qualen der Hölle wurden Ereignis und entließen den Träumer morgens mit einer bleiernen Müdigkeit. Aus diesen schwülen Gewittergärungen zuckte der befreiende und erlösende Blitz des Gedankens noch nicht. Es war alles ein dumpfes Schwälen und Hingären. Die schreckliche Mitgift der Todesfurcht, verstärkt durch die Angst vor Höllenstrafen, hatte Kurt Simon noch nicht aus dem Blute geschwitzt. Dazu war ihm das Leben verbarrikadiert worden. Wenn sich in heißen, libidinösen Träumen das Erwachen der Liebe ankündigte und mit einer entzückenden Wonne das Paradies in die angstvollen Schatten der Nächte sich eindrängte, so ward Kurt Simon, weil er dies alles für Lockung des Teufels hielt, in noch weit höherem Maße von Gewissensängsten gefoltert. Man sah ihn nach solchen Nächten scheu umher schleichen, gleichsam gezeichnet und schuldbewußt, als wie jemanden, der ein Verbrechen verheimlichen muß.

Der Umgang mit Quint bewirkte in Kurt eine große Veränderung. Er vermochte den Menschen wiederum gerade ins Auge zu sehen, eine Fähigkeit, die ihm abhanden gekommen war. Ein merkbar verstecktes, gedrücktes Wesen verwandelte sich in Unbefangenheit, ein Umstand, der seiner Umgebung im Hause Scheibler nicht verborgen blieb.

Emanuel Quint, etwa zehn Jahr älter als Kurt, wurde für diesen zur Autorität. Der ganze ruhig gelassene Einfluß seines Wesens, wie es in jenen Zeiten war, die lautere Menschenliebe, die es ausatmete, gab Kurt ein Gefühl der Erneuerung und Geborgenheit. Es war kein drohender Zug in Quint. Das wenige, was er den endlosen Jugendbeichten des neuen Freundes entgegensetzte, hatte für diesen die befreiende Kraft des: „Deine Sünden sind dir vergeben". In Kurt erwuchs ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit, nicht allein deshalb, weil er die Achtung seiner selbst, das Bewußtsein des eigenen Wertes durch den Schwärmer wiedergewonnen hatte, sondern auch weil ihm dieser, als erster unter den Menschen, wie gleich und gleich begegnet war. Und mehr noch: Kurt, der das edle und befreiende Glück der Freundschaft bisher nicht kennen gelernt hatte, ward eben von diesem Glück und von dem Stolz auf dies Glück durchaus erfüllt, womit ein leidenschaftlicher Geist, eine leidenschaftliche Liebe sich einstellte, die ihn mit seinem Idol verband.

Quint wurde zuweilen eingeladen. Nicht allein weil seine sonderbare Apostellaufbahn unvergessen, sondern hauptsächlich weil er der Gast des Gurauer Fräuleins war, wurde seine Person an vielen Honoratiorentischen im Umkreis von Militsch Gesprächsgegenstand. Man konnte sich über ihn nicht einigen, hatte sich doch der allgemeinsten Geringschätzung das Urteil des Gurauer Fräuleins,

der Heidebrands und endlich des allgemein beliebten und geachteten Lehrers Krause entgegengestellt. Im Volke wurde Emanuel nie anders als der Miltzscher Narr genannt. Das war ihm selbst nicht verborgen geblieben. Und jene große Partei, die im Streit der Meinungen ihm entgegenstand, hatte reichlich Gelegenheit, sich auf die vox populi zu berufen, die ja die Stimme Gottes ist.

Man weiß in Schlesien ebensowohl als in gewissen anderen Provinzen Ostelbiens, daß hie und da ein adliger Gutsbesitzer überaus kirchengläubig und doch zugleich von einer reizbaren Härte ist, die nichts von der Milde des Heilands atmet. Wenn solche Leute, deren es in der Miltzscher Gegend einige gab, gelegentlich zu hören bekamen, wie Quint in dieser und jener Gesellschaft, etwa beim Apotheker von Krug oder beim Rittergutsbesitzer Salo Glaser, zu sehen gewesen sei, so konnten sie sich kaum genügend entrüsten. Besonders ein Herr von Kellwinkel, dessen Eigentum an die Herrschaft Miltzsch grenzte, wurde, so oft er dergleichen vernahm, ja schon durch den Namen Quints in Wut versetzt.

Er war bereits über die sechzig hinaus. Sein bebrilltes Gesicht, das unter der Nase ein weißer, gewaltiger Schnurrbart zierte und das sich im Zorn martialisch mit weißen buschigen Brauen zusammenzog, sprach vornehmlich von Härte, Intelligenz und rücksichtsloser Unduldsamkeit. Er hatte sich durch eine Reichstagsrede vorübergehend in das Bewußtsein der Nation gebracht, in der er die Prügelstrafe verteidigte. Gelegentlich selbst im Bereich seines Gutsbezirks mit Prügeln zur Hand, suchte sein scharfes, geistiges Auge nach gewissen suspekten Zeichen der Zeit umher, von denen er fürchtete, daß sie den Bereich seines herrschenden Arms einschränken könnten. Soziale Fürsorge liebte er nicht. Not wollte er niemals anerkennen. Dazu gezwungen, führte er sie ausschließlich auf die Schuld des Betroffenen zurück und nannte sie eine verdiente Strafe. Die ewige Mahnung zum Mitleid und zur Barmherzigkeit hätte er nicht nur am liebsten aus allen, auch frommen Schriften, sondern auch von den Kanzeln verbannt. Schilderungen gewisser arger und schlimmer Mißstände, Darstellungen von Beispielen himmelschreiender Dürftigkeit, wie sie mitunter in Büchern oder Journalen vorkommen, machten den Autor, dem sie entstammten, in seinen Augen zuchthausreif. „Schloß und Riegel" — in Sätzen wie: „der Kerl gehört hinter Schloß und Riegel!" — war sein Lieblingswort. Er sagte: „wenn Schiller heut gelebt hätte . . ." und dann brachte der Nachsatz: „Schloß und Riegel". Kurz, Herr von Kellwinkel hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre, die ganze deutsche Herzens- und Geisteskultur hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Ohne daß er ihn jemals gesehen hatte, nährte er einen wütenden Haß gegen Quint. Er war nicht nur durch den Schlächtermeister und Viehhändler geschürt worden, an den Kellwinkel sein Mastvieh persönlich verhandelte und der, ansessig in Quintens Heimatsdorf, den nächtlichen Überfall auf den Toren in

Jesu mitgemacht hatte. Ebensowenig hatte diesen Haß allein der kirchenfeindliche Sektierergeist in Brand gesetzt, schließlich war es auch nicht der Kastenhochmut allein, der sich in Wut umsetzte, weil, nach Meinung von Kellwinkels, etwas von Sklavenaufstand in Quintens Verhalten zu wittern war: vielmehr lag in der bitteren Feindschaft des Edelmanns die Erbschaft des alten Räubers gebunden, der sich durch Quintens bloße Existenz in seinem Gewaltmenschentum beleidigt fand.

Aller Augenblick nahm er an etwas, das man ihm aus der Nähe Quintens zutrug, Ärgernis. Vor allem war es die, leider von Emanuel eigensinnig festgehaltene, Wunderlichkeit, weder Geld zu nehmen noch auszugeben, die ihn immer wieder erheblich aufreizte. Es würde von Emanuel klüger gewesen sein, wenn er nicht durch eine solche verrückte Gepflogenheit immer wieder auch im niederen Volk den Ruf seiner Narrheit erneuert hätte: es zeigte sich aber, daß über diesen Punkt auf keine Weise mit ihm zu markten war. Von Kellwinkel nahm aber auch an dem Zulauf, den der Miltzscher Schäfer durch Quint erhielt, Ärgernis. Das Gurauer Fräulein bekam mehrere heftig gefaßte Briefe von ihm, worin er auch allerlei Bassermannsche Gestalten erwähnte, die sich im Umkreis von Miltzsch bemerklich machten und vielfach auch seine Grenzen beunruhigten. Arbeiten wollten diese Leute nicht. Von ihm oder seinem Inspektor gestellt, hatten sie ordnungsmäßig ihre Papiere vorgewiesen, hatten auch im Wirtshause, ohne zu betteln, ihre bescheidene Zeche bezahlt, aber über den Grund ihres verdächtigen Umherstreichens bekam man, wie Herr von Kellwinkel ausdrücklich hervorhob, nicht das Geringste aus ihnen heraus. Er stellte dem Gurauer Fräulein anheim dem ganzen Quintischen Unfug zu steuern, der eine Plage der Gegend sei.

Emanuel ahnte die Gerüchte und Machenschaften, die gegen ihn im Umlauf waren, in ihrem ganzen Umfange nicht. Sein Gefühl, in einem Versteck von der Welt getrennt und vor ihr geborgen zu sein, erfuhr indessen einige Störungen. Es war gegen Ende Februar, als ihm zum ersten Male, auf einem Gange nach Dronsdorf, Zeichen eines unter der Oberfläche schwälenden Volksunwillens bemerkbar wurden und zwar mitten in einer Wolke sogenannter Kirchleute, die ihm, es war Sonntag und gegen die Mittagszeit, entgegenkam.

Es wurden ihm Schimpfworte nachgerufen, ja Hohn, Wut und Gelächter waren bald allgemein.

Als erste hatte ein altes Weibchen hinter ihm drein gelacht. Ein Bauer im schwarzen Begräbnisrock und Zylinder hatte: „Achtung paßt auf" geschrieen, mehrere Stimmen durcheinander: der „Miltzscher Narr" und der „Giersdorfer Heiland" gebrüllt. Es war ein milder Vorfrühlingstag. Das Gelärm der Spatzen in den nackten und nassen Pappeln, die in Reih und Glied die Straße begleiteten, mischte sich mit dem Glockengeläute der Dorfkirchen: wozu

das gehässige Rufen der Menschen den schneidendsten Mißton gab. Quintens Seele verstummte in schmerzlicher Bitterkeit. Es war ein Gram ohnegleichen, der ihn anwandelte, als er das Rudel hinter sich ließ und die Beleidigungen nochmals durchkostete, womit ihn die fromme Gemeinde bedacht hatte. Hatte sich nicht schon einmal jemand, dem er den Frieden bringen wollte und dann gebracht hatte, der alte Scharf, als sähe er Satan selber, abgewandt? und womit konnte er es verdient haben, daß ihm von jungen Burschen heiß ins Gesicht der Name des „Gottseibeiuns" gebrüllt wurde.

„Das ist der Teufel! der Gottseibeiuns! Ihr Leute, ihr Leute, nehmt euch in acht!" und einige Tagelöhnerweiber, die sich besonders hervortun wollten, wiesen mit Fingern auf ihn hin und kreischten: „er hat einen Pferdefuß". Es war aber damit noch nicht genug. Quint glaubte schon mit seiner Bestürzung, mit seinem Gram allein und dem Pöbel entronnen zu sein, als er von irgend etwas hinterrücks gewaltsam getroffen, für einen Augenblick die Besinnung verlor und zu taumeln begann. Ein Triumphgejohl und andere Zeichen belehrten ihn, daß man ihm mit voller Wucht eine harte Erdscholle, untermischt mit Gestein, gleichsam zum Abschied, nach, und gegen den Nacken geschleudert hatte.

Die Ursache dieses Ausbruchs stand mit vielen unsichtbaren Gegnern Quints in Zusammenhang: Gegnern, die zumeist nur durch das Anderssein Emanuels ihm erwachsen, zum Teil aber auch durch den Neid auf die Gunst des Gurauer Fräuleins bewegt waren. Er ging indessen vor allem auf die eine und andere Predigt des Pastors Beleites zurück, unter dessen Kanzel auch jene Gemeindemitglieder soeben erst das Wort Gottes genossen hatten, denen der Narr zu seiner bitteren Belehrung begegnet war.

Am gleichen Tage, als Emanuel vor Marien auf sein Erlebnis zu sprechen kam, konnte er recht wohl merken, wie durch seine Erzählung ein gewisser, lange verschwiegener Kummer in der Brust des Mädchens geweckt wurde. In ihrem Grame verriet sie sich. Die still und reichlich fließenden Tränen, die von einigen bitter schmerzlichen Worten begleitet wurden, machten es Quinten plötzlich klar, daß man ihr den Umgang mit ihm zum Vorwurf gemacht hatte.

Wirklich hatte der Lehrer Krause, allein, und mehrere Male sogar in Mariens Gegenwart, scharfe Verhöre, Emanuels wegen, zu bestehen gehabt. Wie ein von Gewissensängsten gejagter Geist erschien eines Tages in der Schule Bruder Nathanael und füllte das winterlich warme, behagliche Zimmer der Lehrersleute stundenlang, gleichsam bis an den Rand, mit seinen leidenschaftlichen Reden an, in denen das Ärgernis, zu dem Emanuel Quint den Anlaß gegeben hatte, aufgebauscht und verurteilt ward. Der Bruder schien von Dämonen gejagt. Der Glaube von ehemals, den er dem armen Toren entgegengebracht, die heilige Handlung der Taufe, die er an ihm vollzogen hatte: beides lastete jetzt wie Verbrechen auf ihm! Er sah den Jünger und Meister von einst als einen von Gott

Verworfenen und vom Teufel Verführten an und war überzeugt, durch allerlei angstvolle Träume beunruhigt, der Richter der Welt, zur Rechten des Vaters, werde die Seele dieses Verirrten von ihm fordern am Jüngsten Tag.

Krause versuchte ihn zu beruhigen. Nicht nur gegenüber Bruder Nathanael, sondern auch Pastor Beleites, ja sogar gegenüber dem eigenen Kirchenpatron, stand er entschieden bei dieser Meinung: daß Emanuel Quint ein Mensch ohne Arg und nichts als ein schlichter Bekenner des Heilandes sei.

Aber die Stimmen der Gegner, derer, die sich in ihrem Glauben verletzt fühlen, derer, die sich in ihrem Standesbewußtsein gekränkt, über das „Glück" des Narren ärgerten — und vieler anderer, mehrten sich. Die Protektion des Gurauer Fräuleins erweckte den Neid. Man schreckte durchaus nicht davor zurück, sie nicht allein unbegreiflich zu finden, sondern man näherte die Gunst der Dame eigner Fassungskraft dadurch einigermaßen an, daß man Quint zum Betrüger stempelte.

Alle diese feindlichen Stimmen widerlegte und bekämpfte Lehrer Krause mit dem schlichten Freimut seiner Natur, immer unentwegt, mitunter gelassen, mitunter heftig.

Von alledem erfuhr nun Quint und schloß daraus, wie sein im ganzen eingezogenes Leben, niemand zulieb, niemand zuleid, ihn vor den gehässigen Mächten der Welt nicht bewahren konnte. Sogar die Autorität des Gurauer Fräuleins schützte seinen stillen und wortkargen Wandel nicht. Das schöne Asyl, das ihm die Dame bereitet hatte, erschien ihm plötzlich von bösen, lauernden Mächten umstellt, die er auf eine, ihm selber nicht bewußte Art, und Weise beleidigt hatte. Man gönnte ihm auch das andere Asyl in der Familie des Lehrers Krause nicht. Hier, noch mehr als in der Familie Heidebrand, hatte Emanuel die Harmonie eines klugen und sonnigen Christentums durch Wochen und Monate eines schönen Herbstes und Winters hindurch kennen gelernt. Hier war der Glaube etwas Lebendiges, das eher den blühenden Astern im Garten, dem Geschmetter des Harzer Kanarienvogels im Fenster, als einem auf Gebot des strengsten Lehrers eingeprägten und hergeleierten Pensum glich. Der Lehrer Krause pflegte zu sagen: jede Religion ist falsch, die den Menschen finster macht. Er sagte, man könne dem Teufel vielleicht aus Zwang, aber Gott nur aus freiem und frohem Herzen dienen. Deshalb herrschten am Krauseschen Herde meist fröhliche Laune und Gesang. Die Liebe des Lehrers zu seinem Beruf war aus der Liebe zu Kindern entstanden. Krause selbst war ein großes Kind, dessen lustige Blicke und schalkhafte Worte von dem frischen Behagen Zeugnis ablegten, das ihm, durch die Güte Gottes, schon hier auf Erden beschieden war.

Obgleich nun Krause im weiten Umkreis bei hoch und niedrig respektiert wurde, fiel man ihm doch, Emanuels wegen, immer wiederum mit der Tür ins Haus. Er mußte allerlei Dinge erfahren, vor denen gleichermaßen seine unantast=

bare Berufstreue wie seine starke Persönlichkeit ihn bisher bewahrt hatten. Niemals hatte zum Beispiel Pastor Beleites, der die Schulaufsicht führte — und überdies sich mit Krause duzte! — bis zu dem Zeitpunkt irgend etwas zu rügen gehabt, wo er es ganz entschieden tadelte, daß der Lehrer den gefährlichen Narren Emanuel zuweilen, während des Unterrichts, im Schulraum geduldet hatte. Fest und energisch, wie er war, hatte Krause der Mahnung des vorgesetzten Duzbruders zwar seinen lachenden Eigensinn gegenübergestellt, aber dadurch den verletzenden Strom zudringlicher Ratschläge nicht aufgehalten. Vielmehr hatte der Pastor den Umgang Quints und Mariens wie eine schwere Gefahr berührt und damit die alte Freundschaft beinahe jählings zum Bruch gebracht, die ihn mit dem Lehrer verband.

An jenem schneelosen Nachmittage im Februar, als dem Narren in Christo alles dieses, durch Marien, bei einem Spaziergang über Feld, auf entlegenen Pfaden eröffnet wurde, tat er, ohne daß man ergründen konnte, was in ihm vorging, diese Aussprüche: „Wenn sie sich jetzt schon an mir ärgern, wie erst werden sich diese Menschen in der Zukunft an mir ärgern!" Dann sagte er: „Gott ist bei mir und ich bin bei Gott!" und außerdem: „ich habe gepredigt, wie Johannes und zur Buße gerufen öffentlich! Wenn sie mich deshalb verfolgt haben, will ich nicht klagen. Daß sie mich aber jetzt verfolgen, wo Licht und Leuchter unter dem Scheffel verborgen ist, wer will dies deuten?" Vor sich hinstarrend sagte er mehrmals gedankenvoll: „Vergib ihnen, Herr, sie wissen nicht, was sie tun". Er seufzte mehrmals: „Schweigen heißt sündigen." Dann wieder erklärte er: „es ist Zeit" und fügte nach mehreren Seufzern an: „des Menschen Sohn muß ein Pilger bleiben auf dieser Welt und der uns voranschritt, hatte auf ihr keine bleibende Stätte, es heißt von ihm, er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte auf dieser Welt".

Marie Krause war mit Quint um die Vesperzeit in die Schule zurückgekehrt. Während Emanuel einige Bücher durchblätternd im Wohnzimmer saß, hatte sie ihrem Vater berichtet, was Emanuel widerfahren war und was er gesagt hatte. Krause begab sich, betroffen und erregt, stehenden Fußes zu Quint hinein.

In einer nun sich entspinnenden, durch einige Stunden währenden Aussprache, hatte Krause mit vielen klaren und klugen Worten Emanuel seine Lage den lokalen Mächten gegenüber nicht nur bis ins letzte deutlich gemacht, sondern er war noch weiter gegangen und hatte dem Toren, als offenherziger älterer Freund, anheimgestellt, ob es nicht möglich sei, erstlich die Marotte von wegen des Geldablehnens einzustellen, durch die nun einmal die Leute gereizt würden. Überdies empfahl er Quinten, doch gelegentlich Sonntags einmal, und womöglich zu Pastor Beleites, in die Kirche zu gehen. Daß er dort niemals gesehen wurde, war nämlich der hauptsächlichste Anlaß allgemeiner Erbitterung.

Der kluge Freund und Berater traf indessen bei Emanuel Quint auf einen unerschütterlich festen Widerstand.

Mit vieler Vorsicht, aber trotzdem mit herzlicher Dringlichkeit, versuchte der Lehrer auf die, seiner Ansicht nach, schwächste Seite im Wesen Emanuels einzuwirken: ein Beginnen, wozu der lange erwartete Anlaß nun endlich gekommen war. Das Mundstück der langen Tabakspfeife bald hier bald da zwischen die Zähne geklemmt, ernste Rauchwolken aus beweglichen Nüstern blasend, rückte er sein gesticktes Käppchen temperamentvoll bald gegen das rechte, bald gegen das linke Ohr und schien so in seiner nüchternen Frische alles andere eher, als ein Freund von Verstiegenheit. So war es denn auch nicht das Abenteuer mit den Kirchleuten, das ihm die stärkste Besorgnis einflößte, ja nicht einmal die hinter dem Vorgang lauernde Gegnerschaft, sondern es waren die abgerissenen Worte, die Quint gebraucht hatte.

Zum Unterschiede von vielen frommen Leuten seiner Umgebung mischte Krause in seine alltägliche Rede niemals oder selten ein Bibelzitat. Und auch Emanuel hatte in dieser ganzen, stillen Epoche seines Daseins kaum einen Anlaß dazu gefunden: und niemals in Krauses Gegenwart. Aber nach und nach unterrichtete sich der Lehrer unter der Hand genau von Quintens Vergangenheit und konnte sich also nicht verhehlen, daß große und heilige Worte im Munde zu führen Quintens besondere, ärgernisstiftende, üble Gewohnheit war. Hier lag ein Keim, aus dem der Lehrer jedwede Gefahr für das sonst ihm so angenehme Wesen Quintens herleitete. Als er nun aber auf die, von jenem, vor Marien, gebrauchten Heilandsworte zu sprechen kam, indem er gedachte, das Gottesschicksal des gebenedeiten Heilands der Welt, von dem schlichten Erlebnis Quintens zu sondern, fehlte dem sonst so gewandten Manne selbst das Wort. Unter dem Blicke der großen und ruhigen Augen Quints vermochte er jenen, seiner Ansicht nach nötigen, ärztlichen Schnitt nicht auszuführen, wodurch er den Rückfall in eine Krankheit, die gefürchtete, schon beinahe überwundene Narrheit des Narren, verhüten wollte.

Dieses aber war das Ende der eingezogenen Wochen und Monde in dem sonderbaren Grübler- und Bekenner-Schicksal Emanuel Quints: Vorfall auf Vorfall, wodurch für männiglich der schwere Irrtum des Gurauer Fräuleins, des Lehrers Krause und seiner Töchter, sowie die Wahrhaftigkeit und die volle Rechtfertigung eines jeden Verdachtes, einer jeden feindlichen Regung gegen Quint, hinreichend deutlich erwiesen wurde.

(Fortsetzung folgt)

Der Homer der Insekten/ von Maurice Maeterlinck



In Orange und in Sérignan, einem kleinen Dorfe in der Provence, begeht man dieser Tage den siebenundachtzigsten Geburtstag eines, dessen Stirn eine doppelte Krone zieren sollte. Doch der Tagesruhm, der unebenbürtige Bruder des wahren, großen Ruhmes, ist oft vergeßlich, nachlässig und ungerecht, oder er kommt zu spät; und die große Masse kennt kaum den Namen J. H. Fabres, eines der tiefsten und erfinderischsten Gelehrten, der zugleich einer der besten Schriftsteller und ich möchte hinzufügen, einer der größten Poeten des vergangenen Jahrhunderts ist.

J. H. Fabre ist, wie manche wissen werden, der Verfasser von zehn dicken Bänden, die sich „Souvenirs entomologiques" betiteln. Er hat in ihnen die Ergebnisse fünfzigjähriger Beobachtungen, Forschungen und Experimente über verschiedene Insekten niederlegt, die uns wohlbekannt und vertraut scheinen: über einige Arten von Wespen und wilden Bienen, einige Mücken, Fliegen, Käfer und Raupen, kurz, über all die winzigen, unbewußten, rudimentären und fast namenlosen Lebewesen, die uns überall umgeben und die wir bisweilen mit Vergnügen betrachten, während unser Geist schon an etwas andres denkt, wenn wir unser Fenster auftun, um die erste Frühlingswärme einzulassen, oder uns an blauen Sommertagen in Garten und Flur ergehen.

Man greift nach einem der umfangreichen Bände und erwartet natürlich, darin sehr gelehrte und sehr trockene Namenregister, sehr sorgfältige und sehr merkwürdige Beschreibungen der großen verstaubten Begräbnisse zu finden, die fast alle bisher erschienenen entomologischen Schriften darstellen. Man schlägt das Werk also auf, ohne Eifer und inneres Bedürfnis — und sofort entfaltet sich zwischen den Blättern, ohne Zaudern, ohne Unterbrechung und fast ohne Veränderung bis ans Ende der viertausend Seiten das unerhörteste, tragische Feenspiel, das die menschliche Vernunft zwar nicht erschaffen oder begreifen, wohl aber in sich aufnehmen und verarbeiten kann.

In der Tat handelt es sich hier nicht um menschliche Einbildungskraft. Das Insekt gehört nicht zu unsrer Welt. Die andern Tiere, ja selbst die Pflanzen, scheinen uns nicht gänzlich fremd; trotz ihrer Stummheit und der großen Geheimnisse, die sie bergen, fühlen wir doch, daß sie gleichsam unsre Brüder auf Erden sind. Sie überraschen uns und setzen uns oft in Verwunderung; doch sie werfen unser Denken nicht völlig um. Das Insekt besitzt etwas, das nicht zu den Gewohnheiten, der Moral und Psychologie unsres Erdballes zu gehören scheint. Man möchte sagen, es kommt von einem anderen Planeten, der riesenhafter, energischer, sinnloser, wilder und höllischer ist als der unsere. Obschon es sich das Leben mit einer auf Erden unvergleichlichen Sicherheit und Frucht-

barkeit unterwirft, so können wir uns doch nicht mit dem Gedanken abfinden, daß es ein Geschöpf unsrer Natur sei, deren Lieblingskinder wir uns zu sein schmeicheln, ja vielleicht gar — so meinen wir — das Ideal, nach dem alle Kräfte der Erde hinstreben. Nur die mikroskopische Kleinwelt verwirrt uns noch mehr; aber was ist ein mikroskopisches Wesen anderes als ein Insekt, das man nicht sieht? Gewiß liegt diesem Erstaunen und dieser Unfaßlichkeit irgendeine tiefe, instinktive Besorgnis vor diesen ungleich besser ausgerüsteten, mit ungleich besseren Werkzeugen versehenen Lebewesen zugrunde, die von Energie und Tatlust strotzen und in denen wir unsere geheimnisvollsten Gegner, unsere Nebenbuhler in den letzten Stunden, ja vielleicht unsere Nachfolger sehen.

Doch betreten wir an der Hand eines hervorragenden Führers die Kulissen unseres Feenspiels, um dessen Schauspieler und Statisten, schmutzig oder prachtvoll, grotesk oder unheimlich, heroisch oder abstoßend, genial oder stumpfsinnig und stets unwahrscheinlich und unfaßlich, aus der Nähe zu betrachten.

Hier zu allererst, wie der Zufall es fügt, eine der Gestalten, die im Süden häufig vorkommt, und die man bei dem Mist findet, den die Maultiere auf den weißen Straßen und den steinigen Fußpfaden in reichlichen Mengen achtlos zurücklassen. Ich meine den Mistkäfer, den heiligen Scarabäus der Ägypter, den Bruder unseres nordischen Roßkäfers. Er ist ein großer, schwarzgekleideter Käfer, dessen Beruf auf Erden es ist, das Schmackhafteste von seiner Beute zu einem dicken Klumpen zu kneten, und diesen dann nach seinem unterirdischen Speisesaal zu rollen, wo das unglaublichste Gastmahl stattfinden soll. Doch das Geschick, das auf alle ungemischte Freude neidisch ist, quält den ernsten und wahrscheinlich weisen Käfer, ehe es ihn zu dieser Stätte der Lust gelangen läßt, mit zahllosen Schwierigkeiten, die durch das Erscheinen eines unbequemen Schmarotzers fast stets noch vergrößert werden.

Kaum also beginnt er mit großer Anstrengung des Kopfschildes und der krummen Beine die kostbare Kugel vorwärts zu rollen, so erscheint ein gewissenloser Kollege, der auf das Ende der Arbeit lauerte, und erbietet sich scheinheilig, ihm zu helfen. Der andere, der sich bewußt ist, daß Hilfe und Dienstleistung hier nicht nur sehr unnütz sind, sondern auch bald zu Teilung und Enteignung führen werden, nimmt die unerbetene Beihilfe ohne Begeisterung an. Doch um sein Vorrecht deutlich zu betonen, behält er seinen alten Platz als legitimer Besitzer bei, d. h. er schiebt die Kugel mit der Stirn, während der unabwendbare Gast auf der anderen Seite daran zieht. So gelangt sie zwischen den beiden Kumpanen auf endlosen Umwegen mit grotesken Purzelbäumen und schreckensvollen Stürzen schließlich zu der Stelle, die als Schatzhaus und Festsaal ausersehen ist. Hier angelangt, beginnt der Besitzer ein Loch zu graben, während der Schmarotzer auf der Spitze der Kugel harmlos einzuschlummern

scheint. Die Grube wird zusehends weiter und tiefer, und bald ist der erste Mistkäfer ganz darin verschwunden. Auf diesen Augenblick hat der hinterlistige Helfer nur gewartet. Er gleitet flugs von seiner Höhe herab, schiebt die Kugel mit der ganzen Energie des schlechten Gewissens vor sich her und sucht das Weite zu gewinnen. Doch der andere unterbricht mißtrauisch seine emsige Arbeit, blickt über den Rand seiner Grube, wird den treulosen Raub gewahr und springt heraus. Der schamlose, unredliche Geselle wird ertappt und bemüht sich, ihn irre zu führen. Er kriecht um den kostbaren Kloß herum, umklammert ihn, erschöpft sich in gespielten, heroischen Anstrengungen und tut, als ob er ihn mit aller Gewalt an einem Abgrund festhielte, der gar nicht vorhanden ist. Eine stillschweigende Auseinandersetzung folgt; man gestikuliert mit den Fußwurzeln und Kiefern, dann einigt man sich und schafft den Kloß gemeinsam in die Grube.

Man hält sie für geräumig und bequem genug. Die Kugel wird hineingerollt, der Eingang verschlossen; und nun endlich nehmen die beiden versöhnten Gäste in dem günstigen Dunkel und der lauen Wärme der Grube zu beiden Seiten des prachtvollen Mistkloßes Platz, und es beginnt, fern vom Licht und den Sorgen des Tages und im tiefen Schatten der Unterwelt, das fabelhafteste Fest, dessen Wonnen die Phantasie des Bauches je ersann.

Zwei ganze Monate lang bleiben sie so eingeschlossen, und ihre Bäuche höhlen nach und nach die unerschöpfliche Kugel aus. Sie essen ohne Unterlaß, ohne bei Tag und bei Nacht eine Sekunde aufzuhören; und während sie sich mästen, entwickelt und verlängert sich hinter ihnen mit der sichtbaren Pünktlichkeit eines Uhrwerks, drei Millimeter in der Minute, ein endloses, lückenloses Band, das die Erinnerung festlegt und die Stunden, Tage und Wochen des wunderbaren Schmauses zählt.

Nach dem Mistkäfer, dem Hanswurst dieser Schar, wollen wir einen Blick auf den Musterhaushalt des Minotaurus typhäus werfen, der ziemlich bekannt und trotz seines furchterweckenden Namens äußerst gutmütig ist. Das Weibchen gräbt eine riesige Grube, oft über anderthalb Meter tief, die aus Wendeltreppen, Fluren, Gängen und zahlreichen Kammern besteht. Das Männchen schafft die ausgegrabene Erde auf der dreizinkigen Gabel, die auf seinem Kopfe sitzt, hinaus und wirft sie vor dem Eingang der Heimstätte ab. Dann holt es von den Feldern die Spuren, welche die Schafe hinterlassen haben, bringt sie in den Oberstock seiner Erdhöhle und beginnt sie mit seinem Dreizack zu mahlen, während die Hausfrau im Keller das Mehl aufsammelt und es zu großen walzenförmigen Broten knetet, die später die Nahrung der Jungen bilden sollen. Drei Monate lang, bis die Vorräte für ausreichend erachtet werden, erschöpft sich das unglückliche Männchen, ohne je Nahrung zu sich zu nehmen, in dieser Riesenaufgabe. Endlich ist sie beendet und es fühlt sein Ende

nahen. Mit Aufbietung der letzten Kräfte verläßt es die Höhle, um das Haus nicht mit seinem Leichnam zu erfüllen, und kriecht mühsam weiter, einsam und resigniert in dem Gefühl, daß es zu nichts mehr nütz ist. So schleppt es sich fort, um fern zwischen Steinen zu sterben . . .

Ein anderes Bild: merkwürdige Raupen, sogenannte Prozessionsraupen, die häufig vorkommen. Grade jetzt kriecht ein Band von fünf bis sechs Meter Länge von meinen Pinien herab auf die Alleen meines Gartens und hinterläßt nach dem Brauch ihrer Art einen durchsichtigen Seidenteppich auf ihrem Wege. Abgesehen von dem unerhört feinen Barometer, das diese Raupen auf ihrem Rückgrat tragen, sind sie bekanntlich dadurch merkwürdig, daß sie nur im Gänsemarsch wandern, eine hinter der anderen, wie die Blinden im Gleichnis. Jede von ihnen folgt beharrlich und unzertrennlich der Vorgängerin. Eines Morgens hatte ich eine Reihe von ihnen auf den Rand einer großen Steinvase gesetzt und der Kreis blieb acht Tage lang geschlossen, eine furchtbare Woche hindurch, wo die unglückliche Schar trotz Hunger, Kälte und unsäglicher Erschöpfung unablässig und unbarmherzig ihre tragische Runde machte, bis der Tod eintrat.

Doch ich merke, daß unsere Helden viel zu zahlreich sind und daß es unmöglich ist, sich bei ihrer Beschreibung aufzuhalten. Höchstens will ich bei der Aufzählung der wichtigsten und bekanntesten einem jeden ein kurzes Beiwort anheften, in der Art, wie es Vater Homer tat. Soll ich kurz die Leukospis erwähnen, den Schmarotzer der Mörtelbiene, die, um ihre Geschwister zu töten, mit einem Hornhelm und einem mit Widerhaken versehenen Panzer bewehrt ist, diese Waffen jedoch sofort nach geschehener Tat abwirft — das Schutzmittel eines furchtbaren Erstgeburtsrechts? Soll ich von den wunderbaren anatomischen Kenntnissen der Tachytes, des Cerceris, der gemeinen Sandwespe (Ammophila), des Raupentöters (Spher) und so vieler anderer reden, die, je nachdem es gilt, den Feind oder die Beute zu lähmen oder zu töten, genau und untrüglich wissen, welche Ganglien vom Stachel oder den Kiefern getroffen werden müssen? Soll ich von der Kunst der Eumene reden, die ihre Festung in ein wahres Museum von durchsichtigen Quarzkörnern und in der Sonne gebleichten Schneckengehäusen verwandelt; von der prächtigen Häutung des aschfarbenen Grashüpfers; von dem Musikinstrument der Grille, deren Violinbogen aus hundertundfünfzig dreieckigen Prismen besteht, die gleichzeitig die vier Trommelfelle der Flügeldecken in Schwingung versetzen? Oder von der phantastischen Geburt der Larve des Kotkäfers (Onthophagos), dieses durchsichtigen, stiermäuligen Ungeheuers, das wie aus Kristall gebildet ist? Will man dem Auskriechen der gemeinen blauen Fleischfliege, der Tochter der Made, beiwohnen? Man höre darüber unsern Autor:

„Sie spaltet ihren Kopf in zwei bewegliche Hälften, die, von einem dicken, roten Auge geschwellt, abwechselnd zu- und auseinanderklappen. In dem

Zwischenraum erscheint und verschwindet abwechselnd ein umfangreicher, durchsichtiger Bruch. Wenn die beiden Hälften sich teilen und das eine Auge nach rechts, das andere nach links gebogen ist, so sieht es aus, als ob das Insekt seinen Hirnkasten spalte, um dessen Inhalt zu entleeren. Dann quillt der Bruch hervor, an der Spitze stumpf und geschwollen wie ein dicker Nagelkopf. Die Stirn schließt sich wieder und es bleibt nichts übrig als ein unbestimmtes Gesicht. Alles in allem ist dieses tiefe und unaufhörliche Sich-Spalten der Stirn das Befreiungsmittel, der Sturmbock, womit der auskriechende Zweiflügler gegen den Sand anrennt und ihn lockert. Gleichzeitig treten die Füße den gelockerten Sand zurück und das Insekt kommt der Erdoberfläche um so viel näher."

Und welche Mißgestalten ziehen vorüber, wie kein Bosch und Callot sie ersonnen hätte! Die Larve des Goldkäfers, die, obwohl sie Beine unter dem Leibe hat, stets auf dem Rücken kriecht; der blauflügelige Grashüpfer, der noch übler daran ist als die blaue Fliege, denn er besitzt zum Durchbrechen des Erdbodens, zum Entrinnen aus dem Grabe und zum Empordringen ans Licht nichts als eine Kopfblase, eine Schleimdrüse; oder die Empuse, die mit ihrem schneckenförmigen Leib, ihren dicken hervorquellenden Augen, ihren kaulquappenartigen, mit Hackmessern bewehrten Füßen, ihrem Speer und ihrer endlosen Bischofsmütze wohl das teuflichste Phantom auf Erden wäre, stände ihr nicht die Gottesanbeterin (Mantis religiosa) zur Seite, die so furchtbar ist, daß ihr bloßer Anblick ihre Opfer erstarren läßt, wenn sie vor ihnen die „Gespensterpose" einnimmt, wie die Entomologen es nennen.

Es ist unmöglich, auch nur flüchtig von den zahllosen und fast stets fesselnden Lebewesen zu reden, die im Fels, unter der Erde, in den Mauern, auf den Baumästen, Blumen, Kräutern und Früchten, ja selbst in den Körpern unserer Studienobjekte ihr Wesen treiben; denn bisweilen findet man, wie beim Maiwurm (Melöe), drei Parasiten übereinander; und selbst die Made, der düstere Gast der letzten Feste, ernährt mit ihrem Körper noch gegen dreißig Schmarotzer.

Unter den Hautflüglern, die in der Welt, die uns beschäftigt, die intelligentesten Wesen sind, kommt das Bautalent mancher wilden einsam lebenden Bienenarten dem unsrer wunderbaren Hausbiene auf andren Gebieten der Baukunst sicherlich gleich. So besonders der kleine unscheinbare Blattschneider (Megachile), der zur Behausung seiner Eier in den Blättern gewisser Bäume Honigtöpfe aus einer Anzahl runder und ovaler Scheiben von mathematischer Genauigkeit anlegt. Mir fehlt leider der Raum, um all die schönen klaren Worte zu zitieren, die J. H. Fabre in gewohnter Gewissenhaftigkeit nach gründlicher Erforschung dieser wunderbaren Leistung schreibt; ich möchte ihn nur einen Augenblick und über ein einziges Detail zu Worte kommen lassen.

„Bei den ovalen Scheiben ändert sich die Frage. Welchen Führer hat der Blattschneider hier, um aus dem weichen Stoff der Akazienblätter so schöne

Ellipsen zu schneiden? Welches ideale Modell führt die Scheere? Welche Meßkunst diktiert die Abmessungen? Man möchte sich gern vorstellen, daß das Insekt ein lebender Zirkel ist, der die elliptische Kurve durch eine gewisse natürliche Biegung des Körpers herausbringt, etwa wie wir einen Kreis ziehen, indem wir den Arm im Schultergelenk drehen. Dann wäre ein blinder Mechanismus, das einfache Ergebnis der Organisation, der einzige Grund seiner Geometrie. Diese Erklärung könnte mich bestechen, wenn neben den großen ovalen Scheiben nicht viel kleinere, gleichfalls ovale säßen, die deren Lücken ausfüllen. Ein Zirkel aber, der von selbst den Radius wechselt und die Krümmung der Kurven planmäßig ändert, scheint mir ein recht zweifelhafter Mechanismus. Es muß etwas andres im Spiel sein. Die runden Deckelstücke sagen es uns.

„Wenn der Blattschneider lediglich durch die angeborene Biegung seiner Struktur Ellipsen zu schneiden vermag, wie gelingt es ihm dann, Kreise aus Blättern herauszusägen? Wollen wir für die neue Form, die an Gestalt und Umfang so anders ist, noch andre Maschinenräder annehmen? Überdies liegt der wahre Knoten der Schwierigkeit nicht hier. Die runden Scheiben passen meist auf ein Haar in die Mündung der Zelle. Ist diese beendet, so fliegt die Biene mehrere hundert Schritte fort, um den Deckel herzustellen. Sie kommt auf das Blatt, aus dem sie die runde Scheibe ausschneiden will. Welches Bild, welche Erinnerung hat sie von dem Topfe, zu dem ein Deckel gemacht werden soll? Keine, denn sie hat ihn ja nie gesehen; sie arbeitet unterirdisch in tiefem Dunkel. Höchstens hat sie Tasterinnerungen, aber keine frischen, denn der Topf ist ja nicht mehr da; sie sind vielmehr alt und kommen bei einer Präzisionsarbeit nicht in Betracht. Trotzdem muß die runde Scheibe einen bestimmten Durchmesser haben. Wird sie zu groß, so geht sie nicht hinein; wird sie zu klein, so schließt sie schlecht oder erstickt das Ei, indem sie bis auf den Honig hinabfällt. Wie aber kann sie ihr ohne Modell die richtigen Abmessungen geben? Der Blattschneider zaudert nicht einen Moment. Mit derselben Geschwindigkeit, womit er einen formlosen Lappen abtrennt, der nur zum Verstopfen taugt, schneidet er eine runde Scheibe zurecht, und diese Scheibe hat ohne weiteres die Größe des Honigtopfes. Wer kann, erkläre diese Geometrie; sie ist meines Erachtens unerklärlich, selbst wenn man annimmt, daß die Biene Gesichts- und Tasterinnerungen hat."

Hinzugefügt sei noch, daß nach Berechnung des Autors zum Zellenbau einer verwandten Bienenart, des seidigen Blattschneiders, genau 1064 ovale und kreisförmige Scheiben nötig sind, die im Laufe eines Daseins von wenigen Wochen gesammelt und zurechtgeschnitten werden müssen.

Wer käme andrerseits auf den Gedanken, daß die arme übelriechende Baumwanze (Pentatoma) zum Auskriechen aus dem Ei einen wahrhaft außerordentlichen Mechanismus erfunden hat? Zunächst sei vorweggenommen, daß dieses

Ei eine wundervolle kleine Alabasterkapsel ist, die unser Autor wie folgt beschreibt: „Im Mikroskop erkennt man eine mit kleinen fingerhutförmigen und wunderbar regelmäßig angeordneten Vertiefungen bedeckte Oberfläche. Um das obere und untere Ende des Zylinders zieht sich ein breiter, mattschwarzer Ring; auf den Seitenflächen bleibt ein großer weißer Gürtel mit vier symmetrisch verteilten schwarzen Punkten übrig. Der Deckel, mit schneeigen Wimpern bedeckt und weiß umrändert, schwillt zu einer schwarzen Kappe mit einem weißen Fleck in der Mitte an. Alles in allem eine prachtvolle Trauerurne durch den scharfen Gegensatz von kohlschwarz und schneeweiß. Das etruskische Totengeschirr hätte hier ein treffliches Modell gefunden."

Die kleine Baumwanze, deren Stirn zu weich ist, legt zum Aufheben des Deckels eine Bischofsmütze an, die aus drei im sphärischen Dreieck zusammenstoßenden Stäben besteht. Diese Bischofsmütze befindet sich im Augenblick des Ausschlüpfens stets auf dem Boden des Eis. Da ihre Glieder in einer engen Hülle stecken, wie die einer Mumie, so hat sie kein andres Mittel zum Vordrücken dieser drei Stäbe als den Puls ihres Blutes in ihrem Kopfe, der wie ein Kolbenstoß wirkt. Allmählich geben die Nieten des Deckels nach, und sobald das Insekt ausgekrochen ist, entledigt es sich seines mechanischen Helmes.

Eine andre Wanzenart, die maskentragende Kotwanze (Reduvia), die namentlich in Aborten haust, wo sie in einer Staubflocke versteckt auf der Lauer liegt, hat eine noch erstaunlichere Art des Auskriechens erfunden. Hier ist der Deckel des Eies nicht vernietet, wie bei den Blattwanzen, sondern einfach zugeklebt. Im Augenblick des Ausschlüpfens hebt sich dieser Deckel und man sieht aus der Hülle eine kugelförmige Blase aufsteigen, die allmählich aufschwillt wie eine Seifenblase, die man aus einem Strohhalme bläst. Durch die Ausdehnung dieser Blase wird der Deckel immer höher gehoben und fällt herab. Nun platzt die Bombe; das heißt die Blase ist über ihre Haltbarkeit hinaus gespannt und reißt oben ein. Die Hülle, ein unendlich dünnes Häutchen, bleibt gewöhnlich am Rande der Öffnung hängen, wo sie eine hohe weiße Kante bildet. Bisweilen zerplatzt sie auch und wird durch die Explosion aus der Hülse herausgeschleudert. In diesem Falle ist sie ein kleiner halbrunder Becher mit eingerissenem Rande, unten mit einem zierlichen gewundenen Füßchen versehen.

Wie aber geht dieses Zerplatzen vor sich? J. H. Fabre nimmt an, daß „diese Blase ganz allmählich mit dem fortschreitenden Wachstum des Tierchens die Produkte der Atmungstätigkeit aufnimmt, die unter der allseits verschlossenen Hülle stattfindet. Anstatt nach außen durch die Eihülse zu entweichen, erfüllt das Kohlensäuregas, das unaufhörliche Ergebnis des vitalen Oxydationsprozesses, nach und nach diese Art von Gasometer, läßt ihn schwellen, bläht ihn auf und drückt auf den Deckel der Kapsel. Sobald das Tier voll entwickelt ist und auskriechen will, vollendet die besonders rege Atmung diese Schwellung, die viel-

leicht schon in den ersten Stadien der Entwicklung des Keimes begonnen hat. Kurz, durch den zunehmenden Auftrieb der Gasblase gehoben, löst sich der Deckel. Das Küken im Ei hat seine Luftkammer; die junge Kotwanze hat ihre Kohlensäureblase, sie schlüpft aus, indem sie atmet."

Man wird es nicht müde, mit vollen Händen in diese unerschöpflichen Schätze hineinzugreifen. So zum Beispiel glauben wir über den Geist und die Methoden unsrer Hausspinnen genügend Bescheid zu wissen, weil wir ihre Spinneweben so oft in allen Ecken sehen. Wir täuschen uns gewaltig! Die Tatsachen einer wissenschaftlichen Beobachtung erfordern einen ganzen Band voller Offenbarungen, von denen wir keine Ahnung hatten. Ich erwähne nur beiläufig den harmonischen Arkadenbau der Spinne Clotho Durandi, die wunderbaren Schaukelkünste der Jungen unsrer Gartenspinne*, die Taucherglocke der Wasserspinne, die tatsächliche telephonische Verbindung zwischen dem Netz und dem Fuß der in ihrer Hütte sitzenden Kreuzspinne, durch die sie erfährt, ob die Erschütterung in ihren Fallstricken von einer hineingeratenen Beute oder von einer Laune des Windes kommt.

Wenn man nicht ein ganzes Buch schreiben will, so muß man sich damit begnügen, die Wunder des Mutterinstinktes kurz zu berühren. Übrigens gehen sie Hand in Hand mit denen des Gewerbfleißes. Sie bilden den glänzenden Mittelpunkt der Psychologie der Insekten. Ebenso könnte man nur in mehreren Kapiteln einen kurzen Begriff von den Hochzeitsbräuchen geben, die zu den wunderlichsten und fabelhaftesten Episoden dieser unbekannten Tausend und Eine Nacht gehören.

So z. B. beginnt das Männchen der Kantharide oder spanischen Fliege mit Steiß und Fäusten wütend auf sein Weibchen loszuschlagen. Hierauf bleibt es mit verschränkten zitternden Armen lange in Verzückung. Die Mauerbienen (Osmien) klappen bei der Hochzeit furchtbar mit den Kiefern, als gelte es, einander aufzufressen; wohingegen bei dem größten unserer Schmetterlinge, dem großen Pfauenauge, das die Größe einer Fledermaus erreicht, im Zustande der Liebestrunkenheit der Mund derart einschrumpft, daß sein Gesicht nur noch eine unbestimmte Larve ist. Doch nichts kommt der Hochzeit des grünen Grashüpfers gleich; allein ich muß hiervon schweigen, da man sie selbst in lateinischen Worten nicht schildern könnte. Alles in allem sind diese Hochzeitsbräuche abscheulich, und im Gegensatz zu allem, was in der übrigen Natur geschieht, vertritt hier das Weibchen die Kraft und Vernunft, aber auch die Grausamkeit und Tyrannei, die anscheinend deren unvermeidliche Folge sind. Fast alle Hochzeiten enden mit dem unmittelbaren gewaltsamen Tode des Gatten. Häufig

* Die jungen Spinnen lassen sich, wenn sie aus dem Nest austriechen, an einem langen Spinnenfaden herab und bleiben daran hängen. Der Wind weht sie an irgend einen Gegenstand, wo sie hängen bleiben, oder trägt sie davon. (Briefliche Mitteilung Maeterlincks.)

frißt die Braut zunächst eine Anzahl von Bewerbern auf. Den Typus dieser wunderlichen Vereinigungen geben uns die südfranzösischen Skorpione, die bekanntlich Krebsscheren und einen langen Schwanz tragen, dessen Stachel lebensgefährlich verletzt. Sie leiten das Fest mit einem gefühlvollen Spaziergang Schere in Schere ein; dann bleiben sie unbeweglich stehen und blicken sich, immer noch Hand in Hand, eine endlose Zeit selig an. Der Tag vergeht über ihrer Begeisterung; auch die Nacht über bleiben sie Aug in Auge, vor Bewunderung starr, beieinander. Endlich nähern sich ihre Stirnen und berühren sich; ihre Mäuler — wenn man die ungestalte Öffnung zwischen ihren Scheren so nennen kann — vereinigen sich in einer Art von Kuß; dann vollzieht sich der Coitus; das Männchen sinkt um, vom tödlichen Stachel getroffen, und die grausame Gattin zerbeißt und verzehrt es mit Wonne.

Doch die Stabschrecke, das verzückte Insekt, das stets die Arme wie zum Gebet gen Himmel erhebt, die furchtbare Stabschrecke oder Gottesanbeterin, treibt es noch ärger: sie frißt ihre Männer auf (deren sie in ihrer Unersättlichkeit manchmal sieben bis acht hintereinander verzehrt), während diese sie an ihr Herz drücken. Mit ihren unbegreiflichen Küssen verschlingt sie nicht bildlich, sondern grauenhaft tatsächlich den unglücklichen Erwählten ihrer Seele oder ihres Magens. Sie beginnt mit dem Kopfe, dann nimmt sie die Brust vor und verschmäht nur die Hinterbeine, die sie für zu zäh hält. Dann wirft sie die traurigen Überreste fort, während ein neuer Liebhaber, der das Ende des grausigen Festes ruhig abwartete, heldenmütig antritt, um das gleiche Los zu erdulden.

J. H. Fabre ist wirklich der Entdecker dieser neuen Welt, denn — so seltsam auch dies Geständnis in einer Zeit erscheinen mag, wo wir alles, was uns umgibt, zu kennen wähnen — trotzdem man die Mehrzahl dieser Insekten in den Namensregistern gewissenhaft beschrieben, gelehrt klassifiziert und barbarisch getauft hat, so sind sie doch fast nie im Leben beobachtet, noch in allen Phasen ihres schwerfaßlichen und kurzen Daseins gründlich erforscht worden. Fünfzig Jahre hat er der Beobachtung ihrer kleinen Geheimnisse gewidmet, die doch nur die Kehrseite der größten Mysterien sind, fünfzig Jahre, wo er einsam, verkannt, arm und oft dem Elend nahe gelebt hat, aber stets erleuchtet von der Freude, eine Wahrheit zu finden, welche die eigentlich menschliche Freude ist.

Es sind kleine Wahrheiten, wird man sagen, die uns die Lebensgewohnheiten einer Spinne oder einer Heuschrecke lehren. — Es gibt keine kleinen Wahrheiten mehr; es gibt nur eine, deren Spiegel für unsere trüben Augen zerbrochen scheint; doch jedes Bruchstück davon, mag es nun die Entwicklung eines Gestirns oder der Flug einer Biene widerspiegeln, enthüllt das oberste Weltgesetz.

Und die so entdeckten Wahrheiten hatten das Glück, in ein Hirn zu fallen, das verstand, was sie nur mit halben Worten ausdrücken können, das verdolmetschte, was sie verschweigen müssen, und das gleichzeitig die zitternde Schön=

heit erfaßte, die der Mehrzahl der Menschen unsichtbar ist und die Augenblick alles Dasein umstrahlt, namentlich das, welches der Natur nächsten steht und sich kaum von den heiligen Anfängen entfernt hat.

Um aus diesen langen Annalen das überreiche, köstliche Meisterwerk zu das sie sind, und nicht etwa ein eintöniges, eiskaltes Repertorium Beschreibungen und nichtssagender Vorgänge, dazu bedurfte es mannigfach sozusagen gegensätzlicher Anlagen. Mit Geduld, Genauigkeit, wissenschaft Gewissenhaftigkeit, mit vielseitiger praktischer Begabung, mit der Energie e Darwin gegenüber dem Unbekannten, mit der Fähigkeit, das Notwendige k geordnet und sicher vorzutragen, verband der ehrwürdige Einsiedler von Sérign mehrere Eigenschaften, die sich nicht erwerben lassen, gewisse angeborene Tugenden eines guten Dichters, die seine Sprache flüssig, bestimmt, ohne aufgeleimte Ornamente, aber reich an schlichten und gleichsam ungewollten Zieraten machten. So gehört seine Prosa zu den besten und dauerhaftesten unserer Zeit; sie hat ihren eignen Dunstkreis, den man ruhig und dankbar atmet und der nur die großen Werke umgibt.

Schließlich — und das war nicht das geringste Erfordernis für diese Arbeit — war ein Denken vonnöten, das stets bereit war, all den Wundern die Stirn zu bieten, die sich bei diesen kleinen Wesen Schritt für Schritt einstellen, ebenso ungeheuer wie die, welche den Weltraum bevölkern, ja vielleicht noch zahlreicher, gebieterischer und seltsamer, gleich als ob die Natur ihrem letzten Willen hier freien Lauf gelassen und ihre geheimsten Gedanken hier ausgesprochen hätte. Auf stets gleicher Höhe steht er den grenzenlosen Fragen gegenüber, die uns hartnäckig von allen Bewohnern dieser Kleinwelt gestellt werden, wo die Mysterien dichter und verwirrender übereinanderliegen als irgendwo sonst. So begegnet er und bietet die Stirn den furchtbaren Fragen nach Instinkt und Verstand, nach der Entstehung der Arten, der Harmonie oder Zufälligkeit des Weltalls, der Vergeudung des Lebens am Abgrund des Todes; ungerechnet die nicht minder großen, aber sozusagen menschlicheren Probleme, die sich im Gegensatz zur Unbegrenztheit der andern unserer Fassungskraft darbieten, ja unterordnen, wie die Parthenogenesis, die wunderbare Geometrie der Wespen und Bienen, die logarithmische Spirale der Schneckengehäuse, der Tastsinn der Fühlhörner und die rätselhafte Kraft, durch die sich das Volumen des Eis des Minotaurus an Ort und Stelle verzehnfacht, und zwar in völliger Abgeschlossenheit, ohne daß etwas von außen eindringen könnte. Oder auch die unsichtbare geistige Speise, womit sich die Skorpione sieben bis neun Monate lang nicht in Lethargie, sondern in regem Leben erhalten oder die Jungen der Luchsspinne (Lycosa) und der Spinne Clotho sich ernähren. Er versucht sie nicht durch eins jener Allerweltsysteme zu erklären, wie z. B. die Transformationslehre, die sich übrigens darauf beschränkt, die Rätselfragen zu verschieben, und

frißt die Br[illegible] gesagt, bei scharfer Gegenüberstellung mit unbestreitbaren Tatsachen wunderli[illegible] kürzeren zieht.
kanntlich[illegible]

gefährli[illegible]weilen, bis ein Gott oder ein Zufall uns Klarheit bringt, weiß er dem in S[illegible]nbekannten gegenüber das große, weihevolle und aufmerksame Schweigen Hand[illegible]hren, das in den besten Seelen unsrer Zeit allein herrscht. Denen, die zu geiste[illegible]agen: „Jetzt, wo Sie eine reiche Ernte von Einzelheiten eingebracht haben, star[illegible]n Sie auf die Analyse die Synthese folgen lassen und die Entstehung der Mi[illegible]tten in einer Gesamtdarstellung verallgemeinern," — antwortet er mit der ne[illegible]heidnen, prachtvollen Ehrlichkeit, die sein ganzes Werk durchglüht: „Weil [illegible] ein paar Sandkörner am Strande bewegt habe, kenne ich da schon die Meerestiefen? Das Leben hat unerforschliche Geheimnisse. Das menschliche Wissen wird vom Erdboden verschwinden, bevor wir das letzte Geheimnis einer Mücke erfahren haben . . .

„Der Erfolg ist auf seiten derer, die Lärm schlagen und unentwegt etwas behaupten; alles wird für bare Münze genommen, wenn man nur etwas Lärm macht. Legen wir diese Verkehrtheit ab, und gestehen wir, daß wir in Wahrheit nichts über nichts wissen, sobald wir den Dingen auf den Grund gehen. Wissenschaftlich ist die Natur für den Menschen ein Rätsel ohne endgültige Lösung. Hypothese folgt auf Hypothese, die Trümmer der Theorien häufen sich und die Wahrheit entweicht stets. Zu wissen, daß man nichts weiß, ist vielleicht der Weisheit letzter Schluß."

Offenbar heißt das zu wenig hoffen. In dem furchtbaren Abgrund, in dem Faß ohne Boden, in dem alle die widerspruchsvollen Tatsachen, die sich im Dunkel lösen, umherquirlen, wissen wir genau so viel und so wenig wie unser Ahn, der in Höhlen hauste; doch das eine wenigstens wissen wir, daß wir nichts wissen. Wir durchforschen das ganze dunkle Antlitz der Welträtsel, suchen ihre Zahl zu bestimmen, ihre Finsternisse zu ordnen, eine Vorstellung von ihrer Lage und ihrem Umfang zu bekommen. Das ist schon etwas in Erwartung des ersten Lichtschimmers! Jedenfalls ist es alles, was das ehrliche Denken heutzutage den Mysterien gegenüber vermag; und es ist auch das, was mit mehr Zutrauen, als er eingesteht, der Verfasser dieser unvergleichlichen Ilias tut. Er beobachtet seine Insekten mit gespannter Aufmerksamkeit. Er widmet sein Leben der Erforschung ihrer kleinsten Geheimnisse; er schafft ihnen in seinem und unserm Denken Raum für ihre Entwicklungen. Er vergrößert das Bewußtsein seiner Unwissenheit an ihrer Kleinheit und lehrt uns tiefer begreifen, daß sie unbegreiflich sind.

Autorisierte Verdeutschung von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Der Chirurg / Erzählung von Otto Rung



Die Krankenpflegerin öffnete, und ein etwa sechzehnjähriger Junge, blond, sehr wohlgekleidet, trat durch die Eingangstüre der Klinik. Die Vorsteherin, die soeben aus dem Korridor kam, musterte ihn, ohne die eingelernt starre Würde ihrer Mienen zu verändern. — Ob der Herr Professor zu sprechen sei? — Nein, der Herr Professor sei nicht zu sprechen. Der Herr Professor operiere soeben. — Das ihr stets gegenwärtige stramme Reglement der Klinik erfüllte sie mit tiefem Selbstrespekt. Sie war groß und vierschrötig, und die Züge ihres Männergesichtes schienen bewegungslos in ihrer Ruhe.

Bei näherer Betrachtung des Besuchers fand sie indessen gewisse Ähnlichkeiten heraus: den schlanken eleganten Wuchs, das weißlichblonde, fast schleierartige Haar, die gerade griechische Nase und eine gewisse schier mutwillige Kraft im ganzen Auftreten, die bei jeder Bewegung aus ihrem Versteck schlüpfte wie ein Messer aus der Scheide.

Sie stellte stumm einen Stuhl vor ihn hin und wandte sich dann ab, ohne sich jedoch der Türe des Operationssaales zu nähern, durch die der Professor erscheinen sollte, sogleich oder in präzise einer Viertelstunde — je nach dem Ergebnis der eben stattfindenden Resektion, die entweder ein gutartiges Sarkom oder gewisse bösartige Geschwüre bloßlegen mußte, welche in ihrem unabwendbaren Verlaufe aller weiteren Eingriffe spotteten.

Der Knabe verbeugte sich höflich und nahm Platz, den Blick unverwandt auf die Türe geheftet, hinter welcher er den Vater an der Arbeit wußte.

Er befand sich in einem hohen hellen Korridor, graugemalt, mit Reihen weißer verschlossener Türen. Eine derselben stand offen, er fühlte durch die karbolgereinigte süßlichsaure Luft einen gewürzten Blumenduft zu sich dringen und sah nun auch Blumen — Blumen in Menge über einen Tisch gehäuft und daneben ein junges Mädchen, sehr bleich, den Kopf von Flechten umwunden. Ihre Züge lösten sich jeden Augenblick in einem gequälten schlaflosen Gähnen. Auf dem Tische stand eine Unzahl Flaschen und verschlossener Gläser, mit Flüssigkeiten und schwammartigen Präparaten gefüllt. Bald aber fesselte ein Glasschrank mit versilberten Instrumenten, Messern, Zangen und Pinzetten seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Sie flößten ihm in ihrer blanken Reinheit und Gefährlichkeit ein eigentümliches Wohlgefallen ein, und er musterte sie mit neugierigem Vergnügen, während er sich ihre Verwendung vorzustellen versuchte.

Eine große blonde Krankenpflegerin kam in diesem Augenblicke, in den Händen eine Schale mit etwas Dampfendem, eilig aus dem Operationssaal durch den Korridor daher. Durch die Türspalte sah er ein blendend scharfes Licht, tief über einem Tische hängende schwefelgelbe elektrische Lampen und eine Sekunde lang

des Vaters Antlitz, herabgeneigt mit dem Ausdruck eines Starrenden — wie ein Fahrer von seinem fliegenden Wagen herab die Bahn entlang starrt. Die Türe fiel lautlos ins Schloß, und das Licht graute eintönig von den Wänden zurück. Die Krankenpflegerin strich an ihm vorüber, er fühlte ein unklares Behagen, langsam und einigermaßen erstaunt genoß er das Erinnerungsbild ihrer schlanken, energisch geformten Gestalt, die so fest das blaue Leinenkleid spannte. Das Behagen war nicht zu vertreiben, und das machte ihn unruhig und unsicher. Sie hatte ihn mit klaren und kalten Augen angesehen, deren Blick etwas von der Blankheit der Silberinstrumente hatte.

Er wußte, wer sie sei, — wenn er denn der Mutter Glauben schenken konnte, der er in diesem Punkte — was die Verhältnisse des Vaters betraf — nachsichtig, aber gründlich zu mißtrauen sich gewöhnt hatte. In den sechs Jahren seit der Scheidung hatte sie sich allmählich im Auftischen ihrer Geschichtchen eine Übertriebenheit angeeignet, die den Erfolg ihrer früheren Versuche, den Vater in den Augen seines Sohnes hassenswert erscheinen zu lassen, wieder vernichtete. Ein zufälliger Anlaß genügte, um diese Reaktion zu einer absoluten zu machen und in dem heranreifenden Jungen eine stetig wachsende, scheue, wißbegierige und grenzenlose Bewunderung für den Vater zu erzeugen, die sich nach und nach, wie die ersten Erinnerungsbilder aus den Kinderjahren schwanden, um freigewählten Phantomen Platz zu machen, geradezu zur geheimen Anbetung steigerte.

Er hatte begriffen, daß diese blonde imposante Dame in Krankenpflegerinnentracht hier ihre Bedeutung habe; ihre Haltung bewies, daß sie sich selbst Gewicht beilegte. Er stellte sich unter plötzlichem Wärmegefühl gewisse Möglichkeiten vor. Es entging ihm nicht, daß die Vorsteherin sie mit halb ehrerbietigen, halb scheelen Blicken ansah. Er lächelte. Sein Vater hatte ja nun das Recht der freien Wahl.

Nun wechselte die Vorsteherin einige Worte mit ihr, wobei ihre Blicke den Wartenden streiften. Eine Schlaffheit glitt über Fräulein Hartz' Gesicht, als sie die Vermutung der anderen vernahm. Das unveränderlich sanfte Lächeln blieb halb um ihren Mund hängen, während sie, wie um eine Unordnung der Frisur zu markieren, untersuchend an ihr Haar griff. Dann wandte sie sich ab, und ein unwilliger Blick aus den Augen der Vorsteherin folgte der „Favoritin", deren Rücken in seinen korsettfreien Bewegungen allzu auffallend alle Linien zeigte.

Da scholl ein gedämpftes Jammern aus einer der verschlossenen Türen. Die Vorsteherin wandte sich um. Und dies leise Jammern und Schluchzen schien ruhelos in den Korridoren zu irren, bald da, bald dorthin sich wendend, leise schleppend wie ein Unsichtbarer, der still klagend seinen rastlosen Geisterweg verfolgt; und es begegnete einem anderen Jammerlaut, der aus einem neuen Korridor kam, und sie gingen zusammen weiter, vereint, brüderlich umschlungen. Der süßlichsauere Qualm wurde mit einem Male durchdringend, rasche Schritte trappelten über die unendlichen Laufteppiche, eine Ventilscheibe über einer Türe

fiel klirrend herab. Und plötzlich öffneten sich die Flügeltüren des Operationssaales einem weißgekleideten Assistenten, der eine auf Rädern laufende niedere Krankenbahre durch den Korridor hinausführte. Eine Pflegerin ging, energisch einen Fächer bewegend, zu deren Häupten. Hinten aber im Saale strömten graue und bläuliche Dämpfe aus hohen Glasgefäßen, geschäftige Gestalten liefen umher, und die sechsunddreißig elektrischen Lampen erloschen, je vier auf einmal.

Der Wartende wandte widerstrebend sein Gesicht der Bahre zu, aber verzaubert blieb sein Blick an dem bleichen, schlummernden Antlitz in den Kissen hängen. Er wußte augenblicklich, wer dieser Mann sei. Er erkannte aus einer Menge Porträts in Zeitschriften und Tagesblättern dies mächtige Gesicht, eines der Vornehmsten und Größten, dies listige und kräftige Herrscherantlitz mit Hoheit im eiskalten Blick, das nun gebrochen, aufgelöst dalag, bis zum Kinn in Leinwandbinden gehüllt, bewußtlos, willenlos, tief versenkt in die niederste Form des Lebens. Der Mächtigste des Landes unmächtig! — Der viereckige Bart lag dünn und zottig über der langgezogenen Knochenwange, das Haupt war haarlos, die Stirnhaut runzlig, über den Augen gefaltet, rauh wie Waschleder. Tief, tief war er gewesen, da drunten, wo das Niederste kreucht im Halbdunkel des Todes. Und war er nun auf dem Wege zum Tageslicht? War er gerettet? Würde die giftige krebsgelbe Farbe der Wangen einem gereinigten Blutstrom weichen, nun da das Messer sein Werk getan?

In diesem Augenblick trat der Professor in die Türe, blieb auf der Schwelle stehen, blickte, einen Befehl erteilend, über die Schulter zurück und nickte dann Olga Hartz zu: Alles gut! Er sah lächelnd der Bahre nach, die rasch und vorsichtig durch den Korridor gerollt wurde. Seine gespannten Züge glätteten sich in sorgloser Ruhe. Dennoch perlte noch der Schweiß unter der Stirnbinde nach der mehrstündigen Anstrengung in dem stark geheizten Raume. Er hob die ganz nassen Arme, die keinen Blutspritzer zeigten, in Schulterhöhe empor und lächelte mit halbgeschlossenen Augen. Und sogleich strömten die Pflegerinnen zusammen, lächelnd und geschäftig. Sie gossen Wasser in ein ungeheueres Waschbecken, und während er sich vorläufig, ehe er die Runde der Krankenbesuche begann, Hände, Gesicht und Arme wusch, sprach er mit den Nächststehenden, nannte jede bei ihrem Schmeichel- oder Spitznamen, und sie lächelten zurück, errötend und demütig. Olga Hartz neigte sich über seine Schulter, während er dastand, die Hände tief in der Waschschüssel, steckte ihm eine Zigarrette zwischen die Lippen und gab ihm Feuer.

Dann sich aufrichtend, gewahrte er den Sohn. „Halloh, Rikard!" sagte er, nickte ihm zu, er möge warten, schritt den Korridor hinab, sich nochmals umwendend und freundlich zurückwinkend, und begann, umgeben von seinem Stab: drei Ärzten und sechs Pflegerinnen, seine Krankenrunde.

Und der Sohn sah ihn hinschreiten wie einen König in diesem Gebäude, das

ihm ganz und ungeteilt gehörte, als Herrscher all dieser gleichgekleideten auserwählten Frauen, die ihm demütig und fast anbetend folgten, und eine stolze Freude erfüllte ihn, seinen Vater von ihnen allen gegrüßt und gefeiert zu sehen. Er unterschied die schwachen, schüchternen, fast hündisch ergebenen Stimmen der Patienten, wenn der Professor hochragend, mit erhobenem blondem Haupte, ihr Zimmer betrat; er erkannte seine Herrschaft über Siechtum und Krankheit, und er teilte den schrankenlosen Glauben der Kranken, daß er über das Leiden gebiete und daß Leben und Tod von seinen Gnaden kämen.

Eben jetzt war ja einer von ihnen, dem alle anderen untergeben waren, auf einem Tische gelegen, von der Narkose gefesselt, dem Genie des Arztes in grenzenlosem Vertrauen hingegeben. In seinen Eingeweiden saß ein lastendes Geschwür, das jahrelang sein Gemüt verfinstert hatte; sicherlich hatte es Tausende von Leben bedrückt und vergiftet, die von der Laune des Mächtigen bestimmt wurden. Und jetzt hatte dieser sich dem Gebote des Messers gebeugt, demütig, auf Gnade und Ungnade.

Immer gewaltiger wuchs das väterliche Bild in dieser Stunde vor den Augen des Sohnes. Seine Schönheit, seine seltsam verschleierte, fast göttliche Güte! Und ganz unten im Schatten, jetzt erst zum Bewußtsein erwachend, wuchs zugleich ein bitterer langeunterdrückter Groll gegen die Mutter, die ihn zu einer Zeit, da er noch nicht wählen konnte, an sich gerissen hatte. Er saß da und brütete über Plänen zu einer Veränderung. Ganz klar empfand er etwas von dem Wesen des Vaters in sich, die Fülle seines Willens und Stolzes als unentwickelte Anlagen seiner Seele, eine Verwandtschaft, eine Ähnlichkeit, die sich ganz organisch merkbar, fast wie ein Schmerz, in seinem Körper ausbreitete. Er fühlte es namentlich in den Händen, diese zäh haftende Empfindung, ein Ziel treffen zu können; einer Linie mit untrüglicher Sicherheit zu folgen, mit einem Messer, das durch Fleisch gleitet oder — wie er es eben letzter Tage nach sechsstündiger Feilearbeit in der Schmiede des Abends in der Zeichenschule der Werft zu üben sich mühte — mit einer Reißfeder, die handgerecht hinfährt, just bis hierher und nicht weiter. Ob diese Fähigkeit nicht doch irgendwo im Gehirn lag? Diese leicht und fröhlich sich regenden Hände, die frei dahinglitten und zugleich berechneten, sie gehorchten doch bloß einem tiefen und wunderbaren Trieb, einem seltsamen Seelendrang: einem ähnlichen wie dem des Künstlers. Man modellierte! Er betrachtete seine langen, starken und schmalen Hände, welche die Schmiedearbeit, der er vorläufig noch obliegen mußte, noch nicht gehärtet hatte. Und er stellte sich neben seinen Vater in einem anderen Berufe: ein brückenbauender Ingenieur neben dem ersten Operateur des Landes. Er formte sich seine Stellung an einem hervorragenden gesellschaftlichen Posten, umgeben von Freunden und jungen Frauen und von einem weiten Kreis bewundernder und dankbarer Klienten, gefolgt von dem treuen Stab seiner Untergebenen; als Gast und Wirt in den ersten Gesellschaftskreisen, berühmt, licht und kühn. Seine

Willensstärke entrollte sich in ihrer ganzen Breite. Er fühlte mit einem tiefen Atemzug, daß er gesund, daß sein Körper einer solchen Laufbahn gewachsen sei. Und erwartungsvoll neigte er sich dem Vater entgegen, als er ihn nun kommen sah, schlank und aufrecht, den weißen Kittel von der eleganten Gestalt zurückgeschlagen, Ruhe und Güte und lächelndes Wohlgefallen in dem erhobenen Antlitz. Er stand auf und blieb scheu und bewegt stehen.

Der Professor nickte ihm freundlich zu, gab rasch einige Aufträge und trat dann zu ihm. Seit dem Bruche mit der Mutter sah er seinen Jungen nur hie und da, zumeist, wenn die Mutter ihn mit einem Briefe schickte, der in den gewohnten, hysterisch getragenen Tönen um Geld bat. Er stellte dann unter Achselzucken die erforderlichen Anweisungen aus und unterhielt ein flüchtiges Gespräch mit dem Sohne über Schule, Kameraden und anderes, das seiner Vermutung nach einen Knaben dieses Alters berühren und interessieren mochte.

Diesmal hatte Rikard jedoch keinen Brief mit, und nachdem der Professor sich hierüber billig gewundert — der Junge diente sonst seiner Mutter stets als Mittel, den einstigen Gatten zu rühren oder zu ärgern — erinnerte er sich, daß der Junge ja kürzlich sein künftiges Spezialstudium begonnen und sich wohl aus diesem Anlaß vorstellen wolle. Er war also auf dem Wege, erwachsen zu werden und befand sich am Beginn seiner zukünftigen Laufbahn. Dies beunruhigte ihn. Ein allgemeines Unlustempfinden, wie schnell die Zeit verstrichen und daß bereits neue Generationen unterwegs seien, machte ihn zerstreut und nachdenklich. Er ging so energisch in seinem Tagewerk und in dem starkbewegten gesellschaftlichen Leben auf, daß dieser Umstand im Alltag seine Aufmerksamkeit nicht erreichte. Nun drängte er sich ihm auf in Gestalt dieses fast erwachsenen Sohnes. Aber es war dies eine Sache, die sich nicht verhindern ließ, und er resignierte mit ruhigem Bedacht, bereitwillig die Gesetze, die jeden anderen berührten, auch für sich selbst anerkennend. Zugleich aber suchte er sich für das Unbehagliche der Empfindung schadlos zu halten, indem er sich diese Tatsache in anderer Weise zunutze machte. Und mit einer eigenen Freude, die er nie zuvor so stark empfunden hatte, musterte er diesen gutentwickelten und vollkommen gesunden jungen Menschen, der sein Sohn war. Dieser Knabe glich ihm unzweifelhaft, und in seinen Augen stand deutlich die Bewunderung für den Vater geschrieben. Ja, dies war tatsächlich eine Fortsetzung, etwas von Ewigkeit.

Er fühlte sich ganz warm und gestattete dieser Wärme, sich unter der Sicherheit seiner Selbstbeherrschung so recht auszubreiten. Er genoß die gemachte Entdeckung. Hier war ja wirklich ein neuer Wert, etwas Erobertes, ein neu miteinbezogenes Gefühlsterrain. So war also die Entwicklung doch nicht mit dem vierzigsten Jahre stehengeblieben; er fühlte sich plötzlich, wie so häufig als Zwanzigjähriger, am Abschluß eines Stadiums, jenseits einer Krise, um eine für die Zukunft brauchbare Erfahrung bereichert — wenn anders er nicht, wie er lächelnd

ahnte, schon am Rückweg befindlich, die Gnade einer längeren Abstiegspause empfing. Nun, immerhin! Er fürchtete die Konsequenzen nicht. Nie hatte er das Grauen vor den Folgen gekannt. Der Junge glich ihm. Hier stand eine junge und lebensfähige Kraft, die ihm nachgeriet: und er lachte heimlich belustigt, während er, die Hände auf dem Rücken, mit seinem kühl gütigen Ärzteblick den Sohn betrachtete.

Nun, wie stand es also um Studium, Arbeit und Pläne? Wie ging die Arbeit von statten draußen in den Werftschmieden, wo die unzähligen kleinen Metallteile gefeilt und von den Gußnähten befreit werden mußten? Und in den Zeichenkontors, wo man eben unter Anweisung eines Lehrers die ersten Pausen ausführte? Und dann in einem Jahre also: hinaus in die Welt! Nach Mittweidas und Zürichs Hochschulen. Und dann? Nach Amerika! Ja freilich, selbstverständlich nach Amerika! Ein Ingenieur ist überall in der Welt daheim — wie ein Chirurg.

„Und deine Mutter?" Er fragte der Ordnung wegen, und der Knabe gab wie gewöhnlich ausweichende Antwort: Es gehe ihr gut bis auf die Anfälle ihrer Leiden — und er nannte ihre sieben Krankheiten und ebenso vielen „Zustände". Der Professor lächelte. Ob der Junge nicht gerne später einmal zu ihm käme und bei ihm wohnte? In ein paar Jahren war er majorenn und konnte selbst wählen. Leicht denkbar, daß er den Vater wählte! — Er stand da, die Augen halb gesenkt, nach glücklich vollbrachtem Werk des Augenblicks genießend im Bewußtsein seines guten Rechts auf das ganze Behagen einer freien Stunde. Sein Blick fiel auf die Hände seines Sohnes, die, ohne daß er sogleich wußte warum, seine Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Die eine, fiel ihm jetzt auf, hing schwer herab, das Handgelenk war verbunden. Hie und da zog sich der Arm wie unter einem Stich zusammen.

„Was hast du an deiner linken Hand?"

Rikard hob die Hand und schüttelte den Kopf. Obwohl er sein Lächeln festhielt, steigerte sich der Schmerz offenbar bei der Erinnerung. „Ich habe mich an einer Feile gerissen", sagte er. „Vorgestern auf der Werft. Es ist nichts".

Der Professor faßte vorsichtig den Ellbogen und zog die Hand zu sich empor. Dann rief er seinen Assistenten Dr. Wahl, der sich mit einigen Kandidaten näherte. „Da sehen Sie, Wahl", höhnte er, „wie schön man einen Verband anlegen kann. Wer hat diese Fetzen gebunden? Deine Mutter? Nun, ich kann mirs denken." Der Verband bestand aus einer alten Spitze, die mehrmals um die Hand gewunden war. Ein schwarzes Tuch war darübergezogen und mit einer Sicherheitsnadel zusammengesteckt. Das Ganze klebte aneinander, und der Professor durchschnitt es ohne weiteres mit seiner Schere.

Die Wunde hatte geblutet, war aber nun geschlossen. Es war ein offenbar tiefliegendes Geschwür. Die zusammengewachsenen Wundränder waren fast krustenfrei, aber von blauschwarzer Farbe. Und hinauf über das Handgelenk fast bis zum Ellbogen verzweigten sich ganz schwach bläuliche Netze in die Bahnen

der Lymphgefäße. Der Professor pfiff leise vor sich hin. Gab einige Befehle. Fräulein Hartz brachte eine Wasserschüssel und einen langen Regalentisch mit Instrumenten. — „Ich schneide ein wenig, mein Junge", sagte der Professor. „Du fürchtest dich doch nicht vor ein bißchen Schmerz?" Der Knabe lächelte, schüttelte den Kopf und streckte die Hand hin.

Dr. Wahl beugte sich vor. „Beginnende Prämie," sagte er. „Die ganze Wunde muß ausgekratzt und wohl noch dräniert werden. Ich möchte wetten, daß dieses schwarze Seidentuch mit feinem giftigen Farbstoff das Unheil angerichtet hat."

Der Professor stand mit gerunzelter Stirn und suchte Instrumente, während er voll unterdrückter Wut an die Mutter dieses Knaben dachte mit ihren sieben Krankheiten und sieben Sinnesarten, an dies in seinem tiefsten Wesen hysterische Geschöpf, das geschminkt und aufgedonnert in Atlastoiletten und blumenüberladenen Pariserhüten den ganzen Tag von Visite zu Visite jagte, allen Stadttratsch und Klatsch mit sich führend und hinausspritzend aus ihrem unheimlichen beweglichen Mund mit den kautschukartigen roten Lippen, die sich gleichsam eingeweideartig regten in der Unaufhaltsamkeit des nichtssagendsten Geschwätzes. So hatte sie ihr eigenes Heim in alle Winde gestreut, ihre Schlafzimmertüren weit geöffnet vor den Augen ihrer schamlosen Freundinnen, sich selbst ausgeliefert und ihren Mann. Und nun erst, da sie verfolgt, eine Märtyrerin, eine Verlassene war, wie hatte sie nicht ihres Mannes Namen besudelt, mit Überlegung und aus ihrem tiefen sicheren Instinkt heraus, Schmutz zu finden — wenn sie nicht eben demütig um Geldzuschüsse bettelte, die sie in wahnwitziger Verschwendung in ihrer mondänen Hetzjagd nach Geselligkeit, Vergnügungen und Badereisen vergeudete, oder, von ihren Nervenkrisen niedergeworfen, tagelang in Ohnmacht oder Krämpfen zu Bette lag, von Kampfer und Ätherdämpfen und Kristallflakons mit unsinnig teueren Parfüms umgeben. Jawohl! So sah er sie vor sich, aus der Zeit, da sie noch schön war — unter dem elektrischen Licht, das gelbe Haar in Spitzen gehüllt, in der Betäubung der Hysterie, aus der sie dann und wann mit schneidendem Aufschrei emporfuhr!

Bei ihr also hatte Rikard gelebt und war doch durch ein Wunder gesund und natürlich geblieben. Er sah sie in Gedanken diese Wunde mit dem Erstbesten, was ihr in die Hände fiel, verbinden, wahrscheinlich unter Weinkrämpfen und Nervenanfällen über den Anblick des Blutes. Es war jedenfalls Zeit gewesen, daß andere hier eingriffen.

Rikard gab keinen Laut von sich, während der Professor die Wunde aufschnitt und mit einem Löffel die umgebenden Gewebe auskratzte, soweit er den Eiteransammlungen folgen konnte.

„Du hast dich tapfer gehalten," sagte er, nachdem der neue Verband angelegt war. „Wir müssen nun mit der Hand vorsichtig sein. Wir riskieren sonst leicht eine reguläre Blutvergiftung. Halte also den Arm ruhig und komm morgen wieder."

Rikard kam indessen am nächsten Tage nicht, und der Vater, der sich seiner gestrigen ausdrücklichen Weisung, er möge wiederkommen, um den Verband erneuern zu lassen, sehr wohl erinnerte, telephonierte in seine Wohnung. Er wurde zu seinem Ärger mit der Mutter verbunden, nannte daher seinen Namen nicht, fragte nur nach Rikard und erhielt den Bescheid, dieser sei wie gewöhnlich in seine Arbeit auf der Werft gegangen. Er läutete ab.

Den folgenden Tag aber kam Rikard. Er trug den Arm in der Schlinge.

Der Professor geriet außer sich. Er sah den Jungen im Wartesaal sitzen, als er aus dem Operationssaal trat. Mit Unruhe und Angst und zugleich mit einer eigenen unklaren Sehnsucht hatte er seinen Sohn erwartet. Gewiß hatte die Mutter ihn gehindert zu kommen. Olga Hartz, die seine Miene kannte, wenn er schlechter Laune war, näherte sich ihm auf ihre selbstbewußt einschmeichelnde Art. Er aber brummte unwillig, als sie ihm seine Zigarette reichte. Sie zog sich beleidigt und unruhig zurück, die unvergleichlich schöngeformten milchweißen Arme über dem hohen Busen gekreuzt, und betrachtete mit einem stillhaftenden Blick der starken Augen diesen Knaben, der augenscheinlich hier eine Rolle zu spielen begann.

Rikard war bleich. Auf Befragen klagte er über Schmerzen in Schulter und Rücken, und es zeigte sich sogleich, daß er Fieber hatte.

Der Professor war erschreckt und zugleich erbittert. Er gab Ordre: ein Zimmer sollte unverzüglich instand gesetzt werden. Keine Rede davon, den Jungen heimgehen zu lassen. Olga Hartz, die etwas von Um-die-Mutter-schicken murmelte, erhielt einen gereizten Blick: Hier sei keine Zeit für Dummheiten! Rikard hatte seinen Jackenärmel über den Verband gezogen: der Professor durchschnitt sogleich den Ärmel und löste den Verband. Die Geschwulst hatte sich schon über die Ränder des Jodoformgases gebreitet, und der ganze Unterarm war dunkelgefärbt, geschwollen und ungemein empfindlich. Es hatte sich überdies ein neuer Abszeß ganz nahe an der Infektionsstelle gebildet.

„Du mußt über Nacht hier bleiben," sagte der Professor, „und dich morgen früh einer Operation unterziehen, wenn wir daran denken wollen, deinen Arm zu retten. Es ist ein Zimmer für dich bereitet worden. — Fräulein Hartz, wollen Sie dem Patienten nach den gewohnten Regeln seinen Platz anweisen."

Fräulein Hartz war nun außerordentlich diensteifrig. Sie lächelte den jungen Herrn auf ihre eigentümliche, stark sinnliche Art an. Dann blickte sie verstohlen von ihm zum Professor. Sie glichen einander, aber die Augen des Jüngeren hatten eine andere Umgebung — weiche lange und samtdunkle Wimpern, wahrscheinlich ein Erbteil der Mutter. Sie strich mit den weichen Fingern an seinem Nacken herab. Es ging noch an, ihn als Kind zu behandeln.

Der Professor war an jenem Abend in eines der sehr geselligen Häuser geladen, die ihn stets besonders fetierten. Die Damen pflegten sich auf Kissen ihm zu Füßen zu postieren — viele dieser jungen Frauen hatten sich

bereits auf seiner Klinik dem Gesetz des Messers unterzogen. Sie gruppierten sich um ihn, ein intimes Lächeln bereithaltend, sobald sein Blick auf sie fiel. Sie plauderten oder erörterten mit halblauter Stimme tiefernste oder sehr gewagte Themen und appellierten an sein Urteil: „Nicht wahr, lieber Professor?" Er lachte indolent und antwortete, wenn er es für gut befand. Er sah die ganz jungen Mädchen, die Töchter oder jüngeren Schwestern dieser Frauen, von weitem stehen und vorsichtig über die Schulter nach ihm hinüberblicken, mit einem furchtsamen oder neugierigen Zucken der feinen Brauen. Oder er schlenderte in das Rauchzimmer — er fühlte auf seinem Rücken die vielen schweren Frauenblicke —, strich durch die atmosphärische Grenze, wo die hellen femininen Parfüms dem dunkeln Tabaksrauch begegnen und geriet in Gruppen von Männern, die dicht geschart standen, ihren Kaffee, Kognak und Likör in Reichweite und die Gedanken eng gedrängt um ein wichtiges Thema — lauter allgemein bekannte Gesichter, häufig ausgestellte und porträtierte Physiognomien. Sie standen über irgendeine Sache gebeugt und wendeten und drehten diese Sache nach allen Seiten. Börse oder Politik, je nach ihrer Spezialität. Es waren Kongresse. Die Tafel und der Tabak hatten die Zungen gelöst und die Gedanken verschleiert und sympathetische Wechselwirkungen in Gang gebracht. Man hielt einander irritiert beim Knopfloch fest, von dem das Ordensband herabbaumelte, oder klopfte einander leicht auf die Schulter, mit einem geheimen Unterstrom von Wohlwollen, das lebhafter zu zeigen der gute Ton nicht gestattete.

Nur der Professor fühlte sich nicht behaglich. Er stand stumm mitten in einem hitzigen Tuberkulosekongreß von vier fanatischen Spezialisten: Ist Tuberkulose durch Milch übertragbar? Haben Sie die Kochschen Versuche vergessen? Magensäure und Sterblichkeitsprozente bei kleinen Kindern! Primäre Lungentuberkulose. Und hierauf die bekannten Zahlen: die Statistik der Diffektionsfunde bei Tausenden von Tuberkulosefällen. Er schlenderte mißvergnügt weiter. Wußte nicht recht, was ihn quälte. Er war indisponiert und vermutete organische Ursachen.

Seines Sohnes Herz! Dieser Gedanke kam ihm so seltsam unvermittelt in den Sinn, wie eine Ahnung kommt. Es war ihm, als hätte er etwas in den Händen, das wieder herauswollte um zu verschwinden. Sein Sohn hatte ihm sein Herz gebracht. Er brauchte es bloß in Empfang zu nehmen, sofern seine rastlose Tätigkeit ihm diesen Verzug gestattete. — Herz? Woher kam ihm diese Vorstellung? Es waren wohl tiefere, primitive Gefühle, die sich da unten in dem Bewußtseinsdunkel regten, die erwachten und diese altväterischen Bezeichnungen zurückriefen, überlebte Erstausdrücke, an die sich jene Regungen aus der Tiefe — die ewigen und unveränderlichen — so konservativ klammern. Diese tiefen mystischen Geschlechtsbande — unsichtbare Schleimfäden von Herz zu Herz, Ätherschwingungen von Zelle zu Zelle! Hier saß es, deutlich fühlbar, absolut. Es schmerzte in diesem Augenblicke, und die Ursache war: des Sohnes Herz. Das war alles.

Er ging sogleich zu der Dame des Hauses und bat sie, ihn zu entschuldigen. Ein Patient heische dringend seine Anwesenheit.

In der Klinik angelangt, begegnete er, ungestüm und nervös durch den Korridor eilend, Olga Hartz. Sie setzte das Teebrett ab, das sie trug, sah sich vorsichtig um und hing sich zutraulich an seinen Arm. „Wie schön, daß du wieder da bist," sagte sie, erfreut, daß er offenbar ihretwegen gekommen sei.

Er machte sich irritiert von ihr frei und ging an ihr vorüber in Rikards Zimmer. Hier gab es indessen nichts Beunruhigendes. Die Temperaturkurve auf der Tafel über dem Bette hatte zwar ein wenig Tendenz zum Steigen, aber nach Aussage des untersuchenden Arztes war die Blutvergiftung begrenzt. Der Professor betrachtete eine Weile seinen ruhig schlafenden Sohn, während er die bevorstehende Operation überdachte, und gab Ordre bezüglich der Instrumente, der Heizung und dergleichen. Sein Blick glitt besänftigt über Olga Hartz, die demütig, in der gewohnten paraten Wartestellung der Krankenpflegerinnen beim Fußende des Bettes stand. „Selbstverständlich wünsche ich Ihre Assistenz, Fräulein Hartz. Hier will ich nur Leute haben, auf die ich mich verlassen kann. Ich begreife nicht, daß Ärzte so oft die Kranken ihrer nächsten Familie anderen Händen überlassen. Sie trauen wohl ihren eigenen Kräften nicht, sobald es sich um einen Wert für sie selbst handelt. Also auf Wiedersehen um halb neun Uhr, Fräulein Hartz." Sie zuckte die Achseln. Der Junge schlief ja, wozu also dieser ungewohnte formelle Ton? Dann ging sie an ihre Arbeit, mit ihrer gewohnten Umsicht, vollkommen nervenlos; sie war eine Krankenpflegerin ersten Ranges, weil die Leiden der Patienten sie ganz unberührt, kalt und teilnahmslos ließen.

Den nächsten Morgen war eine plötzlich dringendgewordene, sehr schwere Operation vorzunehmen, der Patient wurde eine Stunde nach der Ankündigung bereits hereingebracht, es handelte sich um ein Leben. Der Professor fand eben nur knappe Zeit, einen Augenblick zu seinem Sohn zu sehen. Er fand ihn wach, etwas matt und leidend, aber guten Mutes, und nickte aufmunternd. „Schlafe nur noch. In ein paar Stunden kommt die Reihe an dich. Wir wollen den Arm schon wieder zurechtkriegen. Du fürchtest dich doch nicht?"

Rikard schüttelte energisch den Kopf. Fürchten? Er blickte zum Vater auf, der sich über sein Bett neigte, und seine Augen leuchteten. Er vertraute gläubig begeistert auf des Vaters unfehlbare Kunst. Nein, er war nicht nervös, gewiß nicht, das Ganze war ja bedeutungslos, da es vorübergehender Natur und ein günstiges Resultat sicher war. Er nickte. Er wollte versuchen, wieder zu schlafen.

Auch der Professor hatte seine Ruhe wiedergewonnen, er gab dem Knaben die Hand, er blickte nochmals mit Wohlgefallen auf das bleiche, schon erwachsen verständige Gesicht in den Kissen. Nein, der Junge glich wirklich der Mutter nur sehr wenig — höchstens diese dunkeln indianischen Augen, aber auch sie hatten

einen raschen energischen Blick, der Begabung verriet. Nun gut, vor allem mußte der Arm in Ordnung kommen. Dann konnte man weiter sehen.

Die äußerst schwierige Operation: Entfernung eines festsitzenden Gallensteins, wobei der Patient nach der ganz neuen, zunächst versuchsweise angewandten Methode mittels unter den Schultern laufender Riemen aufgehängt und in lotrechte Stellung gebracht wurde, um die Unterleibsorgane zu strecken, verlief mit günstigem Erfolg. Der Professor setzte die Angehörigen, die den ganzen Vormittag unter Angst und Beben auf das kleine Glockensignal gewartet hatten, persönlich telephonisch von dem günstigen Ergebnis in Kenntnis.

Als er in den Operationssaal zurückkam, war bereits alles für die nächste Operation vorbereitet, und Rikard lag auf der niederen Bahre neben der Türe. Der Assistent Dr. Wahl stand mit einem Stethoskop über ihn gebeugt. „All right," sagte er. „Der Patient ist ein wenig schwach, sonst aber bei guter Disposition. Wir können gleich anfangen."

Rikard fühlte sich emporgehoben und empfand mit Behagen den weichen Griff um Schultern und Füße. Er sah den porzellanweißen, fast zylindrischen Raum um sich, die gesenkten Schirmlampen gerade über seine Brust, die silberblinkenden Instrumente, die vielen lichtperlenden Gläser — und ganz nahe bei sich den Vater, bis ans Kinn weißgekleidet, mit einer Leinwandhaube über dem Haar, in Kautschukstiefeln und mit einem dünnen Handschuh aus hellroter Gelatine an der linken Hand. Dann sah er das milchbleiche Lächeln der Krankenwärterin über seinem Gesichte, sah ein letztesmal die Augen des Vaters; sie gaben ein Zeichen, rasch: jetzt! Und eine schwarze Kappe senkte sich. Der Tag erlosch. Würgend und schwer kam eine namenlose Nacht, ein süßer Geschmack klebte an Gaumen und Zunge, aber der Arm schmerzte nicht mehr. Die Welt ging unter wie bei starkem Seegang, und alles sank in schwindelndem Fall in die Finsternis, gradweise, stürzte dann tief — tiefer — —

Olga Hartz versah die Chloroformmaske, während die jüngere Krankenpflegerin, Fräulein Molin, den Puls hielt. Dr. Wahl ging dem Professor auf seine etwas schläfrige und verdrossene Art an die Hand. Aber er kannte dessen Gewohnheiten aufs Haar und verstand es sich ihm anzupassen. Er besaß einen Namen als Prosektor und Präparator, nur seine Diagnosen waren schwach. Der Professor bevorzugte ihn eben wegen dieser Unselbständigkeit: Unteroffizierstypus.

Die Wunde wurde nun offengelegt. Der stramme Verband hatte die Ausbreitung der Anschwellung verhindert. Aber es zeigte sich, daß die beiden Geschwüre durch einen Fistelgang verbunden waren. Und als eine jener unerklärlichen Erscheinungen, die bei Infektionen vorkommen — wie bei einem Brande plötzlich weit entfernt von der Brandstätte, im entgegengesetzten Flügel des Gebäudes Feuer ausbrechen kann — zeigte sich auf dem rechten gesunden Arm gleich über dem Handgelenk eine neubeginnende Ansammlung.

Der Professor arbeitete rasch und mit unerschütterlicher Sicherheit, er bedurfte keiner Überlegung, es war, als folge er einem ganz künstlerischen Geschmack, der sich unmittelbar in Handlung umsetzte. Dr. Wahl reichte ihm Pinzetten, Servietten und Gummiballons mit Karbol. Die Operation verlief günstig und nach moderner Methode ganz unblutig. Es waren ungefähr zwanzig Minuten vergangen, als der Professor über die Schulter hinweg die erste trockene Bemerkung hinwarf, daß der Arm als gerettet zu betrachten sei.

Er sah plötzlich Olga Hartz an, die dasaß, einen langen träumenden Blick auf seine Hände gerichtet, die so virtuos frei und leicht die kleinen feinen Instrumente führten. „Nun, Olga," sagte er. „Es geht, es geht!"

Allein in diesem Augenblicke geschah das, was sich später nicht erklären ließ. War nun Dr. Wahls vorhergehende Untersuchung oberflächlich und ungenügend gewesen oder hatte Olga Hartz, so geübt sie war, die richtige Handhabung der Chloroformmaske außer acht gelassen: der Puls sank plötzlich und schwand.

„Der Puls bleibt aus!" flüsterte Fräulein Molin sanft mit ihrem ewigen Lächeln. Und Dr. Wahl, der sich vorbeugte, bestätigte: „Jawohl, der Patient kollabiert. Der Junge stirbt, Professor!"

Rikard war zusammengesunken. Klein und mager lag sein entblößter Körper auf dem schmalen Eisentisch. Das Antlitz war ganz erloschen. Der Mund wies ein totes und ewiges Lächeln. Er atmete nicht mehr.

Dr. Wahl zuckte die Achseln. „Mors!" sagte er, aber bei einem Blick auf den Professor erinnerte er sich plötzlich, wer der Patient sei. Er taumelte zurück, erschreckt und demütig, und rief den Pflegerinnen zu, sie sollten Äther bringen, die Elektrisiermaschine bereitmachen und eine Bürste holen. „Eine gewöhnliche Kleiderbürste. Rasch, rasch!"

Sie arbeiteten fast eine Stunde an ihm — ohne Resultat. Der Professor stand bleich, mit zusammengebissenen Zähnen dabei und sah zu, mit schwacher, aber fester Stimme Befehle erteilend. „Er muß leben, er muß leben," wiederholte er ein- ums anderemal, bis plötzlich Dr. Wahl kopfschüttelnd zurücktrat und zum Fenster ging.

Da unternahm er das letzte, verzweifelte, das seltsame und fürchterliche Experiment. Allein, über den toten Sohn gebeugt, öffnete er mit festen und sicheren Schnitten dessen Brust, und beide Hände hinabtauchend in die blutdampfende Brusthöhle, umfaßte er das stille Herz, das letzte, das stirbt, und preßte es ein- ums anderemal, um es zum Schlagen zu bringen. Langsam hörte er den toten Puls erwachen und kommen, jede zehnte Sekunde einen Schlag tun. Die anderen sahen ihn mit tiefem Entsetzen an; seine Augen leuchteten von Energie und Genialität, aber sein Antlitz war umflort von hoffnungslosem Gram und tiefer Enttäuschung. Noch durch Stunden hielt er seines Sohnes Herz warm und lebend zwischen seinen Händen. Der Atem kam nicht, aber das Herz lebte bis Abend.

Richard Dehmel / Der letzte Traum
Zur Erinnerung an Detlev v. Liliencron

Es war am sechsten Abend, und Gott sprach:
Alles ist gut geworden. Alles. Nur
der Mensch: was ist der Mensch? Er träumt wie Ich.
Er möchte ewig leben, ewig träumen.
Wenn ich nur schlafen könnte! endlich schlafen.

Es war am sechsten Abend, und ein Dichter
sprach auf dem Sterbebett: Was ist der Mensch?
Er hielt die Hand des liebsten Freunds umklammert,
er wollt ihn ansehn mit den Schöpferaugen,
sie irrten durch ihn hin wie Säuglingsaugen
durch eine fremde, unerschöpflich fremde,
traumvolle Welt — er stammelte:

Sechs Tage keinen Schlaf. Nur Träume. Hörst du?
Alles war gut. Nur Ich — was ist mit mir?
Ich seh da immer Menschenschaaren ziehn —
da an der Wand — Heerschaaren — Kriegerschaaren —
von Land zu Land mit mir — Erobrerschaaren —
von Stern zu Stern — zur Schlacht — Schlachtopferschaaren —
im Traum — sie opfern sich für Gott hin — hörst du?
die ganze Welt hin — sich hin — mich hin — Gott —:
Wenn ich nur endlich schlafen könnte — schlafen.

An Kurt Piper

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 27. 4. 1901.

Mein lieber theurer Herr Piper, Sie haben mir so überaus gütig u. freundlich geschrieben, daß ich Ihnen von Herzen danken muß. Ja, unsre paar lustigen Stunden bei einem guten Glase Wein, Kalbsbraten und Plumpudding — Motto: Monocle und Glas Sect — waren wundervoll. Es ist mir eine tiefe Herzensfreude gewesen, Sie mal ein bißchen aufzuheitern. Das war mein Zweck. Also ja nichts davon sagen. Sonst brüllt sofort die ganze Hetze: Ah, also Verschwender!

Ich bin nun in Alt-Rahlstedt u. genieße, was ich wahrlich nicht verdient hätte u. habe, ein herrliches Familienglück. Aber das sollen Sie selbst sehen, wenn Sie in den Ferien nach Holstein kommen. [. . .]

Immer u. immer, Sie treuer, lieber Mensch,

Ihr Liliencron,

der sich der größten Einsamkeit jetzt erfreut. Dieu soit loué.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, d. 3. Mai 1901.

Lieber, theurer Kurt Piper. Fuhrmann hat mir Ihren Essay gegeben. Ich finde ihn ganz wundervoll! Etwas Kaviar zwar für den gewöhnlichen „Leser", für jeden anderen aber ein herrliches „Fressen". Ich meine das in Bezug auf die Tiefe und die vollendete Sprache. Nur das Wörtchen „sich" würde ich immer so weit vorstellen, wie's möglich ist. Was Sie dadrin unter „Liliencron" schreiben, macht mich „schamrot". Aber als alter Heuchelmeier nehme ichs mit vielem, vielem Dank an. [. . .]

Wie freue ich mich schon auf Ihr Kommen im Sommer. Wenn der wüthende (materielle) Lebenskampf nicht wäre, so wärs hier ein Ideal zu leben. Die allereinsamsten Spaziergänge. Ohne mit den „Menschen" in Berührung zu kommen.

Ja, kommen Sie recht bald her. Fuhrmann und ich haben Sie sehr, sehr lieb gewonnen. Und wir möchten wetteifern, Ihnen doch so behülflich zu sein, wie wir nur können.

Ihr Liliencron.

Der entsetzliche Vers — Sie werden lachen — fällt mir eben wieder ein: „Monocle und Glas Sekt". Es ist wohl das Fehlen des Artikels vor „Glas Sekt", das diesen Vers so urkomisch macht.

Ihr L.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 4. 6. 01.

Mein lieber Freund Piper, es geht Allen (Schriftstellern pp.) so, wie Ihnen jetzt; es geht Ihnen so, wie es heut noch mir geht. Denn vergebens wandern die beiden Poggfred-Cantusse:

a) Buntes Theater

b) Graf Johann der Andere von Kiel und seine Kinder

von Zeitschrift zu Zeitschrift. Keiner will sie haben. Und dann auch endlich mal wollt ich etwas Geld mit ihnen machen. Sie sehen, dem „ergebenst Unterfertigten" gehts ebenso. Natürlich sende ich Ihnen ein Exemplar, sowie ich sie untergebracht habe. Denn die beiden Cantusse müssen Sie noch erst lesen, ehe Sie Ihre „Liliencronik" oder Poggfred-Essay beendet haben. — Haben Sie Montaigne gelesen? Bitte, versäumen Sie es nicht! [. . . .]

Mein lieber Herr Piper, beruhigen Sie sich. Ihre und meine „Zeit" ist noch nicht gekommen. J'attendrai mon temps, sagte Napoleon, als er noch ein kleiner Leutnant war.

Nun zu Ihrem l. Brief. O Lieber, ich hätt ihn schon längst beantwortet, aber Zeit, Zeit, Zeit. Die Correspondenz nimmt, frißt mir ja jede Minute weg.

Ja, Sie haben mir mit dem Fingckschen Gedicht eine große Freude bereitet. Wie Sie selbst sagen, im „Rein-Lyrischen" hat er erstaunliche Fortschritte gemacht. Aber: Wird er ein universaler, ein Weltdichter werden?

[. . . .] Und nun Ihre 4 Gedichte. Ich erstaune immer mehr, nicht nur über die immer zunehmende Produktivität, als namentlich über die zunehmende „Tiefe" bei Ihnen. Der „lange Flammentod" ist herrlich. Man spürt die „Länge" darin garnicht. „Dämmerung" ist ganz einzig. Und „Niemand kann 2 Herren dienen" hat mir ein feines verständnisvolles Lächeln abgenötigt.

Ihr Liliencron.

[7. 6. 01.]

Verzeihn Sie, lieber gütiger Herr Piper, daß ich Ihnen das eben entstandene Gedicht [„Die zwei Sensen"] ganz sende. Da es nun mal geschehn ist, wurzeln Sie bitte nach Belieben drin herum. Ich wollte eigentlich nur wegen der letzten Strophe an Sie schreiben.

> Indessen bammelt sich der Tod
> Ein Sternblümchen ans (ins?) Beckenbein
> Und bummelt, todesunbedroht,
> Gemüthlich durch die Felderreihn.

Und zwar wollte ich Ihre anatomische und botanische Hilfe erbitten: „Ein Sternblümchen ans (ins) Beckenbein" — giebts beim Gerippe ein „Beckenbein"?

Und dann: ist ein „Sternblümchen" nicht zu winzig, wenn Er sich ein solches Blütchen ans (ins?) Beckenbein steckt? (bammelt: göttlich!)

Ich habe eine Variante: „Ein Gänseblümchen ins Gebein". Aber das ist lange nicht so concret wie Beckenbein. Denn da rutscht man (der Leser) mit seinen Gedankenaugen am ganzen Gerippe herum: „Wo hat Ers denn an sein

Gerippe gesteckt?" — Bitte um Ihre Meinung. Könnte man „ein Aehrenbüschel" sagen? Ihr L.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 13. 6. 01.

Dank, mein sehr lieber Herr Piper, für Ihren gestrigen Brief und fürs „Totenbein". Ich habe jetzt: „Sein Auge mustert streng und hart". Ob zuletzt stehn soll: „Und bummelt, todesunbedroht, gemütlich durch die Felderreihn" oder „gemächlich durch die Todesreihn" — weiß ich noch nicht. Die Strophen 7 u. 8 lasse ich, als überflüssig, Fuhrmann hat Recht, ganz weg. Natürlich ließ ich: „Ein Sternblümchen ans Beckenbein".

[. . .] Ich leiste zuweilen dem armen, stocktauben, 80jähr. Heinrich Zeise einen Tag Gesellschaft. Dann erzählt er mir (er ist ein guter lieber Mensch mit herrlicher „Naturphilosophie") von seinen Dichtern, die bis — 1840 reichen. Ich komme mir dann wie in einem tiefen Schacht vor.

Der alte ekelhaft grauhaarige Oberkellner ist noch beim guten G., geht aber Gott sei Dank grad in diesen Tagen ins Bad. Herr und Frau G. machen dieselben gescheidten Gesichter wie früher. Aber hin müssen wir mal, wenn Sie hier sind. Diese („dortige") ganze Landschaft hat für mich immer etwas „Fascinierendes". [. . .]

Und noch eine Bitte, der gute v. d. M. (Sie wissen, wie unerträglich mir sein „Blatt" ist, wie contre coeur) quält mich fortwährend um „Beiträge". Möchten nun Sie ihm mal — thun Sie mir die Freundschaft — schreiben (übriegens nach Empfang Ihres Essays), daß ich contractlich von verschiedenen Blättern verpflichtet sei, diesen erst Alles zu „liefern".

Hier war ein unheimlicher Geselle bei uns wochenlang, bei Fuhrmann, Falke, Schmidt, mir: gab dreimal längere Gastrollen in Alt-Rahlstedt, gräßlich: „innere Mission", Pastor, Trinker-Rettung — und soff entsetzlich. Alles mündlich.

Sie und ich wollen mal recht wieder lachen. Ich mache Sie schon wieder heiter. Mein Humor läßt noch nicht nach. Aber im Allgemeinen habe ich immer mehr den einzigen, letzten Wunsch: Schon während des Lebens im Sarge zu liegen, das heißt: Schon während des Lebens vergessen zu sein. Ach, Einsamkeit!!! Na, mündlich. Mir werden die Menschen immer widerlicher. Einer beutet den andern aus. Aber meine paar lieben, lieben Freunde: Sie, Fuhrmann, Holste, möchte doch gern „bis an sein seliges Ende" behalten

Ihr alter Detttttlefffff.

[14. 6. 01.]

Lieber theurer Kurt Piper [. . .] Ich stehe eben in einem furchtbaren Kampf: Angebot: „Neues Künstler-Cabaret: Buntes Brettl" in Berlin unter meinem Namen. 1000 M. monatlich. Dazu Tantième u. Extrageld für das, was von

mir gesprochen oder gesungen wird, und für 2—3 Mal Vorlesung von mir selbst und meinen Kritzeleien auf der Bühne selbst.

Conflict:

1. Nehme ichs an, ist mein künstlerischer Ruf vorbei.

2. Nehme ichs nicht an, bin ich ein Verbrecher gegen meine Familie und Gläubiger.

Ich schreibe Ihnen Ende dieser Woche — bis dahin muß es sich entschieden haben — das Resultat. Ihr Liliencron.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 26. 6. 1901.

Mein lieber, theurer Kurt Piper. Das Beste, was Sie (bisher wenigstens) in dieser „Branche" der Poesie — Sie verstehen mich — schrieben, ist das ganz wundervolle, einzigartige, tiefe Gedicht: „An Goethe und gegen den Goethekultus". Nochmals: wundervoll! Und vom Standpunkt der Technik aus: Wer hat je solche Reime gefunden? Z. B. Hektors und Protektors, Glücks und Styx, Flora und Pandora. Ich freue mich, das Gedicht an Fuhrmann zu zeigen. Nur Geduld, Sie kommen durch! Sie machen eben, wie alle, die wirklich was sind, die ersten „7" Jahre — wie ich z. B. — durch. [. . . .]

Ich lege mit der Bitte um gelegentliche gütige Rücksendung den mitfolgenden Aufs. von Dr. Düsel bei. Zum erstenmal stehe ich nun auch in einem „strengbürgerlichen", „strengsittlichen" Journal. Ja, ja, ganz so wirds auch Ihnen nach 15 Jahren gelingen. Dann stehn wir Beiden — ich nach abermals 15 Jahren — im „Kidronsquellchen".

Hoffentlich auf baldiges Wiedersehn Ihr Detttleffff.

Mannheim, 29. 12. 01.
(Weitere Adresse habe ich nicht vorläufig.)

Mein guter, lieber, so gütiger u. nachsichtiger Freund Kurt Piper. Dank für Ihren wundervollen Brief. [. . .] Ich wandre mit meiner Seiltänzerbande — alle, alle sind sie stets gleichmäßig gut u. taktvoll u. liebevoll zu mir — von Ort zu Ort! In des Wortes verwegenster Bedeutung: eine Schmiere.

Oft glaube ich, nun sinke ich um. Aber ich recke mich dann wieder hoch! Und es hat auch manche heitre Seiten. Ich werde Ihnen einst köstliche Dinge erzählen können. Bis zum 3. oder 4. Januar wird sich wohl mein Schicksal entscheiden. Der gute Direktor ist mir vom 1. Januar an 2000 Mark schuldig!!! Aber ich kriegs!!! Nur Ruhe und „Gänsebraten". [. . .]

In alter Treue und Liebe Ihr Liliencron.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, d. 20. August 1902.

Mein lieber Kurt Piper, erst wartete ich deßhalb so lange mit meiner Ant-

wort, weil ich immer die Henckellsche Annahme erhoffte, u. nun schreiben Sie mir in Ihrem letzten Brief, daß auch er abgelehnt hat. [. . .] Und dann bin ich so herunter, weil es mir in Finanzsachen so gar schlecht geht, so daß meine Gedanken einzig und allein mit dem „Dollar" für meine Familie beschäftigt sind. Die goldene Ernte der entsetzlichen Tingeltangelei ist vorüber — leider.

Ich kann Ihnen immer nur wieder Mut, Mut zurufen! Bedenken Sie doch immer wieder, wie's jedem echten Dichter u. Denker gegangen ist. Ich nenne Ihnen nur zwei Namen: Keller und Schopenhauer. Von Keller las ich, daß er elf Jahre unaufhörlich abgewiesen sei.

Ihren Vers an D., oder vielmehr Ihr Wort an ihn, hätte ich gern nicht gelesen. Er hat in seiner Güte nur gesagt: „Wir sind alle mal jung gewesen". Und nun wollen Sie auch bedenken, wie grenzenlos grade der von allen Seiten angegriffen worden ist. Und die Sachlage war eine ganz andere, als Sie gemeint haben. [. . . .] Es muß ihm doch eine Erleichterung gewesen sein, mal gegen den unsäglichen Blödsinn sich zu verteidigen, der stets gegen ihn und sein Schaffen losgelassen worden ist. [. . .]

Welche wundervollen Gedichte haben Sie mir gesandt. „So will ich denn in Sturm und Not" (herrlich) und die mächtige Kampfallegorie. Dann das ganze zweite Intermezzo. Wahrlich, Sie werden siegen! [. . . . .]

Ihr alter Liliencron.

Es thut mir doch leid, daß Sie Fingky verloren haben.

[13. 9. 02.]

Dank, lieber Kurt Piper, für Ihre freundlichen Zeilen aus dem Manöver. Heut sendet mir Fuhrmann Ihre Madonna triumphans, zu der ich mich sehr freue. Wie schade, daß Sie nicht kommen können.

Aber — um Gotteswillen: Heute gehn durch den ganzen Ort (Alt und Jung) Ihre Worte auf der Postkarte: „daß es Ihnen so schlecht geht, ist mir sehr schmerzlich zu hören, wenn ich auch weiß, daß Sie sich durchbeißen."

Das habe ich nun stets hier zu hören. Gräßlich!!! Also stets Vorsicht, Vorsicht bei — Postkarten!!!

Immer Ihr L.

Alt.-R. b. H. 27. 11. 02.

Ja, mein lieber Herr Piper, die Correktur hätten Sie sich vorher ausbedingen müssen. Nun ists zu spät, u. ich denke auch, daß wir unsern Karl Henckell etwas weich anfassen müssen. War (Ist) er es doch, der Sie in die Litteratur einführt. Also schlage ich vor, ihm vorläufig recht dankbar zu sein. Ich staune ob Ihrer Productivität. Selbstverständlich, mein Poet, werde ich Abnehmer für Ihr Buch suchen, so viel ich kann.

Im Ganzen sinds jetzt über 30 Ablehnungen meiner Gedichte gewesen. Das

passiert also mir noch nach 20 Jahren. Ich habe den Rekord zwischen uns beiden. Natürlich meistens (sonst zu hohe Geldforderungen) aus Feigheit. Schreiben Sie, wenn Sie mir darüber schreiben, nur per Couvert. [. . .]

Immer Ihr Liliencron.

17. 12. 02.

Eben Ihr Buch, lieber Kurt Piper. Ich will, ohne aufzuschneiden, Ihnen doch sofort danken für diese herrliche Weihnachtsgabe! Umschlag, Papier: first rate!

Es sind mir in diesen letzten 4 Tagen 31 (ein u. dreißig!!) Bücher geschenkt zum Lesen!!! Alle wollen Antwort haben! Dalldorf nebst Friedrichsberg nebst Hornheim wäre jetzt mein sicherster Zufluchtsort.

Doch nur ein Buch werde ich in diesen Tagen lesen:

Fegefeuer. (Übriegens ein vorzüglicher Titel).

Des Dichters (oder besser gesagt: des Dichtens) Rache: Das werden auch Ihnen, mein Poet, später die Millionen Briefe u. Bücher sagen, die Ihnen — Sie fluchen dann das Blaue vom Himmel herunter — später, wenn Sie bekannt werden, zufließen!!! Viel, viel Glück zum Fegefeuer!

Ihr Liliencron.

20. 3. 03.

Lieber Herr Piper, in diesen Tagen hätte ich mich beinahe totgeschossen wegen gräßlicher Geldsorgen. Wohlweislich habe ich aber meinen Revolver längst verschenkt. —

Tausend Dank für Ihre 3 Reitermärsche. Alle 3 sind sehr banal. „Des Großen Kurfürsten Reitermarsch" ist nicht darunter. Sonderbar, sonderbar, daß der nicht als Notenblatt existiert.

Neulich schickte ich — denken Sie aber an keine erotischen Sachen dabei — einer Dame, die sehr schöne Augen hat, auf meiner Visitenkarte folgenden Vers:

Zwei schöne Augen sah ich gestern,
Da war die Liebe drin und auch das Leid.
Die Liebe und das Leid sind Schwestern,
Es trennt sie keine Ewigkeit.

Ist das nun die größte Banalität? oder ist's ein schöner lieber Vers?

Bitte schreiben Sie mir (in couv. Brief) Ihre Meinung. Ihr alter D.

A.-R. 28. 4. 03.

Lieber Poet, „Ausklang" (das ich nebenbei für mein bestes Gedicht erachte) ist mir jetzt zum neunten Mal zurückgeschickt. Wer macht nun von uns beiden den Rekord? Ists nicht zum Verzweifeln? Nirgends habe ich so die Feigheit

in litteris et litteratis gesehn, wie in diesem Fall. Au waih geschrien, man könnt uns uhnahngenehm werden. O Publikum, o Publikum! [....]

Ich hatte — um Gotteswillen! — 11 (schreibe eilf) Tage hintereinander Besuch. Die Guten meldeten sich einfach telegraphisch an. Sie haben — diese Schinder, Juden und Christen — meinen letzten Laib Brod u. mein letztes Ferkel aufgefressen. Auch das jetzt noch! Auch nicht eine Seele, außer der Ihren, lieber, gütiger Kurt Piper, hat daran gedacht, mir Geld zu geben, sich zu sagen: Mein Gott, wie kann er ohne Geld leben. Es wird immer dunkler, dunkler. Ihr Gedichtehausierhändler Liliencron.

26. Mai 03.

Sie sehen, mein Kurt Piper, so gehts munter weiter. Dies ist die zweite lustige Ballade. Zum vierten Mal auch die zurückgesandt. Wohin nun damit? Sie können sich denken, welchen Geldverlust ich habe! Grade mir das, der darauf angewiesen ist. Ebenso ergehts mir mit „the fighting Téméraire" und der „nächtlichen Trauung". Zwei tiefernste Balladen, die 1000 u. 1000 mal nach meinem Tode vorgetragen werden! Was ist's denn, daß ich immer wieder abgeschlagen werde? Die Scheißangst der Redacteure vorm Publikum. Ihr armer Detlev Liliencron.

Mein lieber teurer Kurt Piper, A.-R. b. H. 11. 9. 03.

[...] O, wie machen Sie's oft Ihren alten treuen Freunden schwer: mit Ihren Postkarten, die mich gradezu entsetzt haben. Hierin sind sich aber alle Ihre Freunde treu — treu stehend zu Ihren lieben herrlichen Eltern u. Geschwistern —: daß Sie erst das Examen und den Doctor machen müssen! In alter gleicher Freundschaftsliebe Ihr Liliencron.

Mir geht es noch nicht gut. Die „Sendungen" (Manuscripte, Bücher, Autogrammbitten p.p.p.p.p.) vermehren sich täglich. Ich bekomme nächstens deshalb Gehirnerweichung. An eigenes Arbeiten kann ich nicht mehr denken! Ich mache jetzt — das ist die einzige Rettung — meine tägl. einlaufende Correspondenz am selben Tage ab. Das sind dann jedesmal 5—6 Stunden. Und dann bin ich immer tot u. gebrochen! O Gott, das sind die Folgen der Dichteritis! Und keiner denkt dabei an Geld, Keiner. Erbarmen. Ihr L.

A.-R. b. H. 31. 3. 04.

Ja, mein Kurt Piper, Ihr heutiges Gedicht ist wieder ganz herrlich! Dank, Dank für Ihre tröstlichen, fröhlichen Examens-Nachrichten.

Natürlich denk ich ganz so wie Sie! Es ist mir jedesmal (jede Vorlesung, was es auch sei) eine Tortur ersten Ranges!! Aber — wer giebt mir denn Geld! Ich bin gezwungen dazu! Um mich und meine Familie damit zu ernähren!

Ich säße selbstverständlich in der einsamsten Haide lieber. Sie kennen meinen Wahrspruch: „Vergessen können und, schon bei Lebzeiten, gestorben und vergessen sein, das ist das einzige Glück auf Erden."

Die Reise wird furchtbar anstrengend sein: Nicht die Reise u. die Vorleserei, sondern der unzähligen Menschen wegen, die mich dann unaufhörlich umgeben und mich nicht loslassen!!! Ihr L.

Ich lasse mir nach dem 30. Juni gedruckte Postkarten (Dank für „Sendungen" p. p.) machen. Es geht sonst nicht mehr!

A.=R.b.Hbg. 2. 10. 4.

Lieber teurer Kurt Piper. Eigentlich dürfte, sollte und wollte ich Ihnen nicht eher schreiben, als bis Sie den letzten Rest Ihres Examens hinter sich hätten.

Diese „Hammer"=Geschichte. Ekelhaft: diese Philisterbande. Gut: Schicken Sie ihnen die 30 M. zurück. Das ist die empfindlichste Strafe. Aber nur unter der einen Bedingung: daß ich Ihnen die 30 M. wieder erstatten darf. Sonst nicht! Ich kann's in diesen Monaten, weil ich oft vorlese.

Ihre Gedichte sind zum Teil herrlich! Alles nach dem Examen u. Doctor. Dann wollen wir mal Alles hier ruhig besprechen. Aber erst jetzt das Examen und den Doctor. Ihr Liliencron,

der übermenschlich mit der Hydra der Correspondenz zu tun hat.

Alt=Rahlstedt bei Hamburg 9. 1. 5.

Mein lieber alter treuer Piper, Dank für Ihre Zeilen.

Darf ich Ihnen nun mal einen echten treuen Freundesrat geben: Sie würden untergehen müssen, wenn Sie stets auf Ihnen nicht passende Recensionen eingingen u. sie beantworteten. Ich finde die S.'sche Kritik übers „Fegefeuer", außer den Stellen über Liliencron u. Fitger, doch gradezu vortrefflich. Er kommt doch Ihrer „Eigenart" sehr nahe. Was wollen Sie denn weiter noch für Sachen. [. . .]

Nun schreibt mir S. einen höchst aufgeregten Brief (wie ich das natürlich finde). Wären Sie doch erst wie ich „abgebrüht gegen Kritik" p. p. Dr. F. S. ist ein durchaus ernster, unbestechlicher (ich meine das Wort natürlich geistig) Kritiker. Es schmerzt ihn tief, daß Sie ihm solche Karte schicken konnten. Nochmals meine inständige Bitte: Antworten Sie nicht mehr, wenigstens im Allgemeinen, den Kritikern. Immer Ihr Liliencron.

[13. 4. 5.]

Ich ringe seit Wochen mit der „Redaktion" eines Abgesanges, den ich (durch Weglassung eines anderen Abgesanges) noch irgendwo in Poggfred (für die nächste Auflage) anbringen will:

Du kennst der Stoiker geduldige Klage?
Die Antwort heißt: Ertrage und entsage.

Für „geduldig" (das nicht ganz paßt) habe ich nun viele andre in petto, z. B. bescheidene, zufriedene, wunschlose, ergebene, gefaßte, gleichmütige u. s. w.

Welches Beiwort halten Sie also (zu „Klage") für das Beste? Ich dachte auch an „still lächelnde" (wo mich der Dactylus „lächelnde" nicht stören würde).

Ihr alter Liliencron.

A. R. b. Hbg. 14. 4. 05.

Mein Kurt Piper, Ihr Stoiker-Prometheus-Brief ist eins der herrlichsten Gedichte, das je die Welt sehn wird. Schreiben Sie's sofort in Rhythmen p. p. auf! — Sonst stimme ich nicht ganz mit Ihnen ein. Die Stoiker waren eben nicht verbissen (man denke an Mark Aurel u. Epiktet z. B.). Sondern still lächelnd: Ertrage u. entsage. Vielleicht jetzt so:

Kennst du der Stoiker gleichmütige Frage? (also nicht Klage)
Die Antwort heißt: Ertrage und entsage.

oder:

Kennst du der St. gleichm. Klage?
Sie lautet kurz: Ertrage u. entsage.

Ihr Detlev.

Alt-R. bei H. 16. 4. 5.

Lieber Kurt Piper, Sie haben doch Ihren vorletzten Brief zum Gedicht gemacht? „Prometheus und die Stoiker" muß es heißen. Eigentlich „die Stoiker u. Prometheus" (weil Prometheus das „Schlußwort" spricht), aber das geht wegen des „Klangfalles" nicht gut. Es ist zu herrlich. Das wird ein Gedicht der „Weltlitteratur".

Ich freue mich, daß Sie meinen zweiten „Ausklang" (Kennst du der Stoiker gleichmütige Klage? Sie lautet kurz: Ertrage und entsage) gut befunden haben. Nun aber sinne ich noch auf Änderung von „gleichmütig" u. „lautet". Beide Worte passen noch nicht ganz. Was halten Sie von „gelassene" (Klage)? Für „lautet" muß ein Wort wie „lächelt" kommen. Ein Lächeln, halb sardonisch, halb gutmütig.

Ich habe meine „Dichter- u. Schriftsteller-Laufbahn" nun aufgegeben. Ewiger Besuch (Störung), so sehr ich mich mit Händen und Füßen dagegen wehre, und die grauenhaft zunehmende Correspondenz (Geschäftssachen, Geld) habens fertig gekrigt. Was aber natürlich nicht sagen soll, daß Sie, mein alter Piper, nicht mit heller Freude diese Ostern empfangen werden

von Ihrem Detlev Liliencron.

[23. 6. 05.]

L. K. P. „Waffen und Wunden" ist überaus herrlich! Kehren Sie sich

doch nicht an „die Mode". Gut (von selbst gekommen) angewandte Alliteration ist etwas Wundervolles. Eben daß die Teutschen das nicht „goutieren", zeigt ja, daß es was „Gutes" ist. [. . .] Ihr L.

A.-R. b. H., 12. 11. 5.

Mein lieber, guter Doctor-Dichter u. Dichter-Doctor, Dank für Ihren herrlichen Brief. Nun Eins: Da wir uns Weihnachten hier sehen — Fuhrmann und ich freuen uns außerordentlich dazu — so bitt ich: kommen Sie nicht nach Frankfurt. Denn wir haben absolut nichts von einander. Ich bin dann — wie stets bei solchen Gelegenheiten — umstellt wie ein Schlitten von Wölfen. O Gott, was kostet das immer für Gehirnmasse. Es ist entsetzlich. Jede dieser Vorlese-Reisen ist mir geistig u. körperlich eine Tortur. Also meine innigste Bitte ist: kommen Sie nicht nach Frankfurt. Um so fröhlichere Stunden wollen wir drei hier — einmal auch bei G. — haben. Unendlich freuen wir uns darauf. Auf Ihr Buch freue ich mich auch unbändig. Aber Sie dürfen es nicht zu früh erwarten. Es ergeht darin uns Dichtern ebenso wie den Ehemännern, wenn die Frau ihnen ein Kind schenken will: es kommt immer 4—8 Wochen später, als wie man erwartet hat.

Unglaublich schön ist Ihr Gedicht: Wellenspiel u. Wellenspott p. p. Es ist ja der größte Jammer, daß Sie's nicht mehr in Ihre „Waffen u. Wunden" hereinbugsieren können.

Amor vincit omnia. O Gott, ich schreibe Ihnen mit Willen nichts über Ihre Maiensonne jetzt. Genießen, genießen Sie diese holde Zeit. „Verheiratet" kann ich mir Sie aber nicht denken. Doch ich habe in dieser „Angelegenheit" mit nichts einzugreifen in Ihr Schicksal. Ihr alter korrespondenztoter

Detlev.

A.-R. b. H., 15. 11. 5.

Das war, mein Dichter, wirklich eine große Freude für mich, als heut kam: Ihr „Waffen u. Wunden." Ja, es ist tatsächlich gut u. fein „ausgestattet". Und nun freue ich mich vor Allem auf die Lektüre!

Und nun wollen Sie u. Dr. Z. durchaus nach Frankfurt kommen. Die Vorlesung ist Montag, den 20. (also schon nächsten Montag). Gut: Will Dr. Z. mich hören, ich kann ihn nicht abhalten. Aber Sie selbst, mein Kurt Piper, bitte ich auf Knieen: Seien Sie wenigstens nicht in der Vorlesung selbst! Ich könnte dann nicht „lesen". Es ist ja — wenigstens in den weitaus mehrsten Fällen — stets derselbe ekelhafte Quark, den ich vorlesen muß (auch in Frankfurt)! Ich breche mich beinahe immer. Sowie ich „Andres", wirkliche Gedichte von mir, lese, versteht's kein Mensch. Und dann glotzen mich die Leute an! Gräßlich!

Aber unmittelbar vor dem Lesen hoff ich, Ihnen die Hand drücken zu können. Suchen Sie mich dann nur auf. [. . .] Ihr Detlev.

Alt-Rahlstedt, 13. 8. 6.

Lieber Kurt Piper, die Geldsendung kam aus dem einfachen Grunde telegraphisch, weil die Post den Tag vorher schon geschlossen war; ich lebe in einem kleinen Oertchen. Und da ich es Ihnen bis Sonnabend früh versprochen hatte, so sandte ich es telegraphisch. Nichts ist mir widerwärtiger, als wenn man in Geldsachen ungenau ist.

Wegen unsrer „lustigen Nacht" mit Fuhrmann, so war sie zwar entzückend, hat aber stets den Stachel der „späteren Bezahlung". Sie wissen, daß ich niemals über mich spreche oder schreibe. Wozu auch? Hier aber, oder vielmehr heute, will ichs mal tun; allein schon deßhalb, damit Sie später (d. h. nach meinem Tode) „Sagenbildungen" zerstreuen können.

Ihr heutiger lieber Brief, in dem Sie ein Gedicht C. F. Meyers erwähnen, hat Recht: Ich werde immer einsamer, liebe immer mehr die Einsamkeit, u. werde, je älter ich werde, immer mehr so, wie ich als Kind war, menschenscheu u. die Menschen meidend u. fliehend, wie ich kann. Aber diese Einsamkeit hat furchtbare Seiten: Je mehr man sich auf einsamen Spaziergängen verliert oder in den Einsamkeiten seines Zimmers, je mehr Menschenhaß kommt, und je tiefer sieht man, daß wir Menschen nur Bestien sind, je tiefer kommt man zur Erkenntnis, daß Alles do ut des (Ich gebe dir, damit du mir gibst) ist. Na, u. s. w. Sie werden mich verstehen. Und dann schwimmt der C. Ferdinand Meyersche „Fisch" (der kalte) heran. Wir vergessen allmählich, daß wir Menschen da sind, um uns zu lieben, statt uns zu hassen. Da treten sich Schopenhauer und Nietzsche gegenüber: Hie Mitleid, hie Verachtung und Kälte.

Aber auch andre böse Eigenschaften zeitigt die Einsamkeit: das plötzlich hervorbrechende Drängen nach Menschen. Nun: Niemals gehe ich aus eigenem Trieb in „Vergnügungen". Aber, wenn ich mal mit Andern u. namentlich mit lieben Freunden zusammen bin, wie mit Ihnen und unserm Fuhrmann: dann, ja dann mach ich gern mal eine lustige Nacht durch — und das verzeihn die Mitmenschen nie. Denn: Wir Menschen gönnen uns nie (ein Charakteristikum des „Menschen":) wir gönnen uns auch nicht die kleinste Freude. Es klingt ja paradox, aber ich möchte sagen: je liebenswürdiger, je unschuldiger unsre kleinen Freuden sind, je mehr Neid erregen sie bei den Mitmenschen. Es sollte sich ja jeder freuen, daß ich in meinem Alter (62 Jahre) noch so fabelhafte Freude habe am „Leben", wenn ich mal gewaltsam meine Einsamkeit hinter mir lasse: aber das verstehn die Mitmenschen nicht. So daß ich dann „Gewissensbisse" habe, statt daß es mir gänzlich egal sein sollte. Und gerade weil ich ein so einsamer Mensch bin, so fühle ich dann eine furchtbare „Reue" (Verzeihung für

das thörichte Wort): daß ich so aus mir herausgehn konnte!!! Das wird Ihnen verständlich sein! Daß ich so lustig sein konnte, daß meine „Verschwendungssucht" (ein Familienzug bei mir!) solche Capriolen machen konnte. Die — diese Verschwendungssucht — ich stets bändige sonst, oder bändigen kann wenigstens. Dann auch kommt die „Geldfrage" hinterher, die mich dann nicht eher ruhen läßt, als bis ich Alles bezahlt habe, was diese „lustige Nacht" gekostet hat!

Und nun: Hört, hört! Ich brauche für mich im gewöhnlichen Leben, außer Cigarren, so gut wie nichts. Alles, ja Alles bekommt meine Familie, an der ich außerordentlich hänge. Und in Wahrheit: Ich habe auch nie eine Minute meine Familie in Verlegenheit gebracht (ich meine: Geldverlegenheit). Meine gute Frau ist überaus bescheiden. Sie kennt nur mich und die Kinder. Einen selbstloseren, besser: einen uneigennützigeren Menschen als sie hab ich nie gesehen im Leben. Nie hörte ich einen Vorwurf von ihr. Und sie hat es auch nicht nötig gehabt. Um so mehr sind mir persönlich diese kleinen — ach, wie seltenen, ja: wie seltenen — Ausweichungen greulich!

Ja: C. F. Meyer hat Recht: „Vermehrte Menschenkenntnis": Das ists! Und dann wie gesagt: das bittere, meine Seele beschämende Gefühl nachher: Was hast du da nun alles geschwatzt, gelacht, getanzt, getobt! Dionysos! und — bin doch der einsamste Mensch. Das (und die Geldfrage) ist mir dann (nachher!) so unermeßlich ekelhaft! Sie verstehn mich! Die Menschen werden es niemals einsehen, daß das noch ungebändigte Lebenskraft war! (Aber wie hätte ich denn z. B. solche frische Liebeslieder in meiner früheren Zeit machen können?)

Und deshalb werden die Menschen mir später, nach meinem Tode, vielleicht den Vorwurf machen, daß ich nicht frühzeitiger Philister wurde. Und dann werden Sie mich, das weiß ich, verteidigen gegen diese lumpenhafte Gesinnung.

Und nun endlich genug über mich und „uns Menschen". „Vermehrte Menschenkenntnis" — — — [. . .] Ihr Detlev Liliencron.

Die Frau in der italienischen Renaissance/ von Marie Herzfeld



Es gibt Leute, oft sehr kluge Leute, die sich wundern, wie man heutzutage, während das Leben ringsum so gewaltig pulst, sich noch mit jahrhundertalten Dingen abgeben mag. „Anstatt immer wieder zu suchen, was gewesen ist, seht lieber zu, daß ihr herausbekommt, was werden soll", so sagen sie, und nicht mit Unrecht. Aber vielleicht beschäftigen wir uns gerade deshalb mit der Erkenntnis des Gewesenen; vielleicht helfen wir die Zukunft bauen, indem wir das Vergangene nach allen Seiten hin verstehen lernen. Es gehört freilich viel dazu. Wir müssen nicht bloß wissen, was geschah, sondern wie es geschah, nicht bloß, daß die Leute, und warum sie sich totschlugen, sondern auch, auf welche Art sie lebten. Wir müssen den gewesenen Tag studieren, das gewöhnliche Dasein von ehemals, die Sitten und Meinungen, die Gedanken und Gefühle, ja, jenes Flüchtige, das man die Stimmung einer Zeit nennt, mit einem Wort, den ganzen Komplex jener Erscheinungen, die die Grundlage und zugleich die feinste Essenz eines Kulturzustandes sind. Denn „Kultur", das erschöpft sich nicht in dem, was in dicken Bänden berichtet werden kann; wir wissen noch nicht alles von einer Kultur, wenn wir hören, was für Gebäude, Skulpturen, Bilder, Gedichte sie schuf, was ihr Gewerbe erzeugte, ob sie Handel trieb, welches Zahlungsmittel sie hatte, wie sie ihre Bevölkerung ernährte, ob sie für die Kranken, Schwachen, Enterbten zu sorgen bemüht war. Wir trachten aus alten Berichten, aus Briefen, Rechnungen, Inventarien, Tagebüchern, Chroniken, aus dem Beiwerk von Gemälden versunkene Welten hervorzuzaubern, nicht um der bunten Notizen, um der Trachtenbilder, nicht um der lächerlichen und schrecklichen Geschichten willen, die wir dabei finden, sondern weil wir das Wesen einer Kultur ergründen wollen. Wir wollen wissen, wie eine gesunde, große, mannigfaltige Kultur entsteht, wovon sie sich nährt, was ihr nützt, was ihr schadet, woran sie stirbt. Wir wollen es wissen, nicht bloß um der herrlichen, zwecklosen Wißbegier willen, die das köstlichste Kronjuwel des Menschenwesens ist, sondern weil wir immer die Hoffnung hegen, eine volle Kenntnis der Gesetze menschlicher Entwicklung werde uns die menschliche Zukunft in die Hände geben und uns lehren, die Bedingungen einer wahren, großen Kultur uns selbst zu schaffen. Der Grund, aus dem wir uns bei diesen Studien immer wieder der Renaissance zuwenden, der Renaissance in Italien, obwohl wir im alten Ägypten, in Hellas, in Japan zu ähnlichen Resultaten kämen, liegt nicht nur in dem unvergleichlichen Zauber, den Dichter wie Dante, Ariost und Tasso, den ein Heer von Künstlern über das Land und die ganze Epoche ausgegossen haben, sondern es liegt darin, daß wir fühlen, dort und damals entstand unsere eigene Zivilisation, dort sind die Wurzeln unserer eigenen, der modernen Zeit. Dort entzündete sich zuerst wieder die Fackel der Begeisterung für die Schätze

der antiken Kultur, dort die Sehnsucht nach Kultur und Schönheit überhaupt. Wieder aufzufinden, was die Alten geleistet hatten, zu wissen, zu können, was Rom, was Griechenland gewußt und gekannt, war im Italien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts die große Sache des Tages geworden, das wetteifernde Streben der Staaten und Städte, der wache Stolz des einzelnen und der Gesamtheit. Man sammelte ebenso fieberhaft Manuskripte, als man nach alten Skulpturen grub; für eine unbekannte Rede des Cicero, für ein Werk des Quintilian war man imstande, einen Diebstahl zu begehen, sowie man für den Besitz eines guten antiken Kopfes alles Geld und jede Rücksicht zu opfern bereit war. Doch man bewunderte nicht bloß alte Säulen und Statuen; man maß und verglich und studierte und erfaßte mit Auge und Sinn das Verhältnis zwischen Kunst und Wirklichkeit. Man eignete sich nicht bloß den köstlichen Inhalt der alten Schriften an; hier wurde der Anstoß gegeben, neue Synthesen zu bilden, zwischen widerstreitenden Meinungen eine eigene zu suchen; hier wurde der Weg gerodet zu neuen Auffassungen von Gott und der Welt; hier wurde der Mut gestärkt, die Realität kühn anzupacken, die Natur nach jeder Richtung zu erkennen und sie ohne Sorge um das Heil der Seele in die Kunst hineinzuziehen. Nicht als ein Vorbild, das äußerlich nachgeahmt wurde, hat die Antike für uns ihr Großes gewirkt, nicht durch ein paar Gesten und Linien, die sie uns schenkte, im Gegenteil: wir danken ihr die Befreiung vom Joch aller festen Muster, im Denken, im Bilden und im Handeln; wir danken ihr, daß sie uns in ihren Spuren, die über die Wirklichkeit führen, die Wege zu einer neuen Kunst und Kultur gewiesen; wir danken ihr, daß sie uns die Mittel zeigte, durch die wir lernten, uns selber auszuformen. Und wie die Kunst, so erwachte damals die Wissenschaft zu frischer Blüte, — die Kritik als Wissenschaft. Zum Zweck der Herstellung gereinigter Texte aus vielfach abweichenden und verdorbenen Vorlagen entstand die philologische Kritik, aus ihr die historische Kritik und neben ihr, aus kritischer Wurzel, die moderne Naturwissenschaft, die ihre Ergebnisse durch den Versuch, den wiederholten und zweckmäßig variierten Versuch erprobt sehen will, ehe sie sich zu ihren Formulierungen entschließt. Ich brauche nicht erst zu sagen, wem wir diese moderne Methode der Forschung verdanken, — Leonardo da Vinci, diesem Prototyp der Renaissance, dem großen Angelpunkt der Zeiten —, Leonardo da Vinci, in dessen Natur das künstlerische und das wissenschaftliche Genie nur die Doppelform ist, in der sich ein und dasselbe Wesen zwiefach ausdrückt.

Ich werde mir nicht anmaßen zu erzählen, was die Renaissance in der harten, unablässigen Arbeit dreier ansteigender Jahrhunderte geleistet hat. Die Literaturgeschichte, die Kunstgeschichte, die Wirtschaftsgeschichte und die Geschichte der Politik als Wissenschaft sind von ihren grundlegenden, unübertroffenen Leistungen voll. Und Jakob Burckhardt ergänzt aufs herrlichste den Rest. Doch von einem

Stück menschlicher Verfeinerung schweigen die Bücher. Es ist ja scheinbar nicht viel — kaum zu formulieren —, nur da und dort eine neue Nuance des Gefühls, die entsteht, die damals zum erstenmal, und dann stets öfters in Erscheinung tritt, sich befestigt, Ansprüche erhebt, und die mit der Zeit ihre Rechte in wahrhaftige Gesetze fassen wird. Diese Gefühlsnuancen lassen sich nur an Beispielen zeigen. Um sie nachzuweisen, muß ich historisch verfahren. Ich muß von der Frau sprechen, von ihrem Leben und von ihrer Entwicklung im Zeitalter der Renaissance.

Im Trecento, bis tief hinein ins Quattrocento, ist ihre Stellung nicht beneidenswert. Das Leben ist hart und gönnt ihr nicht viel Raum. Ihr Wirkungskreis ist wie der jener römischen Matronen, von denen die Grabsteine rühmen, daß sie dem Hause dienten und Wolle spannen. Sie spürt den Rückstoß der wilden, blutigen Zeiten; ihre Leiden sind unendlich, die Zahl ihrer Freuden ist gering. Und auch diese geringe Zahl der Freuden schwebt in Gefahr. Die größte geistige Macht des Mittelalters ist gegen sie. Die Kirche kommt ihr mit ausgesprochenem Mißtrauen entgegen. Sie ist die Verführerin, die Sünde; sie hat den Tod in die Welt gebracht; ihr Leben sollte eine beständige Buße und Kasteiung sein. Die ganze öffentliche Meinung scheint ihr feind. Von der Kanzel herab wird sie gescholten, von den Moralisten wird sie herabgesetzt. Es ist Mode geworden, schlecht von ihr zu sprechen. Die Dichter, so lang sie jung sind, verherrlichen sie die einzelne; wenn sie alt werden, schmähen sie das ganze Geschlecht. So groß wie Dante denkt kein zweiter. Petrarch, der bekehrte Sänger Lauras, nennt das Weib einen wahren Teufel, Feindin des Friedens, Quelle der Ungeduld, Grund zu Zwist und Langeweile bei Tag wie bei Nacht. Derselbige Boccaccio, der den Dekamerone zur Unterhaltung der neapolitanischen Prinzessin Maria geschrieben, für die er einst schwärmte, Boccaccio, der das glühende Liebespoem „Fiammetta" verfaßt, rächt sich an einer Witwe, die seine Werbung nicht erhörte, durch das giftige Pasquill „Il Corbaccio" — zu deutsch ungefähr „Der Rabenbraten" —, in dem die Frau als ein Ding des Hasses und des Ekels geschildert wird, und als dumm und hausbacken im besten Fall. Was sie spricht, ist nichts weiter als „ob der Flachs von Viterbo feiner ist als der romagnolische; und ob das Brot sitzen geblieben, weil die Bäckerin den Ofen zu wenig heizte oder weil die Magd den Teig zu wenig gehen ließ; und was die Monna Die und Die und Monna So und So gestern Nacht getrieben; und daß man für Besen vorsorgen müsse, um zu Ostern das Haus zu kehren; und wieviel Vaterunser sie heute während der Predigt gebetet; und ob sie neue Borten auf das Kleid nähen müsse oder nicht". Franco Sacchetti behauptet, indem er sich hinter die Autorität des Boccaccio flüchtet, die Frau, ob gut, ob böse, brauche den Stock. Fra Cherubino da Siena meint freilich, der Stock sei nur für die schwersten Fälle, wenn die Frau mit dem Teufel rede, wenn sie die Heiligen lästere, wenn sie beim Fenster hinausschaue oder mit jungen Burschen spreche.

Nur der heilige Bernardino hat Nachsicht mit diesem Gefäß der Sünde. Er tröstet es sogar, nachdem er es gescholten und meint, da Gott es einmal als Frau erschaffen, so solle es sich dessen nicht schämen. Zu lernen braucht die Frau, nach allen Autoritäten, nichts außer nähen und spinnen, kochen und waschen, denn es steht einer Frau nicht wohl an, lesen zu können, außer etwa das Uffizium der Heiligen Jungfrau. Ihre Pflicht ist, dem Hause vorzustehen und ihre Kinder zu erziehen, Küche und Keller zu überwachen und die Arbeit zu verteilen, wenn sie nicht selbst am Stickrahmen sitzt oder Wäsche zuschneidet. Haus und Keller, Kleider- und Wäschekammer, Kinder- und Gesindestube, das ist Frauengebiet und Frauensorge, selbst wenn sie eine Fürstin ist. Studiert man die Briefe, Mandate, Rechnungsbücher der unglückseligen Parisina Malatesta Este, Markgräfin von Ferrara, einer der gebildetsten Damen des frühen Quattrocento, so wundert man sich, mit welcher Umsicht sie sich um alles kümmert, um jedes Barett ihrer Pagen, um die zerrissenen Schuhe ihrer Kinder, um die abgenützten Laken des Hauses ebenso wie um die Bestellung einer kleinen Harfe für ihre Zwillingstöchter. Sie kauft stückweise feine Leinwand, die ihre Hoffräulein zu Hemden für den Markgrafen vernähen; sie läßt daheim gröberes Garn für den Familiengebrauch weben; jede Kleinigkeit geht durch ihre Hand, und wenn in ihren Anordnungen etwas auffallen könnte, so wäre es, daß keiner von den Prinzen so prächtige und so viele Kleider, Wäsche, ja Geld bekommt wie ihr ältester Stiefsohn, der schöne Ugo: doch Ugo ist der Erbe des Thrones und der geliebte Augapfel seines Vaters. Plötzlich verschwindet jede Spur solch hausmütterlicher Sorge in den Papieren der Este und zugleich verschwindet der Name Parisinas völlig. Die Markgräfin wird nicht mehr erwähnt; nichts mahnt an sie; es ist, als wäre sie nie gewesen. Die gleichzeitigen Chroniken schweigen, nur in einer einzigen, dem Diario ferrarese, findet man kurz und roh erwähnt, daß im März 1425 (richtig: Mai) Ugo und Parisina miteinander enthauptet worden seien, und in einem Klosterkalender, daß die Leichen nächtlicherweise im Friedhof der Franziskaner neben dem Glockenturm beigesetzt worden. Es dauert mehr als hundert Jahre, ehe die Geschichtsschreiber und die Novellendichter von dem unseligen Liebespaar zu sprechen wagen. Uns aber interessiert es, daß in jenen Zeiten eine sträfliche Leidenschaft im Herzen einer gut erzogenen Frau jedes Pflichtgefühl entwurzeln konnte, nur eines nicht, das hausmütterliche. Das Haus, die Familie ist viel zu sehr der Mittelpunkt des Wesens, der Inhalt des Gedankens der Frau. Die Frau kann sich gar nicht vorstellen, daß es anders wäre. Sie führt nur eine Teilexistenz, sie löst sich vom Familienstock niemals gänzlich los. Ist doch bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein auch der Mann immer noch fest eingegliedert. Er ist Florentiner, Pisaner, Sienese; er ist Parteigänger der Guelfen oder der Ghibellinen; er gehört einer Zunft, einer Bruderschaft, einer frommen oder einer lachenden, an; er ist ein Oddi oder ein Baglione,

Teil eines Hauses, Haupt einer Familie: neben seinem Taufnamen führt er den Namen seines Vaters und seines Großvaters — Lorenzo di Piero di Cosimo de' Medici — noch lange Zeit, nachdem die Familiennamen feststanden; er kommt aus der Affiliation gar nicht heraus. Die Frau ist noch viel weniger Person als er. Es ist kaum der Mühe wert, ein solches Nichts wie sie mit dem Vatersnamen näher zu bezeichnen; genug, wenn wir wissen, aus welchem Hause sie kommt und in welches Haus sie geht, hineinheiratet. Oder eigentlich: hineinverheiratet wird. Denn in den guten alten Zeiten und in den guten alten Familien wird man verheiratet — der erlauchte Lorenzo Medici zeichnet es mit Bitterkeit in sein Merkbüchlein ein —, ungefragt von den Eltern verheiratet.

Oft werden die Kinder schon in der Wiege verlobt, und das Verlöbnis gilt für unverbrüchlich. Man wird aus Staatsgründen, aus Familiengründen, aus Parteigründen verlobt. Wenn die Guelfen und die Ghibellinen, die Schwarzen und die Weißen, wenn irgendwelche Montecchi und Capuletti einander oft genug abwechselnd aus der Stadt verjagt, wenn genug des edlen und unedlen Blutes vergossen und man des Kampfes müde geworden ist, oder irgendein Bußprediger die feindlichen Brüder einander weinend in die Arme getrieben, dann besiegeln Hochzeiten zwischen den Kindern der versöhnten Gegner den zitternden Frieden. So dürfte es zugegangen sein, daß Dante Alighieri die Gemma Donati zur Frau bekam und seine Beatrice den Simone di Gheri dei Bardi zum Mann. Jahrhundertelang mußten die Dichter Verse schreiben und Novellen erfinden, ehe die Liebe in den anständigen Kreisen ein präsentabler Heiratsgrund wurde. Es ging ja auch ohne sie. Weder Dante noch Beatrice beklagen sich. Der Zweck der Ehe ist nicht persönliches Glück, sondern das Wohl, das Ansehen, die Zukunft des Hauses, der Stadt. Das ist nichts Neues, nichts Auffallendes; so hat das Altertum, so hat Japan, so hat eine zielbewußte, aristokratische Gesellschaft die Ehe von jeher aufgefaßt. Übrigens machte man mit den Kinderverlöbnissen die allerbesten Erfahrungen. Sie sind die einzig erwiesenen Neigungspartien der Zeit — von der Frauenseite nämlich. Das kleine Mädchen ist auf ihre Brautschaft stolz; ihre Phantasie kennt nur den einen Gegenstand des Traums; ihr ganzes Fühlen strömt dem einen Manne zu, dem sie gehören wird.

Es ist nicht viel Gelegenheit, daß eine andere Leidenschaft in ihr erwache. Sie kommt mit fremden Männern in keine nähere Berührung. Sie ist zu wohl behütet. Nie verläßt sie ohne die Mutter oder ohne eine ältere Dame der Familie das Haus. Erst im späteren Quattrocento fand man, zum Entsetzen strenger Moralisten, die Begleitung einer Dienerin genügend. Ein Mädchen, das ohne Eltern aufwuchs, hört auf, eine tadellose Partie zu sein. So die schöne Marietta Strozzi, deren Mutter, die tugendhafte Alessandra Bardi negli Strozzi, den Vater in der Verbannung aufsuchte. Die fröhliche Marietta, der halb Florenz zu Füßen liegt, wird zuviel beim Fenster gesehen, bald, weil Bartolomeo Benci

eines Abends mit seinen Freunden vor ihrem Palaste einen Triumphzug veranstaltet, mit einem Lanzenstechen und einem symbolischen Wagen, der in Brand gerät und von dem aus, inmitten eines prasselnden Feuerwerks, Liebesgötter glühende Pfeile verschießen; bald weil Benci mit Fackeln und Trompeten und Flöten vor das Haus zieht und ein Schneeballenwerfen beginnt, zum Fenster hinauf, vom Fenster herab, wobei Marietta mit großen Ehren hervorgeht: aber heiraten will sie niemand in Florenz, nicht einmal ihr Vetter Lorenzo Strozzi, der so große Lust dazu hat, und sie muß sich, gar nicht mehr jung, mit einem ferraresischen Edelmann begnügen. . . Aber auch die geschützte Frau — völlig sicher ist sie nicht. Wenn sie zum Hochamt geht — und sie geht oft zum Hochamt, denn es gibt 90—100 Feiertage im damaligen Jahr —, da stehen die Jünglinge, der eine hier, der andere dort, und oft zu zweien, Arm in Arm, und die Augen gehen hin und her, die Boten des Herzens. Und kommt sie aus dem Dom, so muß sie durch ein Spalier von jungen Leuten, und der eine grinst und der andere macht diese Geste oder jene. Und kommt sie aus der Marienandacht oder aus der Spitalskirche, wo man den Ablaß kriegt, da folgen sie einem nach, und hält man sich etwa vor der Kirche bei den Buden auf, sieht die Zindelschleier an und kauft golddurchwirkte Litzen, so stehen sie wieder da und lachen und machen Scherze, und ist kein Bruder oder Vetter zum Schutz in der Nähe, so sind sie keck und bieten Blumen an und drinnen steckt ein Liebesbrief. Da ist es gut, wenn die Frau nicht lesen kann. Oder wenigstens nicht schreiben und antworten. So sagen die Prediger. Aber das Leben geht über die Prediger hinweg. Trotz ihrer Gegnerschaft verbreitet sich die Kunst des Lesens, und trotz aller Moralisten liest die Frau, ach! nicht bloß ihr schön geziertes Gebetbuch. Sie liest, was ihr zugänglich, nicht nur, was ihr zuträglich ist, neben den Briefen des heiligen Hieronymus an die heilige Paula und den Bekenntnissen des heiligen Augustin, leider auch die Verwandlungen des Ovid, die für sie übersetzt worden sind, sowie die französischen Romane von Lanzelot und Gynevra und von Tristan und Ysеult. Sie treibt Musik — „kann sie auch nur ein Bröselein singen und spielen, so ist sie gleich ein gutes Hundert Gulden mehr wert, wenn wir sie verheiraten", sagt ein sienesischer Novellist des Quattrocento. Sie singt vielleicht nur mit leiser, süßer Stimme, denn so verlangt es der feine Ton, und sie begleitet sich selber auf der Laute. Sie lernt auch gute Haltung, und gehen und schöne Verneigungen machen; sie lernt die zierlichen Schritte auf grüner Wiese und die frohen Reigen, mit denen die Mädchen und Frauen einziehenden Fürstlichkeiten oder feierlichen Gesandtschaften durch die Straßen der Stadt entgegentanzen. Sie lernt sich mit Anstand bewegen, mit bescheidener Anmut grüßen, passende Dinge sagen und mit Ausdruck schweigen; denn, wie Dante meint, nichts steht einer Frau so wohl an wie die höfische Weise, die cortesia, und sie selbst möchte um keinen Preis, daß man sie für eine Bäuerin hielte, die

nichts versteht, als Wolle zu krempeln. Auch stellt sie Spindel und Rocken gleich beiseite, wenn jemand Besonderes ins Haus kommt, damit es nicht aussieht, als sei sie im Dorfe erzogen. Sie hält auf sich und zur Kirche und in Besuch geht sie nicht mehr, wie es sonst sich ziemte, Haupt und Gesicht ehrbar verhüllt, sondern bekränzt, mit frischen Blütenzweigen und Asparagusranken im Haar, wenn nicht gar mit Silberblumen, Goldnetzhäubchen und einem juwelengeschmückten Band um die Stirn. Sie trägt feines Tuch aus Flandern und feines Linnen aus Rheims, orientalische leichte Seide und schweren französischen Samt, brochierte Stoffe aus Genua, bunte Blumen in Gold eingewirkt, zum fruchtlosen Ärger der Obrigkeit und zum eigenen großen Gefallen. Sie weiß tausend Mittel, die Haut schlohweiß und fein zu erhalten, das Haar blond zu färben; sie zupft mit Sorgfalt die Augenbrauen aus und malt neue hin, wo die Mode es will; sie erhöht die Stirn bis zum halben Scheitel; sie verschmäht die Schminke nicht und die duftenden Wasser. Die Kirche donnert — Ginevra Sforza, die 1454 den Sante Bentivoglio heiratet, findet die Tore von St. Petronio für den Hochzeitszug geschlossen, weil dessen Prunk den Luxusverboten Hohn sprach, — die Novellisten spotten — man lese nur Sacchetti! — aber den Männern gefällt es, und das Leben ist ohnehin ernst genug. Mag es lächerlich und oft schädlich sein, — es hat sein Gutes, diese Freude an Schmuck und Pracht. Eine immer besser verstandene Pflege der eigenen Schönheit wird zu Reinlichkeit und Gesundheit führen; wie sich selbst, wird die Frau am Ende des Quattrocento alles um sich herum schön sehen wollen; die Gewohnheit, nur vor Sonn- und Feiertagen das Haus zu fegen, Staub und Abfälle unter das Bett zu kehren, Knochen und Speisereste unter den Tisch zu werfen, wird aus den Sälen der Paläste und langsam auch aus bescheideneren Gemächern verschwinden. Übrigens irrt, wer sich auf die Bußprediger verläßt und den losen Reden der Novellenschreiber traut. Nicht am Putztisch verbringt in der Frührenaissance die vornehme Frau ihre Zeit, noch bloß bei Festen, wenn diese auch mit dem wachsenden Reichtum zahlreicher sind und der Frauenschönheit nicht entbehren wollen. Die Frau kultiviert sich nicht bloß äußerlich, sie entwickelt sich in jeder Hinsicht. Die Zeiten wollen es. Sie kann dem Hause nicht mehr dienen, indem sie, wie anno dazumal, Wolle spinnt. Nun tut anderes not.

Der Mann ist häufig abwesend. Jedes Jahr finden in der Champagne die Messen statt, auf denen die großen Geldgeschäfte und die Warenlieferungen mit der ganzen Welt abgeschlossen werden. Der Kaufherr geht nach England und führt von da Schafwolle nach Ypern, wo sie verarbeitet wird und dann in Florenz gefärbt und appretiert. Er holt sich Gewürze aus Akkon, führt persisches Pelzwerk nach Spanien und Frankreich, Getreide nach Griechenland, Käse und Öl nach Afrika; er bringt Kupfer aus Deutschland und Zinn aus Cornwall nach Brügge. Er hat seine Niederlagen in Barcelona, in Lyon, in Paris und

London; er hat seine Münzstätten in Tirol, seine Filialen in Konstantinopel und Augsburg; er ist der Bankier von Papst und Kaiser; ihm sind die Zölle des Reichs verpfändet und er treibt den kirchlichen Zehnten ein; man findet ihn in Norwegen und Irland, wie in Konstantinopel und am Hof des Großfürsten zu Moskau: seine Reisen dauern Wochen, Monate, Jahre. Gehört er einer Familie an, die ein Recht auf die höheren Ämter hat, so wird er das eine oder anderemal Prior und lebt während seiner Amtsdauer von Familie und Freunden abgetrennt im Palast der Signoria, ganz interniert, wie ein Gefangener. Jeden Augenblick wird er als Orator auf irgendeine Gesandtschaft ausgeschickt. Oder es wählt ihn eine fremde Stadt zum Podestà: denn das Mißtrauen der kleinen Republiken jener Zeit gibt die Exekutivgewalt nie in die Hand der eigenen Bürger. Dann verläßt der Mann Frau und Kind für ein ganzes Jahr. Oft gibt es Krieg und Kriegspflicht, wenn auch nur als Kommissar. Wer das Waffenhandwerk aber als solches treibt, geht in fremden Sold. Auch Fürsten tun es, um ihre Einkünfte zu vermehren, kleinere Herren, um einen Staat zu gewinnen, um Beute zu machen, um Abenteuer zu erleben, um Ruhm zu gewinnen. Und gut, wenn es nicht die landesüblichen Verbannungen sind, die den Mann, unbestimmt, für wie lange, aus der Heimat treiben, — oft für immer, wenn nicht *seine* Partei wieder an das Ruder gelangt. Aus den nichtigsten Gründen wird er verwiesen: er muß seine Geschäfte im Stiche lassen; von einem Orte schicken seine Feinde ihn nach dem anderen; durch Steuern wird er ganz legal zugrunde gerichtet und muß noch froh sein, wenn man all sein Hab und Gut nicht konfisziert und ihn nicht für einen Rebellen erklärt, dem der erste beste Schurke straflos den Hals abschneiden darf . . .

Die Frau bleibt zu Hause, wenn die Parteiwut nicht die ganze Familie traf. Sie bleibt zu Hause, um nach dem Rechten zu sehen, die Interessen des Gatten und des Hauses zu wahren, Nachlaß der Abgaben zu erwirken, ihre Beredsamkeit, ihre Schönheit, ihre Trauer aufzubieten, den Einfluß ihrer Freunde, ihrer Angehörigen in die Wagschale zu werfen, damit ihr Gatte zurückkehren dürfe. Sie führt dem Abwesenden das Haus, soweit sie kann, auch die Geschäfte. Sie verwaltet sein Landgut. Sie verteidigt seine Burg. Sie regiert seinen Staat, sie steigt selbst zu Pferde, führt Krieg, schließt Frieden, als wäre es die einfachste, selbstverständlichste Sache. So verteidigt Cià Ordelaffi die Stadt Cesena auf Befehl ihres Mannes gegen den Kardinal Albornoz „nicht wie ein Weib, sondern wie ein tapferer Ritter“: auch auf die Mahnung ihres Vaters übergibt sie die von den Steinkugeln übel zugerichtete Festung nicht; als sie heiratete, sagt sie, habe der Vater ihr befohlen, ihrem Gatten in allem zu gehorchen; dieser habe ihr Cesena anvertraut, sie werde die Stadt bis zu ihrem Tode halten. Für den abwesenden Francesco Sforza rettet seine Gemahlin Bioma Maria Visconti „mit männlichem Geiste“ das bedrohte Cremona.

Für ihren Gatten wirft sich beim Tode Papst Sixtus IV. Caterina Sforza Riario mit einer Handvoll von Leuten in die Engelsburg, die Rom beherrscht, um das Konklave zu zwingen, eine den Riarii günstige Wahl zu treffen; für ihre unmündigen Söhne organisiert sie ein Jahrzehnt später das Kriegswesen ihrer Staaten und verteidigt Forli einen Monat lang gegen den entsetzlichen Cesare Borgia. Ebenso führt Isabella d'Este Gonzaga — ich nenne nur ein paar Beispiele unter zahllosen — oft und oft die Geschäfte von Mantua, wenn der Markgraf Francesco durch Krieg in Diensten von Venedig, Florenz, Rom oder Frankreich, durch Gefangenschaft oder Reisen ferngehalten war. Das alles tut die Frau der „guten alten Zeit", ohne weiter stolz darauf zu sein. Sie verwaltet, regiert, kämpft nicht als Person; sie ist Gutsherr, Regent, Soldat und Held in Stellvertretung. Sie ist nicht sie, sondern der abwesende Gatte, der unmündige Sohn, die Familie, das Haus: dies gibt der Sache die besondere Note. Die Leistung ist männlich, knapp und sachlich, die Form der Leistung voll weiblicher Anmut ... Das viele Reisen, das Leben in der Fremde, die größere innere Bewegtheit, die wachsende Bildung lösen den Mann des Quattrocento aus den gewohnten Verbänden. Sie lockern sein Verhältnis zum Staat, zur Partei, zur Familie, isolieren ihn, machen ihn zu etwas für sich. Was er von nun an leistet, ist immer mehr eine Leistung für sich selbst, — für *seinen* Staat, *seine* Stadt, sein Geschlecht, *seine* Kinder. Die Macht der Heimat hebt die eigene Macht; der Einfluß seines Hauses dient dem eigenen Einfluß. Er sucht von nun an *sich*, seine Seele, *seinen* Ruhm. Je reifer die Zeiten werden, desto mehr wird der einzelne zu einer *Person*, mit Sonderwünschen, Sonderehrgeiz, Sonderkönnen; desto mehr weicht er von seinesgleichen ab; desto mehr Distanz strebt er zwischen sich und die anderen zu legen. Das geht bis ins Detail hinab, und der schnelle Wechsel der Moden einerseits, die Monopolisierung gewisser Trachten andererseits zeugen für die wachsende Abneigung auszusehen, wie jedermann, zu tragen, was der Nachbar trug. Der Wunsch, anders zu sein, zu differieren, aufzufallen wächst ins Bizarre, ja ins Ruchlose an und die Nachsicht, das Interesse, das die Leute von damals für die großen Verbrecher hegen, für die Visconti in Mailand, für die Malatesta in Rimini, für die Aragonesen in Mailand, für die Borgia in Rom kommt sicher von der Freude am Ungewöhnlichen, am Überraschenden, Vollendeten ...

Die Eigentümlichkeit der Frau entwickelt sich nicht so rasch. Bei ihr ist die Zugehörigkeit zum Haus, zur Familie das Naturgegebene, eine Naturnotwendigkeit. Sie ist abhängig, als Tochter, als Frau, als Mutter abhängig. Erst verfügt der Vater über sie, dann der Gatte. Sie bleibt eine Sache, aber in dieser Sache beginnt eine Seele sich zu regen. Es gibt da eine rührende und bezeichnende Geschichte; sie stammt zwar aus dem dreizehnten Jahrhundert, aber sie konnte sich auch noch später zutragen. Nach der Schlacht von Montaperti (1261)

versöhnen sich die florentinischen Guelfen und Ghibellinen wieder einmal, und zur Bekräftigung des Friedens verlobt der große Farinata degli Uberti, einer unserer Bekannten aus Dantes Hölle, seine fünfjährige Tochter mit dem kleinen Guido Cavalcanti, dem späteren berühmten Dichter, und Farinatas Bruder Neri degli Uberti heiratet ein schönes Mädchen aus dem guelfischen Hause der Buondelmonti. Nach ein paar Jahren beginnt der alte Hader; die Buondelmonti legen einen Hinterhalt und erschlagen mehrere Uberti. Ganz Florenz gerät in Aufruhr und widerhallt von Waffenlärm. Messer Neri degli Uberti jedoch schickt seine Gattin dem Vater zurück. „Ich will keine Kinder zeugen mit einer Frau, die aus dieser Verräterbrut stammt." Die Heirat wird für ungültig erklärt, und als ein paar Jahre später ein Graf aus der sienesischen Maremma irgendeine Tochter des Buondelmonti zur Ehe begehrt, so gibt ihm der Vater die vom Mann verstoßene, ohne ihre Geschichte zu erzählen. Die Trauung geht vor sich, das arme Opfer wird dem neuen Herrn ins Haus gebracht. Im Augenblick, da sie zum erstenmal mit dem Grafen allein ist, sagt sie, nach der Chronik: „Gentile uomo, edler Herr, ich bitte dich um deiner höfischen Weise willen, daß du mich nicht bedrängest, noch mir Schmach zufügest, wenn du hörst, daß du betrogen bist; daß ich deine Frau nicht bin noch werden kann, sondern daß ich die Frau des besten und klügsten Ritters der ganzen Provinz von Italien bin, nämlich des Messer Neri degli Uberti in Florenz." Der Graf, gerührt, entläßt sie in Ehren, und sie begräbt ihre Liebe und ihr zerstörtes Leben im Dunkel eines Klosters. Auch später konnten solche Dinge passieren. Wir haben die Verse einer Dichterin aus dem vierzehnten Jahrhundert, — man kennt sie nur unter dem Namen „La compiuta donzella di Firenze" — „Das vollendete florentinische Fräulein", — die in ergreifenden Worten klagt, ihr Vater wolle sie in schweren Irrtum bringen und sie mit Gewalt verheiraten, — sie weiß nicht, mit wem. Im fünfzehnten Jahrhundert hören wir von einem Francesco Gonzaga, Markgrafen von Mantua, der seine Tochter Cecilia mittels Hunger, Kerker, Schlägen zur Ehe zwingen will; die gleichen Mittel, und ebenso vergebens, wendet um die Wende des Cinquecento Giulio Cesare Varano, Herr von Camerino, an. Beide Väter weichen zurück, nicht vor dem Wunsch ihrer Töchter, sondern vor der Kirche, der diese Töchter ihr Leben weihen wollen. — Noch größer, weil von längerer Dauer, ist die Autorität des Gatten in der Renaissance. Er ist der unbedingte Herr im Hause. Manche Moralisten wollen, daß die Kinder nur kniend zu ihm sprechen. Auch die Formen, mit denen die Frau ihm begegnet, kennzeichnen ihr Verhältnis zu ihm als ein Verhältnis der Unterwürfigkeit, — wenigstens in den höheren Ständen, in denen es Formen gibt, und das akzentuiert sich seltsamerweise mehr im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert, als vorher. Die Frau schreibt ihrem Mann mit Ehrerbietung, — selbst wenn sie scherzt, scherzt sie mit Vor-

sicht, wie ein verwöhntes Kind mit einem strengen Vater. Wie den Vater, so redet sie ihn mit „voi", „Ihr" an; er duzt sie; zum Schluß der Epistel gebraucht sie die Formel „ich küsse Euch vielmals die Hand", er küßt die Hand nicht wieder.

Das sind beredte Kleinigkeiten, die um so seltsamer berühren, da wir sie in einer Zeit finden, in der die Frau an Ausbildung des Geistes und Charakters dem Mann fast gleich zur Seite steht. Alles hatte ja beigetragen, der Frau weite Horizonte des Wissens und Könnens zu erschließen. Schon bei Boccaccio rühmt ein Kaufmann seiner Frau nach, daß sie die Bücher so gut zu führen verstehe, wie er selbst. Die Statuten der Tuchmacher oder besser: Tuchfabrikanten in Lucca verlangten von den Angehörigen ihrer Zunft sogar, daß Mann und Frau der Buchführung gleich fähig seien. Daß die Frau, die ins Kloster ging, Lateinisch lernte, war ganz natürlich; aber lateinische Phrasen anwenden zu können, gehörte im Quattrocento so sehr zum guten Ton, daß jeder Handwerker, der auf sich hielt, daß Maler, Bildhauer, Zimmerleute, Intarsiatoren, ja Sticker, wenn sie an große Herren schrieben, ihre Briefe damit verzierten; wie hätten elegante Damen es unterlassen dürfen! Das Lateinische sog man ja mit der Luft ein, die man atmete. Die Kirche gebrauchte es. Die offiziellen Aktenstücke, bis herab zu den Sitzungsberichten der Zünfte, sind lateinisch abgefaßt. Die gelehrten Leute — und wer wollte im Quattrocento etwas anderes sein! — sprachen miteinander lateinisch, korrespondierten lateinisch. Ein Teil der Literatur, der Dichtung war lateinisch geschrieben. Wenn ein siebenjähriger Bub von seinem Vater ein lebendiges Pferd geschenkt haben wollte, so setzte er, wie der kleine Piero de'Medici, den Brief lateinisch auf, und hatte er einen Glückwunsch zu sagen, so mußte es ein lateinischer sein. Kurzum, Lateinisch war das Französisch des Quattrocento, Quelle und Zeichen aller Bildung, die zu entbehren sogar der Kriegsmann bitter beklagte. Wie wollte man seinen Gatten vertreten, wenn man nicht, wie er, Lateinisch ein bißchen verstand? So lernte das Mädchen in den kultivierten Kreisen mit den Brüdern Lateinisch, da und dort lernt sie sogar alles mit den Brüdern. Denn die große Sehnsucht der Zeit hatte um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts Form bekommen und ein neues Ideal stand vor den Augen der entzückten Menschen: das Ideal der schönen, der allseitig gebildeten Persönlichkeit. Alles wissen, alles können, — nicht um des Nutzens, sondern um der Schönheit willen, als die höchste Ausübung der inneren Freiheit, als das wunderbarste Spiel des Geistes. Da ging die Frau mit. Erst zögernd, unsicher; denn die Frau ist eine große Realistin und — zum Glück für die Welt! — von Natur aus konversativ. Auch war die Frau des Quattrocento lange schon weise, ehe sie lateinisch gebildet war. Die großen Patrizierinnen von Florenz, wußten sie auch weniger als die Prinzessinnen der Häuser Malatesta, Sforza, Gonzaga, Montefeltre und Este, waren einflußreich wie die vornehmen römischen Matronen. Sie waren die Ratgeberinnen ohnegleichen

geworden, von größtem Scharfsinn, auch in den öffentlichen Dingen. Aus ihrem mütterlichen Instinkt heraus sahen sie die Zukunft. Früher als andere erkannte Alessandra Macinghi negli Strozzi, an welche Partei sich ihre verbannten Söhne zu schließen hätten, um heimzukehren; lange ehe das Glück sich für die Medici entschieden, sagte sie: „Niemals mit den Pitti, immer für die Palle" — nämlich für die Kugeln, das Wappenzeichen der Medici. Und wie imponierend in ihrer liebreichen, einfachen Güte, in ihrer praktischen Klugheit, in der Anspruchslosigkeit ihres dichterischen Talentes ist nicht Lucrezia Tornabuoni nei Medici, von der ihr großer Sohn, der erlauchte Lorenzo — und er war gewiß nicht empfindsam! — sagen durfte, mit ihr sei sein ganzer Trost ins Grab gesunken! Wie rühmen die Rucellai, die Parenti, die Landucci, — alle, die Aufzeichnungen im Quattrocento hinterlassen haben, — ihre Mütter, ihre Frauen! Nach ihnen kommt ein anderes Geschlecht herauf, das wohl nicht edler und stärker, aber in seinen vollendeten Exemplaren anziehender, reifer, freier geworden. Die Macinghi, die Tornabuoni haben zu ihren Männern noch gesagt: „ja, wie Ihr meint! Ihr müßt es besser wissen!" — die Frau der Neueren mag noch ebenso sprechen, aber sie meint es nicht mehr. Sie glaubt nicht mehr an die bedingungslose Überlegenheit des Mannes, und die Ehrerbietung ist dahin. Sie hat einen eigenen Kopf gekriegt, die Frau, und sie macht nun die Dinge auf ihre Art.

Die reichste Entfaltung, die vollste Selbstherrlichkeit der Frau in der Renaissance ist wohl in Isabella d'Este Gonzaga verkörpert. Sie hat eine unbeirrbare Sicherheit im Urteil; sie weiß immer, was sie will, und kennt immer die Mittel, zu erreichen, was sie will. Sie ist sprühend heiter, voller Anmut des Geistes, grundgut und eine wahrhaft große Seele, so überlegen, daß sie sich völlig gehen lassen kann, von so unantastbarer Tugend, daß sie die gewagtesten Dinge sagen, hören, ja verzeihen durfte. Voll leidenschaftlichen Enthusiasmus für Kunst, Musik und Dichtung, temperamentvoll in allem Persönlichen, ist sie in praktischen Dingen die kühlste Rechnerin der Welt und die beste Diplomatin der ganzen Epoche. Ihr Tätigkeitsdrang ist so umfangreich wie der Kreis ihrer Interessen. An allen Höfen hat sie Agenten, die sie über das Neueste in der Politik, in der Kunst, in der Mode unterrichten müssen. Sie ist die bedeutendste Sammlerin, die es jemals gegeben. Ihre künstlerischen Bestellungen sind Muster an Sachkenntnis und Klarheit. Sie kümmert sich um jede Kleinigkeit, auch in ihrem Haushalt. Mit der größten Sorgfalt erzieht sie ihre Söhne; den Geist ihrer Kinder, auch der Mädchen, zu bilden ist ihre höchste Sorge. Sie weiß die besten Lehrer, die beste Lehrmethode zu wählen, auch gegen die Meinung der Welt, gegen den Willen ihres Gemahls. Nach ihrem eigenen Kopf schickt sie ihren Sohn Ercole an die Universität von Bologna, damit er den bedeutendsten Philosophen der Zeit, Pietro Pomponazzi, höre, trotzdem Ercole für die Kirche bestimmt war und Pomponazzi gegen die Unsterblichkeit der Seele geschrieben hatte.

Wollen wir aber ganz ermessen, welchen Weg die Entwicklung der Frau zurückgelegt hat, so müssen wir sehen, wie sehr ihr Empfinden sich geändert. Bis ins Quattrocento hinein hatte die tugendhafte Frau — und tugendhaft war sie in der Tat! — vom Manne alles hingenommen. Was ihm recht war, schien ihr billig. Es war ein alltäglicher Vorgang, daß der Gatte seiner Frau seine Bastardkinder ins Haus und zur Erziehung brachte, daß diese Kinder mit den legitimen erbten, ja, oft ihnen vorgezogen wurden. Nach dem Willen Niccolò III. von Este bestiegen seine unehelichen Söhne Borso und Leonello vor dem rechtmäßigen Ercole den Thron von Ferrara. Dieser Ercole findet es nicht unzart, seiner jungen Braut Eleonora von Aragonien, Tochter des Königs von Neapel, ein Bildnis als Geschenk überreichen zu lassen, auf dem er selbst mit seiner natürlichen Tochter Lucrezia dargestellt ist. Auch wächst Lucrezia am Hofe des Vaters auf, wie die gleichfalls illegitime Caterina Sforza mit aller Sorgfalt am Hof ihres Vaters Galeazzo Maria in Mailand erzogen wird. Ob die Nachsicht der großen Damen sich auch stets auf die Kinder jener Frauen erstreckte, die ihre Gatten sich neben ihnen zu lieben erlaubten, ist freilich nicht ganz sicher. Jedenfalls lebte Margherita, eine natürliche Tochter des Markgrafen Francesco Gonzaga von Mantua, um die der berühmte Mäcen und steinreiche Bankherr Agostino Chigi vergeblich warb, nicht am Hofe Isabellas, sondern bei ihrer Tante, der Herzogin Elisabetta von Urbino. Freilich kommen in Isabella und ihrer Schwester Beatrice d'Este, Herzogin von Mailand, Auffassungen zutage, von denen ihre Mutter Eleonora sich nichts träumen ließ und die ihr noch beschränkter Frauensinn nie zu hegen gewagt hätte. Nicht, als wären diese Schwestern sentimental gewesen! Sie machten sich keinerlei Illusion über die Männer und schlossen über dies und das die Augen. Oder vielmehr: sie schlossen sie nicht; sie sahen ganz deutlich. Aber wenn ihre hohen Gemähler es sich einfallen ließen, unter ihren Augen sich vergnügen zu wollen, da empörte sich — nicht ihre Liebe, sondern, was hier zum erstenmal in Erscheinung tritt, ihr Frauenstolz und eine neue Art von Zartgefühl. Es ist nicht Prüderie — woher hätten sie diese haben wollen! — und es ist nicht gewöhnliche Eifersucht, wie ja auch die ehrliche, starke Liebe dieser Damen zu ihren Männern unvergleichlich nüchterner, handgreiflicher ist, als wir es heute für möglich hielten. Es ist nicht die schüchterne, scherzende Liebeseifersucht, die wir in gewissen reizenden Briefen einer Frau, Dora della Bella, aus dem vierzehnten Jahrhundert finden, und nicht Liebeseifersucht mit Tränen und Vorwürfen und Vergebung, die wir von Bianca Maria Visconti Sforza kennen: sie bereut bei seinem Tode bitter, ihn je gequält zu haben. Hier kommt, sage ich, Frauenstolz und Frauenwürde zum Ausdruck. Die Frau will von nun an respektiert sein. Und die Liebe ist zum erstenmal im Begriff, etwas Ernstes zu werden — mehr als ein Thema zum Lachen und zum Weinen, für Sonette und Novellen. Beatrice d'Este Sforza weigert sich, ein gewisses goldenes

Prachtgewand zu tragen, weil Lodovico Moro, ihr Gemahl, der schönen Lucrezia Crivelli das gleiche geschenkt hat. Isabella d'Este Gonzaga schlägt eines ihrer Hoffräulein und schneidet ihr die Haare ab und fordert sie auf, nun hinzugehen und noch weiter die Nymphe des Markgrafen zu spielen. Es gibt von Maria Salviati nei Medici einen Prachtbrief, den sie an ihren Mann, Giovanni Medici, genannt delle Bande Nere, schreibt, voll Empörung über die unaussprechlich schmutzige männliche und weibliche Gesellschaft, die er ihr vorzieht, — ein Brief voll Größe und wahrer Hoheit, der zeigt, daß eine neue Zeit angebrochen ist. Die Frau beginnt ihre Menschenwürde zu spüren. Wie sie in Kenntnissen, im Charakter zur Ebenbürtigkeit heranwächst, so begehrt sie es auch, in der Stellung gleich zu sein. Sie fängt an, sich eigene Rechte zu nehmen, wo man bisher von ihr nur Pflichten verlangt hatte. Und die Liebe will sich spiritualisieren. Isabella d'Este hegt eine Schwärmerei, ein Gespinnst der Phantasie, zart und duftig und fern von allen Lebenswirklichkeiten wie der Silberschleier der Königin Mab — eine Schwärmerei, wie die des Dante für Beatrice, die des Lorenzo dei Medici für die Seele der verstorbenen schönen Simonetta, die sein Bruder Giulio geliebt — es ist nichts als der Traum eines Traums, ein heimliches Gedicht ohne Worte, von dem sie erst recht weiß, da sein Gegenstand, Lodovico Moro Sforza, Herzog von Mailand, wohlverwahrt im französischen Kerker sitzt, in dem er nach zwölf Jahren sein Leben endet. Man muß nur sehen, wie Isabella dies zarte und doch so starke Ding als ihr gutes Recht wahrt, als etwas verteidigt, das nichts zu schaffen hat mit der Wirklichkeit, mit ihrer ehelichen Treue, als etwas, das ihrem Mann nicht den Schatten eines Gedankens oder Gefühls, das ihm gehörte oder gebührte, weggenommen hätte. Es ist Poesie, romantische Dichterliebe; aber genährt vom warmen Blut, vom Herzen der Frau, wird sie bald mehr. Dergleichen Liebe wird das neue Ideal von Liebe. Die Minnesängerliebe — die platonische Liebe — das sind Erfindungen des Mannes. Frauenliebe hat stärkeren Atem und verweht solche halbe Künstlichkeiten. Isabellas buchgeborene Schwärmerei wird Gefühl im Augenblick, wo das Mitleid hinzutritt. Es äußert sich nicht in schönen Versen und Abhandlungen wie jene, sondern darin, daß Isabella allen beispringt, die Lodovico Moro jemals nahe gestanden — allen — sogar den Frauen, die er geliebt. Und Maria Salviati liebt Giovanni delle Bande Nere, Gaspara Stampa liebt Collaltino dei Collalti schon mit der modernen poetisch schwärmerischen Leidenschaft. Denn Liebe ist von nun an mehr geworden, als sie war; sie hat Phantasie und Herz und Sinne in gleicher Kraft erfaßt und durchdrungen. Und diese Liebe ist aus der Frau geboren; sie ist in der Renaissance entstanden; sie ist die feinste Essenz einer hohen künstlerischen Kultur und das beste Geschenk, das die Frau der Menschheit gegeben hat.

***

Panbuddhismus/ von Albrecht Wirth

Durch Napoleon I. und die Ereignisse von 1848 und 1870 wurde das Papsttum säkularisiert. Wie nun seit einem Jahrhundert die Kultur des Abendlandes auf die des Morgenlandes in der Art wirkt, daß die östliche Entwicklung immer ein Menschenalter später ist als die westliche, so scheint sich jetzt auch die Säkularisation nach dem Orient zu verpflanzen. In Japan war der Mikado, der Urenkel der strahlenden Sonnengöttin, selbst einem Gotte gleich verehrt: er war der geistliche Herrscher, während der Shogun sich mit den Dingen dieser Welt befaßte. Durch die Meji, die Ära der Aufklärung, wurde der Mikado zum weltlichen Herrscher. Ähnlich ist der Himmelssohn, der noch heutzutage eine Religion ganz für sich allein hat, während der letzten Jahrzehnte nach und nach aus dem Dunkel der Palastgemächer herausgetreten; der Nimbus der Heiligkeit fiel allmählich von ihm ab, und das Kind, für den jetzt noch eine Regentschaft die Geschäfte führt, wird wohl ganz wie die Standesgenossen in der Hauptsache einst ein weltlicher Herrscher sein. Nicht minder hat die Säkularisation nach der Türkei hinübergegriffen. Wir haben dort eine Spaltung der Gewalten, einen Kalifen, der nicht nur Kaiser, sondern auch Obherr aller Gläubigen ist, Nachfolger Muhammeds in dessen doppelter Eigenschaft als Kriegführers und Propheten, und auf der anderen Seite den Scheich ül Islam, der sich lediglich auf das geistliche Gebiet beschränkt. Beide Gewalten haben in der jüngsten Zeit stark gelitten. Das Scheich ül Islamat schon allein durch den häufigen Wechsel, denn binnen anderthalb Jahren waren fünf Inhaber im Amt; das Sultanat aber durch eine sehr spürbare Beschränkung seiner Vorrechte, an der die Beschneidung der Zivilliste nur einen geringfügigen Teil ausmacht.

Die Säkularisationsbewegung hat sich nun auch in Mittelasien geltend gemacht. Der Dalai-Lama, der einst für den gewöhnlichen Sterblichen hoch über den Wolken thronte, ist von goldenen Stühlen herabgestürzt. Er ward erbärmlich seiner Würde entkleidet und irrte jahrelang als ein flüchtiger Fremdling auf dem Angesichte der Erde. Auch der Dalai Lama war einst, wie der Kalif, Papst und Kaiser in einer Person: er ist jetzt beides kaum mehr. Die Chinesen sind mit riesigen Haufen in Tibet eingezogen, und haben das heilige Lhassa mit stürmender Hand genommen.

Wie kam das alles? Und was wird weiter werden?

Ja, das ist eine merkwürdige Geschichte, voller Peripetien, und im Hintergrunde weltweite Ausblicke! Sie begann 1904, als Younghusband gen Lhassa vorrückte. Im Grunde aber hat sie schon viel eher angefangen. Schon 1892,

als das Konkordat zwischen dem Obherrn des Lamaismus und dem Himmelssohn zerbrochen wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Die Mandschu kamen als Eroberer. Sie wurden im Volke stets als fremd empfunden, und gelten noch jetzt als Ausländer. Da versuchten sie, sich auf die Kirche zu stützen. Die Kirche aber, im ostasiatischen Falle die lamaistische, war widerspenstig. Der große Kaiser Kang-hi ließ nun seine Soldaten marschieren, und führte sie gegen Tibet. Er hatte einigen Erfolg, hielt es aber doch für besser, sich mit der mächtigen Kirche gütlich auseinander zu setzen. So schloß er im Jahre 1720 ein Konkordat mit dem Dalai Lama. Der innerste Kern des Vertrages war der: der Himmelssohn verbürgte die Unversehrtheit des tibetischen Kirchenstaates und versprach, dessen innere Verwaltung unabgeändert zu belassen; dafür hatte die Lama-Kirche all ihren Einfluß für die Mandschudynastie aufzubieten. Bei diesem Modus vivendi blieb es eine ganze Reihe von Geschlechtern hindurch. Beide Teile befanden sich wohl dabei. Nur einmal wurde das gute Einvernehmen erschüttert. Das war im Jahre 1790.

Fast genau hundert Jahre danach nahte neue Gefahr von außen. Der Großfürst Thronfolger, der jetzige Zar Nicolai, kam 1889 nach Indien. In seinem Gefolge war der Fürst Uchtomsky. Dieser hatte weltumspannende phantastische Pläne. Schon sah er Rußlands Hand über ganz Asien. Er träumte von einer Verschmelzung der Rassen und Religionen. Er hielt es für möglich, daß ein orthodox-mohammedanisch-buddhistisches Weltreich entstehe. Die herrschenden Rassen darin würden Russen, Tataren und Chinesen sein. In den eigenen Adern Uchtomskys fließt Tatarenblut. Von seinem Freunde und Begleiter angeregt, wollte der Thronfolger eine Zusammenkunft mit dem Dalai Lama zu Darjeling ins Werk setzen. In Lhassa war man bereit dazu. Ohnehin genoß dort seit langer Zeit Rußland der größten Achtung. Die Zarin Katharina hatte einst als Verkörperung der lamaistischen Gottheit Tara gegolten. Möglich, daß der Gleichklang dabei nicht ohne Bedeutung war. Genug, die Vorstellung behauptete sich und wurde auch auf die männlichen Nachfolger auf dem Zarenthron übertragen. So verknüpfte also bereits ein Seelenwanderungsband die Dynastien von Lhassa und Petersburg. Jedoch weiter! Die Engländer bekamen Wind von der Sache. Ihnen, die damals in den Russen ihre einzigen Feinde und Nebenbuhler um die Weltherrschaft sahen, war der Plan höchst unangenehm. Mit Ausflüchten, in denen von jeher die Briten so gut Meister gewesen sind wie die Orientalen, verhinderten sie den Ausflug nach Darjeling. Aber schon hatten sich höhere tibetische Beamte in Sikkim eingefunden, um die Reise ihres Kirchenfürsten vorzubereiten. Eine solche Eigenmächtigkeit beschloß man den Tibetern gründlich auszutreiben. Englische Truppen besetzten 1890 das ganze Sikkim-Gebiet. Nun stand der Hof von Lhassa schon seit länger mit dem Hofe von Peking auf schlechtem Fuße. Die Mandschu hatten ja doch die Unverletzbarkeit

tibetischen Gebietes gewährleistet. Nun rührten sie aber keinen Finger, um die Verletzung zu hindern, um die Besetzung von Sikkim rückgängig zu machen. Dieser Anlaß wurde sofort von Lhassa benutzt. Der mittelasiatische Papst hat einen Nuntius in Peking, den Tschangtscha-Chutuktu. Durch ihn ließ er 1891 das Konkordat kündigen und schickte vom nächsten Jahre an nicht mehr, wie üblich, Geschenke an den Bogdo-Khan, wie der Kaiser tatarisch heißt. Inzwischen war der Thronfolger nach Japan weitergegangen, um dann über Sibirien zurückzukehren. Fürst Uchtomsky knüpfte schon damals Verbindungen mit den buddhistischen Burjaten und ihrem Oberpriester an, der am Gänsesee in der Nähe der Millionärsstadt Kiachta residiert. Die Burjaten waren die gegebenen Vermittler weströstlicher Kultur. Sie haben ein Alphabet, das aus dem fernen Syrien stammt, das aber nach chinesischer Art von oben nach unten gestellt ist. Zu einem großen Teil sind sie russische Staatsbürger, während sie in religiöser Hinsicht sich nach Lhassa neigen. Ein Hauptführer der Burjaten war Badmajeff. Von dem Zaren Alexander II. aus der Taufe gehoben, Großgrundbesitzer und Großkaufmann und russischer General, wurde er zugleich ein Reformator seines Volkes. Also so vielseitig wie einst Mohammed oder wie Tsong-Kapa, der Eroberer-Papst von Tibet. Und außerdem noch Schriftsteller. Er gab ein Blatt heraus „Wostoschne Schisa" (Östliches Leben), das halb russisch, halb burjatisch verfaßt war. Mit diesem Kreise nahm Uchtomsky aufs neue Fühlung, als er während der ersten Besetzung der Mandschurei durch die Russen abermals eine Reise nach dem fernen Osten unternahm. Vor vielen Jahren habe ich in dieser Rundschau geschildert, was ich in Urga von seinem dortigen Besuche vernahm. Er kam im Frühling 1897 hin, und gab sich viele Mühe, um bei dem Geghen, dem zweiten an Range der lebenden Buddha, eine Audienz zu erlangen. Er suchte die Hofbeamten des Geghen zu bestechen. Dabei half ihm der ungekrönte König der Mongolei, Herr von Groot, der Held der „Briefe, die ihn nicht erreichten". Aber es war alles umsonst. Der Geghen wollte nicht. Unaufgeklärt, warum. Eines aber erreichte Uchtomsky. Vom Geghen zurückgewiesen, wandte er sich an den lebenden Gott der Burjaten, an den erwähnten Oberpriester, dessen Titel Bandido-Chamba lautet. Diesen vermochte er dazu, einen nachgeordneten Bonzen, namens Dorshieff, nach Lhassa zu schicken. Dorshieff erfreute sich einer ausgezeichneten Aufnahme und wurde sehr bald Berater des Dalai-Lama in auswärtigen Angelegenheiten. Nun müssen wir unsere Augen nach Peking lenken. Durch den Staatsstreich vom 16. Januar 1900 entriß die Kaiserin-Witwe dem Himmelssohne die Zügel der Herrschaft. Ihre Freunde waren der Großkanzler Yunglu, ferner Li-hung-tschang, endlich Prinz Tuan, dessen Sohn zum Thronerben eingesetzt war. Alle diese drei Staatsmänner waren russenfreundlich. Tuan bediente sich der „Männer der harmonischen Faust", um durch die Boxerbewegung die Westmächte zu verjagen und den

Triumphzug Rußlands vorzubereiten. In Petersburg aber verstand man es, mit den Hunden zu jagen und mit den Hasen zu laufen. Man fühlte sich stark genug, um beide Gegner, den Dalai-Lama wie den Bogdo-Khan, vor den Wagen des Zaren spannen zu können. Im Sommer 1900 reiste nun Dorshieff von Lhassa nach der Krim und überreichte feierlich im November dem Zaren zu Livadia Geschenke, die dem „Herrn und Pfleger der Religionsgaben" gebühren. So wurde die Schutzherrschaft über die Lamakirche von China auf Rußland übertragen. Zur selben Zeit erfolgte die Besetzung der Mandschurei durch Rennenkampf und der Mongolei durch burjatische und Irtisch-Kosaken. Die Moskowiter waren also gerade dem Gipfel ihrer Wünsche nahe, als sie jäh davon hinabgestürzt wurden.

Um diese Zeit war noch Einer auf dem Wege nach Lhassa. Das war der Oberlama vom Gänsesee. Er hatte auf einjähriger Reise die frommen Kalmücken von Astrachan besucht, war wohl auch — ich weiß es nicht sicher — in Petersburg oder Livadia gewesen, und hatte sich dann nach Tibet aufgemacht. In Nepal wurde er von den Engländern angehalten und des Landes verwiesen. Er reiste nun zur See nach Tientsin, und von da mit Karawane über Kalgan zurück in seine Heimat. Ich traf ihn auf halbem Wege zwischen Kalgan und Urga. Die Unterhaltung ging ohne Dolmetscher vor sich, einfach auf Russisch. Er schenkte mir dann sein Bild mit eigenhändiger Widmung in burjatischer Schrift. Um dieselbe Zeit begannen die Japaner eine Verbindung mit Lhassa zu erwägen. Japan fühlte sich seit 1895 als Obmacht des Buddhismus. In Korea, wo die Bonzen sich früher in den Städten nicht zeigen durften, konnten sie jetzt wieder frei das Haupt erheben. Auch auf Formosa wirkte die japanische Herrschaft in buddhafreundlichem Sinne. Überhaupt trachtet das Reich der aufgehenden Sonne darnach, in der Welt des Buddhismus die gleiche Stellung einzunehmen, wie Frankreich in der katholischen Mission. Und wie ein französischer Staatsmann, Ferry, oder gar schon Gambetta, äußerte: l'atheisme n'est pas un article d'exportation, hüteten sich genau so die religiös gleichgültigen, vielfach atheistischen Politiker des östlichen Inselreiches, ihren Unglauben nach außen hin zu betonen. Im Gegenteil! Die Berater des Mikado erkannten mit großer Schärfe, wie sie den religiösen Gedanken ihren politischen Zwecken dienstbar machen könnten. Sie erfanden das Allbuddhistentum. Zu dem Ende wurde für 1903 ein Kongreß zu Kioto anberaumt. Viele Jahrhunderte waren vergangen, seit der große Indo-Skythenkönig Kanischka das letzte ökumenische Konzil für die Anhänger Gautamas abgehalten hatte. Das Konzil fand etwa 120 nach Christi statt. Danach trennte sich eine südliche Kirche, die sich einer indischen Sprache, des Pali, bedient, von einer nördlichen Kirche, deren heilige Bücher in gelben Sprachen (um einen Ausdruck Gobineaus zu benutzen) geschrieben sind. Die beiderseitigen Bekenner hatten so gut wie keinen Verkehr mit-

einander, nur daß gelegentlich ein chinesischer oder japanischer Pilger nicht nur die Länder des Tarimbeckens und Indien, sondern auch Ceylon und Java besuchte. Nun sollten endlich alle Jünger des Tathagatha wieder vereinigt werden. In Vorbereitung solcher Entwicklung gingen verschiedene japanische Pilger, von denen Sven Hedin einige traf, nach Lhassa. Man dachte sich im Morgensonnenreiche die Sache so, daß Mikado und Dalai Lama sich in Zukunft verhalten würden wie Kaiser und Papst im deutschen Mittelalter. In Japan liebt man es überhaupt, westliche Parallelen heranzuziehen; so spricht man von Ägyptisierung Koreas, und vergleicht die Annäherung Japans und Chinas nach 1900 mit der deutsch-österreichischen Freundschaft nach 1866. Im übrigen scheint es nicht, daß vorläufig jene Pilgerfahrten nach Lhassa viel Erfolg hatten.

Der Gewinn aus dem Boxerkriege kam, trotzdem Tuan fliehen mußte — er ging nach der Mongolei — hauptsächlich den Russen zugute. Der Geheimvertrag, der das russische Protektorat über Tibet festsetzte, wurde mit Hilfe Yunglus im Juli 1902 von China anerkannt. Allein schon einige Monate vorher, im Februar, war das Bündnis zwischen Japan und England abgeschlossen, und damit das Scheitern der russischen Pläne eingeleitet.

Der erste Streich der neuen Verbündeten richtete sich gegen Tibet. Im Dezember 1903 sammelte Younghusband ansehnliche Streitkräfte bei Sikkim. Im Laufe des nächsten Jahres eroberte das englische Heer den Südostsaum von Tibet, und erschien im Juli vor Lhassa. Einige Tage, bevor die feindlichen Truppen in den Palast von Potala einrückten, entfloh der Dalai Lama. Nun begann für ihn ein unruhiges, mühseliges Leben. Wir sind nicht darüber unterrichtet, weshalb der Kirchenfürst sich zunächst nach den Tanguten wandte. Wahrscheinlich wüßte er selbst keine Gründe dafür anzuführen. Jedenfalls war er dort jeder Einflußnahme von seiten irgend einer Macht am weitesten entrückt. In den Einöden südlich von Kokonoor hat ihn denn auch niemand belästigt. Doch erreichten ihn Abgesandte von Urga, der Hauptstadt der Ostmongolei, der Residenz seines Kollegen, des Geghen. Der vertriebene Wanderer, der übrigens bei den Tanguten glänzend Hof hielt, begab sich nach Urga. Wir wissen absolut nicht, mit was für Absichten. Zu vermuten ist, daß er sich unter den Schutz der Russen stellen wollte. Jedenfalls weiß ich das eine, daß Dorshieff wiederum in Aktion trat, und mit einem russischen Orientalisten, der von Petersburg kam, eifrig verhandelte. Es bleibt viel Geheimnisvolles zurück. Noch unerklärlicher aber ist, daß nach fast einem Jahre der Dalai Lama zu seinen Tanguten wieder zurückkehrte. Er hatte dort keine dauernde Residenz, sondern wechselte nach Laune seinen Aufenthalt. Der Major d'Ollone hat ihn zu Wo-Tai-Tschan besucht. Auch hat der Württemberger Tafel mit ihm gesprochen, und es stünde nur zu wünschen, daß Tafel Genaueres über seine Eindrücke und Erfahrungen verlautbarte. Der tibetische Papst war damals 35 Jahre alt, und sein Gesicht bekam

durch den starken Schnurrbart einen gewissen kriegerischen Ausdruck, während seine Züge im übrigen nur von tiefer Ermüdung und Abgespanntheit sprachen. Ihrem Schnitte nach weichen sie von dem eines Europäers nicht viel ab, aber sehr merkwürdig ist die Gesichtsfarbe: sie ist nämlich geradezu orange. Dazu stelle man sich nun vor, daß der Dalai Lama einen langen orangefarbenen Mantel, gelbe Hosen und hohe gelbe Stiefel trug!

Nach so manchen Seltsamkeiten geschah jetzt aber das Allerseltsamste. Plötzlich reiste der Dalai Lama nach Peking. Dort wurde er völlig an die Wand gedrückt. Die Kaiserin Tsu-hsi zwang ihn zu einem neuen Konkordat, das ihn aller Rechte beraubte. Drei Tage nachdem die Kaiserin unterzeichnet, starb sie. Auch dieser Vorgang ist noch nicht aufgeklärt. Der bedrängte Kirchenfürst blieb noch einige Monate in Peking und reiste erst im Dezember ab, das Gesicht seiner Burg Potala zu. Der launische Mann vertrödelte jedoch abermals ein ganzes Jahr mit der Reise. Erst im Dezember 1909 ist er, nach einer Abwesenheit von 5½ Jahren, in seine Residenz zurückgekehrt. Stehenden Fußes fing er hier neue Zettelungen mit Rußland an. Er entsandte den oft erwähnten Dorshieff nach Petersburg. Die Chinesen bekamen sofort Wind davon und schickten Truppen gegen Potala. Der Dalai Lama entfloh zum zweiten Male. Das war im Februar 1910. Der Mann, um den sich vier Weltmächte streiten, entrann mit knapper Not den nachsetzenden Reitern des Ambans (Statthalters). Erst in Sikkim, auf britischem Boden, war er sicher. In Darjeling, wo er vor 21 Jahren mit Zar Nikolaus hätte zusammentreffen sollen, wurde er von Vertretern der indischen Buddhisten — es sind acht Millionen an Zahl — und auch von der britischen Regierung glänzend empfangen. Im April ist er dann nach Kalkutta weitergereist. Nun kommt wieder eine unerwartete Nachricht: Nyavang wird mit Einwilligung der chinesischen Regierung nach Tibet zurückkehren. Er hat sich aber verpflichten müssen, sich jeder politischen Einmischung zu enthalten. Soll das das klanglose Ende sein?

Robert Schumann/ von Oskar Bie

In diesen Tagen werden Schumann-Gedächtnisfeiern abgehalten. Er lebt hundert Jahre, trotz den Deutschen, denen er gegeben wurde, damit sie an ihm nörgeln. Es geht durch gewisse Kreise eine Stimmung, daß er seinen Ruf nicht verdiene, — der sich in so kleinen Formen bewegt habe, so kleine Gefühle darzustellen hatte, so leicht an der Grenze des Trivialen und Gewöhnlichen stand: man nennt es das Sächsische. Ich fürchte, die Gedächtnisfeste haben diese Stimmung nicht beseitigt, sondern verstärkt. Denn Schumann ist nicht festlich; dies ist sein Wert. Wer ihn auf den Schild heben will, ver-

steht ihn nicht. Frauen verstehen ihn, denen er vielleicht als Einziger in der Musik etwas Besonderes gab, etwas von verschlossener Seligkeit und schamhafter Liebe, die weder Beethoven noch Wagner noch Strauß kennen oder kennen dürfen. Klotilde Kleeberg spielte den weiblichen, intimen Schumann. Lula Gmeiner singt ihn, in der Pracht süßen Glanzes. Therese Behr singt ihn, im Atem hauchenden Ausdrucks. Die Frauen besitzen ihn und geben ihn nicht her, nachdem er durch unzertrennliche Bande an ihre Seele geknüpft ist, ein Nachschimmer von Romantik, den sie nicht lassen dürfen, um leben zu können. Ohne Geistreichtum, ohne Großstadtesprit, ein einfaches Gefühl für eine Ritterlichkeit, die Ehrlichkeit ist und Wärme und Schamhaftigkeit, nicht ohne den künstlerischen Sinn einer Intimitätskultur, der doch vor jeder Künstlichkeit scheuen muß. Eine liebe Einrichtung der Seele, ohne Parvenütum, ohne Essaischreiberei, ohne bezahlte Gebärde. Ein Antlitz, in dem der Humor lachen kann und die Augen leuchten und die Lippen zucken, ohne zu sprechen. Die Freunde sitzen zusammen und trinken Burgunder. Niemand sagt ein Wort. Man fühlt das beredte Schweigen und die Zusammengehörigkeit, die sich nicht zu legitimieren oder zu festigen braucht. Und nach Stunden solchen Seelenkontaktes ohne Worte steht Schumann auf und sagt: „So jetzt haben wir uns wieder einmal ausgesprochen".

Und doch sprach er. Er hat redigiert und geschrieben. Er hat an Schubert gesogen, Chopin verteidigt und Brahms eingeführt. Er hat den Fortschritt gewollt. Nein, er sprach nicht, er schrieb, Worte und Noten und Briefe. Sie sind sich ähnlich in der Scheu, letzte Dinge mit polemischer Roheit zu sagen. Die Kritiken sind verschleierte Kunstwerke, die Noten verschleierte Kritiken, die Briefe verschleierte Noten. Er kämpft mit einem Kontrapunkt gegen die Philister und gründet in seiner Phantasie Davidsbünde. Die Polemik, ein Erbteil deutscher Musiker, war bei den Pamphletisten des achtzehnten Jahrhunderts barocker Klatsch, bei Wagner pathetischer Idealismus, bei ihm ist sie eine lyrische Werbung, nicht anders als ein Brief an Clara. Selten wird er ausfällig, nur Meyerbeer brachte das bei ihm fertig, der — ganz nach außen gewendet — sein, nicht Wagners wahrer Antipode war. Er war eben nichts als deutsch: gewiß, Chopin war mehr. Aber, wenn wir drei Dinge an den Deutschen lieben, so ist es neben der Sittlichkeit und der Naturverehrung die Schumannsche Musik.

Sie ist in der Geschichte ein Zurückziehen des deutschen musikalischen Geistes in sich selbst. Zwischen Mozarts verfeinertem Italienertum und Beethovens weltengroßer Leidenschaft, zwischen Wagners symphonischem Theater und Strauß' europäischer Intellektualität steht Schumann wie ein Selbstbesinnen jener mimosenhaften, feinen, kleinen Lyrik, die die oft mißdeutete und oft gemißhandelte Seele der deutschen Musik war. Frauen verstehen das. Eine romantische Reaktion, die in dem Getriebe dieser Zeit so gefährlich war, daß Schumann selbst daran erkrankte. Er beginnt mit dem Klavier, es folgen Lieder, es folgen

Kammermusiken, Symphonien, Oratorien, Melodramen, ja eine Oper, aber je weiter er den Zirkel hält, desto schwächer werden seine Kräfte. Er beneidet Akademiker, wie Mendelssohn, um ihre plastische Klarheit. Er verliert sich an Formen, die er nicht beherrscht, bis er sich selbst verliert. Das ist seine wundervolle Tragödie: eine Gartenblume stirbt aus Neid vor einer Gemäldesammlung von Stilleben. Als das Leiden über Schumann kam, war er mit einer Anthologie von Lyrik beschäftigt. Frauen, die Blumen lieben, weinen darüber. Deutsche Männer, die ihre Art nicht kennen, höhnen über angeborene Gebrechen.

Schumanns Garten sind die kleinen lebenden Motive zu allen Zeiten gewesen. Eine Melodie, einige Akkorde, einige Ideen — zusammengebunden in einen Kranz. Nicht wie bei Liszt in Wiederholung einer geistreichen Konzentration, sondern in einer, von Schubert zuerst gewagten, ehrlichen Aufeinanderbeziehung ausdrucksvoller musikalischer Formen, die man so im Kopfe herumträgt, in den Fingern auslöst, bis man sich an ihnen gesättigt hat. Noch in den Symphonien das Finalemotiv der B-Dur, die improvisatorischen Motive der D-Moll, sind uns lieb als solche Details, die er stets besser auf dem Klaviere spielte, als auf dem spröden Orchester, das schon zu öffentlich operiert. Darum liegt ihm die große Form nicht, darum zerfällt alles in Liedchen, Variationen, Tänze und Impromptus. Rührend ist immer die Verlegenheit der Übergänge. Schumanns Übergänge sind verschämt wie kleine Verrätereien an der eigenen Natur. Sie täuschen sich selbst etwas vor, oder sie machen sich barock, um eine psychologische Wahrscheinlichkeit der Lösung herzustellen, oder sie verzichten einfach postludierend und präludierend auf eine innere Logik oder sie machen nette Schleifchen, um die unberechtigte Reihenfolge der Kranzblumen durch Verzierungen des Fadens zu decken. Man denke in der wundervoll reichen C-Dur-Phantasie an den jedesmaligen abrupten oder verlegenen Wiedereintritt des ersten Themas. Ein Sonatensatz ist ihm unangenehm. Die Kreisleriana, die symphonischen Etüden, der Karneval sind seine Form; impressionistische Lyrik ohne jeden epischen oder dramatischen Anspruch. Zwischen Schubert und Bruckner. Kultivierter als jener, aber natürlicher als dieser. Voll der zartesten und wärmsten musikalischen Phantasie, heut wie damals.

Die Manfredouvertüre ist sein Stück mit breitestem Horizont; nie sonst ist ihm eine so umfangreiche Komposition mit flüssigem, schmiegsamem Inhalt gelungen. Aber sie reicht nicht, seine ganze Manfredmusik zu erwecken. Die Genoveva ist tot. Die Symphonien sind selten. „Paradies und Peri" verlischt. Bis zum Klavierkonzert und der Kammermusik blieb er lebendig. Interessant war der Versuch des russischen Balletts, seinen Karneval bühnenfähig zu machen. Zwischen den temperamentvollsten Bacchanales nach Glazounows Musik und den Polowetzer Tänzen von Borodin, die mit einer wilden Leidenschaft, schwer von Sinnlichkeit, ein heißes Orchester von Bewegungen, getanzt wurden, um

den grausam leichten Nijinski und die rassig lastende Fedorowa, tauchte plötzlich Schumanns Karneval auf, ein entzückender Anachronismus von getanzter Biedermeierei, ein kleines Drama der quecksilbernen Lopuchowa als Kolombine mit dem springenden Harlekin und dem traurigen Pierrot und dem nachdenklichen Eusebius, dem stürmischen Florestan — Schumannsche Davidsbündler, die den Kampf gegen die Philister vergessen hatten, um nach seiner Musik ein unbeschreiblich anmutiges Tanzpantomimchen zu machen, ein archaisches, ein großväterliches, in schwebenden Gazeröckchen, unter denen dünne Beinchen wippten und trillerten, mit lächelnden Mündchen, die sich auf Liebesaffären spitzten — vielleicht aus der böhmischen Stadt Asch, wo Schumanns Jugendliebe verdorrte — und welche Verwirrung kam da in unsere Sinne, wir sahen „Chopin" in Gestalt dreier Balletteusen, „Paganini" mit der Soloviolinе versteckte sich, die Klaviersaiten verwandelten sich in Instrumente, wie er sie nie gekannt, seine inneren Figuren in ein Drama, wie er es nie geschrieben, wir vergaßen ihn und Clara und die Neue Zeitschrift vor diesen Puppen zum Küssen, mit einem Wort, wir waren Karneval. Jetzt spiele ich ihn wieder ruhig auf dem Klavier. Dieser letzte Versuch, ihn der Öffentlichkeit zuzuwerfen, war die reizendste Sünde an ihm. Ich spiele ihn wieder auf dem Klavier, allein, für mich, mit meinen Tempi, mit meinen Illusionen. Für mich? Eine Frau hört mir zu, die nicht mehr spielen und tanzen kann.

Denn ich lese wieder und wieder die Jugendbriefe Schumanns an Clara, die seinen Frühling schildern. „Adieu nun, mein Mädchen, das Tönen und Musizieren macht mich beinahe tot jetzt; ich könnte darin untergehen. Ach Clara, was das für eine Seligkeit ist, für Gesang zu schreiben; die hatte ich lange entbehrt —" Er schreibt Lied für Lied, seit er die Pianistin Clara liebt. Er schreibt 27 Seiten Musik an einem Tage nieder, die „Myrthen". In dieser Zeit ist das Frauliche uneingeschränkt in seiner Komposition. Niemals ist etwas Deutscheres entstanden. Die neuen, reichen Formen, die er dem Liede gibt, sind Offenbarungen eines Geistes, der diese Intimität braucht, um eng und stark zu schaffen. Er denkt vorübergehend an eine Oper nach Hoffmanns „Doge und Dogaressa". „Es fehlt mir, wenn ich das sagen soll, ein deutsches, tiefes Element darin . . . manchmal fange ich an zu verzweifeln. —" Sein Leben selbst wurde eine Kette von Melodien, Motiven — ins Uferlose — mit schwierigen Übergängen. In dieser Zeit band er „Frauen-Liebe und -Leben" zusammen, indem er das erste hoffnungsvolle Lied nach dem letzten schmerzlichen in einem jener schönen Klaviernachspiele wiederholte, die sein sinnigster Gedanke waren. Der Liederkreis der Frau — das war seine Oper.

Wittes Schicksal/ von Paul Barchan

Er sitzt auf seinem Schloß auf dem Kamenoostrowski Prospekt, grollend und abwartend: halb Wallenstein, halb John Gabriel Borkman.

Wird es jemals an seine Türe pochen, er solle kommen, sein Vaterland zu retten?

Er hat mit diesem Vaterland nie Fühlung gehabt. Er war der beste Kopf, der gewandte Geist in jenem kritischen Augenblick, ja vielleicht der einzige, der kaltes Blut bewahrt hat, und das Schicksal der Nation ruhte eine Weile in seiner Hand. In jedem andern Lande hätte er es auch entschieden und wäre Herr der Situation geblieben. Er aber überschätzte die Kulturreife und also die Kultur-Kühle seines Landes und unterschätzte den elementaren Geist, also den animalisch-extremen Geist dieser Nation.

Ob ehrlich oder unehrlich? Er war ein Diplomat, und man wollte einen Volkstribunen. Das war alles. Aus der französischen Schule, nach französischem Muster, zu gebildet, zu fein, zu kühl. Weder liebte er sein Volk, noch haßte er es, weder schätzte er es, noch verachtete er es. Und dies alles zusammen fordert Rußland von seinen Führern! Er empfand die diplomatische Aufgabe, die diplomatische Mission; die diplomatische Karriere, hätte ich beinahe gesagt. Er sollte moskowitsch vorgehen und blieb doch nur Petersburger; und in jener Epoche war das verflucht wenig.

So kam es, daß er eigentlich nie eine Partei besaß.

Zwei Grundzüge sind es, sie beherrschen das russische Wesen und paralysieren es. Wer beide besitzt, kann genial sein, aber einer dieser Züge ist die Voraussetzung für das Talent, in Rußland zur Macht zu gelangen (ich spreche nicht von der Stolypinschen Macht, denn sie ist Gewalt), um in Rußland Ergebenheit hervorzulocken, und die sind: Zynismus und Liebe. Keine dieser zwei Seelen wohnte in Wittes Brust.

Er besaß nicht den dämonischen Zynismus eines Pobedonoszew, der sich hinter die Bigotterie verschanzte, dieses verdammt klugen Großinquisitors, der Rußland vielleicht einseitig und doch tief kannte, um es noch tiefer zu verachten, der sich sagte, daß der Tag Rußlands noch lange nicht angebrochen ist, daß er vielleicht nie anbrechen wird, daß das Volk eine Herde von Leibeignen ist, und daß man es so lange wie möglich im Dunkeln behalten muß.

Er hatte aber auch nicht den ehrlichen Zynismus seines Feindes Plehwe, der ein verzweifelt kurzsichtiger Stratege war, aber ein ziemlich entschlossener Taktiker, der aber nur eine grobe Polizeiseele besaß, der das Volk nach sich selbst beurteilte und es demnach behandelte.

Auch hatte er nicht den après-nous-le-deluge-Zynismus jenes kleinen Häufleins Auserwählter, das Rußland regiert, das ohne Umschweife sagt: „Wir

taugen nichts, aber auch das Volk taugt nichts: also wollen wir regieren; jeder Tag, den wir gewinnen, auf welche Weise, um welchen Preis es auch sei, ist unser."

Und er besaß auch nicht jenen dreifach gefährlichen Zynismus, der auf dem Grund der Seele so manches großzügigen Rebellen lagert, so manches ehrgeizigen, entschlossenen, politischen Kopfes, der sich da sagte: „Wir wissen recht wohl, daß Rußland noch nicht zur befreienden Tat herangereift ist; aber wir müssen uns betätigen, wir müssen zur Macht gelangen; dort, wo diese jetzt ruht, vermögen wir nichts, also machen wir Revolution. Wer weiß, vielleicht folgt uns die Herde bis zuletzt, dann haben wir das Spiel gewonnen." Ob sie nun als ehrliche Rebellen bis zu Ende gegangen sind, um mit ihrem Namen die revisionsbedürftige Geschichte der russischen Revolutionen zu schmücken, oder ob sie, die Konsequenzen ihres Zynismus ziehend, ein Doppelspiel zu spielen begannen, um sich alle Möglichkeiten zu sichern, und die verworfensten Verräter geworden sind — der Zynismus spielt eine große Rolle dabei.

Er hatte aber auch nicht die Liebe, jene dreifach heiligende, glaubensstarke Liebe, die aus dem innersten religiösen Bedürfnis und dem blinden Expansionsdrang der brandungsreichen russischen Natur heraus so viele aus der Blüte der Jugend zu Handlangern dieser Ehrgeizigen gemacht, sie in den süßen und ehrenvollen Tod für das Vaterland getrieben; die so manchem Akt der Revolution den Stempel der Religiosität aufgedrückt, die so manchem Vertreter vornehmlich früherer Umsturzaktionen die Märtyrerkrone aufgedrückt und ihn auf ein Piedestal gestellt hat.

In einer Zeit, da der Kampf tobte, die Leidenschaften krächzten und die Erbitterung auf beiden Seiten ins Unermeßliche sich gesteigert hatte, in einer Zeit, da man jedem das Messer an den Hals setzte, er möge Farbe bekennen, und das hieß, er solle Partei ergreifen, da Partei der einzige ethische Berechtigungsnachweis war — gerade damals wollte Witte der ehrliche Makler sein, wollte Brücken schlagen, wollte vermitteln; wollte Kompromisse schaffen und mußte daher balancieren, jonglieren. Wo ihm alle mit Blindheit geschlagen erschienen, wollte er als der einzig Sehende dastehen. Man wollte ein kräftig russisches Wort hören, einen Faustschlag verspüren, und er wartete mit einer glatten französischen Passage auf, mit einer einlenkenden, überlegenen Geste. Er wollte unparteiisch sein und blieb daher ohne Partei.

Rußland ist ein Land, wo man konservativ bleiben darf oder Anarchist werden muß. Und wer klug sein will, ist beides zugleich. Witte aber wollte liberal sein; liberal vielleicht im wesentlichen Sinne des Wortes', aber doch immer nur so, wie man es in Europa sein darf. Und dies kostete ihm den Kopf.

Während er glaubte, die alleinseligmachende Mitte zu vertreten, sich den einzigen dünkte, der den wahren Weg gefunden, die Mittel, daß die Wölfe satt

würden und die Schafe unversehrt blieben, und diesen Weg diplomatisierend ebnete, wurde er von den Streitenden verschrieen, verworfen, an den Pranger gestellt. Sinnlose Worte fielen, und jetzt, da man den Kampf und die Parolen längst vergessen, hallen diese Worte nach: Revolutionär, Verräter, Spitzel, agent provocateur: die ganze elende Konstitution, die er ausgeheckt, sei nichts weiter gewesen als ein Akt der Provokation. Es sieht so aus, als müsse er mit diesem Stempel in der Geschichte weiterleben.

Man kann daher begreifen, daß er sich tragisch nehmen darf; man soll es aber auch niemandem verargen, der ihn nicht ernst nehmen wollte.

Genau so, wie mancher zum Esel wird, sobald er sich zwischen zwei Bündel Heu gestellt sieht; genau so, wie mancher zum Fuchs werden muß, wenn er eine Gans zu bewachen hat, — genau so wurde Witte zum Chamäleon, da er von jedem wahrgenommen, eines jeden Farbe anlegen wollte.

Er verfuhr nicht russisch, das war sein Unglück. Er war ein Diplomat, nehmt alles nur in allem.

Flauberts Briefe/ von Hans Kyser

Flaubert, dieser Pontifex maximus der sakrosankten Literatur, dieser großartigste Desillusionist, der alle brutalen Nervenbegeisterungen seines fünf Fuß und acht Zoll hohen Körpers einzig an der einen Illusion: Kunst verbrauchte, dieser erhabene Individualist mit dem Haß gegen die Demokratie, die Verleumderin aller starken Individualitäten, dieser Verächter der Phantasie, der achtundzwanzig Bände liest, um zehn Seiten der schärfsten visionären Phantasie seit Dante zu schreiben, dieser Beinahe-Deutsche, durch Montaigne und sein Gewissen zum Stil gesäubert von allen nordischen Nebeln, dieser größte Prosaist, als den ihn vielleicht spätere Jahrhunderte einschätzen werden, — er hat uns Briefe hinterlassen, Breviarien für Künstler, Zuchtruten für alle Halben, Unechten, Fälschenden, Schatzkammern für Liebhaber von allerlei psychologischen Maskierungen und Nacktheiten bis ins Herz.

In fünf-, in zehn-, in zwanzigjähriger Arbeit gleich einem Stück Natur entstanden, sind Flauberts Werke Weltwunder an Architektur und Willen zum Stil. Sie hatten kaum Vorgänger, sie gaben uns keine Möglichkeit, von ihnen aus Entwicklungen in dem Menschlichen ihres Schöpfers zu erkennen, man konnte sie kaum historisch nehmen. Ihre Unbarmherzigkeit schien eine Unbarmherzigkeit des Lebens; ihre Ausnahmslosigkeit Genie; ihre ungeheure Farbenfülle kaleidoskopische Spiegelungen der Welt und Weltgeschichte; ihre Synthesen die ewige, große Synthese der Natur. Das oberste Gesetz der Flaubertschen Kunsttechnik: Der Künstler muß in seinem Werke sein wie Gott in der Schöpfung,

unsichtbar und allmächtig, — seine Werke schienen es erfüllt zu haben und losgelöst von allem Intim-Persönlichen die Notwendigkeiten und Gesetze ihres eigenen Seins nur in sich zu tragen.

Nun eröffnet uns dieser Briefnachlaß einen Blick bis hinter alle Vorhänge dieses großen Bekenners der göttlichen Unpersönlichkeit in der Kunst. Und also: Was sind auch hier mal wieder alle Kunstgesetze anderes als immer nur der Ausdruck eines besonderen, von tausenderlei kleinen und großen Zufallsironien des Schicksals gebildeten Naturells? Was ist auch Flaubert in seinen Werken anderes gewesen als alle großen Künstler: Bekenner von sich. Er hat nichts geschrieben als nur eine Art höherer Memoiren: Erlebnisse einer von historischen Melancholien gesättigten Seele, leidend an der Vulgarität des modernen Lebens, angeekelt von den Intrigen der Politik, von den Niaiserien seiner Zeitgenossen, von der allgemeinen Seuche der sozialen Heuchelei, von der ganzen moralischen Geschichte seiner Generation. Erlebnisse meinetwegen nur zweier Augen, von angeborener qualvoll natürlicher Scharfsichtigkeit durch all das Ideenspuk- und Spiegellabyrinth unter unserer knöchernen Schädelkapsel bis hinein in alle Unbegrenztheiten menschlicher Dummheit, bis hinab in alle Höhlen unseres Herzens, durch all die wundersamen Köstlichkeiten von Landschaften und Gebilden bis in die wundersamen Kanaillerien der alten Natur. Ist nicht jede kleinste stilistische Eigenart ein Bekenntnis? Und wie man einen Grashalm ansieht, — schwingt in diesem Blick nicht oft noch mehr von unserer Seele mit, als wenn man in die Augen einer Geliebten schaut? Der größte Stilist ist der größte Bekenner. Und darum ist Flaubert, dieser große „Unpersönliche", nein, dieser Unbewegte, der auch den Revers aller Münzen und Münzwerte sieht, um seines erhabenen Stiles willen einer der größten Bekenner aller Zeiten.

Hebbel nennt einmal den Brief die Mittelstufe zwischen Monolog und Produktion. Darum hüten wir uns, zuviel menschliche Rückschlüsse aus Künstlerbriefen überhaupt zu ziehen. Die besondere Stimmung, die besondere Stunde, die besondere Akzentuierung einzelner Züge einzelnen Menschen gegenüber, der Zwang des Stiles und die heimliche Liebhaberei der eigenen Gedanken und Gefühle — lauter Lebenstäuschungen, — und eine Summe von Täuschungen, ist das ein rechter Herzensspiegel? Aber welch ein Schauspiel welcher Einsamkeiten in diesen Briefen: Triumphe und Passionen, herrliche Widersprüche, Qual und Rausch und Härte des großen Willens zur Kunst, Wut und Haß und Schreie des Unterliegenden, wundersame intellektuelle Wollüste, Seelentiefblicke hinter allen Phrasen herumgesehen, aufrichtigste Selbsttäuschungen und immer jene unerschütterliche Geduld eines zum Genie berufenen Monomanen.

In der Nacht, in der Stille, in der Einsamkeit, da ist sein Leben. Die Pfeife und die Feder sind die beiden Wächter seiner Moralität. „Was für Laster würde ich haben, wenn ich nicht schriebe", ruft er einmal in seiner tiefseherischen Wahr-

haftigkeit aus. Seine Briefe sind meist um Mitternacht begonnen; um fünf Uhr morgens geht er oft zu Bett. Sein runder Tisch ist das Gravitationszentrum seiner Welt. Dort sitzt er unbewegt wie der vergoldete Buddah, der ihm gegenüber „in der göttlichen Unbewegtheit seiner Jahrhunderte aus langen Augen blickt". Dann steigt er hoch in seinen „Elfenbeinturm", und wie eine Bajadere in ihren Parfums bleibt er mit seinen Träumen allein. Da stöhnt er über den Schrecken der Phrase, den Qualen der Assonanz, den Martern der Periode, da leidet er an den Heimtücken des Planes, den Kombinationen der Effekte, die Nerven gereizt, als hätte er Messerklingen in den Nägeln; da taucht der alte Grund in ihm auf, den niemand kennt, da lauscht er den Melancholien seines Blutes und seines Leibes und nimmt Rache am Leben, indem er es seziert; da grübelt er und grübelt, bis ihm das Schreiben aufhört eine intellektuelle Lust zu sein und anfängt ein physisches Bedürfnis zu werden; da bohrt er seine Sonde ein bis in seine Eingeweide, bis in die tiefsten Schichten, und pumpt mit seinem ganzen Leibe die Riesenstrahlen seiner glänzenden Perioden empor; da wälzt er Bücher um Bücher, bis ihn ein Ekel ankommt, als rülpse er Folianten, und wie ein Derwisch sich drehend im ewigen Getöse der Formen und Ideen, berauscht und selig, als kreise er in der ganzen Schöpfung, bricht plötzlich etwas Tiefes und Überwollüstiges wie ein Auswurf der Seele in ihm über, es packt ihn die literarische Brunst, Wolken heißer Wohlgerüche steigen auf, Wonnetränen laufen ihm über das Gesicht, und er schafft seinen erträumten Stil, seinen Rassestil, dahinter man das Blut des Lebens laufen und pochen sieht: „wie Seide biegsam und stark wie ein Panzerhemd, rhythmisch wie der Vers und präzis wie die Sprache der Wissenschaft, mit Wellungen und Schwellungen wie ein Cello, mit sprühenden Feuern, ein Stil, der wie ein Dolchstich in die Idee eingeht, in dem unsere Gedanken endlich auf glatter Oberfläche reisen, wie wenn man mit gutem Winde hinter sich in einem Boote hinzieht". — Da schreibt er an seine „Geliebte", auf daß sie seiner von allen Schrecken der Kunst gefolterten Seele Gesellschaft leiste, aber sie will Nebendinge, will ihn, will Liebe. „Ich wollte, wir behielten unsere beiden Leiber und wären nur ein Geist" — ist seine Antwort. Da bohrt er auch seine Sonde in diese Liebe hinein und kämpft gegen seine elementarischen Gefühle, auf daß der Intellekt in ihm wachse: „denn je weniger Raum die Leidenschaft in deinem Leben eingenommen hat", schreibt er an sie, „um so mehr hat sich die Kunst entwickelt". So reift er, so granitisiert er, so ist er. Man glaubt es ihm, weil er so gelebt hat. (Taten dünken mich noch immer das unbestechlichste Kriterium dessen, was innen am wurzelhaftesten will.)

Als durch eine Indiskretion das Verhältnis seiner Geliebten zu ihm in Paris bekannt wird, und sie ihm einen verzweifelten Brief schreibt, er möge schreiben, zu ihr kommen, sie heiraten, um sie zu retten, schweigt er. Für alle Zeit. Die Kunst über alles. Keine falsche Sentimentalität. Keine Ablenkung. „Man muß

dem Beruf folgen, sei er grotesk oder erhaben." — Er hatte sie oft seine ‚arme, liebe Muse' genannt. Er hat nie mehr gelogen. Er, der sich darein ergeben, sein Leben lang wie ein Neger zu arbeiten, ohne die Hoffnung auf irgendwelchen Lohn (aber mit heimlichen Traumdelirien von unendlichen Triumphen), der sein Herz wie eine wütende Bulldogge an der Leine hält, um es nachher mit einem Satz auf den Stil loszulassen, er, der entzückt von der höchsten Poesie des Nichtlebens, — weil er ein Dichter ist, — dessen Sehnsucht den Inaktiven, den Träumern gilt, (vielleicht weil er immer Expansion, Schreie und große Gesten nötig hatte, um seine Eindrücke loszuwerden) — er hat nie eine andere Muse gehabt als die wütend gehaßte, wütend geliebte Chimäre der Kunst. „Der wahre Dichter ist ein Priester. Sobald er die Soutane anzieht, muß er seine Familie vergessen."

Das Kapitel Flaubert und die Frauen ist ein kleiner Abschnitt in der Geschichte dieses Mannes, und es steht nicht da, wo man von seinen Leidenschaften und seiner Liebe zu sprechen hätte. „Er hatte sein Herz in der Jugend der Literatur geschenkt," sagt Maupassant, sein großer Freund und Schüler, „und er zog es nie zurück. Er verbrauchte sein Leben in dieser maß- und schrankenlosen Zärtlichkeit, indem er, nicht anders als Verliebte, in Schauern und Glut Nächte durchwachte, zu Tode erschöpft nach diesen erschlaffenden und heftigen Stunden der Liebe, und jeden Morgen beim Erwachen vom Verlangen nach der Geliebten von neuem verzehrt." Er schreibt an Frauen keine anderen Briefe als wie an seine Freunde. Und die Frau, die er mehr und vor allem tiefer geliebt hat als jede andere, er liebte sie deswegen tiefer, „weil sie ihm weniger Frau zu sein schien". Er dünkte sich zu gewissenhaft, seine Person dauernd einer anderen aufzuerlegen. Er war nicht brutal genug, um als Künstler Ehemann zu sein. Er ironisiert sich: „Mag die Muse noch so störrisch sein, sie macht weniger Kummer als die Frau." — Und er sagt eine ewige Wahrheit: „Der Künstler ist eine Monstrosität, etwas Außergewöhnliches. Alles Unglück, mit dem ihn die Vorsehung überhäuft, kommt ihm aus dem Eigensinn, mit dem er diesen Grundsatz leugnet. Man befrage die Frauen, die Dichter geliebt haben, und die Männer, die Schauspielerinnen geliebt haben." Man befrage sie! — Aber es gibt da einen Schrei aus seinem alten, von der Phrasenwut vertrockneten Herzen, da schreit noch eine tiefere Wahrheit des Lebens heraus: „Was Sie mir da von Ihrem Kleinen erzählen", — er schreibt an George Sand — „hat mich in der Tiefe der Seele gerührt. Warum habe ich das nicht? Auch ich war mit jeder Zärtlichkeit geboren. Aber man macht sein Schicksal nicht, man erleidet es. Ich bin in meiner Jugend feig gewesen. Ich habe Angst vor dem Leben gehabt. Alles macht sich bezahlt." — Das ist die Rache des Lebens, an dem er Rache genommen durch sein ausschließliches Dasein als Künstler.

Aber man versteht Flaubert falsch, wenn man ihn, wie es Nietzsche tut, in Gegensatz zu Goethe stellt: In Hinsicht auf die Artisten jeder Art, sagt Nietzsche,

bediene ich mich jetzt dieser Hauptunterscheidung: ist hier der Haß gegen das Leben oder der Überfluß am Leben schöpferisch geworden? In Goethe zum Beispiel wurde der Überfluß schöpferisch, in Flaubert der Haß: Flaubert, eine Neuausgabe Pascals, aber als Artist, mit dem Instinkt-Urteil auf dem Grunde: „Flaubert est toujours haissable, l'homme n'est rien, l'oeuvre est tout . . ." Nein, er selbst sagt: „Auch ich war mit allen Sprudeln der Zärtlichkeit geboren", — und die ihn kannten und liebten, sagten: „Er liebte das Leben, und er liebte es ganz und aufrichtig, wie man eben mit französischem Temperament liebt, denn dieses duldet nicht, daß die Schwermut sich in jene Trostlosigkeit verkehre, die gewissen Deutschen und Engländern eigen ist." Seine Verachtung galt nur allem Mittelmäßigen, sein Haß der Unwissenheit und Dummheit, „dem Wahrhaft-Unmoralischen in der Welt." Mit solch einem unbestechlichen Tatsachensinn, der nicht eher ruhte, als bis die Wirklichkeit sein Ideal bestätigte, — sein höchster Triumph sechs Tage vor seinem Tode war ein Triumph seines inspiratorisch botanischen Wissens — mit diesem Mut zu graden und unleidenschaftlichen Blicken haßt man nicht das Leben. Er war zu wenig Moralist, um ein Verächter des Lebens zu sein, und wenn er später oftmals schrieb: „Ich, der ich die Natur hasse", — mit welch kontemplativen Ergüssen hat er sich in einem jungen ‚phantastischen Landstreicherleben' den Wonnen der Welt hingegeben. Wie er arbeitete ‚gleich fünfzig Negern', so genoß er auch mit fünfzigfacher Lebenskraft. Und kann es nicht auch eine allzuquälende Überfülle an Leben sein, wenn er im Anblick der Sahara ausruft: „Ich bete die Wüste an"?

Er war ein ungeheurer Mensch, weil er die Fülle seiner ungeheuren Widersprüche mit einem ungeheuren Willen zu einem einzigen Lebensziel jenseits des Lebens zusammenschweißte. Er sah im Künstler den Meistermenschen der Menschen, so strebte er nach einer Erhöhung seiner Menschlichkeit, und diente diesem Ideale unter Ausschluß aller anderen Leidenschaften mit einer frenetischen, beinahe perversen Liebe wie ein Asket seinem Gott. Nein, mehr. Wie ein Märtyrer, der geduldig am Kreuze hängt mit der skeptischen Frage auf den Lippen: „Was ist das für ein Ziel, die Bovary geschrieben zu haben?" Er war eine granitne Mischung von Stoiker, Dionysos und einer hysterischen Frau. Er war ein Mystiker, den seine Liebe zur Form zu einem Lateiner klärte. Er war ein Lyriker, der nie einen Vers geschrieben, aber in seiner ‚Salambo' seinen Homer, in der ‚Versuchung des heiligen Antonius' seinen Faust gedichtet hat. Er war ein heidnischer Katholik und seine Metaphysik war eine Mythologie. Er nannte sich einen alten Romantiker und war der größte Naturalist. Er sah einmal Blumen, die durch die Augenlöcher von Totenschädeln wachsen. Er war ein Naturalist, weil ihm die synthetische Methode das große Gesetz der Ontologie schien, und wie mir diese ‚Schädelblumen' ein Symbol für den Flaubertschen Weltblick dünken, so symbolisiert sich sein Schöpferwille mir in dem Bilde eines

artesischen Brunnens. „Es ist nicht nötig, Berge zu überklettern oder zu Flüssen hinabzusteigen, um Wasser zu schöpfen" — ich fahre mit Goethe fort: „Schöpft des Dichters reine Hand, Wasser wird sich ballen."

Er hatte Sympathien zu allem Primitiven, und seine Sätze prunken von Schmuck und Feierlichkeit. Er war ein Kopfarbeiter und schuftete, bis er bei einer Phrase am ganzen Leibe zitterte. Er predigte: Die Kunst über alles, — und als es darauf ankam, schrieb er: „Der Freund über alles." (Nicht die Liebe!) Das furchtbare Schauspiel: unsäglich viel zu sagen zu haben und doch wie Gott keine Meinung zu haben, — das Martyrium des l'art pour l'art-Prinzipes, er nahm es auf sich mit dem Wissen: „Man muß vor allem sich schreiben, das ist die einzige Möglichkeit Schönes zu schaffen." Er, der dem Ideal einer wissenschaftlichen und unpersönlichen Kunst nachhing, ersehnte vielleicht in letzten Tiefen den Stil, den Zauber einer persönlichsten Kunst, einer Peter Altenberg-Kunst: seine Seele an die ganze Welt zu verlieren und Sätze zu schreiben, „wie man, um zu leben, nur Luft zu atmen braucht." Er suchte das Schöne und vergiftete seine Bücher mit der Grausamkeit, dem Laster und der Dummheit der Menschen. Er hatte das Genie und das Gewissen. Vielleicht litt dieser einsame Aristokrat an der Weisheit des Wedekindschen Kammersängers: Wir Künstler sind ein Luxusartikel der Bourgeoisie. — Darum: l'homme n'est rien, l'oeuvre est tout?! Aus Scham? Aus Selbstachtung? — Bleiben seine Axiome: Ein Mensch, der sich zum Künstler bestimmt hat, hat nicht mehr das Recht zu leben wie die anderen. Die Ehren entehren, der Titel degradiert, das Amt macht stumpf. Für den Künstler gibt es nur ein Prinzip: alles der Kunst zu opfern.

Um die Übersetzung und Herausgabe der gesammelten Werke Flauberts, — sechs Bände seine Kunst, vier seine Briefe, seine Tagebücher sollen folgen, — hat sich der Verlag J. C. C. Bruns-Minden hochverdient gemacht. Man kann diesem großen Unternehmen an Bedeutung nur etwa die deutsche Gesamtausgabe Ibsens und die im Verlag Piper im Erscheinen begriffene Gesamtausgabe Dostojewskis an die Seite stellen. In Deutschland war Ibsen der Ahnherr einer ganzen dramatischen Epoche, Flaubert wird erst erkannt und gelesen werden, wenn man hier gelernt hat, daß der Stil die Seele eines Buches ist. Aber was liegt daran? — „Wichtig ist einzig die kleine Gruppe von Geistern, die sich stets gleich bleiben und einander die Fackel reichen." Das ist seine ewige Familie in der Menschheit.

Offener Brief/ von Jakob Wassermann

Lieber Herr Handl!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Begebenheit aus meinen Kinderjahren erzähle. In einem Städtchen, in dem ich lebte, vergnügte sich eine Horde von Knaben fast täglich damit, das buntgemalte Schild eines Instrumentenmachers, der in einer abgelegenen Gasse wohnte, von dem Platz neben der Haustüre, wo es nur mangelhaft befestigt war, herunter zu reißen. Ich befand mich nicht selten in der Mitte dieser Knaben, nahm aber keinen Teil an ihrem Beginnen, noch sah ich es mit Freude, vielleicht weil ich ängstlich war und die unausbleibliche Strafe fürchtete, vielleicht weil ich die zierliche Malerei auf dem Schild, sie stellte einen glorifizierten Engel dar, der mit vollen Backen die Posaune blies, gar nicht so übel fand, so daß ich gern bei dem gefallenen Engel stehen geblieben wäre, wenn die andern unter dem Schutz der Dunkelheit das Weite suchten. Eines Abends in der Dämmerung ging ich allein an jenem Haus vorüber; die Horde mußte kurz vorher durch die Straße passiert sein, denn ich sah den Engel auf dem Pflaster liegen. Ich hob das Schild auf, schaute mich vorsichtig um und beschloß, es wieder an den Nagel zu hängen. Plötzlich stürzt ein Mann aus dem Tor, brüllt mich dermaßen an, daß mir das Herz vergeht, und beginnt sodann ohne Zögern, weidlich auf mich loszudreschen. Sie können sich meine Verwunderung und den Schmerz über die Ungerechtigkeit der Welt sicherlich vorstellen.

Nun, so ungefähr war mir zu Mute, als ich die Besprechung meines Buches las, der „Masken Erwin Reiners", die Sie im vorigen Heft dieser Zeitschrift veröffentlicht haben, und die Wahrheit, die Unmittelbarkeit, die Legitimität dieser Empfindung mag das Unstatthafte einer öffentlichen Antwort entschuldigen. Es soll nicht eine Kritik der Kritik sein; käme man doch ins Uferlose, und des unfruchtbaren Redens wäre kein Ende, wenn wir die Meinung der anderen über unsere Leistungen vom Standpunkt der eigenen vermeintlichen Einsicht aus verrücken wollten. Solche Meinungen sind fest wie Felsen und umso unerschütterlicher, je mehr sie dieser vermeintlichen Einsicht entgegenstehen. Ich habe Ursache, Ihnen für eine Reihe von wohlwollenden Bemerkungen zu danken, die ich nicht nur deshalb stichhaltig finde, weil sie wohlwollend sind, sondern weil sie durch allgemeine, ebenso wahre wie durchdachte Worte über unsere Zeit und unsere Kultur erweitert und bestätigt werden.

Aber wogegen ich mich wehren will und muß, weil ich sonst die Arbeit zweier Jahre in mir selbst verneinen würde, das ist der Titel, unter dem Sie die Ankündigung dieser Arbeit dem Publikum vortragen. Sie verkündigen mein Buch mit noch zwei andern Büchern unter dem Alarmruf: Die Bücher der Verzweiflung. Und wie damals, da ich den gefallenen Engel aufhob und an den

Nagel hängte, der Mann, ich glaube Schlatterich hieß er, herausstürzte, um mich zu verprügeln, so war es mir auch bei diesem Alarmruf: das Herz verging mir und der Verstand stand mir still.

Lassen Sie mich, lieber Herr Handl, meine Sache entwickeln. Es wird in meinem Roman erzählt, daß ein junger, fast noch unschuldiger, im Leben ängstlich Halt suchender Mensch, durch eine beginnende Lungenkrankheit genötigt, eine zweijährige Seereise antritt, und daß er seine Braut, ein Wesen von außerordentlichen Gaben innerer und äußerer Schönheit, der Obhut und aufmerkenden Treue des einzigen Freundes empfiehlt, auf dessen unbedingte Ehrenhaftigkeit er bauen zu dürfen glaubt. Dieser Freund nun, Erwin Reiner, ist als die höchste Blüte einer Kultur gedacht und wohl auch dargestellt; allerdings einer äußerlichen Kultur der Bildung, des Genusses, des Reichtums, des Luxus, einer inneren nur, soweit sie den Geist betrifft. Er ist begehrlich und gesetzlos; begehrlich bis zum Verbrecherischen, und ehrenhaft nur so lange, als seine Begehrlichkeit nicht geweckt wird. Er kann nicht entsagen, er will nicht entsagen, die ganze Welt ist eigentlich sein Eigentum, wo er die Hand ausstreckt, muß er besitzen können, er ist immer verlockt, immer erregt, immer bewegt, und doch besitzt er nicht, ja er genießt kaum, nur sein Begehren hält ihn wach und gegen die Menschen gewandt, hat er nur Masken, die Masken seines Verlangens und seiner Ungeduld (Ungeduld ist Wollust).

Dieser Mensch ist nun gegen ein Wesen von vollkommener Unschuld kontrastiert. Eine Geste weckt ihn auf, ein Blick befeuert ihn, seine Einbildungen reißen ihn weiter, er ersinnt Verführung, Lockmittel um Lockmittel, er bedrängt, bezaubert, bedroht das Wesen, vergißt daß er dem Freund Treue schuldig ist, wird hingerissen von ihrem Widerstand, und je mehr sie in seinen Augen wächst, je verworfener werden seine Künste. Sie treibt ihn aus sich selbst heraus, sie entfesselt ihn, sie stellt seinen moralischen Anarchismus bloß, ohne es zu wollen, nur durch die Kraft ihrer Unschuld, und schließlich, mitleidlos in die Enge getrieben, will sie sich ihm ergeben. Da erkennt er schaudernd, daß er sie liebt. Schaudernd, denn er kann nicht lieben; dafür hat er keine Maske, dafür gibt es keine Maske. Er erkennt es selbst, und mehr von Entsetzen erfüllt als von Reue oder Schmerz gibt er sich den Tod. Er, der immer Jäger war, ist zum Wild geworden, gejagt, zu Tode gejagt durch eine höhere, ihm ganz und gar unbegreifliche Macht. Virginia gehört nun wieder ihrem Manfred.

Verzeihen Sie mir, wenn ich etwas weitschweifig war, doch ohne diese Darlegung der Vorgänge würde der Fall nicht offensichtlich klar sein. Ich frage nun, Auge in Auge, als ob Sie vor mir ständen, ist dieses ein Buch der Verzweiflung? Ich habe einen Typus zu gestalten versucht, an dem unsere Welt leidet wie an einem Alpdruck, mehr fühlend und ahnend als wissend leidet; Sie sagen es selbst, das Buch sei geschrieben als Abrechnung der standfesten Tüchtigkeit mit der un-

fruchtbaren Genialität des Sittenlosen, als ein Bannfluch des instinktiv sozialen gegen den prinzipiell unsozialen Menschen. Wahr, sehr wahr; aber wo ist dann die Verzweiflung? Denn nach Art und Klang Ihres Alarmrufs müßte doch ich verzweifelt sein, ich, der Autor, nicht Erwin Reiner, die Gestalt. Hier muß also ein Mißverständnis vorliegen. Sie sagen es selbst, Sie müssen es am Ende zugeben: es sei ein Trostbuch für die Verzweiflungen des Gemüts, das sich der herrischen Übermacht des Intellektes erwehren will. Erwehren will? Nein, wirklich erwehrt, mit unbestreitbarem Erfolg erwehrt, denn nehmen wir es ganz banal, so geschieht nichts, anderes als daß die Tugend siegt und das Laster bestraft wird. Ich kann mir nicht leicht etwas denken, was so wenig nach Verzweiflung aussieht. Was soll es mir fruchten, wenn man meinen Stil lobt oder irgend welche Finesse preist, wo man meine vornehmste Tendenz sozusagen in ihr Gegenteil verkehrt? Das ist, wie wenn man bei einem Straßenräuber die edle Haltung und die vollendeten Manieren rühmt, mit denen er die Leute ausplündert. Ich bin mir Ihrer schönen Absicht wohl bewußt, aber diese Absicht berührt nicht mich, wenigstens nicht in diesem Fall, und während Sie ein Programm aufgestellt haben, vergaßen Sie, daß sich die Glieder des Programms seinem Wortlaut fügen müssen; man leistet seiner Sache den schlimmsten Dienst, wenn man einen Unschuldigen verurteilt, nur um die Notwendigkeit eines Gesetzes zu beweisen.

Notwendig ist die Forderung, die ich aus Ihrem Programm heraus spüre; sie heißt Lebensbejahung. Die Dichter, nicht so sehr welt- oder zeitfremd als ihre Abgeschiedenheit, ihre Losgelöstheit, den Mangel eines gesellschaftlichen Zusammenhangs und einer tieferen, mythischen Legitimität empfindend, verkriechen sich in ihr eigenes Innere wie in eine Höhle oder stellen sich tyrannisch auf sich selbst, ohne eine Brücke zur Gesellschaft und zur Menschheit zu finden. So steht auf der einen Seite ein Volk in fieberhafter Tätigkeit, ganz Handlung, ganz Sucht, aber auch ganz entgöttert, und auf der anderen Seite der Dichter in fieberhaftem Leiden, traumbewegt, einsam und sich selbst vergötternd. Den Anteil, den die Zeit von ihnen verlangt, können sie nicht geben, sie bleiben abgeschnitten von der Zeit und innerhalb dessen, was man Literatur nennt. Die Unmöglichkeit, eine so eiserne Begrenzung zu zerstören, wird wohl der tiefste Grund jener Verzweiflung sein, die aber eine verhängnisvolle Sterilität nur dann zeigt, wenn sich die Person egoistisch in sich selbst verzehrt und das Kunstwerk der freien Gestaltung ermangelt. Das Element der Gestaltung, als schöpferisches schlechthin, ist ohne Lebensbejahung nicht zu denken, mag die Welt der Gestalten selbst auch noch so finster und trostlos sein. Färbung und Schicksal der Gestalten sind eine Frucht der Lebensstimmung; diese kann freiwillig ohne die Gefahr eines kernlosen Optimismus nicht verändert werden; erst die Idee, das Göttliche sozusagen, das im schöpferischen Menschen liegt, kann das Trübe und Lastende der persönlichen Erfahrung,

des Erlebnisses in eine objektive Heiterkeit auflösen. Wer aber nicht die Gestalt sieht, der kann nur die Worte sehen, und Worte führen zum Mißverständnis, indes die Gestalt unmittelbar überzeugend ist wie die eigene Existenz.

Dieses, lieber Herr Handl, wollte ich zwischen uns klarstellen, und wenn es auch ohne einige Doktrin nicht abgelaufen ist, nicht ohne die keineswegs übel zu nehmende Anspielung auf den ungerechten Herrn Schlatterich, so werden Sie in alledem nicht den guten Willen zur Verständigung und reinlichen Aussprache übersehen, in welchem ich verbleibe

Ihr sehr ergebener Jakob Wassermann.

Got / von Siegmund Feldmann

Es war am Flußufer im Scheliftal. Ich gewahrte, in seinen Burnus eingewickelt, einen Mann mit einem gigantischen Bart: Bouscarin, damals Oberst, nachher General, der in der Attacke auf Laghouat fiel. Er hatte als Flaggenträger einen ganz jungen Unteroffizier von den reitenden Jägern, ein richtiges Pariser Gamingesicht mit näselnder Stimme, hellblond, bartlos, schmächtig und sehr elegant in seinem Dolman.

„Nach einigen verplauderten Minuten winkte Bouscarin ihn herbei und stellte mir ihn vor. ‚Wie Sie dieses Kind hier sehen, hat es mir vor ein paar Tagen das Leben gerettet. Das hat ihm die Tressen eingetragen.' ... Ich habe seinen Namen immer behalten; er hieß Got."

Diese Zeilen finden sich in den Memoiren des Marschalls Canrobert. Der alte Haudegen hätte ein verzweifelt löcheriges Gedächtnis haben müssen, wäre ihm gerade dieser Name entfallen. Denn aus dem jungen Helden, den er in Afrika kennen gelernt hatte, wurde gar bald ein jugendlicher Held, eine der ersten Nummern der „Comédie française" und schließlich ihr üppig umlorbeerter Veteran.

Auch Edmund Got hat Memoiren hinterlassen, von denen jetzt, fünfzehn Jahre nach seinem Abschied von der Bühne und neun nach seinem Tode, der erste Band vorliegt. Ich weiß nicht, was er enthält. Ich lese diese Art Schauspieler-Literatur längst nicht mehr, die zumeist empörend auf jedes normale Empfinden wirkt. Das infame Ich, le Moi haïssable des Pascal, macht sich da so schamlos breit, daß es die Zeit völlig verdeckt, von der wir doch wenigstens ein Zipfelchen erblicken möchten. So wie das Opernglas des Gafferpöbels auf ihn gerichtet ist, greift der Mime darnach und beguckt sich, ohne es umzuwenden, die Welt: durch die großen Linsen. Da muß ihm natürlich die ganze Schöpfung kleinwinzig erscheinen, und er darin als ein Koloß, der ein Loch in die Wolken stößt. Und das Ärgerlichste an diesen Schminktiegel-Erinnerungen ist ihr psychologischer Unwert; denn sie stinken von Unaufrichtigkeit. Es sind

Orgien des Exhibitionismus, die nicht einmal den einen Vorzug haben, daß sie uns das Menschliche in seiner Nacktheit offenbaren: worauf es doch zuvörderst ankäme. Theater! Theater! ...

Nun mag Got, so wie ich ihn kannte, in dieser Beziehung eine der sehr seltenen Ausnahmen gewesen sein, wie etwa Fleury, einer seiner Vorgänger, dessen 1835 posthum veröffentlichte Memoiren ich als eines der feinsten und amüsantesten Komödiantenbücher schätze. Got besaß die Selbstverleugnung, gelegentlich seine Person zu vergessen und nicht nur zu erzählen, was er „gemacht", sondern auch was er gesehen hatte. Aber kannte man Got schon, weil man ihm erzählen zugehört? Sein Charakter bot verschiedene Schauseiten dar, die sich schwer auf einen Grundriß zusammenstimmen lassen; es ist, als hätte er einigemal seine Seele gewechselt. Auf einen Bildungsberuf lossteuernd, war er ohne innern Antrieb, bloß weil er die Mittel nicht aufbrachte, sich loszukaufen, Soldat geworden und lag mit seinem Regiment in Lyon, wo er seine Theatergier wenigstens als Zuschauer stillen konnte. Doch als es in Algerien drunten wieder arg zu rumoren begann, meldete er sich freiwillig zur Verschiffung, jagte wie einer aus der Apokalypse hinter den Teufelskerlen von Beduinen einher, war überall voran, wo es Hiebe setzte, und dankte es schließlich nur einer im dicksten Getümmel erlittenen Verwundung, daß er vom Herzog von Aumala nach Frankreich zurückgeschickt wurde. Dort nahm er, als Urlauber, seine unterbrochenen Studien am Pariser Konservatorium wieder auf und zog kurz darauf, mit dem ersten Preise gekrönt, als Eroberer in das Haus Molières ein. Man sollte nun glauben, daß dieser Draufgänger auch hier sofort mächtig „loslegte", sich mit naturalistischer Wildheit auf seine Rollen stürzte und sein Temperament raketenweise ins Parterre verschoß. Statt dessen überraschte er durch seine Mäßigung, er enttäuschte sogar. Er war der Gezügeltste unter den jungen, der Zurückhaltendste; er buhlte um den Stil. Er suchte vom ersten Abend an die Abbreviaturen des Ausdrucks, achtete streng auf die Bügelkante seines Talents und wog selbst dem höchsten Affekt die Atemzüge auf der Apothekerwage seines Geschmackes zu. Er gab immer das Bild eines vollendeten Gentleman.

Dieser vollendete Gentleman war aber in seinem Leben der vollendetste Philister. Unter dem zersäbelten Dolman dieses Wüstenreiters schlug das zaghafte, klügelnde Herz eines Spießbürgers. Bieder und zuverlässig, aber auch eng, pedantisch, nüchtern in allem. Nur seiner Kunst stand er nicht nüchtern gegenüber, die liebte er mit ehrlicher Begeisterung. Er liebte sie um ihres Rausches willen, der seine Wesenheit erhöhte, und gewiß nicht minder um ihres Ertrages willen, den er vortrefflich zusammenzuhalten verstand. Spielen und Sparen war seine Losung, und er schien in beidem gleich groß. Er nahm nie eine Droschke und kletterte Sommer wie Winter auf das Dach der Omnibusse, die ihn ins Theater oder in das Konservatorium rollten, wo er dem mimenden

Nachwuchs Zukunft einpaukte. Selbst in Sonnenbrand und Schneesturm war er nicht ins Innere des Wagens hineinzubewegen. Wegen der Aussicht, wie er beteuerte; weil es die Hälfte kostet, wie seine Kollegen behaupteten, die ihm damit kaum Unrecht taten. Denn Got zerriß auch täglich die zwei Sitze, auf die er Anspruch hatte, und verweigerte selbst den nächsten Freunden ein Freibillett. Das hätte die Kasse geschädigt, an der er als Sozietär beteiligt war. Dieser Theatermagnat war eben immer auf die Abrundung seines Majorats bedacht. Nur die Kleinen, Unbekannten, Heimatlosen seiner Zunft leben ihren goldenen Traum mit leeren Taschen weiter.

Zu den Heimatlosen gehörte nun Got wahrlich nicht. Seine Seßhaftigkeit konnte selbst einer Auster zum leuchtenden Vorbilde dienen. Einundfünfzig Jahre hindurch wirkte er ohne einen Seitensprung im Hause Molières, in das er als Cherubin eintrat und das er als Patriarch verließ. Die Geschichte des Theaters kennt nicht zu viele Beispiele einer gleichen Treue. Got ist diese Tugend um so rühmlicher anzukreiden, als sein regsamer Erwerbssinn gewiß nur schmerzlich der Lockung widerstand, gleich seinen Genossen Coquelin und Sarah Bernhardt mit Vorverkauf durch die Welt zu zigeunern. An glänzenden Anerbietungen hat es auch ihm nicht gefehlt. Allein sein künstlerisches Gewissen (und wohl auch seine Bourgeoisnatur) sträubte sich gegen das Nomadentum mit dem dramatischen Musterkoffer; er war kein Eilgutgenie mit versicherter Beifallsfrist. Er ging zwar nach Wien und wiederholt nach London, aber stets nur als Mitglied seiner Truppe, bei Gesamtgastspielen. Einmal, während des Kommuneaufstandes, war er sogar ihr Führer. Die Gesellschaft der Comédie-Française mußte vor den Volkshelden Reißaus nehmen und ging, um nicht müßig zu sein, nach England. Sie war über Hals und Kopf geflüchtet, ohne ihre Habe geborgen und sich mit dem Nötigen versehen zu haben. Darum kehrte eines Tages Got nach Paris zurück, wo ihm ein äußerst unangenehmes Abenteuer zustieß. Er fiel den Kommunards in die Hände, die, von seinem Prälatengesicht und seinem langen schwarzen Rock getäuscht, ihn für einen Priester der alleinseligmachenden Kirche hielten.

„Wer bist du und wohin gehst du?" fragt man ihn.

„Ich bin Got vom Théâtre-Français, komme von London und will just wieder dahin zurück", erklärt er.

„Du Got? Das willst du uns wohl aufbinden. Wir erkennen dich. Du bist der Pfarrer von Sainte-Marie des Batignolles."

Der Komödiant schwört die teuersten Eide, daß man ihn verwechsle; er zeigt auf seinen von keiner Tonsur gelichteten Schädel und stößt eine Menge gotteslästerlicher Flüche aus, um sich als Atheisten zu legitimieren. Es hilft nichts, er soll erschossen werden, denn der Pfarrer von Sainte-Marie des Batignolles war bei den Eintagsherren der Stadt sehr übel angeschrieben. Vorläufig wird

er jedoch in eine Latrine gesperrt, da es in den Gefängnissen an Raum fehlte, und erst am Abend nach zwölfstündiger Haft dem Standgericht vorgeführt.

„Wenn du ein Kulissenreißer bist", fährt ihn der Präsident an, „dann mußt du Verse wissen. Deklamiere uns etwas!"

Und Got begann zu deklamieren. Nach dem ersten Stücklein verlangte das Tribunal ein zweites, ein drittes und so weiter. Es waren geschmackvolle Henker, die an seinem Vortrag Gefallen fanden. Got erschöpfte sein klassisches Repertoire, alle lyrischen Erinnerungen seiner Jugend, und als er mit den Versen zu Rande war, behalf er sich mit der Prosa. Er hatte bereits über zwei Stunden in einem Atem gesprochen, aber das Tribunal war unersättlich. Schließlich, als dem Angeklagten die Stimme versagte, wurde das Urteil gefällt.

„Am Ende bist du vielleicht doch Got oder sonst ein Cabotin", verkündete der Präsident. „Wir wollen dirs glauben. Aber drücke dich schleunigst, bevor wir wieder zweifeln."

Diese Episode dürfte sich kaum in dem eben erschienenen Memoirenbande finden, der nur bis 1856 reicht. Ich gebe sie wieder, wie ich sie vernommen habe, weil sie als kleines Guckkastenbild eine große historische Begebenheit gut illustriert. „Soviel Lampenfieber hab ich mein Lebtag nicht gehabt", fügte Got seiner Erzählung hinzu. Und der Himmel weiß, wie ihn dieses Fieber gerüttelt hat! Keiner seiner Kollegen trat mit einem solchen Schauer vor die Rampen, und der „Trac" — wie der pariser Bühnenjargon es benennt — packte ihn an seinem ersten Abend nicht heftiger als an seinem sechstausendsten. In diese sechstausend Abende drängte sich ein gewaltiges Stück französischer Literatur- und Theaterentwickelung zusammen, das von der Blüte der Romantik bis zum Neurealismus der „Freien Bühne", von Victor Hugo bis zu Richepin und Lavedan reichte. Als er abging, mutete es uns, so rüstig und unverbraucht er schien, an, als tauschten wir mit einem fossilen Wesen Grüße: mit einem Künstler, der die Gestalten Balzacs und Mussets zum erstenmal verkörpert hatte und sich jetzt, nach Meilhacs und des jüngern Dumas Tode, noch vor uns verneigte.

In wieviel hundert Hüllen Got auf seinem weiten Wege schlüpfte, ist mir nicht gegenwärtig. Er wurde angeworben, um die Diener des Molière und Beaumarchais, den Sganarelle, den Trissotin, den Figaro zu spielen, aber er erweiterte sein Gebiet mit jedem Jahre. Er zählte noch zu den Künstlern der alten Schule, die sich nicht auf ein Fach eingeschworen hatten und ihr Dasein lang mit ein paar Mätzchen wirtschafteten. Vom Tragischen bis zum Komischen durchmaß er das ganze Bereich der Darstellung, und der Eingebildete Kranke gelang ihm nicht minder als der Polonius, der Michonnet in „Adrienne Lecouvreur" nicht minder als der Mörder im „Polnischen Juden" von Erckmann-Chatrian.

Am besten zeigte er sich jedoch in den Stücken seines Freundes Emil Augier, dessen Figuren er mit unnachahmlicher Meisterschaft herausbosselte. Seinen Bertrand in den „Fourchambault" wie seinen Giboyer buche ich zu meinen stärksten Theatereindrücken. Er kann als Mercadet, der als seine höchste Leistung galt, kaum noch besser gewesen sein.

Die Art seines Spiels habe ich bereits obenhin angedeutet. Er stilisierte alles. Aber sein Stil schnürte das Leben nicht ein und ließ der Natur ihr Recht. Er gab den Menschen die edle Linie der Statuen, aber nicht deren Starrheit, und unter der ruhigern Form hämmerte das Blut in allen Gangarten gefühlig dahin. Er faßte den Zuschauer nicht mit einem Griff, er gewann und überzeugte ihn; er wirkte durch seine Einfachheit, und die Wirkung war um so größer, je geringer sein Kraftaufwand schien. Er schien nur so gering. Gots Einfachheit und Maß entstanden aus Arbeit und Bändigung. Seine Gestalten waren nicht, wie man zu sagen pflegt, „aus einem Guß", sondern Stein um Stein bedächtig aufgebaut, und wo man dies gewahrte, hatte er eben, nicht gar selten, einen Mißerfolg zu beklagen, wie jeder denkende Schauspieler. Der „denkende" Schauspieler ist ein Schlagwort geworden, womit man in dem durch Diderots „Paradoxon" entfesselten Streit, ob der Bühnenkünstler seine Rolle mitfühlen oder ob er ihr mit kühlem Begreifen gegenüberstehen soll, viel Mißbrauch getrieben hat. Got, der ein scharfsinniger und belesener Mann war, sprach sich, ohne Ironie, in einem merkwürdigen Widerspruch zu seinem eigenen Charakter, gegen ihn aus. Er war gegen die Intelligenzen. Ich durfte in einem noch ungedruckten Buche blättern, worin er in der Form von Gesprächen mit einem Schüler, mehr aphoristisch als systematisch, allerlei Betrachtungen über seinen Beruf niederlegte, und an einer Stelle heißt es da:

„Muß der Schauspieler überhaupt intelligent sein, um durchzudringen? Keineswegs. Ich gehe sogar weiter und behaupte, daß er vielleicht um so leichter durchdringen wird, je weniger Intelligenz er besitzt. Ein unintelligenter Komödiant! Gott weiß, wieviele es gibt.

„Ich habe nicht nötig, Ihnen jene zu nennen, die in diese Kategorie gehören; Sie kennen sie ebensogut wie ich. Die unintelligenten Schauspieler, wiederhole ich Ihnen, gehen ohne jede Furcht darauf los, weil sie ihrer Sache sicher sind. Wären sie intelligent, dann zögerten sie vor dieser oder jener Rolle, besorgten, sich zu täuschen, und mißtrauten ihrer Kraft. Dann wären sie auch in der Lage, das Stück zu beurteilen und seine Schwächen zu bemerken, was sie entmutigen könnte.

„Alles in allem ist es daher besser, daß der Schauspieler mit keiner großen Intelligenz ausgestattet sei. Du lieber Gott, wieviele Künstler sind in derselben Lage! Ich für meinen Teil kenne eine Anzahl Bildhauer und Maler von wirklichem Talent, die außerhalb ihres Berufes dumm sind wie die Gänse."

Got hat sich hier etwas plump, breitmäulig und oberflächlich ausgedrückt. Er hätte sagen können, daß die Kunst kein Verstandesprodukt sei, sondern in der Intuition und Emotion beruht. Das wäre gerechter und vor allem höflicher gewesen. Und es hätte die Eitelkeit seiner deutschen Kunstgenossen nicht gekränkt, die unser dekadenter Histrionenkult heute zu einer Bedeutung hinaufschraubt, die den Dichter zum Librettisten ihrer Bravourarien entwürdigen möchte.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Den nagenden Schmerz, schon in den Anfängen seiner Kanzlerschaft sich als Leiche behandelt zu sehen, muß Herr von Bethmann-Hollweg nun, nach dem unbeschreiblichen Jammer seiner ins Leere verpufften Wahlrechtsaktion, bis zur Neige durchkosten. Es ist sein trauriges Schicksal, nicht einmal Feinde zu haben. Seine liberalen Gegner bemitleiden ihn. Ihre menschlichen Sympathien sind ihm nahe. Hinter der aristokratischen Tünche birgt sich ein weiches, in Künsten und Wissenschaften befangenes Herz; und mitten unter dem brutalen Ansturm der Staatsgeschäfte sucht sein gefangener und gequälter Lyrismus die Tasten des Klaviers. Dieser Mann ist nicht geboren, das Recht des Liberalismus innerlich zu leugnen; er, der seine Vorliebe für die Kulturträger ja paragraphieren wollte und dessen Großvater Moritz August von Bethmann-Hollweg vor einem halben Jahrhundert den preußischen Altliberalismus befehligte (und mit der heftigsten Kurzsichtigkeit Bismarcks deutsche Politik befehdete). Und die ihm politisch nahe gerückt sind, die Blauen und die Schwarzen, die preußischen Junker und die deutschen Ultramontanen, deren historische und religiöse Orientierung in der Borromäus-Enzyklika des zehnten Pius einen so verräterisch glücklichen Ausdruck gefunden hat: sie stehen vor ihrem Kanzler wie vor einem Wesensfremden und können kaum wähnen, in dessen Passivität ein passendes Werkzeug ihres politischen Willens, kaum hoffen, in ihm ein Palladium gegen die wachsende liberale und radikale Flut gefunden zu haben. Die deutsche Welt steht staunend vor diesem Phänomen eines Kanzlers, der nicht einmal den Willen der Mehrheit, der er sich unterworfen hat, zu konstruieren versteht, obwohl sie doch in der sehr heiklen und klippenreichen Finanzreform zur Einmütigkeit gelangt ist. Sonst geht der Streit darum, welches Vorzeichen der politische Wille des verantwortlich Regierenden hat, und ob er eher liberal oder konservativ bestimmt ist. Es scheint, als ob dieses Kanzlers Wollen überhaupt kaum politisch determiniert ist. Dies ist das Phänomen. Und es erfüllt selbst das Publikum in der Mitte, das nicht parteipolitisch organisiert ist, mit Wehmut und Bestürzung. Es denkt daran, daß in diese gebrechlichen Hände auch die Leitung des Auswärtigen gelegt ist.

Bethmann-Hollwegs Lage läßt die greise Hilflosigkeit des Fürsten Chlodwig Hohenlohe weit hinter sich. Der hatte, fünfundsiebenzigjährig, die schwere Bürde übernommen. Widerwillig, nachdrücklich widerstrebend, mit dem vollen Bewußtsein, daß seine geistigen Kräfte verbraucht seien; daß sie bestenfalls ausreichten, durch französische Romane die eingeschlafenen Sinne zu beleben und über die Träger der politischen Hauptrollen seine niedlichen Bosheiten ins Tagebuch zu schreiben. Er ließ geschehen. In seine Amtszeit fällt die welthistorisch gewordene Initiative Wilhelms II. bei der Gründung der neuen Reichsflotte — das Flottengesetz vom 12. Juni 1900 hat für die Machtstellung Deutschlands die gleiche Bedeutung wie die preußische Armeereform von 1860. Der deutsche Imperialismus, der unter Bismarck und Caprivi ohne offizielle Hebammendienste flügge geworden, regte zum erstenmal seine mächtigen Fittige, die Flottenpläne wurden uferlos, der koloniale Landhunger und das industrielle Exportbedürfnis fingen an Fiebertemperaturen zu zeigen: indem der Greis hier geschehen ließ, wurde er von einer gewaltigen elementaren Strömung getragen, zum Teil wenigstens im Einklang mit seinem politischen Wollen. Freilich, der Gegenströmung, der Kristallisation der agrarischen Fronde im Bunde der Landwirte (3. Jan. 1896) stand er völlig machtlos gegenüber, obwohl sie nach Art und demagogischer Methode seiner stark unpersönlichen Wohlerzogenheit und seinem — natürlich — ganz lauen handelspolitischen Modernismus tief zuwider war. Aber er war wenigstens nicht ohne Humor, wenn er auch für uns posthum geboren wurde. Vielleicht hat er die Farce der Kanalrebellen insgeheim gar selbst genossen; vielleicht hat er die vergiftenden Folgen der kaiserlichen Sympathiedepesche an Ohm Krüger schärfer vorherempfunden als deren laute Kritiker. Vielleicht. Er ließ geschehen. Aber dem Chronisten, der in den Annalen blättert, stellt sich seine Amtszeit immerhin als der Rahmen dar, in dem bedeutungsvolle und zukunftsträchtige Dinge geschehen. Caprivi, der General, hat mit erstaunlicher Energie gegen die demagogisch tobenden Agrarier die Handelsverträge durchgesetzt und gegen unbesiegbar scheinende Widerstände seine Überzeugung verteidigt, daß Deutschlands Umwandlung aus einem Agrar- in einen Industriestaat keine Macht der Welt aufhalten könne. Imponierend war weniger die politische Einsicht als die zähe Verbissenheit des politischen Wollens; denn jedes Blatt Geschichte hämmert den Satz ein (der wahr ist, obwohl er noch nicht zu Roosevelts Banalitäten gehört), daß der Geschlechtscharakter des Mannes, der Geschichte machen will, der Wille ist. Herr von Bethmann lebte von jeher im politischen Geschäft. Er ist kein ausgelöschter Greis wie Hohenlohe; kein Troupier wie Caprivi, der gewohnt war, mit Menschen nur in Distanzverhältnissen, von oben herunter oder von unten hinauf, zu verkehren. Als Oberpräsident, als Minister und Staatssekretär hatte er reichlich Gelegenheit, das fließende Wasser, das man Leben heißt, und das Bündel widerspruchsvoller

Begehrungen, das man Mensch heißt, kennen zu lernen. Er ist fein gebildet, reich, unabhängig. Er kennt die preußisch-deutsche Regierungsmaschine, die Verwalter, die Verwalteten aus eigener Praxis. Seine Ausbildung zum Staatsmann könnte man als vorbildlich gelten lassen, wenn er im diplomatischen Dienst die Fährnisse und Schlüpfrigkeiten des Auswärtigen kennen gelernt hätte. Seiner Einsicht und seinem großen Ernst konnten die Gefahren nicht verborgen sein, die mit der Übernahme der Bülowschen Erbschaftsmasse verbunden waren. Bülows Blockexperiment, seit 1879 der erste Versuch, den Geist der neudeutschen Wirtschaftskultur ins Politische zu übertragen und die Liberalen regierungsfähig zu machen, war gescheitert. Mußte scheitern, weil unter gleichzeitiger Ausscheidung des Zentrums und der Sozialdemokratie eine Mehrheit für eine selbst mäßig gefärbte liberale Politik in den Parlamenten vorläufig nicht zu gewinnen war. Eine Rückkehr zum alten Kartell war unmöglich, weil unter der Flagge der nationalen Forderungen keine Geschäfte mehr zu machen waren, seit sämtliche Bürgerliche die Wehrforderungen endlich nicht mehr als parteipolitisch behandelten, und weil die Fronde der Jungen die Nationalliberalen zwang, wieder mehr liberal zu werden. Herr von Bethmann mußte sich sagen: Die Entwicklung verstärkt die parlamentarische Linke; der Ruck nach links ist fühlbar. Die Abneigung gegen die Bureaukratie wächst in gut bürgerlichen Kreisen ganz zusehends. Gegen den Terrorismus der Konservativen in der Verwaltung sammelt sich ein ungeheurer Groll, nicht weil sie mißbräuchlich, sondern weil sie engherzig, rückständig, unmodern, einseitig-parteiisch ist. Gegen den Terrorismus des Bundes der Landwirte regen sich die Bauernschaft und die städtischen Erwerbsschichten in Bauern- und Hansabünden. Die Stadt lehnt sich gegen das Land, die Geldwirtschaft gegen die Agrarwirtschaft, die Intelligenz gegen die privilegierte Tradition, der deutsche Süden und Westen gegen das Ostelbiertum; kurz, die gesamte Bourgeoisie gegen die Adelsoligarchie auf. Von diesen Stimmungen und Strömungen aus werden die alten Parteiverbände zernagt und zersprengt werden. Die Nationalliberalen können heute keine Neuwahl mehr bestehen, wenn sie mit Konservativen und Zentrum allzu deutlich liebäugeln; so gut wie die Volksparteien ihren spärlichen Heerbann sich schnell würden lichten sehen, wenn sie dem wirtschaftlich bedingten Imperialismus die Wehrmittel versagten. Nun, darf ich mir den Mut zutraun, Jungfernpolitik zu treiben (wie Freund Hebbel die produktive Staatskunst benannt hat) und den neuen Drängen in ihre politische Gestalt zu helfen? Darf ich mir die Kraft zutrauen, den Kaiser zu überreden, gegen die ostpreußischen Konservativen mobil zu machen und die Monarchie und seine Dynastie hinfort statt auf den grundbesitzenden Adel auf die bürgerliche Erwerbsgesellschaft zu stützen? ‚Ich will kein Zentrumskaiser sein!‘ hat er gesagt. Ich müßte ihn selbst zwingen wollen, auszurufen: ‚Ich will kein Junkerkaiser sein‘? So unerhört ist ja die Zumutung nicht. Während der Caprivizeit sprach er von Brot-

wucher; und eine gewisse Vorliebe weist diesen Flottenkaiser ja nach Hamburg. Das aber bedeutet die politische Revolution; und obwohl ich mich damit zum Werkzeug einer elementaren Entwicklung machte, würde man das Recht haben, mich einen Jakobiner zu nennen, wie die Junker den Stein der Bauernbefreiung genannt haben. Dem Spürsinn Bülows hat vielleicht das vorgeschwebt, aber er hatte nicht den Willen zu seiner Vision.

Mir überläßt er als Erbe eine zerschundene Reform der Reichsfinanzen (die schon wieder ein drohendes Gesicht zeigen), und die preußische Wahlreform: jenes ein mehr technisches, dieses aber ein durchaus politisches Unternehmen, das schon in der Wurzel ein demokratisches Aussehen zeigt. Ich kann eine schwarzblaue Finanzreform zwar machen, indem ich die Erbschaftsmehrbelastung nach homöopathisch verdünntem Lloyd-Georgeschem Muster aufgebe und dafür Verkehr und Verzehr belaste; aber ich kann eigentlich doch das preußische Wahlrecht nicht entjunkern und entplutokratisieren, ohne es mindestens geheim und direkt zu machen. Tue ichs dennoch, versuche ich mit den Schwarzblauen zu wirtschaften, so muß ich der Wahlreform von vornherein die demokratischen Giftzähne ausziehen und zuvor mit dieser meiner Mehrheit genau definieren, wie sie aussehen muß, um eine Reform zu scheinen, ohne es zu sein . . .

Herrn von Bethmann-Hollwegs Lage ist die hilfloseste, in der seit Friedrich Wilhelms IV. Tagen je ein preußischer Staatsmann war. Er hat eine Mehrheit; aber seine Mehrheit läßt ihn im Stich. Das Zentrum denkt nicht daran, die vom Ministerpräsidenten vertretene nationalliberale Forderung der gedrittelten Wahlbezirke zu berücksichtigen. Gleichzeitig beruft ihn das erregte protestantische Gewissen, es gegen das Gift der Borromäus-Enzyklika zu schützen und vor aller Welt zu zeigen, mit welch dreister Geschichtsklitterung die in alle Ewigkeit fortwirkende Leistung der Kirchenreform und Reformatoren besudelt wurde. Es ist ein gar niedliches Paradoxon der Geschichte, daß er, gerade er berufen wurde, den religiösen und intellektuellen Modernismus gegen die ihn in alle Höllentiefen verwünschenden Mitglieder seiner Mehrheit zu verteidigen. Aber Worten eines solchen Mannes in einer solchen Lage fehlt das dröhnende Gewicht, das die Männer haben, die die wohl gehegte Autorität einer starken, selbstbewußten, zielsicheren Regierung haben. Welche unerschütterliche Autorität Politiker haben, die mit charaktervollem Willen und selbsterworbenen Überzeugungen ihr öffentliches Amt verwalten, bis Selbstwürde und Klugheit sie gehen heißen: das zeigt Bernhard Dernburg. Er geht; nicht, weil Fehler, die er unleugbar gemacht hat, und Mängel seines Wesens, die ihm nun einmal anhaften, das starke Gewicht seiner großen Verdienste niederdrücken, sondern weil ein Mann seiner frischen Initiative und die produktive, unbureaukratenhafte Art seiner Verwaltungspraxis zu dem herrschenden klerikalen und konservativen Mehrheitsgeist nicht paßt. Hier wurde im letzten Heft versucht, die Hauptzüge seiner Wesenheit zu be-

schreiben; und die Charakterzergliederung klang fast schon in einen Nekrolog aus. Aber eines Toten, der aufersteht und vor den Augen der Öffentlichkeit — und sogar auch derjenigen, die ihm seelisch durchaus nicht nahesteht — durch die Art, wie er wirkte, und die Art, wie er ging, erst recht in den Mittelpunkt lebendigen Interesses rückt. Er geht als Sieger. Man weist mit Fingern auf ihn und sagt laut, so laut, daß es den anderen grell in die Ohren dröhnt, denen, die um die Erzberger und Heydebrandt geschart bleiben: so, so ungefähr muß ein Regierender, ein Verwalter öffentlichen Gutes und Blutes aussehen. Wir wollen Dernburg übertreibend nicht einen großen Staatsmann nennen; dazu ist sein Handeln zu kaufmännisch bestimmt, sein Charakter zu wenig in den Tiefen reiner Menschlichkeit verwurzelt. Aber es ist ein Mann, der seinen Willen wirkt: a man who works his will. Das ist vom Heldischen eine wesentliche Eigenschaft.

So sehen wir den stärksten Mann aus der Regierung scheiden. Kaiser und Kanzler sind unfähig, ihn zu halten; sie sehen sich, 'mit Bedauern', zur Ohnmacht des laissez faire verurteilt. Die frei gewählten Werkzeuge des königlichen Willens werden vor den Augen des Monarchen mitleidlos zerbrochen. Auf die viel gepriesenen Vorzüge des monarchischen Staatsrechts, in dessen Mittelpunkt die freie Wahl der Minister steht, fällt, durch das Gebahren der konservativ-klerikalen Mehrheit, der Fluch der Lächerlichkeit, und Millionen Deutsche stehen beschämt vor den Übermutsausbrüchen einer Clique, deren Kröcher nicht einmal den Wortverstand so klarer Begriffe wie des Hochverrats zu fassen vermögen (der einem witzigen Idioten, dem Zehngebote-Hoffmann, vorgeworfen wird, weil er sich platonisch zum Republikanismus bekennt). Nirgends in der Welt, die vom Ozon der Kultur durchweht wird, sind solche Unaufrichtigkeiten möglich, solch unverantwortlich dummes Versteckspiel mit den Geschicken eines großen, fleißigen, wertschaffenden Volkes.

Robert Koch

Kochs Arbeit war eine ausgesprochen praktische. Er hatte außer dem Kreise der Fachgenossen viel eher den Ruhm eines siegreichen Generals als den eines Gelehrten. Und ein Feldherr war er in erster Linie. Seine wissenschaftliche Arbeit war nie Selbstzweck, sie war immer nur ein Mittel, ein Werkzeug in einem der erbittertsten und heroischesten Kämpfe, dem Kampf gegen die Volksseuchen.

Wird heute dieser Kampf von wohlorganisierten Armeen geführt, deren Offiziere und Soldaten mit allem Rüstzeug modernster Praxis versehen sind, nach Kriegsplänen, die international approbiert und durchgearbeitet sind, und sind deren Erfolge glänzende zu nennen, so verdanken wir das in letzter Linie dem Wirken dieses einzigen Mannes.

Freilich sind seine ersten Arbeiten reine Laboratoriumswerke, aber sie beziehen sich auf Dinge, die das tägliche Brot der Hygieniker waren: Milzbrand des Viehes und die Wundinfektionen.

Später richteten sich seine Interessen notgedrungen in die Weite. Für seine praktischen Ideen waren grade jene Krankheiten die Objekte der Wahl, die in fernen Ländern ihre Hekatomben fordern: die Cholera in Indien, die Malaria, Pest und Schlafkrankheit der Menschen, die Rinderpest, Küstenfieber und andere wertevernichtende Viehseuchen in Afrika. Und überall war Koch selbst zur Stelle, um zu sehen, zu prüfen, zu helfen. Noch in einem Alter, wo andere sich gern hinter den warmen Ofen zurückziehen, zog der Sechziger unermüdlich hinaus in das Innere Afrikas, um den erschreckend auftretenden neuen Verderber, die Schlafkrankheit, an Ort und Stelle zu studieren.

Unbeugsam ist die Energie, mit der er auf das Wesentliche losgeht, auf das eine Ziel. Alles, was daneben am Wege liegt, läßt er liegen, und läßt andere Nachlese halten. Ganze Generationen von Forschern haben davon gelebt, was Koch so hat liegen lassen. Und dabei nicht die schlechtesten.

Alles rein Theoretische scheint ihn zwar interessiert zu haben, aber nicht genügend, um seine eigene Arbeit daran zu setzen. Er hat nie ein Buch geschrieben, nie eine größere Abhandlung verfaßt. Vielleicht lagen ihm solche Dinge auch nicht recht. Und mit der absoluten Sicherheit der ganz Großen fing er nie etwas an, was seinen Fähigkeiten nicht durchaus adäquat war. So überließ er den gesamten Ausbau der theoretischen Immunitätslehre, deren Grundtatsachen er gefunden, und deren Grundideen er konzipiert hatte, zunächst seinen ihm kongenialen Schülern, vor allem Ehrlich und Behring. Er selbst hat nie auch nur eine einzige Zeile reiner Theorie auf diesem eminent schwierigen und geistreichen Gebiete geschrieben.

Sofort nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus im Jahre 1882 fing Koch an, sich mit der Immunisierung gegen die Tuberkulose zu befassen. Rein empirisch; denn eine Theorie dieser speziellen Immunität gab es damals auch noch nicht einmal in der Vorstellung, und gibt es auch heute noch nur recht unvollkommen. Aber Koch war das gleichgültig. Er probierte, ob man aus den Bazillenleibern Stoffe herauskriegen kann, die heilend oder schützend wirken. Rein praktisch. Das Resultat war das Tuberkulin, dessen Wirkung oder Nichtwirkung heute noch so umstritten ist, wie im Jahre 1890. Später dann hat Koch einmal, als er ein verbessertes Präparat darstellte, einige Worte gesagt, wie er sich vielleicht die Wirkung denke, aber ganz aphoristisch; und hat es auch nie weiter verfolgt. Und dabei war

die Tuberkulose das Gebiet, das Koch am leidenschaftlichsten bearbeitet hat. Es ist eben praktisch das gewaltigste. Auch von anderen wird dieses Problem, das auch theoretisch zu den allerschwierigsten gehört, unermüdlich hin- und hergewälzt, aber alle Wandlungen der Theorie interessierten Koch selbst auf diesem Gebiete wenig. Auf das Tuberkulin folgte später eine nicht minder überraschende Eruption seiner praktischen Untersuchungen, als er seine feste Überzeugung mitteilte, daß die Millionen, die man zur Bekämpfung der Rindertuberkulose für Fleisch- und Milchhygiene auswarf, für den Zweck der Sanierung der Menschen nutzlos verbraucht werden, da die Rinderperlsuchtbazillen für den Menschen gleichgültig sind. Ein ungeheurer Sturm erhob sich über dieses Verdikt, und etwas hat Koch wohl übers Ziel geschossen, aber im wesentlichen hat er recht. Die Hauptquelle der Infektion des Menschen ist der kranke Mensch, nicht das Rind. Das war wieder eine Kochsche Sache, die Praxis als Selbstzweck.

Mag sein, daß in dieser Grundeigenschaft des Mannes ein Schlüssel zu finden ist für das große Rätsel seines Lebens: seine merkwürdig späte Entfaltung. Es ist ja männiglich bekannt, daß Koch als junger Mensch absolut nichts Besonderes hervorgebracht hat. Als junger Arzt war er in der Praxis, und saß dann als Kreisphysikus in dem weltverlorenen Neste Wollstein im Bomster Kreise. Erst als Dreißigjähriger entfaltete er plötzlich seine Schwingen, um gleich mit seinen beiden ersten, in völliger Einsamkeit unter den engsten Verhältnissen entstandenen Arbeiten als fertiger Neuschöpfer dazustehn, der eine alte Welt in Trümmer schlug, um eine neue aufzubauen. Ich sage, vielleicht ist das ein Schlüssel, daß sehr wohl ein Jüngling geniale wissenschaftliche Arbeiten schaffen kann, daß aber reife Arbeiten für die Praxis eher ein Reservat des Mannes sind.

Auch das Mittel, das Koch anwendete, um auf einem Gebiete weiterzukommen, auf dem damals fast ein Weiterkommen unmöglich schien, auf dem Gebiete der Bakteriologie, war ein praktisches: er fühlte, daß eben die Methoden nicht ausreichen, um das damalige Chaos kritisch zu sichten und herauszubekommen, was denn nun wirklich die Bakterien für die Krankheiten zu bedeuten hätten. Und so schuf er eben neue Methoden. Er verbesserte die Mikroskope außerordentlich durch Einführung der homogenen Immersion und des Abbéschen Beleuchtungsapparates, er benutzte die Anilinfarben zur spezifischen Färbung der Bakterien, so daß er besser sehen lernte, als seine Vorgänger. Vor allem aber zeigte er, wie man aus einem verwirrten Gemisch aller möglichen Keime eine Art, die gesuchte, herausfischen kann, indem man sie in „Reinkultur" züchtet, eine Zelle isoliert und aus dieser einen neuen, einheitlichen Stamm heranzüchtet. Das war die Revolution, damit konnte bewiesen werden, was bislang immer wieder bestritten werden konnte, daß die Bakterien wirkliche Arten zeigen, und daß eben einige dieser Arten krankmachend wirken.

Alles andere war zunächst reine Arbeitssache, wie immer, wenn eine fundamentale neue Methode zur Welt kommt. Als dann Koch aus seinem Nest heraus in einen angemessenen Wirkungskreis gelangte, konnten natürlich seine Schüler, Schlag auf Schlag, für eine ganze Reihe der wichtigsten Krankheiten die Erreger finden: Diphtherie, Typhus, Tetanus usw., und er selbst die Tuberkelbazillen. Bei anderen lagen ganz spezielle Schwierigkeiten vor, die erst später überwindbar waren, wie bei Diphtherie, Influenza. Das war die erste Ära Koch, die Auffindung und Präzisierung einer Reihe der wichtigsten Bakterien und ihrer Rolle bei den „Infektionskrankheiten".

Wie gesagt, hat sich Koch selbst experimentell, außer bei der Tuberkulose, kaum daran beteiligt, seine Interessen gingen anderswohin. Schon in der ersten Milzbrandarbeit hatte er sich nicht mit dem Nachweis der

Erreger begnügt, sondern aus seinen Lebensbedingungen bereits so grundlegend wichtige Schlüsse auf die praktische Bekämpfung der Seuche gezogen, daß eigentlich fast alles gesagt war, was zu sagen wichtig war. Die Prophylaxe war damit wissenschaftlich fundiert, und sie ist dann der Hauptinhalt von Kochs Lebenswerk geblieben.

So ging es nun weiter. Als die Cholera 1883 auftrat, ging Koch nach Indien. Natürlich fand er den Erreger, das war unausbleiblich. Aber vor allem: er studierte ihn wieder in erster Linie auf die Prophylaxe hin, gab erschöpfende Maßregeln zur Bekämpfung der Seuche an. Mit welchem Erfolge, lehrte Hamburg im Jahre 1892. Wenn tatsächlich heute die erotischen Seuchen, wie Cholera und Beulenpest, für unsere Länder zu bloßen Namen geworden sind, wenn diesen Würgengeln Zehntausende von Leben aus dem Rachen gerissen sind: das ist Kochs Werk. Seine praktische Bejahung der theoretischen Forschung.

Und weiter ging so sein Weg. Nach den Bakterien kamen die Parasiten aus dem Tierreiche, die Sporozoen, Spirochäten und Trypanosomen, die als die Erreger der wichtigsten Tropenseuchen erkannt wurden. Und wieder ging Koch hinaus, um sie nicht nur zu studieren, sondern zu bekämpfen.

Alle diese Probleme sind im Prinzip gelöst. Wir haben noch nicht überall die praktische Möglichkeit, sie bis ans Ende aufzurollen, die Krankheiten überall ernstlich einzuschränken. Die Grundidee, die Parasiten im leidenden Körper selbst zu vernichten und damit die Infektionsquellen abzubinden, ist noch nicht ganz realisierbar, weil die chemischen Mittel noch nicht Vollendetes leisten. Das ist die Aufgabe der nächsten Generationen.

Sie wird gelöst werden.

Ob wir bei dem Problem, das Koch bis in seine letzten Tage beschäftigt hat, bei der Ausrottung der Tuberkulose, ebenso hoffnungsfroh sein dürfen? Das Ziel ist über die Maßen großartig, aber der Weg ist weit und unsicher, der Schwierigkeiten zu viele. Und der Wegweiser auf diesem schweren Gange hat die scharfen Augen geschlossen, die nimmermüden Hände zeigen nicht mehr voran.

Carl Oppenheimer

Zwei Großstadtprogramme

Zwei der Preisträger in dem Wettbewerb „Groß-Berlin", den die Stadtverwaltung der Reichsresidenz veranstaltet hat, um doch wenigstens auf dem Papier zu tun, was de facto zu tun sie nun einmal unfähig scheint, haben die Erläuterungsschriften, die ihren Plänen beigegeben sind, als Bücher erscheinen lassen. Der erste dieser Preisträger ist eine Gruppe von drei Männern, die aus dem Architekten Bruno Möhring, dem Universitätsprofessor Rud. Eberstadt und dem Ingenieur Rich. Petersen besteht. Ihr Programmbuch ist bei Ernst Wasmuth erschienen. Der zweite Prämiierte, ein Einzelner, der die ganze Arbeit allein geleistet hat, ist der Architekt Hermann Jansen. Dieser läßt sein Buch im Selbstverlag erscheinen. Man greift zuerst zu dem ersten der beiden Berichte, um des Namens Rud. Eberstadt willen. Denn dieser Mann hat ein Buch über modernes Wohnungswesen geschrieben, das trotz einer nicht eben klaren Disposition zu dem Besten gehört, was über diese Materie gesagt worden ist und das als eine ebenso wissenschaftlich konsequente wie lebendig moderne Arbeit zu gelten hat. Da er der gegebene Schriftsteller der konkurrierenden Dreieinigkeit war, so hofft man vor allem der praktischen Anwendung seines Wissens zu begegnen und verspricht sich von seiner Verbindung mit einem ideenreichen Architekten, wie Möhring etwas Außerordentliches. Das Resultat bleibt aber, bei aller Tüchtigkeit, hinter den Erwartungen zurück. Man spürt den konstatierenden Gelehrten, wo mehr eine unternehmerhafte Kühnheit geboten war, trotzdem dieses

Buch der Vorschläge immerhin sehr reich an Einzellösungen ist. Es bleibt eben bei Einzellösungen. Bei aller Kühnheit im Detail vermißt man den unumgänglichen Radikalismus im ganzen. Das Wesentlichste dieses Buches — zu dessen Verständnis freilich die Kenntnis der im Akademiegebäude ausgestellten Planzeichnungen unerläßlich ist — ist ein Vorschlag zur Reform des städtischen Miethswohnhauswesens. Originalität ist diesem Vorschlag nicht abzusprechen, der bei fünfstöckiger Randbebauung großer, von den Hauptverkehrsstraßen umschlossener Terrains, im Innern dieser hoch umbauten Flächen Reihenhausgruppen mit Gärten, dem Durchgangsverkehr entzogene Wohnstraßen, öffentliche Spielplätze und im Zentrum gar einen Anger mit Kirche vorsieht, der also innerhalb großstädtischer Baublocks von etwa 400—600 Meter Seitenlänge etwas Dorfähnliches herstellen und so Heimatsgefühl mitten in der Großstadt erzeugen möchte. Leider ist dieses Gebilde eine reine Phantasieschöpfung, selbst wenn das Schema hier und dort ausgeführt werden sollte. Wert haben aber solche Vorschläge nur dann, wenn sie logisch aus vorhandenen Keimen entwickelt werden, wenn sie nichts sind als die Konsequenzen einer noch latenten Entwickelung. Es ist in den Plänen Möhrings und Eberstadts — der Ingenieur kommt in der Beurteilung ja immer zu kurz, weil sich seine Arbeit am schwierigsten feststellen und kontrollieren läßt — viel Theorie, obwohl die Arbeitsleistung im ganzen imponierend ist. Es steht diese Konkurrenzarbeit, deren Ergebnis das Programmbuch ist, ungefähr in der Mitte zwischen der viel weniger bedeutenden des Architekten Bruno Schmitz (im Verein mit Ingenieur Blum) und der bedeutenderen von Hermann Jansen. An die Lösung Schmitzens, die eine Unmenge neuer Monumentalbauten vorschlägt und die vollkommen übersieht, daß es gar nicht auf eine architektonische Theatralik des Großstadtbildes ankommt, sondern in erster Linie auf grundlegende Dispositionen, auf sozialwirtschaftliche Organisationsgedanken des chaotischen Riesengebildes Berlin, erinnern in den Plänen von Möhring — Eberstadt — Petersen zum Beispiel die Vorschläge eines neuen Opernhauses am Ende der durchgeführten französischen Straße im Tiergarten, die Entwürfe großer Repräsentationsbauten am Viktoriapark, von Ausstellungsgebäuden und Konzerthäusern und die Neuanlagen am Königsplatz. An Jansens bedeutende Sachlichkeit dagegen erinnern die zum Teil sehr guten Verkehrsvorschläge, Bebauungspläne und Darlegungen prinzipieller Natur.

Jansens Programmbuch ist ohne seine Planzeichnungen noch weniger verständlich. Nicht weil es unklar ist, sondern weil sich seine Pläne, dem Kennwort: „In den Grenzen der Möglichkeit" gemäß, durchaus auf gegebene Realitäten beziehen und weil seine Vorschläge lebendig angeschaut sein wollen. So genommen wird Jansens Buch zu einem sehr wertvollen Dokument. Es scheint, als habe dieser Architekt so einheitlich und großzügig nur arbeiten können, weil er allein stand. Es ist ihm etwas außerordentlich Reifes gelungen, etwas, das des ungeteilten ersten Preises würdig gewesen wäre. Seine Arbeitsmethode spiegelt sich sowohl in seinen Plänen wie in seiner Erläuterungsschrift außerordentlich klar und sicher wieder; seine Gesamtarbeit überzeugt so nachdrücklich, daß man mit der Empfindung eines ästhetischen Erlebnisses vor seinen schönen Plänen und Vorschlägen steht. Es ist höchster Aufmerksamkeit wert, wie Jansen überall am historisch Gegebenen anknüpft, wie er an den rechten Stellen pietätvoll schont und anderswo kühn das Notwendige tut. Bewunderungswürdig ist es, wie er an der weiteren Stadtperipherie die Wohnbezirke von den Industriebezirken trennt, wie er Anlagen von Kleinwohnungssiedelungen in der Umgegend vorschlägt, wie er die Grünflächen um die Wohnbezirke herum und tief in die innere Stadt hineinführt, wie er die Platzanlage und das Mietswohnhaus-

problem behandelt, Straßenbilder gestaltet, Straßenlinien führt, die Wasserstraßen ausnützt und den Verkehr durch Untergrundbahnen regelt, wie er die Gelände aufteilt, die Hauptverkehrsadern bis ins Herz der Stadt hineinführt und bei allem einschränkenden Realitätssinn unbedingt zu sein weiß. Jansen zeigt, wieviel jetzt noch an dem unglückseligen Gebilde Berlin getan werden könnte, mit kühner Vernunft und furchtloser Sachlichkeit. Er ist von allen Teilnehmern der klarste und besonnenste. Er verschwendet nicht die Kraft, um szenisch wirkungsvolle Repräsentationsbauten vorzuschlagen, die von selbst kommen, wenn ernstliche Reformen beginnen, sondern er sammelt die Kraft zugunsten kluger Typenbildung, zugunsten einer charaktervollen Uniformität. Er will eine Großstadt, die Gesamtcharakter hat. Er scheut sich nicht vor Durchbrüchen im Stile Haußmanns; und doch zerstören seine Vorschläge vielleicht weniger als die aller anderen Konkurrenten. Sich seine Arbeitskraft zu sichern, müßte die erste der reformatorischen Taten der Stadtverwaltung sein.

Aber vom Wert der Pläne kann und soll in diesen kurzen Anmerkungen nicht die Rede sein. Es sollte nur auf die beiden Programmbücher hingewiesen werden, weil sie genug Grundsätzliches enthalten, um als Programmschriften auch in einem allgemeinen Sinne gelten zu können. Als Programmschriften des Problems Großstadt überhaupt. Das heißt: eines Problems, mit dem sich jeder deutsche Großstadtbewohner in den nächsten Jahrzehnten irgendwie auseinanderzusetzen haben wird.

Karl Scheffler

Luthers Antwort

Wir lassen die Stürme, in welche die Borromäus-Enzyklika die protestantische Welt versetzt hat, vorüberrauschen. Sind es wirklich Stürme, die die Luft reinigen und auch die Finsterlinge und Dunkelmänner hüben endlich, endlich in den Pfuhl zum römischen Antichrist fegen, zu dem sie in alle Ewigkeit gehören? Wir fürchten, so mancher laute Protestler, den die Wallung modernen Empfindens mit in den Wirbel gerissen, wird seine Entrüstung und Kampfstimmung in dem Winkel seiner Ofenecke verknurren. Aber wir zwingen uns zu hoffen und blättern inzwischen in dem herrlichen Luther-Briefwechsel, den uns der Inselverlag in Leipzig im vergangenen Jahr geschenkt hat (herausgegeben von Reinhard Buchwald). Ich notiere ein paar Stellen; sie lassen immerhin die Seele des gewaltigen Mannes ahnen, dem die spanischen Jesuiten in Rom den Bauch zum Gotte geben. S. S.

Wie tief verworfen muß Gottesfurcht und Gottesdienst von Menschen sein, die keine Disputation über die Macht von Kirche und Papst dulden und in diesen Fragen bloß stumme Treue und Dankbarkeit gelten lassen wollen.

Ihr sollt also wissen, daß ich solche tadelsüchtige Gegner für nichts Besseres denn für Gespenster und Nachtgeister halte, und das sind sie auch. Darum will ich mich auch nicht darum kümmern, was ihnen gut oder schlecht dünkt. Was meine Kühnheit und Bescheidenheit angeht, so weiß ich gewißlich, daß die Wahrheit weder an Wert gewinnt, wenn ich bescheiden bin, noch entwürdigt wird, wenn ich allzu kühn bin . . Ist es doch bekannt, daß nichts Neues ohne Hoffart oder wenigstens ohne Schein von Hoffart und Zanksucht hervorgebracht werden kann. Gesetzt, die Demut selbst wollte eine Neuerung ins Werk zu setzen versuchen, bald würde es ihr von denen, die anderer Meinung sind, als Hoffart ausgelegt werden. Warum hat man Christus und alle Märtyrer getötet? Weshalb sind die Kirchenlehrer auf Mißgunst gestoßen? Weil man in ihnen stolze Verächter der alten geachteten Weisheit und Wissenschaft sah;

weil sie solche neue Gedanken ohne den Rost der alten Schule zu äußern unternommen haben. Darum sollen meine Feinde nicht jene heuchlerische Demut von mir erwarten, die ihren Rat und Schluß einholt, ehe sie etwas veröffentlicht.

. . Und so hat denn meines Erachtens der Kampf noch nicht einmal richtig begonnen: so wenig dürfen die großen Herren zu Rom schon an ein Ende denken. Ich will euch meine Schrift senden; urteilt, ob ich mit Recht verkünde: der wahre Antichrist, von dem der Apostel spricht, herrscht in der römischen Kurie. Ich kann, denke ich, den Beweis erbringen, daß der Papst heutzutage schlimmer ist als der Türke.

. . Darum werde ich dem Kaiser Karl antworten, ich gedächte nicht zu kommen, falls es lediglich auf einen Widerruf abgesehen sei; widerrufen könnte ich auch hier, wenn nur das vonnöten sei. Will er mich aber in Worms töten und um meiner Antwort willen als Feind des Reiches ansehen, dann erbiete ich mich zu kommen. Denn durch Christi Gnaden will ich nicht fliehen und sein Wort in Gefahr lassen. Und das weiß ich ja ganz gewiß, daß jene Mordbuben keine Ruhe haben als bis sie mich getötet haben. Freilich ist es mein Wunsch, daß wenn möglich niemand an meinem Blute schuldig wird als die Papisten. Wir sind wieder ganz und gar zu Heiden geworden, wie wir es vor Christo waren; so fest hält der listige Antichrist die Reiche der Welt in seiner Hand und Herrschaft.

Die Briefe aus Rom habe ich gelesen, still, schmerzbewegt, weil ich auf den Höhen der Kirche diese Verdummung und diese Sündhaftigkeit mit Augen sehen mußte. Ich fürchte, das Licht des Gewissens und das Licht der Wahrheit haben sie so außer sich gebracht, daß sie jedes Gedankens, jeder Empfindung forthin unfähig sind.

Von ganzem Herzen freue ich mich, daß ich für eine so herrliche Sache leiden darf; und ich fühle mich unwert einer so heiligen Prüfung. Ich fühle mich jetzt viel freier, da ich nun gesehen habe, daß der Papst der Antichrist ist und der Satan in seinem Herzen wohnt. Nun bewahre nur Gott die Seinen, daß sie sich durch sein teuflisches Gebaren vom Glauben nicht abwenden lassen.

Was haben Ordnung und Frieden mit der Herrschaft des römischen Pfaffen zu tun, in der Christus ausgelöscht und die Verleugnung des Glaubens an ihn auferlegt wird. Ich kochte so vor Entrüstung, daß ich mich (in der Antibulla) kurz fassen mußte. So lastet jene satanische Bulle auf meiner Seele, und am liebsten hätte ich völlig geschwiegen. Kennt ihr, seit Erschaffung der Welt, einen Teufel, der so schamlos gegen Gott gesprochen hat? Aber ich finde keine Worte, so überwältigt mich die Übergröße jener schändlichen Lästerungen.

Wie Spalatin berichtet, hat sich Alexander vermessen zu sagen: „Wenn ihr Deutschen, die ihr an den römischen Stuhl am wenigsten von allen gezahlt habt, auch das Joch der römischen Knechtschaft abschüttelt, so wollen wir doch dafür sorgen, daß ihr euch in Bruderzwist aufreibt und euch selbst hinmordet." Soweit Spalatin. Und daß eben diese Greuel von Rom gegen uns geschürt werden, habe ich stets gesagt und geschrieben. Jetzt seht ihr, wie der Papst die Lämmer Christi weidet.

Kierkegaard und das ethische Experiment

Ueberall wo man bei Kierkegaard hineinliest, hat man das Gefühl, das man bei jenen Träumen hat, in denen man fällt ohne Aufhören. Alles Sinnenfällige, alles, was in irgendeinem äußerlichen Sinne ge-

schieht, ist so dünn bei ihm, daß man mit einem, nicht einmal starken, Stoß hindurch ist; sofort darunter aber flutet eine psychische Unendlichkeit. Man fällt, — aber was ist da fallen? Was ist da oben oder unten?

Vielleicht ist die ganze Welt rein stofflich nur so ausgedehnt, daß sie in eine Nuß, einen Stecknadelknopf, einen mathematischen Punkt ginge. Alles ist Zwischenraum, ist „Kraft", Abstoßungs- und Anziehungskraft. Im Psychischen jedenfalls scheint es etwas derartiges zu geben. Der Stoff des Geschehens ist wenig oder nichts. Die Wirkung, die Auffassung des Menschen vom Geschehen macht erst das Geschehen, formt, gestaltet es erst, macht aus Zufällen und Gleichgültigkeiten Schicksale und Taten.

Das ist nicht im Sinn einer Erkenntnistheorie gemeint, welche die Dinge umversteht, ohne sie eigentlich zu bewegen. Es gilt vom realen Verhältnis der verschiedenen Arten des Erlebens zueinander.

Es gibt Menschen, deren Erleben im gewöhnlichen Sinn des Wortes so monoton ist, daß man sagen würde, sie erleben überhaupt nichts, die aber in diesem fast nichts von äußerlich bemerkbaren Erlebnissen ganze Welten und das Schicksal der Gottheit durchleben.

Man ist versucht zu fragen, ob nicht vielleicht überhaupt das äußere Erleben zu dem inneren, die Menge der „Erlebnisse" zu ihrer verstandenen Bedeutung im umgekehrten Verhältnis stehe? Liest man jene Modernen, bei denen das „Erleben" und Vielerleben im Mittel steht, so möchte man es glauben.

Es sei so oder es sei nicht so, jedenfalls gibt es Menschen, deren äußeres Erleben gering und unbedeutend ist, die aber in diesem Wenigen und Geringen alles erleben, was andere mit dem tumultuarischsten Leben auch äußerlich nicht einmal umfassen, alle Sünden, alle Genüsse, alle Schicksale, alles, was man wollen, alles, was man lassen kann, alle Schrecknisse, alle Angst, auch allen Jubel und Sieg.

Es schlagen aber diese Erlebnisse fortwährend über ihnen zusammen. Und es kommt darauf an, ob und wie sie Herr darüber werden können. Hier liegt ihre unendliche Wichtigkeit; hierin sind sie die Stellvertretenden.

Kierkegaard und Nietzsche gehören als Extreme zu diesen Geistern. Nietzsche unterworfen, hingegeben. Wie die Empfindung läuft, dichten sich ganze Weltgeschichten, ganze Philosophien vor ihm hin. Es ist, als wäre das ganze Material des Menschseins ins Rutschen geraten und fahre, in durchsichtige Gestalten sublimiert, durcheinander; alles kommt mit allem in Berührung, die seltsamsten Verbindungen stellen sich her und zerfließen wie Dünste.

Kierkegaard, ähnlich reich, ist doch ganz Willensmensch. Alles, was aufleuchtet, wird sofort seinem besonderem Ideal unterjocht. Dieses Ideal selbst erhält in dem also phosphoreszierenden Bewußtsein die Färbung, völlig frei gewählt, ja bewußtes Experiment zu sein.

Man weiß, daß Nietzsche sich viel mit dem Gedanken des ethischen Experiments trug. Kierkegaard hat diesen Gedanken schon vor Nietzsche aufgeworfen, — man sagt vielleicht besser: als Stück seines Selbstbewußtseins vorgefunden und gelebt.

Es ist bekannt, daß der Traum nichts anderes ist als eine fortgesetzte dichterisch freie Motivierung der verschiedenen zufälligen Empfindungen des Schlafenden. Auch dem Wachenden schwimmt alles Geschehen in einem breiten psychischen Meere.

Alles Geschehen ist unendlich mannigfacher Motivierung fähig. Bei einem stark innerlich lebenden Menschen ist natürlich stets ungeheuer viel gleichzeitig in Bewegung. Es macht Reichtum einerseits oder Dürftigkeit eines Menschen, seine Gesundheit und Kraft andrerseits oder seine Schwäche aus, wie er seine Welt und das Geschehen um sich und in sich zu motivieren versteht. Und in diesen Zusammenhängen lebt alle Religion. Man kann sie geradezu als die Kunst,

weltumspannend groß und stark zu motivieren, verstehen. (Wobei natürlich von einem wirklichen, das heißt wirkungskräftigen, innerlichen Motivieren die Rede ist, und nicht von einer Technik der Vorstellungsweise oder selbst des stimmungsmäßigen Anempfindens, mit dem immerhin häufig das Wachsen der Motivierungskraft beginnen mag.)

Je reicher und sozusagen gelenkiger einer in dieser Fähigkeit der Motivation ist, desto mannigfaltiger wird natürlich auch er selbst sich deuten lassen. Von Nietzsche ist das bekannt genug. Was Kierkegaard betrifft, von dessen Schriften eine schöne deutsche Gesamtausgabe erscheint (bei Diederichs), so konnte man vor einigen Jahren eine Notiz über ihn unter der Überschrift lesen: „Der Heilige als Schurke". Es war damit dieses Element des ethischen Experiments und einiges, was damit zusammenhängt, gemeint.

Menschen dieser Art wollen weniger plump angefaßt sein.

Arthur Bonus

Durchlaucht und Bankier

Der Kaufmann hat sich in der allgemeinen Wertung am schwersten durchsetzen können. Ihm verschloß das tief wurzelnde Vorurteil gegen die Beschäftigung mit Zinsen und Prozenten den Weg in den Bereich der öffentlichen Anerkennung. Noch heute gibt es Schichten der Gesellschaft, in denen das Gewerbe des Kaufmanns als ein unehrliches im Sinne des Mittelalters gilt. Die breiteste Kluft trennte die Träger der vielzackigen und geschlossenen Kronen von den Erwerbern der Doppelkronen. Die Aristokratie der Geburt nach hat lange vom Kaufmann nichts wissen wollen. Selbst dann nicht, wenn er sich ihr konvertiert, dekoriert und mit dem Adelsprädikat versehen präsentierte. Der „königliche Kaufmann" war immer nur ein König unter seinesgleichen. Im übrigen blieben die Reiche getrennt. Ein paar Mesalliancen konnten am Prinzip nichts ändern. Man nahm das Geld und ließ sich die dazu gehörige Frau gefallen. Oft gab man die Frau zurück, nachdem der finanzielle Teil des Sozietätverhältnisses erledigt war. In gewisser Hinsicht sind es Rassenunterschiede, die den elementaren Gegensatz zwischen den beiden Faktoren der sozialen Entwicklung erklären. Wenn Kultur Geschlossenheit des Stils ist, so war der Adel — nicht als Träger, sondern als Inhaber einer Kultur — der Gruppe der Erwerbenden überlegen. Das geschäftliche Leben blieb lange kulturlos, weil es sich gegen kulturelle Vorurteile zu behaupten hatte. Erst nachdem die wirtschaftlichen Kräfte sich konzentriert hatten, nachdem sie eine Macht mit einem eigenen Stil geworden waren — fing die geschäftliche Kultur an, sich durchzusetzen. Der Kaufmann gewann ein paar Sprossen auf der gesellschaftlichen Stufenleiter; und der Aristokrat näherte sich, zögernd noch, aber mit sichtbarem Interesse für das Neue und Unbekannte, der ängstlich gemiedenen zweiten Klasse.

In Oberschlesien, wo die großen Kohlen- und Eisenmagnaten residieren, gewann die neue Überzeugung von der Mission des Geschäftsmannes am raschesten Anhänger. Die Henckel-Donnersmarck brauchten nur auf ihre Abstammung zurückzugreifen, um den Kontakt mit den businessmen herzustellen; und bei den Hohenlohes schien eine gewisse Begabung für praktische Finanzpolitik vorhanden zu sein. Verschiedene Träger des Namens Hohenlohe übten sich in der Kunst des Kaufmanns; aber die Würdigung der Zunft fanden sie erst, als Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Öhringen, Herzog von Ujest, sich mit Karl Fürstenberg, dem Herrn der Berliner Handelsgesellschaft, alliierte. Der Fürst ließ sich vom Bankier gründen. Er machte aus einem großen Teil seines Besitzes eine Aktiengesellschaft, ließ sich eine stattliche Rente fixieren und glaubte nun, den Freibrief zur ungemessenen Vermehrung seiner vierzig oder fünfzig Millionen gewonnen zu haben. Das Bündnis ging in

die Brüche. Der Bankier trennte sich von der Durchlaucht. Zwei Welten, die der Kitt des „modernen Geistes" verbunden zu haben schien, schieden sich voneinander; und der alte Kontrast zwischen Ritter und Handelsmann trat in voller Schärfe der Konturen wieder hervor. Ganz einfach: er war niemals verschwunden; er steckte unter der Oberschicht der freundschaftlichen Verbrüderung und war stets bereit, wieder an die Oberfläche zu kommen, weil das Material, das ihn bedeckte, keine Haltbarkeit besaß.

Der Aristokrat hatte sein Vorurteil nicht aufgegeben; aber er war klug geworden und wollte deshalb aus seiner Verachtung des Händlers Nutzen schlagen. Nach wie vor hielt er an dem Glauben seiner Väter fest, daß das Feilschen um den Profit ein unehrliches Handwerk sei; der Ehrenkodex aber ein verschlossenes Buch für den Kaufmann. Nie tat er einen Blick in die Werkstätten des Kaufmanns. Was er von ihm wußte, beschränkte sich auf die traditionelle Meinung: „Der Geschäftsmann kennt keine Moral". Aber diese Welt der Unsittlichkeit, des ungehemmten Spiels der Kräfte mußte ihre Reize haben. Untergeordnete Subjekte, Hausjuden, die man für allerhand Dienste in Anspruch nahm, reizten die Neugier nach dem Unbekannten. Warum sollte man's nicht auch mal versuchen? Vor dem Verdacht allzu intimer Vermischung mit der Crapule schützt die geschlossene Krone und der Millionenbesitz. Man konnte als Grandseigneur auftreten und dem Bankier die Bedingungen diktieren. Ein Diener war gut genug, die Verhandlungen einzuleiten. Der Krämer durfte nicht größenwahnsinnig werden und sich einbilden, der Fürst halte ihn für seinesgleichen. Hätte der Bankier dem Mittler die Tür gewiesen und dem Fürsten gezeigt, daß im Reich des Geschäfts ein Kontrahent dem andern gleich sei, so wäre der Magnat vielleicht stutzig geworden und hätte seine Ansicht vom Kaufmann revidiert. Der aber enthob ihn dieser Mühe; denn auch er stand im Banne eines durch die Tradition geheiligten Vorurteils. Dort — der Kaufmann ist etwas Minderwertiges; hier — der Fürst ist etwas Besonderes. Der eine: ein kluger Taktiker auf dem Felde der Finanz; ein scharfer Durchdringer verwickelter Situationen, ein witziger Pointeur und Meisterer der Materie. Der andere: eine Durchlaucht mit den Privilegien der Ebenbürtigkeit; ein Wahrer beträchtlichen Reichtums; ein Hüter aristokratischer Überlieferung; ein Verächter des Geschäftsmannes. Konnten diese zwei Weltanschauungen vereinigt werden, ohne daß eine Katastrophe entstand? Warum nicht, wenn Intelligenz die Brücke bildete. Aber der Fürst verlor die Haltung. Er sah um sich; hüllte sich in den Panzer des Standesbewußtseins; und hielt sich nun gefeit gegen das Eindringen moralischer Bedenken. Sein Prinzip war: J'ordonne; je commande. Der Kaufmann bedarf keiner Rücksicht. Das Geschäft kennt keine empfindliche Epidermis. So wurde der aristokratische Dilettant ein potenzierter businessman. Und der Bankier sah sich um Jahrhunderte in der Kultur zurückgeschleudert. Er war wieder der untergeordnete Mäkler, der den Herrn mit Geld zu versorgen hatte und, zum Dank, mit den Hunden vom Burghof gehetzt wurde. Er mußte die apodiktischen und rücksichtslosen Forderungen des Ritters erfüllen. Zähneknirschend oft; aber entschlossen, das Mögliche zu ertragen, weil ihm die Verwaltung fremden Geldes, die Pflicht guten Zins zu erlangen Selbstbeherrschung vor dem mächtigen „Geschäftsfreund" gebot. Bis der Tag der Zerschneidung des Bandes kam. Die Bahnen des Wollens hatten sich weit voneinander entfernt: der Fürst sah noch immer nicht die besonderen Gesetze der geschäftlichen Welt; der Bankier konnte die Mißachtung der ihm anerzogenen Prinzipien nicht länger mit ansehen. Die Sozietät des fürstlichen Geschäftsmannes mit dem bürgerlichen Vertreter der Gattung hatte sich als Unmöglichkeit erwiesen. Das Vorurteil schob sich als trennende Gewalt zwischen beide.

Keiner von beiden konnte sich aus den Fesseln atavistischer Anschauungen befreien; und die Anpassung war eine nur äußerliche. Beide wurden von der gleichen Absicht getrieben: von dem Wunsch, ein gutes Geschäft zu machen. Aber der geborene Kaufmann war dem Dilettanten überlegen; denn in diesem Falle war er der Vertreter einer Kultur, während der andere diese Kultur und ihre Forderungen nicht kannte. Der Bankier scheiterte, am letzten Ende, an dem Mangel richtiger Distanz zu den Hochgeborenen. Der Maßstab wird, in vielen Fällen, durch die materielle Überlegenheit ersetzt. Die sorgt für den Ausgleich. Zwischen Fürstenberg und dem Multimillionär Hohenlohe gabs dieses Mittel der Balance nicht. Und so konnte die durch die Verschiedenartigkeit der Weltanschauung bedingte Krisis nicht aufgehalten werden.

Daniel Ricardo

Das Schicksal der Tänzerin Ermina Hautaine*

Ein junges, schlankes Geschöpf mit auffallend bleichem Gesicht, mit ebenmäßiger Gliederbildung und mit elastischen Bewegungen tritt vor einen hin. Man mag Zeuge sein, wie sie nach der Vorstellung vom Publikum umjubelt, von Autographenbettlern umdrängt, ihren Wagen besteigt; denn Ermina Hautaine ist Tänzerin, eine von denen, die sich ihre ganz individuelle rhythmische Kunst geschaffen haben. Man mag sie auch später in ihrem Atelier belauschen, das manche erlesene Kostbarkeit birgt, und sie stumm und sehr in sich gekehrt dastehen finden; denn Ermina Hautaine war ursprünglich Bildhauerin und wird es nachher wieder werden. Immer aber hat dies junge, schlanke und stolze Geschöpf eine Frage auf ihren Lippen — unser aller Frage — die Frage nach ihrem Schicksal.

* Roman von Maria Seelhorst. Berlin 1910. S. Fischer, Verlag.

Dies Frauenschicksal ist kein von Männern gemachtes. Früher war das freilich so, wenigstens in den Büchern, daß die Frau heiratete und dann den Wettermacher in ihrem Gatten erhielt oder daß sie ihrer Liebe nachging, ohne nach Trauzeremonien zu fragen, und nun vollends von den Männern dahingestoßen wurde, wohin es denen beliebte. Ermina Hautaine trägt ihr Schicksal sehr innerlich und durchaus selbständig in sich. Das ist der Fortschritt, den dieser Roman bezeichnet, ein Fortschritt, der freilich vor dem Buche da war, doch aber das Niveau bestimmt. Ermina Hautaine hat jederzeit die Kraft, einen Mann, dem sie sich hingegeben hat, zu verlassen: sobald es das Persönlichkeitsrecht erfordert. Ermina Hautaine weiß gierige Hände, die nach ihr greifen, von sich fernzuhalten. Und wenn Ermina Hautaine schließlich doch zu dem Manne zurückkehrt, dem sie ihre süße Jugend geschenkt hat, so geschieht das nicht aus Wehleidigkeit, nicht aus Skrupeln und nicht aus Schwäche, sondern aus dem menschlich tief erlebten Bedürfnis nach Pflichten.

Die Welt ist nicht derart, daß sie sich dauernd als ein ästhetisches Schauspiel hinnehmen ließe: das steht hinter jeder Zeile dieses schönheitsfrohen Buches.

Und noch etwas anderes steht dahinter — völlig unausgesprochen, ja unbeabsichtigt, und doch bestimmend: die Frauenbewegung. Man mag ihrer spotten, es ist sogar sehr häufig geradezu erquickend, das zu tun: niemand kann leugnen, daß sie der menschlichen Gesellschaft bereits ein verjüngtes Ansehen gab.

Ermina Hautaine blickt mit diesen jungen, stolzen Augen in die Welt, — Maria Seelhorst, die sie ins Leben rief, tut es mit ihr. Das ist das Wesentliche, es ist aber auch gottlob das einzige, was von Frauenbewegung darin steckt.

Hätte eine Frauenrechtlerin dies Buch geschrieben, so wäre vielleicht derselbe jugendlich stolze Glanz in Ermina Hautaines Augen gewesen; aber es wäre auch immer derselbe Ausdruck geblieben. Diesen Roman aber

gestaltete eine Künstlerin, und so schatten die Lebenserfahrungen, schattet das Alter. Wiederum aber gewinnt Resignation den vollen, reichen Klang der Pflicht.

Durchaus künstlerisch die Darstellungsart. Ein wiegender, schwebender Stil. Es ist moderner Impressionismus im besten Sinne des Wortes, die innerlich entscheidenden Vorgänge sind stark belichtet, die nebensächlichen Verkettungsglieder des äußeren Erzählungsfortganges werden mit wenigen souveränen Worten abgetan. Klingen in diese sehr moderne Darstellungsweise Betrachtungen, Reflexionen hinein, so erhöht das nur eben den Persönlichkeitsreiz: verfährt doch Ermina Hautaine selbst ganz ähnlich, wenn sie auf ihre fließenden und duftigen Tanzgewänder hin und wieder einen Streifen verblichener alter Gobelinstickerei setzt.

Man fühlt es: ein Traum von Künstlertum ist hier zu einem Erwachen künstlerischer Wirklichkeit geworden. Der Name Maria Seelhorst, noch völlig unbekannt und doch so eigen klangreich in sich, gewinnt nun für mich einen Ton: spielende, tanzende Schellen und von fern eintönend der Ernst der großen Glocke: „Ave Maria".

Ernst Heilborn

Schwester Candide

Eines Morgens liest man in den Zeitungen, eine Schwester, eine Armenschwester sei wegen Vertrauensbruchs unter Anklage gestellt, auf Antrag eines Juweliers, der ihr allerhand wertvollen Schmuck zum Verkauf an ihre vornehmen Bekannten anvertraut habe. Der Schmuck sei verschwunden, wahrscheinlich in Pariser und Londoner Pfandhäusern versetzt, die Schwester zahlungsunfähig. Die Zeitungen sprechen davon mit einer bemerkenswerten Zurückhaltung. Als ein antiklerikales Blatt am andern Tag Skandal schlägt, wirft sich der Sozialist Jaurès in der „Humanité" zum Verteidiger der Schwester auf. Sie sei vielleicht ein Opfer ihrer Wohltätigkeitsgeschäfte, aber er könne sie unmöglich für eine Verbrecherin halten. Man möge doch abwarten ... Wer nicht abwartete, das waren die klerikalen Zeitungen. Sie hatten bemerkt, daß Schwester Candide von den kirchlichen Behörden nicht gedeckt wurde. Sie erfuhren, daß dieselben Behörden ihren Orden nicht genehmigt hatten. Aus dem klerikalen Skandal wurde ein antiklerikaler Skandal, aus der frommen Schwester die Schwester des „Blocks", das Geschöpf Waldeck-Rousseaus und die Heilige des Großen Orients. Da erhängte sich der Doktor Petit, der Vertrauensmann der Schwester. Er ging mit einem Wutknirschen in den Tod. Er töte sich freiwillig, schrieb er auf einen Zettel, um nicht vom Skandal erwürgt zu werden, den Schwester Candide heraufbeschworen habe, sie, die „überall, wo sie erscheint, Tod und Vernichtung um sich streut". Auf seinem Schreibtisch fand man zwei Papierbündel: „Beweise für die Diebstähle der Schwester Candide" und „Beweise für die Unterschlagungen der Schwester Candide". Die Schwester schien gerichtet. Ein Inspektor der Armenpflege, der, mit Hilfe der großen Zeitungen, wegen eines versuchten Feldzugs gegen die Unternehmungen der wohltätigen Schwester pensioniert worden war, erschien als Sieger auf dem Schauplatz und erzählte, warum „die Dame Faurestié" ihm schon immer verdächtig gewesen sei ... Dieselben Zeitungen, die ihn gestürzt hatten, bezogen jetzt ihre Informationen ausschließlich von ihm. Der Mann erlebte, was gewaltsam entfernte Beamte selten erleben: eine Rechtfertigung, groß wie eine Apotheose und einträglich wie der Gewinn eines Loses. Aber es kam noch einmal anders. Man weiß nicht einmal sicher, warum und wer gerade den Wind in die andre Richtung blies. Man sah nur, daß die Windfahnen sich gedreht hatten. Sie drehen sich immer mehr. Schwester Candide bekommt, in der öffentlichen Meinung, wieder ein lächelnd Aussehn. Zwar

wohnt sie noch immer im Gefängnis, aber ihre Freilassung ist nur noch eine Frage der Zeit. Ihre Gläubiger einigen sich. Die auf acht Millionen angegebenen Passiva schmelzen auf ein paar Hunderttausende zusammen, in die gutmütige Gläubiger sich teilen wollen . . . Geht eine kühne Transaktion ihrem Ende zu? Ward hier ein Finanzstreich, ein Gewaltstreich gewagt, dessen Erfolg nunmehr gesichert scheint? Haben ungeduldige Gläubiger sich durch den Skandal einen Profit erzwungen, den sie durch das genialische Geschäftsgebaren der Schwester bedroht glaubten? Man wird es wohl nie erfahren. Candide wird nach ihrer Freilassung zu ihren Schwestern zurückkehren und eine Einsiedlerin werden. Reiche Damen werden für ihr und ihrer Gefährtinnen leibliches Wohlergehn sorgen. Sie wird beten, nachdem sie davor gezittert hat, daß ihre Taten sie erdrücken könnten, wie ein zusammenstürzender Bau den Architekten unter den Trümmern seines Werks begräbt. Möglich, daß sie, die so stolz war, allein und unabhängig zu sein, jetzt in einen regulären, von den Behörden genehmigten und beschützten Orden eintritt. Dann wird eine großzügige Natur, die ans Genie grenzte, vor der mittelmäßigen Allgemeinheit Buße tun. Dann ist der Nachweis geführt, daß legendäre Gestalten und Gewalten wie die heilige Theresa di Jesu heute nicht mehr in Gebeten und großmütigen Gedanken, sondern mit Kurszetteln und in der Weisheit des Hypothekenwesens aufwachsen müssen, und daß selbst der geistliche Erfolg von der gründlichen Kenntnis des zeitläufigen Geschäftsgebarens abhängt. Wenn der heiligen Theresa das nötige Geld zum Klosterbau ausging, fanden sich immer genug Maurer und Zimmerleute, die das Werk aus Gottes- und Menschenliebe fortsetzten. Wenn sie heute lebte, würde sie mitten in ihrer Karriere von Gerichtsvollziehern aufgehalten. Sie wäre darum nicht weniger bewundernswert, und ich müßte mir Zwang antun, wollte ich der Schwester Candide meine Achtung versagen, nur, weil ihre vielleicht übertriebene Tapferkeit und ihr vielleicht überreiztes, aber so erklärliches Selbstvertrauen sie schließlich in das unheilige Frauengefängnis Saint-Lazare brachte.

Schwester Candide, mit bürgerlichem Namen Faurestié, stammt aus dem Süden, genauer: aus der Umgegend von Agen, wo fast alle großen Männer der dritten Republik her sind. Das erklärt schon ein wenig ihre erstaunlichen Erfolge bei den Mächtigen Frankreichs. Die Leute aus Agen haben ein ausgeprägtes Heimatsgefühl. Sie helfen einander, wie sie nur können. Die Regierung des Landes wird zur guten Hälfte von den Leuten aus Agen und Umgebung besorgt. Aber weit davon entfernt, in der Auswahl ihrer Freunde wahllos zu sein, sehn sie im Gegenteil darauf, daß ihre Schützlinge Talent haben. Sie lieben die Originalität. Schwester Candide gefiel ihnen, weil sie Talent, vielleicht Genie besaß, weil sie eigenartig war, und dann auch, weil sie dank ihrer Intelligenz der Stadt Agen und der Republik große Dienste erweisen konnte. Als sie ihren Orden der heiligen Anna gründete, verzogen die Bischöfe das Gesicht. Den Bischöfen gefiel sie nicht. Sie tat, was sie wollte, und wie sie wollte. Sie wollte einen Orden gründen, und sie gründete ihn. Sie wollte selbst dem Orden die Regeln geben, und sie bestimmte sie, ohne zu fragen. . . Ihre Nonnen durften kein Gelübde ablegen. „Ich nehme eure Verpflichtungen nicht an", sagte sie zu ihnen. „Vielleicht habt ihr euch geirrt, als ihr hierher kamt. Jede Kreatur ist fehlbar, sogar der Papst. Wenn ihr nicht jederzeit fortgehn könntet, so hättet ihr kein Verdienst, hier zu bleiben." Vieles Beten mochte sie auch nicht. „Kinder, ihr langweilt den lieben Gott, wenn ihr ihm immer wieder dasselbe sagt. Er kennt eure Gedanken. Geht, wischt seine Jungens, und ihr werdet ihn weit mehr interessieren." Sie sträubte sich gegen jedes Zeremoniell. Sie knirte vor niemand und sprach mit Erzbischöfen, als

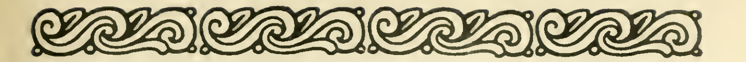
ob sie auch nur aus Agen wären. Auf ihre Bitte um Genehmigung des Ordens antwortete die kirchliche Behörde abschlägig. „Schadet nichts!" sagte sie, und der Orden blieb, was er war. Leo XIII., der ein kluger Mann war, segnete sie, trotz seiner Bischöfe. „Desto besser." Aber sie wäre auch ohne den Papst ausgekommen. Mit der weltlichen Behörde verfuhr sie ebenso. Sie nahm den Omnibus, um zur Audienz beim Präsidenten der Republik zu fahren, und stieg am Elysée ab. Nach der Audienz wartete sie auf die Rückkehr des Omnibus. Der Präsident hatte sie ebenso einfach gesehn. Für sich gebrauchte sie nichts. Sie verlangte, im Namen Gottes, Millionen für andre und verschwendete sie an die Wohltätigkeit. Drohte Gefahr, war sie zu jeder Schiebung bereit, die man ihr vorschlug. Es geschah ja nicht zu ihrem Nutzen, und sie zweifelte nicht, daß Gott die Hand darüber hielt. Man hörte sie Worte sagen wie: „Der liebe Gott ist reich genug, nicht auf einen Tausendfrankenschein zu sehn. Er besitzt die Welt." Daß es Juweliere, Bankiers und Richter gibt, konnte sie nicht leugnen. Aber sie glaubte, daß sie sich von Gott beeinflussen ließen. Hierin, in ihrem unbegrenzten Gottvertrauen, war sie naiv. Sie ist rührend in ihren kindlichen Beziehungen zu Gott, ihrem einzigen, allwissenden, allgütigen Herrn. Daß ihr Gewissen rein vor ihm sei, war ihr einziges, das unbeugsame Gesetz. Wie viele Heilige, übersprang sie die Instanzen und lebte einsam, mit ihrer alleinigen Verantwortung vor seinem Angesicht. Jeder starke Glaube kennt Äußerungen, bei denen selbst der gewöhnliche Gläubige lächeln muß. Aber es ist diese gewaltige Naivetät die Größe primitiver Genies. Sie leiden an einer optischen Täuschung, der sie ihre schönsten Visionen verdanken. Dieselbe optische Täuschung verzerrt ihnen den Alltag, und sie straucheln. Der heilige Franz von Assisi betete: „Liebe Vöglein, meine Brüder, schweigt stille, damit ich zu meinem Gotte reden kann." Candide wollte schaffen, immer Größeres, immer Vollendeteres schaffen, sie baute fünf, sechs Riesengebäude zur selben Zeit, und wenn man sie warnte, antwortete sie: „Je mehr ich anfange, desto größer wird meine Anstrengung sein, es zu Ende zu führen. Ich zwinge mich, immer rastloser, mit immer größerer Energie zu arbeiten. Gott hat mir die Kraft gegeben, damit ich nie ermüde, Er wird mir so viel Geld schicken, wie ich für Sein Werk brauche." Wenn man ihr einen Namen geben wollte, so wäre es: die Verschwenderin Gottes.

Alles, was Politik war, interessierte sie nicht. Die tuberkulösen Kinder interessierten sie. Mochten die Leute des Vatikans sich mit den Leuten aus Agen zanken. Die Leute aus Agen gaben ihr Geld für die schwindsüchtigen Kinder und ließen sie im übrigen ihrer Wege gehn. Sie hätte es gern gesehen, daß die beiden Parteien sich versöhnten, denn sie war gutmütig und friedliebend. Sie hätte jederzeit geholfen, Rom und Agen in gegenseitiges Einvernehmen zu bringen. Aber sie hätte es für Unrecht gehalten, Roms wegen Agen zu verleugnen. Rom hatte andre Sorgen als die tuberkulösen Kinder, während Agen immer noch Zeit fand, sich um sie zu bemühen. Ihr Werk vor allem! „Gott will es" . . . Kein Wunder, daß bei ihrem Sturz sich alle Parteien abwechselnd kompromittiert fühlten. Sie hatte keine Parteien respektiert. Sie gehörte zu allen und keiner. Sie kannte sie nicht. Sie nahm von dem, der gab, und fragte nicht, warum er gab, weil es ihr gleichgültig war.

Halbfertig ragt ein Riesenwerk. Schlauköpfe teilen die Beute. Eine große Frau, die, von ihrer Vision geblendet, schlechte Geschäfte machte, weil sie die zeitgemäßen Regeln der Kunst außer acht ließ, tritt in den Schatten einer weltfernen Kapelle zurück und leidet ihr tragisches Schicksal: untätig zu sein.

René Schickele

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Mensch und Maschine / von Otto Kammerer

Geistige Wirkungen auf den Einzelnen



Geistige Wirkungen der Maschine auf den Menschen? Doch wohl nur in negativem Sinn! So wird jeder denken, der diese Aufschrift liest; vor der Phantasie des Lesers wird die ehrenfeste Gestalt des Handwerksmeisters der alten Zeit heraufsteigen, der jedes Werkstück mit Liebe zur Sache, kunstgerecht und mit Formensinn herstellt; und daneben wird in seiner Vorstellung der Handlanger erscheinen, der tausend genau gleiche Werkstücke, eines nach dem andern, einer Maschine zureicht und sie wieder herausnimmt, mit dem ewig gleichen Handgriff, ohne irgendwelche Überlegung, in geisttötendem Einerlei. Und weiter wird er an den behäbigen Kaufmann denken, wie er heute noch in der Kleinstadt selbständig und unabhängig waltet und wie ihn etwa Gustav Freytag gezeichnet hat; ihm gegenüber wird er an den Verkäufer des Warenhauses oder den Arbeiter in Fabrik denken, der nur ein Rädchen im großen Triebwerk ist, nur das winzige ihm zugewiesene Arbeitsfeld überschaut und ewig abhängig von dem großen Unternehmen eine Tagesarbeit verrichtet, die ihm keinerlei geistige Anregung bietet.

Selbst der Ingenieur, der nicht von Stimmungseindrücken sich bestechen läßt, sondern mit kühler Unbefangenheit und Sachkenntnis die Welt betrachtet, wird daran denken, daß manches Werkstück, das früher auf der Drehbank hergestellt wurde, jetzt in Massen mittelst der sogenannten Revolver-Drehbank ausgeführt wird, daß aber an Stelle des Werkmeisters, der jedes Werkstück als ein Einzelstück mit Überlegung schaffte, jetzt der Junge getreten ist, der die nur mechanischen Handgriffe ausführt, die für die Bedienung der Revolverbank ausreichen.

Es mag vorerst dahingestellt bleiben, ob diese Vergleiche richtig sind; zuzugeben ist jedenfalls das eine, daß in der Übergangszeit von der Handarbeit zur Maschinenarbeit eine ungeheure Menge von untergeordneter Hilfsarbeit notwendig wurde. Solche Handlangertätigkeit war zwar zu allen Zeiten erforderlich; im antiken Rom wurden sogar die Mahlsteine von Hand gedreht, mit denen das Getreide zu Mehl zerrieben wurde. Aber diese Hilfsarbeiten wechselten mit andern Tätigkeiten ab, belasteten also den einzelnen nur vorübergehend. Die Erfindung der Maschine führte zu einer ungeheuren Steigerung der Produktion und vermehrte daher die hierzu erforderliche Hilfsarbeit auf ein Vielfaches des früheren Bedarfes. Dazu kam, daß die im Gefolge des Maschinenbetriebes eingeführte Arbeitsteilung für viele eine eintönige Beschäftigung

brachte und dadurch die Handlangerarbeit als besonders belastend hervortreten ließ.

Ist dieser Zustand nun ein Dauerzustand oder eine Übergangserscheinung? Die ersten Maschinen waren so unbehilflich, daß sie einer fortwährenden Überwachung und Pflege bedurften. Noch heute sieht man in dem Maschinenraum eines Dampfers eine Anzahl von Maschinisten in unablässiger Tätigkeit; sie untersuchen immer wieder, ob keines der Gelenke heißläuft, sie helfen überall mit Schmierung nach und kühlen im Notfall mit einem Wasserstrahl heißgewordene Lager: die Maschinisten erscheinen hier noch als die Diener der Maschine. Ein ganz anderes Bild gewährt der Blick in ein modernes Elektrizitätswerk: auf der Schaltgalerie steht der Maschinist und betrachtet von Zeit zu Zeit den Spannungsmesser; gelegentlich verstellt er den Regler an der Schaltwand und ab und zu sieht er hinunter in den Maschinenraum, wo in gleichmäßigem Surren die Dampfturbinen laufen, die sich alle Schmierung und Kühlung selbst besorgen. Hier hat die Maschine ihre Vollendung erreicht: der Maschinist ist nicht mehr ihr Diener, sondern ihr Herr.

Nicht überall ist diese Entwicklung schon zu ihrem Abschluß gekommen; wo besondere Schwierigkeiten hindernd im Wege stehen, braucht die Maschine noch eine Menge von Menschenhänden zur Hilfeleistung. So wird zwar die Kohle mit dem Selbstgreifer fast ohne Menschenhilfe aus dem Schiffsraum an Land gefördert; die Stapelgüter aller Art aber — Fässer, Kisten, Ballen — müssen durch Handlanger erst am Kranhaken befestigt werden, ehe die Maschine die Last an Land heben kann. Zwei Beispiele mögen den Gang der Entwicklung zeigen.

Die Buchdruckerkunst, wie sie Gutenberg erfand, war ein regelrechtes Handwerk. Das Schwärzen der Lettern, das Einlegen der Bogen, das Zuschrauben der Presse waren Handlangerarbeiten, die notwendig mit dazu gehörten und die man in den Kauf nahm, ohne sich darüber zu beschweren. Die im neunzehnten Jahrhundert erfundene, von der Naturkraft betriebene Schnellpresse besorgte das Schwärzen und Pressen selbst; es blieb nur das Einlegen der Bogen. Als nun Jungen und Mädchen ausschließlich mit dieser Arbeit beschäftigt wurden, da empfand man erst das Menschenunwürdige dieser Handlangerarbeit. Aber auch das war ein Übergangszustand: die heutige Schnellpresse faßt mit Saugluftgreifern selbsttätig die Bogen und führt sie ohne irgendwelches Zutun in die Maschine. Und die Rotationspresse faltet die Zeitung, schneidet sie auf und legt sie in sauberen Stapeln beiseite. Bleibt nur noch das Spiel auf den Tasten der Setzmaschine, also nur die Arbeit, die ohne geistige Tätigkeit schlechterdings nicht ausführbar ist. Nur in der Kindheit der Maschine sind Pfleger und Wärter aller Art notwendig; die vollentwickelte Maschine bedarf solcher Nachhilfe nicht mehr.

Die Bearbeitung des Schmiedeeisens geschah ursprünglich durch reine Handarbeit mit Hammer und Ambos. Noch in die Zeit des Handwerks fällt die Erfindung des vom Wasserrad getriebenen Hammerwerks, dessen hölzerne Hämmer mit Eisen beschlagen waren; noch heute findet man in einsamen Bergtälern von Tirol und Steiermark diese Reste ursprünglichster Maschinentechnik. Dann kam das von der Dampfmaschine getriebene Walzwerk, vorerst in bescheidenen Abmessungen. Es bestand nur aus ein paar Walzen, die stetig umliefen; alle Hilfsarbeiten — der Transport der glühenden Blöcke vom Wärmofen nach dem Walzwerk, das Einschieben der Blöcke zwischen die Walzen, das Auffangen der herausschießenden glühenden Schienen — mußten von Hand ausgeführt werden. Was für eine Menge von Handlangern hierzu notwendig war, das ist deutlich aus dem berühmten Bild Adolf von Menzels „Das Eisenwalzwerk" zu erkennen, das eine getreue Urkunde des Zustandes um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bildet. Zugleich gibt es uns einen starken Eindruck der dürftigen Lebensverhältnisse der Arbeiter, die inmitten des Dranges der Arbeit mit Mühe einen engen Platz finden, wo sie eilig ihr Mahl verzehren können. In den nächsten Jahrzehnten nahmen die Walzwerke immer gewaltigere Abmessungen an; allmählich wurden Maschinen ersonnen, die eine Hilfsarbeit nach der anderen dem Menschen abnahmen: erst kamen die dampfgetriebenen Rollgänge, dann die hydraulischen Hebetische. Endlich nach 1900 tauchten die elektrisch betriebenen Krane auf, die mit selbsttätigen Zangen die glühenden Blöcke fassen und sie leise und schnell durch den Raum schwingen. Der Blick in ein modernes Walzwerk erinnert in nichts mehr an das Menzelsche Bild: hohe, lichte Hallen mit gewaltigen Maschinen, von einigen wenigen Steuerleuten beherrscht, die auf einer Bühne stehend auf einer Hebel-Klaviatur spielen und mit leichten Griffen vermittelst elektrischer Ströme gewaltige Massen in Bewegung setzen, wenden und walzen und wieder stillhalten. Körperliche Arbeit ist kaum mehr zu leisten, aber um so mehr Umsicht und rasche Überlegung: Nicht mehr die Muskeln, sondern Gehirn und Nerven arbeiten jetzt.

Eine ähnliche Entwicklung vollzieht sich allmählich innerhalb der ganzen Technik, auf dem einen Gebiet schnell, auf dem anderen langsam. Im Bergbau und im Kaibetrieb ist noch eine ungeheure Menge von Handlangerarbeit notwendig; im Mühlenbetrieb und im Hüttenwerk ist die Maschine schon so vollendet, daß sie nahezu alle Hilfsarbeiten selbst verrichtet. Seit Einführung der elektrischen Kraftverteilung hat diese Entwicklung einen viel schnelleren Gang angenommen, denn dieses Mittel erlaubt es, die Naturkraft überallhin auszustrahlen und Hilfsarbeiten auch an Stellen zu verrichten, die früher der Maschine unzugänglich waren.

Die zunehmende Ausschaltung der Handlangerarbeit wird beschleunigt durch den Umstand, daß die geistige Arbeit mit zunehmender Erleichterung der Aus-

bildung im Preise sinkt, während die körperliche Arbeit fortwährend höhere Löhne erringt. Die Industrie wird durch das Steigen der Handarbeitslöhne gezwungen, die menschliche Hilfsarbeit immer mehr der Maschine aufzubürden.

So geht die Entwicklung notwendig dahin, wenige und hochwertige Arbeiter an Stelle der vielen ungelernten Arbeiter zu setzen.

Die Wirkung der Maschine ist daher kurz gesagt die: je vollkommener die Maschine wird, desto mehr verlangt sie Arbeiter, die über Umsicht und Ausbildung in hohem Maß verfügen und mehr mit dem Kopf als mit der Hand arbeiten. Die Maschine mechanisiert also die Arbeit nicht, sondern vergeistigt sie.

Geistige Wirkungen auf die Gesamtheit

Noch jetzt findet man in einsamen Bergtälern abgelegene Bauernhöfe, in denen alle hauswirtschaftliche Arbeit vereinigt ist: mit hölzernem Wasserrad und primitivem Mahlstein wird das auf dem kleinen Feld geerntete Getreide gemahlen und in einem Ofen einfachster Art das Brot gebacken; das Holz des eigenen Waldes wird auf einer durch Wasserrad getriebenen Säge ursprünglichster Form geschnitten und mit Axt und Schnitzmesser zu Einrichtungsgegenständen verarbeitet; nur Eisenteile, Leder, Weberei-Erzeugnisse und dergleichen werden gekauft.

Solche Einzelwirtschaft verschafft jedem Arbeitsmitglied eine abwechslungsreiche Tätigkeit, sie schließt aber auch jede Vervollkommnung des Arbeitsverfahrens und fachliche Ausbildung des einzelnen aus.

Die Zerspaltung der Arbeit in Handwerke beschränkt das Arbeitsfeld des einzelnen, hebt aber seine Tätigkeit durch bessere Arbeitsverfahren und durch technische Ausbildung auf eine höhere Stufe. Im wesentlichen aber stellt der einzelne Arbeitsteilnehmer noch das Werkstück als Ganzes her, führt also eine Reihe von Arbeitsverfahren nacheinander aus. Die Arbeitsteilung ist also noch eine beschränkte.

Der Maschinenbetrieb ist nur wirtschaftlich, wenn er mit einer weitgreifenden Arbeitsteilung in dem Sinn verknüpft ist, daß der einzelne Arbeiter nicht mehr das ganze Werkstück herstellt, sondern nur einzelne Arbeitsverfahren ausführt. Eintönigkeit der Beschäftigung ist der anscheinend unabweisbare Nachteil, der dem wirtschaftlichen Gewinn gegenübersteht; naturgemäß muß die Befürchtung auftauchen, daß eine Verminderung der geistigen Regsamkeit als Folge der weitgetriebenen Arbeitsteilung eintreten muß.

Der Arbeiter von heute kann nicht mehr das ganze Werkstück ersinnen und nach seiner Überlegung und seinem Geschmack formen; um so mehr aber kann er dem Arbeitsverfahren selbst seine Aufmerksamkeit zuwenden. Es genügt nicht, daß die Maschine gut durchdacht ist, mit der das Werkstück hergestellt wird, und

daß dieses selbst richtig entworfen ist; fast immer ist noch irgendeine Anpassung, eine Aufspannvorrichtung, ein Hilfsmittel notwendig, um die Maschine für das gerade herzustellende Stück zurecht zu machen. Nur der denkende Arbeiter ist imstande, solche Anpassungen zu ersinnen. Der Denkvorgang ist also dem Arbeiter nicht entzogen worden, er ist nur auf das Arbeitsverfahren statt auf das Werkstück gerichtet worden.

Nicht nur der Arbeiter, auch der Mittelstand ist in den großen Organismus der Industrie eingefügt worden. Die Zahl der Eigentümer und leitenden Beamten in der Industrie, dem Bergbau und dem Baugewerbe ist in den letzten 25 Jahren nicht nur im Verhältnis, sondern auch insgesamt zurückgegangen; an Stelle des selbständigen Unternehmers ist der abhängige Beamte getreten. Wird der Mittelstand in der Zukunft nicht im „Funktionarismus" ersticken und eine Bureaukratie im schlimmsten Sinne des Wortes werden?

Wenn die Industrie ihre Beamten wie der Staat nach der Anciennität besolden und in ihrer Verantwortung beschränken würde, dann würden sicherlich auch in der Industrie die „Tradition" und der „Präzedenzfall" zur gleichen Herrschaft gelangen wie im Staat. Die verhältnismäßig große Freiheit in der Entscheidung, die die Industrie jedem einzelnen läßt, und die Verantwortung, die sie ihm damit aufbürdet, sorgen dafür, daß die Tüchtigkeit jedes einzelnen täglich neu erprobt wird. Und die Auslese nach der Tüchtigkeit gibt den Ansporn zu stets neuer Anstrengung.

Organisatorische Arbeit in großem Umfang und in sorgfältiger Einzeldurchbildung ist überhaupt erst durch die Großbetriebe der Technik ins Leben gerufen worden. Die Staatsregierung hat zwar seit langem Verwaltungsarbeit notwendig gemacht, aber diese Arbeit war mehr rechtlich ordnender als wirtschaftlich schaffender Natur. Die organisatorische Tätigkeit, wie sie Betriebe mit wirtschaftlichem Ziel verlangen, besteht in einer eigenartigen Verknüpfung des sachlichen Notwendigen mit dem persönlich Möglichen, die nur der zustande bringen kann, der Sachverständnis und Menschenkenntnis zugleich besitzt, der also volkstümlich ausgedrückt den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen weiß. Lange Zeit hindurch ist diese Art geistiger Arbeit nur als sogenannte Unternehmertätigkeit gewertet worden, nicht als selbständige geistige Tätigkeit. Tatsächlich muß der leitende Beamte diese Arbeit in genau gleicher Weise leisten wie der selbständige Unternehmer.

Der Meister einer Maschinenfabrik und der Abteilungsleiter eines Warenhauses müssen in ihrer Art so gut organisatorische Befähigung besitzen wie der Generaldirektor eines Syndikats und müssen jedenfalls eine unvergleichlich größere Regsamkeit besitzen als der Handwerker oder Kleinkaufmann der vergangenen Zeit.

Vereinzelt hat man auch bereits begonnen, die durch die Auslese der Technik

herangezogene organisatorische Tüchtigkeit in den Dienst der Staatsverwaltung zu stellen und mit gutem Erfolg. Je mehr dem Staat der Gegenwart die Aufgabe erwächst, nicht nur rechtlich ordnend zu walten, sondern sich wirtschaftlich stark zu machen, desto notwendiger werden Persönlichkeiten mit einer zuverlässigen Sachkenntnis, mit organisatorischer Einsicht und Beginnkraft, Persönlichkeiten, wie sie im Reiche der Technik allenthalben als Führer herausragen.

Die künstlerische Wirkung des technischen Erzeugnisses

Auch hier wird man unwillkürlich zuerst an die verwüstenden Wirkungen der Maschine denken. Als die Maschine auftrat, fand sie — zumal in den deutschen Staaten — eine wenig kaufkräftige Bevölkerung; billige Herstellung von Massenware konnte darum zunächst allein gewinnbringendes Ziel sein. Auf der Jagd der Fabrikanten nach diesem Ziel entstand das Unheil der Imitation; diese Perversität vernichtete den guten Geschmack und führte zu einer allgemeinen Verwilderung.

Die Kunsthistoriker flüchteten begreiflicherweise in die Vergangenheit und suchten die Wiedergesundung durch die Neubelebung der Formenwahl der Renaissance zu bewirken. Diese Kur mißlang, weil man auch hier nur die äußere Form nachahmte, aber das Übel der Imitation behielt.

Inzwischen war die Maschinen-Technik ihren eigenen Weg gegangen. Zwar hatte auch sie anfangs einige ihrer Erzeugnisse mit unsinnigen Ornamenten verunstaltet; noch heute zeigen die Gestelle der Nähmaschinen die geschmacklose Formgebung jener ersten Zeit. Aber dieser Übergangszustand wurde — von einigen Ausnahmen abgesehen — bald überwunden. Die harte Notwendigkeit der zweckmäßigen Gestaltung bis in die letzte Einzelheit hinein zwang zur Wahrheit, zur Materialechtheit und Einfachheit. Auf solchem Weg unerbittlicher Sachlichkeit entstanden die zierlich schlanke Gestalt des Fahrrades, der eindrucksvolle Umriß der Lokomotive, die eiligen Linien des Torpedobootes. Wie die Entwicklung sich vollzieht, konnte man noch im letzten Jahrzehnt bei dem Entstehen des Kraftwagens beobachten. Erst die kurze schwerfällige Gestalt der nachgeahmten Pferdedroschke; dann, veranlaßt durch die Rennerfahrungen, der langgestreckte schlanke Körper des heutigen Autos, aber noch mit grellen Farben bemalt und mit protzigem Messingglanz überladen. Und endlich die anspruchslosen dunklen Farben mit sparsamen Nickelarmaturen.

Die eigenartige Schönheit dieser und anderer Erzeugnisse der Maschinentechnik wurde lange Zeit nur vom Ingenieur empfunden; die sogenannte gebildete Welt hatte kein Verständnis dafür, sondern hielt es für notwendig, die eleganten Linien einer eisernen Bogenbrücke durch romantische Ritterburgen zu „verzieren", die als gänzlich überflüssige „Portale" an die Enden des Brückenbogens geklebt

wurden und zu dem feinen Rhythmus des schlanken Eisenbaues einen harten Mißklang bildeten.

Erst zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts verkündeten einige wenige Künstler in bewußtem Gegensatz zu ihren Fachgenossen die Schönheit der Maschine.

So schrieb Henry van de Velde im Jahre 1901: „Für die Ingenieure besteht kein Zweifel an den genannten Gesetzen, und die Wirkung dieser Gesetze voll Vernunft und Logik ist so sicher, so unbestritten, die einzige, die sicher und imstande ist, ewig neue und schöne Dinge zu erzeugen, daß sie allein als diejenigen anzusehen sind, welche die Menschheit mit neuen und schönen Formen beschenkt haben. Einige weitblickende und unterrichtete Zeitgenossen haben sie erst entdeckt: J. K. Huysmans und Zola". Und im Jahre 1908 schrieb Hermann Muthesius: „Eben diese knappste Ausdrucksform des konstruktiv Richtigen macht einen bestimmten Eindruck auf den empfänglichen Beschauer. Es gehört nur dazu, daß der Beschauer eben empfänglich sei. Und derjenige Beschauer ist empfänglich, dessen statisches Gefühl entwickelt ist. Für ihn spricht die Konstruktionsform eines aus Stabwerk zusammengesetzten Auslegers eine beredte Sprache. Die kühne Schwingung einer weitgespannten Eisenbahnbrücke übermittelt ihm durch ihre raffinierte Verwirklichung eines statischen Prinzips einen Genuß. Vorausgesetzt, daß das statische Vorstellungsmaterial im Beschauer vorhanden ist, wird dieser auch Ingenieurbauten nicht nur verstehen, sondern auch genießen. Dieses statische Vorstellungsmaterial aber hat unsere Zeit in den Köpfen der Mitlebenden eben erst zu entwickeln begonnen. Der Ingenieur ist der kühne Schöpfer und Erfinder dieser neuen Vorstellungsideen. Die Mitlebenden assimilieren sie allmählich. Noch ist dieser Assimilierungsprozeß in den ersten Anfängen begriffen; noch stehen die meisten Menschen kühl und anteillos vor diesen feinen Geistesprodukten einer kühn vorwärtsstrebenden Gestaltungskunst, aber unbemerkt dringt das Verständnis vor, und die Zeit wird nicht fern sein, wo es allgemein werden wird, wo sich neue Konventionen bilden werden auf der Basis der Ausdrucksformen der Ingenieurkunst."

Als die Empfindung für diese Schönheit des Wahren und Einfachen erst ins Bewußtsein gedrungen war, da erkannte man, daß ein Putzbau schöner ist als eine imitierte Haussteinfassade, daß die Maserung des Kiefernholzes angenehmer wirkt als ein aufgeklebtes Eichenholzfurnier, und daß die schlichten geraden Flächen, die die Hobelmaschine erzeugt, schönere Linien ergeben können als eine schablonenmäßig ausgeführte Schnitzerei. Noch umgibt uns allenthalben ein Wust von Häßlichkeit und noch vermehren ihn Hunderte von verständnislosen Unternehmern; aber je mehr die Erkenntnis sich ausbreiten wird, daß nur das bis in die letzte Einzelheit hinein Zweckmäßige und Wahre schön sein kann, desto besser wird es werden.

Wie können von einer Industrie künstlerische Wirkungen ausgehen, deren eigene Anlagen so überaus häßlich zu sein pflegen? Wer denkt nicht an die Verwüstung der westfälischen Landschaft durch die trostlosen Fabrikstädte mit ihren Wellblechbauten und Ziegelrohbauten im Zuchthausstil, an die bedrückenden Proletarierviertel der Großstädte mit ihrem Wohnungselend!

Dieser ganze Haufen von Häßlichkeit ist nur zu begreifen, wenn man sich vorstellt, daß die Anfänge der Technik gerade bei uns ein völlig verarmtes Land vorfanden, so daß das Streben nach materiellem Erfolg zunächst alle anderen Regungen unterdrückte. Der schrankenlose Wettbewerb aller gegen alle konnte diese Verhältnisse nicht verbessern. Erst als durch das Entstehen großer Werke und durch den Zusammenschluß von kleineren Werken zu größeren eine gewisse Stetigkeit der Gütererzeugung gesichert, und als durch die Arbeit von mehreren Jahrzehnten ein gewisser Wohlstand gegründet war, machte sich das Streben bemerkbar, die äußere Gestaltung technischer Anlagen nicht ausschließlich von der Rücksicht auf den Gelderwerb abhängig zu machen. Die ersten Versuche dieser Art mißlangen freilich: man klebte vor die eisernen Hallen gotische Stufengiebel, „verzierte" Eisenkonstruktionen mit aufgenagelten gußeisernen Rosetten und erging sich in Spielereien aller Art. Auch heute ist dieser Übergangszustand des Wollens und Nichtkönnens noch nicht überwunden.

Immer noch werden reizvolle Landschaften durch Maschinenhäuser verunstaltet, die weder dem Gelände noch der heimischen Bauweise angepaßt sind; Wassertürme, Turbinenhäuser, Gittermaste werden in brutaler oder lächerlicher Formgebung ausgeführt, kurz alles wird getan, um die Technik den mit Formensinn Begabten verhaßt zu machen.

Aber auch verheißungsvolle Anfänge der kommenden Zeit sind bereits bemerkbar: vereinzelte Bahnhöfe mit schlichter sachlicher Architektur, einige Elektrizitätswerke mit ruhigen anmutsvollen Umrissen, ein paar Fabrikgebäude mit wuchtiger einfacher Formgebung, einige wirklich behagliche Arbeiterkolonien.*

Wenn die Industrie dafür sorgen wird, daß die gute Gestaltung technischer Anlagen nicht mehr als quantité négligeable, sondern als eine Notwendigkeit betrachtet wird und wenn sie demgemäß die Formgebung nicht mehr untergeordneten Zeichnern, sondern Meistern der Gestaltungskunst übertragen wird, dann wird die neue Zeit in ihr Recht treten, von der gegenwärtig erst die Anfänge zu sehen sind.

Die starke Bewegung, die für den Heimatschutz sich eingesetzt hat, hat den

---

* Sehr kennzeichnende Illustrationen findet man in dem Aufsatz: „Ingenieur-Architekturen" von Prof. Franz in Heft 6 des Jahrganges 1910 der Zeitschrift „Technik und Wirtschaft".

Sinn für die Erhaltung schöner Landschafts- und Städtebilder mit gutem Erfolg wieder geweckt. Darüber hinaus aber muß dafür gesorgt werden, daß aus dem notwendigen Neuen nicht eine Verunstaltung, sondern eine Bereicherung des Landschaftsbildes erwächst. Den Bau eines Kraftwerks oder einer Talsperre soll man nicht verhindern, man soll ihn vielmehr so gestalten, daß er den Eindruck hervorruft, als wäre er aus seiner Umgebung herausgewachsen.

Die künstlerische Wirkung der technischen Vervielfältigung

Der Massenabsatz führte zunächst zu einer völligen Entwertung des Holzschnittes. Das schnell entstandene Bedürfnis einer großen Zahl von minderwertigen illustrierten Familienzeitschriften nach Holzschnitten wurde durch handwerksmäßig arbeitende, schlecht bezahlte Zeichner befriedigt. Noch schlimmer war die Geschmacksverderbnis, die durch den Ölfarbendruck veranlaßt wurde; die Fabrikanten wollten eben nur billig und viel erzeugen.

Der größte Mißbrauch aber wird gegenwärtig mit der an sich wertvollen Autotypie getrieben; irgendwelche photographische Aufnahmen aus dem Alltagsleben, die nur die platteste Neugier befriedigen, aber weder geistige noch künstlerische Anregungen geben, werden durch Autotypie und Schnellpresse in ungeheuren Massen unter das Volk geworfen und fördern die Verflachung.

Und doch haben die gleichen technischen Mittel eine starke erzieherische Kraft, wenn sie nicht von ungebildeten Unternehmern, sondern von Künstlern gehandhabt werden. Welch eine Fülle von künstlerischer Anregung die Reproduktionstechnik der Gegenwart ausstrahlen kann, das haben die in den letzten Jahren verbreiteten Photogravuren, Autotypien und Steindrucke gezeigt, die es heute jedem Arbeiter ermöglichen, wirklich gute Nachbildungen in seinen Besitz zu bringen.

Diese Wirkungen mögen dem gering erscheinen, der überzeugt ist, daß die Kunst immer nur einem kleinen Bruchteil der Menschheit zugänglich sein wird, weil es bisher immer so gewesen ist. In der Antike mußte es schon darum so sein, weil die ungeheure Mehrheit in Sklaverei lebte. Im Mittelalter waren selbst die Anfangsgründe der Bildung auf einen verschwindend kleinen Teil beschränkt. Und in der Gegenwart sind die Bildungsmöglichkeiten zwar unvergleichlich viel größer geworden als etwa vor einem Jahrhundert, aber die Empfindung für Kunstwert ist kaum bei der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten zu finden.

Solchen Gedanken gegenüber darf man nicht vergessen, daß augenblicklich weitgehende Veränderungen in dieser Richtung vorgehen. Die Rückkehr zur Sachlichkeit und Einfachheit in der Architektur und der Innenausstattung hat zwar vorerst nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreis seine Wirkung ausgeübt;

aber dieser Kreis vergrößert sich zusehends. Gelingt es erst, die Großindustrie in den Bereich dieser Wirkung zu ziehen, dann wird eine rasche Ausbreitung guter Erzeugnisse erfolgen und mit ihr eine Erziehung weiter Volkskreise zur Empfindung für Kunstformen. Und dann kann die Kunst Gemeingut breiter Schichten werden und eine Bedeutung gewinnen, die sie in keinem früheren Zeitalter gehabt hat, auch in der Antike nicht.

Sittliche Wirkungen auf den technischen Arbeiter

Die Großbetriebe der Technik haben all das beseitigt, was man patriarchalisches Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer nannte. Den Arbeiter verpflichtet nur der Arbeitsvertrag, in allen anderen Dingen ist er freier Herr seiner Entschlüsse; der Arbeitgeber hingegen ist aller Verantwortung gegenüber dem Arbeiter ledig, soweit nicht die Versicherungsgesetze ihn verpflichten. In allen persönlichen Dingen sind sich Geber und Nehmer der Arbeit fremd geworden. Ob die verloren gegangene Vertraulichkeit oder die gewonnene Freiheit höher zu werten ist, ist eine Frage des Gefühls, die jeder nach seiner Empfindung beantworten wird. Sicher ist nur, daß irgendwelche erzieherische Wirkungen von der Person des Arbeitgebers auf seine Arbeiter kaum mehr ausgeübt werden können. Für die halberwachsenen Arbeiter mag die allzu große persönliche Freiheit vielleicht nachteilig sein; der Erwachsene aber wird zu einem vollen Verantwortlichkeitsgefühl und damit zu einer höheren ethischen Entwicklung nur dann gelangen, wenn er irgend einmal aus dem Zustand der Hörigkeit heraustritt. Das Hausgesinde und landwirtschaftliche Arbeiter befinden sich noch heute in dem früher allgemeinen Zustand der persönlichen Abhängigkeit vom Dienstherrn; eine höhere sittliche Entwicklung dieser Arbeitnehmer gegenüber den Industriearbeitern aber wird schwerlich behauptet werden.

An Stelle der persönlichen Beeinflussung des Arbeiters durch den Dienstherrn ist etwas anderes getreten: die Selbsterziehung der Arbeiter durch den Zusammenschluß. Zwar ist der Zweck der Arbeiterverbände nur wirtschaftlicher und politischer Natur; aber jede Kampfgenossenschaft erzieht zum Zusammenhalt, zum Eintreten für die Gemeinsamkeit und zur Aufopferungsfähigkeit für Zukunftsziele. Auch wer die politischen Ziele dieser Verbände für unrichtig hält, wird doch zugeben müssen, daß die Unterordnung des einzelnen unter einen führenden Gedanken und die Zurückstellung persönlicher Vorteile zugunsten der Gesamtheit hohe ethische Werte zur Entfaltung bringen können. Trotz aller Bestrebungen zur Auflösung der bestehenden Gesellschaftsordnung bewirkt diese Erziehung zur Gemeinsamkeitswirkung im Grunde vielleicht unbewußt eine größere Stärkung des Staatsgedankens als irgendwelche sogenannten patriotischen Veranstaltungen, die im Grunde genommen meist nur mit äußerlichen Mitteln arbeiten.

Sittliche Wirkungen auf den technischen Beamten

Die gleiche Entwicklung, die in den Arbeiterschichten in großem Maßstab vor sich gegangen ist, hat sich unter den Beamten der technischen Werke im kleinen wiederholt. Mit dem Anwachsen der Großbetriebe ist das persönliche Verhältnis zwischen den Beamten und dem Leiter entschwunden und hat einem reinen Vertragsverhältnis Platz gemacht. Durch diese Entwicklung sind besonders die wissenschaftlich ausgebildeten technischen Beamten, die Ingenieure, betroffen worden, die aus dem ehemaligen kollegialen Verhältnis zu dem Leiter mehr und mehr in ein reines Unterordnungsverhältnis geraten sind. Noch ungünstiger wurde für die Ingenieure die Sachlage dadurch, daß die deutsche Industrie mehr und mehr dem Vorbild der amerikanischen zu folgen suchte, die den Grundsatz der Massenherstellung und der Vereinheitlichung der erzeugten Gegenstände in möglichst großem Umfang durchzuführen suchte. Dieses Bestreben verringerte das Bedürfnis nach geistiger technischer Arbeit und vergrößerte die Nachfrage nach Hilfskräften, von denen nur eine elementare, aber nicht eine wissenschaftliche Ausbildung verlangt wurde. Der starke Andrang, der in Deutschland zu wissenschaftlichen Berufen überhaupt und zum Ingenieurberuf im besonderen besteht, führte dazu, daß vielfach Ingenieure auch zu solchen Nebenarbeiten herangezogen wurden, die von Hilfskräften ohne wissenschaftliche Ausbildung auch geleistet werden können.

Würde die Entwicklung im gleichen Sinn weitergehen, so würden daraus Nachteile in zweifacher Richtung entstehen. Zunächst würde eine Verkümmerung der geistigen technischen Arbeit der deutschen Industrie den einzigen Vorsprung rauben, den sie England und Amerika gegenüber hat. England hat einen Reichtum an landwirtschaftlichen und industriellen Rohprodukten in seinen Kolonien, und die Vereinigten Staaten sogar innerhalb der Landesgrenzen. Das einzige, was die deutsche Industrie dieser Überlegenheit der natürlichen Hilfsquellen gegenüberstellen kann, ist die nachdenkliche Regsamkeit seiner Einwohner, die ihm gerade auf technisch-wissenschaftlichem Gebiet bisher so große Erfolge gebracht hat.

Zum andern aber müßte jede Entwertung des Ingenieurstandes und damit naturgemäß auch der Ingenieurarbeit ethisch ungünstig insofern wirken, als die Ingenieure sich dann nicht mehr als die geistigen Führer und wissenschaftlichen Vertreter der Werke fühlen könnten, sondern nur noch als bezahlte Angestellte.

Den Vorsprung, den die deutsche Industrie auf dem Gebiet der Elektrotechnik, der Gasmaschinen, der Heißdampfmaschinen, der neueren Dampfturbinen, des Kranbaues gegenüber England und Amerika errungen hat, verdankt sie ausschließlich der angestrengten Arbeit ihrer Ingenieure und der selbstlosen Treue, mit der diese ihre ganze Kraft in den Dienst der großen Werke gestellt

haben. Die wirtschaftlichen Werte, die sie so geschaffen haben, sind ein ungeheures Vielfaches des Entgeltes, das sie dafür empfangen haben. Nichts Vernichtenderes könnte die deutsche Industrie treffen, als eine Minderung dieser treuen Hingabe an die Arbeit und an die Werke.

Ob die Werkleitungen selbst die Bedeutung dieser Imponderabilien rechtzeitig erkennen und sie schützen werden, ist unsicher. Der drohenden sozialen Verkümmerung des Ingenieurstandes kann nur entgegengewirkt werden durch eine Trennung der technischen Beamten in solche mit wissenschaftlicher und solche mit elementarer Ausbildung. Diese Gestaltung kann nur von den Ingenieuren selbst ausgehen, die durch straffen Zusammenschluß von Geistesarbeitern in gleicher Ausbildung den Werkleitungen und der Öffentlichkeit die Tragweite der bedrohten inneren Weiterentwicklung zur Erkenntnis bringen müssen.

Sittliche Wirkungen auf die Gesamtheit

Das neunzehnte Jahrhundert ist gekennzeichnet durch Entwicklung des Individualismus: durch das Bestreben jedem einzelnen Entwicklungsfreiheit für seine Eigenart und Befähigung zu gewähren, ihn zu befreien von den Schranken, die Gerechtsame und Herkommen aller Art ehedem gezogen hatten. Dieses Bestreben fand seinen politischen Ausdruck in dem Liberalismus, dessen Ziel dahin ging, alle Kastenunterschiede und Standesvorrechte zu beseitigen, gleiches Recht und gleiche Pflichten für alle herbeizuführen und möglichste Betätigungsfreiheit für alle zu gewinnen. Damit war eine Aufgabe gestellt, die einen weiten Fortschritt gegenüber dem alten Ständestaat bedeutete. Und doch hat die jüngste Zeit das Ziel noch weiter gesteckt: über die formale Gleichberechtigung hinausgehend will sie dem wirtschaftlich Schwachen größeren Schutz und geringere Pflichten einräumen; sie findet das soziale Ideal darin, daß jedem der Aufstieg zu der Stufe frei gemacht werden soll, die seiner Begabung entspricht.

Bei dem Entstehen dieser sozialen Bestrebungen hat die Entwicklung der Technik in dreifacher Art mitgewirkt: durch den Einfluß der Unternehmer, der Arbeiterverbände und der Arbeitsorganisation.

Im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts war die wirtschaftliche Macht der Unternehmer, insbesondere in England, außerordentlich groß; da dieser Macht keinerlei staatliche oder private Hemmungen gegenüberstanden, so wurde die Macht mißbraucht; die Folge war eine maßlose Ausbeutung der Arbeiter. Gerade diese ungeheuerliche Überschreitung der Herrschaft führte rasch eine starke Rückwirkung herbei: es entstanden Arbeiterverbände, deren Einfluß rasch zunahm und teils durch Streikbewegung, teils durch die Gesetzgebung einen gewissen Kräfteausgleich bewirkte. In diesen Kämpfen entstand die soziale Bewegung, die schließlich in den deutschen Versicherungsgesetzen einen kennzeichnenden Ausdruck fand.

Hatte diese ganze Entwicklung einen sehr starken unmittelbaren Einfluß ausgeübt, so kam dazu noch die mittelbare Wirkung der Arbeitsorganisation. Während das Gefüge der staatlichen Verwaltung auf einer stufenweise aufgebauten Unterordnung beruht, also technisch gesprochen gewissermaßen eine Hintereinanderschaltung darstellt, ist das Gefüge der Industrieverwaltung vorwiegend durch eine Gleichstellung vieler Kräfte, also durch eine Nebeneinanderschaltung gekennzeichnet. Die Arbeitsorganisation der Industrie kennt darum weder eine Unterwürfigkeit unter den Vorgesetzten noch eine uneingeschränkte Beherrschung des Untergebenen. Blinder Gehorsam, wie ihn die militärische Disziplin fordert, wäre bei der industriellen Arbeit völlig unbrauchbar, denn diese verlangt eigenes Denken von jedem Glied der Organisation. Freie Meinungsäußerung des Untergeordneten und Vermeidung aller Willkür-Entscheidungen der leitenden Persönlichkeiten sind unerläßliche Voraussetzungen für den Erfolg industrieller Zusammenarbeit. Wer selbst einmal in dieser eigenartig freien Atmosphäre gelebt und gearbeitet hat, in der es kein anderes Ziel gibt als die sachliche Zweckmäßigkeit, der wird die gewaltige Erziehungswirkung dieses geschlossenen und einheitlichen Zusammenarbeitens nie wieder vergessen. Es liegt in dieser Art der Arbeit etwas, das freie Menschen bildet, die eigenes Urteil haben und nicht beengt werden durch Autoritätsglauben und überkommene Vorurteile. Menschen solcher Art taugen nicht mehr als Untertanen in einem Staat mit patriarchalischen Einrichtungen; um so bessere Staatsbürger aber werden sie in einem Staat sein, der für alle gleiches Recht und gleiche Pflicht einräumt und fordert. Die Arbeits-Harmonie der Technik erzieht zu freiem Denken, aber auch zu einmütigem Zusammenarbeiten, wie der moderne Staat es verlangt.

(Siebente Fortsetzung)

Sechzehntes Kapitel



Erstlich erschien zu Anfang des Monats März in der Gärtnerei ein entsetzlicher Kerl, der einem Affen, ja einem Pudel fast ebenso sehr als einem Menschen glich. Die Gärtnerburschen, die eben, weil die Märzsonne einen klaren Tag begann, die langen Reihen der Frühbeete lüfteten, schrieen einander lachend an und verspotteten ihn. Der böhmische Josef fragte nach Quint und als man ihm das Haus des Obergärtners und das Giebelzimmer, das der Schützling des Gurauer Fräuleins bewohnte, gewiesen hatte, schritt er, plumpen Ganges, mit seinen gebogenen Beinen gegen die Eingangstür. Hier traf er auf die schlanke Gestalt der bleichen Ruth Heidebrand, die er wiederum nach Emanuel Quint fragte. Zurechtgewiesen begab er sich über die knarrende Stiege zu jenem hinauf.

Der böhmische Josef war der vierte oder auch fünfte Bote, den die Talbrüder an Quinten gesandt hatten. Dieser hatte den Sendlingen allen nach der Reihe sehr bestimmt erklärt, wie es seine und aller christlichen Brüder Pflicht in Jesu sei, geduldig des kommenden Tages zu harren. Jeder, riet er, solle einstweilen an seine ihm nach Gestalt der Dinge zugewiesene Arbeit gehn.

Die Talbrüder waren denn auch den Winter hindurch zusammengeschmolzen.

Unter denen, die sich voneinander und von ihren christlichen Wahngebilden nicht trennen konnten, waren natürlich außer dem böhmischen Josef und dem Schneider Schwabe die Brüder Scharf. Sie hatten, noch immer meist unter dem Dache des Müllers Straube, ihre Zeit mit Beten und Singen und zuletzt besonders mit Erörterungen über Quinten und sein Geheimnis, das Geheimnis des Reiches Gottes, wie sie es nannten, zugebracht.

Wie eine dicke narkotische Wolke, die mit Bibelworten und Bibelsprüchen, sowie mit der unsinnlich-sinnlichen Erotik gewisser Kirchenlieder geschwängert war, umgab sie der Geist der Schwärmerei, der gleichsam aus ihren schwälenden Köpfen emporqualmte.

Als nun der arme Messias designatus der Talbrüder, Quint, den Boten nach seinem Begehren fragte, rückte dieser beinahe dummdreist trocken mit der Frage nach Quintens Geheimnis, dem Geheimnis des Reiches Gottes, heraus.

Emanuel sah ihn an und lächelte.

Dieses liebe, kaum merkliche Lächeln, das zuweilen um Emanuels Lippen spielte, war etwas, das ihm unwiderstehlich viele Herzen gewann. Martha Schubert, die barmherzige Schwester Hedwig Krause, Ruth Heidebrand und Marie Krause träumten davon. Dies stumme Lächeln, das so viel zu verstehen, so viel zu vergeben schien, glich einem Frühlingssonnenblick, der zu gleicher Zeit das Eis zerschmilzt und die Blume zum Blühen bringt. Dies Lächeln lockte die

Schar der Kinder, von denen Emanuel, wo er sich blicken ließ, immer sogleich umgeben war. Es war ein verführerisches Lächeln, das auch den böhmischen Josef wehrlos auf die Knie und zu einem keuchenden Handkuß zwang.

Quint wurde ernst und anstatt zu antworten, forschte er den seltsamen Boten nach dem Leben der Brüder und nach dem Anlaß ihrer plötzlichen Fragen aus.

Josef ließ sich dahin vernehmen, es sei, um dieses Geheimnisses willen, ein großer Streit unter ihnen entbrannt. Der eine sage: denen, die an die Sendung Quintens glaubten, sei allbereits das Geheimnis schon offenbar. Denn es bestünde eben just darin, daß Quint der neue Messias wäre! Der andere meinte, er glaube, Emanuel sei in einem gewissen Betracht der wiedergekehrte Erlöser selbst, aber wer seine Worte, die er bei dieser und jener Gelegenheit gesprochen habe, beherzigt hätte, der müsse auch wissen, wie es noch ein letztes Geheimnis gäbe, das Emanuel Quint für sich behielt. Beide Meinungen hatten Anhänger. Andere erklärten, und wagten es, zu erklären, trotz des fanatischen Glaubens der Brüder Scharf, es sei überhaupt noch nicht erwiesen, ob Quint der wahre Gesalbte sei. Diese Frage bedecke Quintens Geheimnis.

Die letzte Ansicht hatte einen wütenden Kampf entfacht. Der böhmische Josef begann ihn nach seiner Art ernsthaft und pfiffig zugleich zu schildern. Die Brüder Scharf, er verhehlte es nicht, hatten mit rasenden Stimmen den Lärm der Streitenden überschrieen und einen Menschen, der sich so deutlich erklärt habe wie Emanuel Quint, falls er dennoch das Blut des Sohnes, den Geist des Vaters, nicht in sich trage, den größten Betrüger der Welt genannt.

Der arme Emanuel war ein Gottsucher. Jede andere Bemühung, jeder andere Zweck seines Daseins trat hinter dieses Suchen, dieses Gottfinden, Gottergreifen, Gottbehalten zurück. Aber nicht mit dem Verstande suchte er Gott, sondern er suchte ihn mit der Liebe. Und diese Liebe, gleichsam in den Besitz der Gottheit gelangt, strömte, nicht anders wie eine Sonne der Gnade, über Brüder und Schwestern, Kinder und Greise, Lahme, Taube und Blinde aus. Das göttliche Licht weckte göttliches Licht! und dann war zwischen Quint und dem Bruder, Quint und der Schwester die Fremdheit wie ein Nebel zerstört und die reine Einheit in Gott gewonnen. So ward er zu Zeiten mit Marie, zu Zeiten sogar mit der somnambulen Ruth Heidebrand heimlich unter die gleiche Illumination, unter die gleiche Erleuchtung gestellt.

Ebenso auch mit den Brüdern Scharf und mit allen jenen mühseligen und beladenen Menschen, mit denen gemeinsam er sich in irgendeiner Stunde der Andacht auch nur ahnungsweise im Bereich der göttlichen Liebe gefunden hatte.

Aber nun hob sich mitten aus dieser Schar eine schwielige Faust und bedrohte ihn.

Quint litt seit Wochen schlaflose Nächte. Bis dahin hatte der stille Friede, das gesicherte Gleichmaß der Seßhaftigkeit, hatten gewisse Annehmlichkeiten des

Lebens ihn in eine Art harmonischer Ruhe eingelullt. Sie hatten auch die Leidenschaft seines Gotterlebens vermindert. Eben aus diesem und keinem anderen Grunde stand er bei allen, die ihn damals gekannt hatten, später in angenehmster Erinnerung. Denn er näherte sich, außer durch den Äther des Göttlichen, seinen Mitmenschen eigentlich nicht: weder dadurch, daß er etwa eigene, persönliche Angelegenheiten zur Sprache brachte, noch etwa an solchen Geschicken anderer Anteil nahm. Naturen wie Marie Krause schien diese persönliche Unnahbarkeit des Sonderlings gerade etwas wie göttliche Nähe zu sein.

Aus diesem Halbschlaf war nun Emanuel gleichsam durch eine Folge von harten Schlägen gegen die Tür seines Hauses erweckt worden. Ein Nebel zerriß und er fand sich mit seiner Liebe und Gott im Herzen, nackt, den Forderungen seiner leidenden Brüder und Schwestern, dem unbarmherzigen Haß der Welt und dem gebietenden Ruf seines eigenen Gewissens oder auch Dämons gegenübergestellt.

Das Wort Betrüger erschütterte ihn, obgleich er sich von irgendeiner Schuld des Betruges vollkommen frei fühlte. Ja es stieg in ihm eine Wallung jäher Entrüstung auf, die aber gleich darauf in Versöhnung endete. Diese Menschen irrten, waren betört, aber sie hatten mit der gleichen Leidenschaft wie er selber Christum gesucht und so blieb er ihnen in Christo verbunden.

Er fühlte wohl den Bann der Gefahr ihrer Zähigkeit. Die Gebrüder Martin und Anton Scharf liefen wie die Leithunde einer nach Erlösung lechzenden Meute hinter ihm her. Seit sie auf dem Markte der kleinen Stadt, wo er seine erste Bußpredigt hielt, seine Spur aufgenommen hatten, ließen sie seine Fährte nicht los und folgten ihm über Flüsse und Abgründe. Dennoch sah er sie nicht als jagende Raubtiere, sondern mehr als gehetzte Schafe einer verirrten Herde an und war ihnen, wie gesagt, mehr in Kameradschaft und Liebe in hirtenhafter Verantwortlichkeit als durch Furcht verbunden.

Immerhin erlebte der arme Designatus schon jetzt und bei der Erzählung des böhmischen Josef das kurze Entsetzen eines ahndevollen Augenblicks: eines Augenblicks, wo er sich selbst als das Wild fühlte, das mehr und mehr von unbarmherzigen Jägern umgeben war. Er spürte die unsichtbaren Feinde, die sich um seine Stätte sammelten. Oder waren es Richter und hatte er irgendeine Schuld abzutragen an die Welt?

Nein! Er hatte sich höchstens schuldbewußt gegen Gott empfunden, bevor seine Rechnung mit ihm durch Jesum, den Mittler, beglichen wurde. Durch Jesum, der in ihm, ja der seine Seele war.

„Nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir", dieses apostolische Wort ward ihm zur eigenen Natur geworden.

Doch leider aus dieser Wiedergeburt stieg, wie der Keim aus dem Mutterboden, das traurige Schicksal des Toren hervor.

Ich habe die mystische Hochzeit gefeiert, sagte er sich und der Traum im Kerker, wo der Heiland in ihn hineingegangen war, stand täglich vor ihm, mit der Kraft einer Wirklichkeit. Bin ich Jesus, so trage ich seine Verantwortung. Ich bin Jesus und trage sie, schloß er weiter. Die Talbrüder, die mich den Heiland nennen und die seine Werke von mir fordern, haben in diesem Sinne recht. Man könnte sagen, daß sich das Heilandsbewußtsein Quintens in dem Maße vergröberte, als er genötigt war, es den rohen und grellen Forderungen der niederen Bedürftigkeit seiner Gemeinde anzupassen.

Die Unterredung zwischen Quint und Josef, der übrigens Ruth Heidebrand hinter der Tür zur Dachkammer, wo die Blumenzwiebeln aufbewahrt wurden, gelauscht hatte, wäre nun wohl mit Quintens gelassenen Worten geschlossen gewesen, durch die er die Brüder, ohne die Frage nach dem Geheimnis zu beantworten, grüßte und zur Geduld ermahnen ließ; aber der böhmische Josef fing nach einigem Zögern aufs neue zu reden an, immer weiter und weiter ausholend, bis ein höchst sonderbarer Bericht zutage kam, dessen Schluß Emanuel Quint, entrüstet von seinem Sitze aufspringend, durch einen Schlag auf den Tisch begleitete.

Nie hatte Ruth, die an der Türspalte das Antlitz des Narren in Christo beobachten konnte, ihren Abgott im Zorne, geschweige in einem so heiligen Zorne wie jetzt, gesehen.

„Man soll nicht neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen," rief Emanuel. Und mit einer mehr gewöhnlichen, gar nicht biblisch gezirkelten Redeweise sagte er heftig etwa dies.

„Geh und sage den Brüdern: was sie da treiben, ist Unfug, aber nicht Gottesdienst. Sage ihnen, der Heiland ist in Gott und Gott in ihm und erkläre ihnen, daß er weder zur Rechten Gottes noch Gottvater zu seiner Linken sitzt. Wenn sie sich um den Vorrang im himmlischen Reiche streiten wollen, so ist es das gleiche, als wenn sich die Kriegsknechte streiten oder würfeln um die Kleider des toten Christus am Kreuz. So lüfte ich mein Geheimnis, ihr verwilderten Knechte der Gier! Ihr höllisch Wahnwitzigen. Habt ihr des Menschen Sohn zum Richter am jüngsten Tage gemacht, so seid ihr selbst zu Verbrechern geworden! Habt ihr ihn zu einem König mit Zepter und Schwert und zum Herrn der Erde gemacht, so habt ihr ihm eine blutige Narrenkrone aufgesetzt und ihn als König der Himmel entthront! Ihr Narren und Narrenknechte, dient ihr um Lohn? So zieht den Pflug und freßt euer Futter! Wollt ihr euch Schätze sammeln, Gold und reiche Kleider verdienen, so geht und dient dem Mammon, nicht Gott! Was wollt ihr mit euren tausend irdischen Jahren, diesem einen kurzen Tage vor Gott? Fressen, saufen, huren, bei Tafel oben ansitzen, verfluchen, verdammen, Bluturteil sprechen, zitterndes Lob singen einem schrecklichen Adonai, dessen Linke euch streichelt, dessen Rechte eure Brüder,

Schwestern, Väter und Mütter Myriaden um Myriaden zugleich in den höllischen Abgrund schleudert. Giert ihr nach diesen tausend Jahren mehr als nach dem Leben in Jesu Christo von Ewigkeit zu Ewigkeit? Und wehe, wenn euch das Himmelreich nichts weiter, als ein erquickender Trunk für die brennende Glut eurer Rachsucht ist. Sage den Brüdern, im Himmel werden die Letzten soviel wie die Ersten, die Ersten soviel wie die Letzten sein."

Es war der erste Gedanke Quints, die zudringlich lächerliche Gefolgschaft dieser Talbrüder abzuschütteln, die ihn zum Gegenstand eines schreienden Aberglaubens gemacht hatte. Gleich darauf aber reute es ihn und jene Stimme, die es ihm eben geraten hatte, wurde zwar als eine Mahnung gesunder Vernunft erkannt, aber doch wurde ihr Schweigen geboten: im Namen dessen, wie Emanuel meinte, der ganz Mitleid, ganz Liebe und der Inbegriff göttlicher Weisheit ist.

Und dieser, nämlich der Wille des Heilands selbst, befahl Emanuel, noch am gleichen Abend den Weg zu den Talbrüdern anzutreten.

Er schickte den böhmischen Josef voraus, damit er ihn in der Talmühle anmelde. Er selber verließ die Gärtnerei, ohne von jemand Abschied zu nehmen, bei nachtschlafener Zeit. Seine Seele in dieser Stunde war wehmütig. Obgleich er wiederzukehren gedachte und auch nach einigen Tagen wiederkam in das Gärtnerhaus, fühlte er doch den nahen Abschied für immer schon heut im Herzen. Mit leisen Schritten trat er, nicht ohne vorher noch an der Schlafkammertür der kleinen Ruth gezögert zu haben, in die einsame Klarheit des Mondes hinaus. Aber er fühlte, trotzdem er auch an dem Mauerpförtchen des Parkes noch einmal gedankenvoll stehen blieb, daß seines Bleibens in diesem Garten nicht länger war, wohin man ihn, wie einen Baum, aus steinigtem Boden verpflanzt hatte.

Anfänglich ward ihm traurig, aber schon auf der Landstraße hinter dem Park ward ihm entschlossen und frei zumut und er hatte nicht nur erkannt, was er hinter sich ließ, sondern auch, was er vor sich hatte. Emanuel Quintens Brust war voll Dankbarkeit. Er erkannte die Güte des Gurauer Fräuleins, der Krauses, der Heidebrands und aller derer, die ihm den Zugang in das Bereich einer höher gesitteten Lebensführung eröffnet hatten: dennoch ging er jetzt mit einem festeren, freieren Schritt seine Straße dahin, als jemals seit Monaten.

Er handelte wieder unter eigener Verantwortung. Er trat die, allen gemeinsame, Muttererde und hatte den, allen gemeinsamen, Raum des Himmels über sich. Er genoß kein Asyl, er genoß kein Almosen. Alle die sanften Fesseln und Rücksichten, die ihn im Laufe des Herbstes und Winters heimlich immer dichter und fester umstrickt hatten, fielen nun plötzlich von ihm ab. Es war ihm zumute, als ob der Gast, Freund, König und Gott seines Inneren nun erst wieder in einer seiner würdigen, weiten, geräumigen Wohnung wäre.

Er selber schritt dahin wie Gott.

Emanuels Wesen war im Göttlichen demütig. Allein es gibt einen hohen Stolz der Berufung, der ihn jetzt mit neuer Stärke erfüllte und der mit göttlicher Demut vereinbar ist. Er fühlte wohl, die laue Güte der im Kreise des Gurauer Fräuleins gewonnenen Freunde, hatte ihn aus der feurig strömenden Bahn seines Daseins in ein stilles, kühles, stehendes, seichtes Wasser hineingezogen, wo weder Strudel noch Tiefe und also auch keine Gefahr des Ertrinkens ist. Alle diese Leute, bieder und rechtschaffen, übten an ihm, wie sie meinten, die anbefohlene Christenpflicht der Barmherzigkeit, dabei selbst nicht ahnend, wie sie es, nach Emanuels Ansicht, nur unter der Bedingung oder wenigstens nur in der Hoffnung getan hatten, daß er Jesum Christum verleugne.

Er schwenkte die Arme, er hieb, als wenn er wie Petrus das Schwert des Malchus in der Faust hielte, durch die Luft. Fast liebte er nun, im heiligen Zorn seines seltsamen Gottesstreitertums, mehr jene Feinde, die ihn aus seinem Asyl verjagten, als die Freunde, die es ihm bereitet hatten und die ihn darin behalten wollten.

Den Talbrüdern drohte ein Strafgericht. Aber der Irrtum, den Quint in diesen armen Leuten vernichten wollte, erhöhte ihn. Sie hingen an ihm mit ihrem ganzen, törichten Glauben, mit ihrer ganzen törichten Hoffnung, mit allen ihren törichten Wünschen und mit einer wilden und blinden Leidenschaft. Die hinter ihm blieben, die er im Rücken ließ, duldeten ihn. Es ist ein anderes, aus gutem Herzen geduldet zu werden, oder, wenn auch in Einfältigkeit und Torheit, ersehnt, geliebt, ja vergöttert zu sein.

Freilich hatte der Narr von alledem keine Vorstellung, was sich mittlerweile in den Zusammenkünften der Talmühle ereignet hatte.

Hier herrschte die ärgste Verwilderung.

Mit Kommen und Gehen, Hoffen und Harren, mit Beten und Singen, mit Brotbrechen und „Trinken des heiligen Blutes Jesu", wie sie sagten, hatten sie den Winter in der Mühle des Müllers Straube zugebracht. Dieser, ein Mann, wie gesagt, dessen schweigsames Wesen nicht leicht zu durchschauen war, schien sich nicht übel dabei zu stehen, obgleich er vielleicht auch sonst, mit dem Zug ins Abenteuerliche, der ihm eigen war, den Talbrüdern die Tür seiner verfallenen und entlegenen Mühle geöffnet hätte.

Dibiez, der entlaufene Unterleutnant der Heilsarmee, hatte nach und nach von den orgiastischen Andachtsübungen seiner Sekte dieses und jenes bei den Talbrüdern eingeführt, die sich übrigens nach dem Vorschlage Anton Scharfs und der Epistel an die Epheser, die Gemeinschaft des Geheimnisses nannten.

Die Entartung, wie sie nach und nach in den Versammlungen um sich griff, wurde zum Teil durch das Tamburin und die Davidsharfe der Heilsarmee und mehr noch durch den geheimbündlerischen Zug der Gemeinschaft verursacht.

Dem romantischen Trieb zur Bildung geheimer Vereinigungen gaben Evangelien und Apostelgeschichte von je her Vorwände in Fülle an die Hand. Der in der Menge Verlorene sondert sich gern im Geheimnis von ihr, wobei er sich selbst als einen Wissenden fühlen kann, die Masse der anderen als die Unwissenden. Er wird ein Kunde, wird ein Kundiger und, mit einer größeren oder geringeren Zahl von Genossen, erachtet er sich und darf sich erachten als berufen und auserwählt: wo er doch sonst, ein Tropfen im Meer, nur als ein Geringer und, nach seinem geringen Verdienst, unbeachtet dahinzuleben gezwungen wäre. Schon Kinder, die ein Geheimnis gemeinsam haben, gewinnen damit ein Gefühl von besonderer Wichtigkeit. Durch Dibiez war es auch üblich geworden, in den Versammlungen laut zu beichten und dabei Zeugnis abzulegen für die Erleuchtung durch die Gnade Jesu Christi, deren man gewürdigt worden war. Aber diese ziemlich flachen und etwas mechanischen Betätigungen religiöser Erweckung, wie sie bei gewissen Sekten seit Jahrhunderten üblich sind und noch jetzt im Schwange gehen im großen Lager der Heilsarmee, wurden bald von anderen Bekundungen eruptiven Wahnsinns verdrängt und in Schatten gestellt.

Die Brüder und Schwestern sprachen „in Zungen".

Auf diesem Gebiet zeigte sich Schneider Schwabe besonders als großer Matador vor dem Herrn. Er war es, der unter allen zuerst eines Tages weissagte und ebenso den apokalyptischen Ton, die apokalyptische Raserei und Phantasterei in die Gemeinde der Heiligen einführte. Er zuerst hatte überdies sich selbst, die Gebrüder Scharf, den Weber Schubert im apostolischen Geiste, wie er meinte, Heilige genannt. Je mehr sich dieses Bewußtsein der Heiligkeit und des Auserwähltseins bei Sprechern und Hörern der kleinen Gemeinde befestigte, um so maßloser wuchs der Schwärmergeist ihrer frommen Übungen an.

Wer diese Menschen früher gekannt hätte, als sie noch gedrückt und schweigsam unter dem Joche täglicher Mühe und Not dem Erwerb ihrer kümmerlichen Nahrung und Notdurft nachgingen, würde bei ihrem jetzigen Anblick über die unerhörte Wandelbarkeit der Menschennatur belehrt worden sein. Der Schneider Schwabe, früher ein Bild betulicher Schüchternheit, war jetzt und an diesem Ort ein Geist von gebietendem Range geworden. Gewisse Verzückungen, denen er, wie gesagt, angesichts der Gemeinde als erster anheimgefallen war, hatten ihn einstweilen beinahe zum unbestrittenen Führer des Kreises gemacht. Er tat, so oft er auf der Tenne des Müllers, wo zahlreicher besuchte Andachten abgehalten wurden, furchtlos zu reden begann, es immer nur mit den gleichen Worten: „Stille! Stille! Volk des Herrn! Da, wo sein Wort verkündigt wird, ist er gegenwärtig! Ruhe! Gott ist gegenwärtig!" Und in ähnlichem Tone ging es fort. Man kann sich denken, daß im Klange der Stimme des Heroldes Gottes von der scheuen Bescheidenheit des ehemaligen armen Schmugglers nichts mehr zu merken war.

Wenn die Brüder nicht beteten oder Versammlungen abhielten oder schliefen, so stritten sie über dem biblischen Gotteswort und man wird sich nicht wundern, wenn sich an den Texten der Evangelien, der Apostelgeschichte und der Episteln ihre harten und groben Köpfe nur mehr und mehr verwirrten, selbst wenn man die Offenbarung Sankt Johannis und die Schriften des alten Testaments nicht in Rechnung zieht. Viele Worte, die aus den lodernden Seelen der Apostel stammten, richteten in den qualmenden Häuptern dieser Unmündigen schlimme Verwüstungen an.

So gewann ihre mehr und mehr gefährliche Narrheit vieles an Sicherheit, als der böhmische Joseph eines Tages, den dicken Finger unter der Zeile, das Wort buchstabiert hatte: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht." Ein anderer hatte zur Not diese Zeilen aufgefaßt: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind." Ein dritter ähnliches. Endlich schlug diesen übelberatenen, plötzlich in die üppigen Freuden des tausendjährigen Reiches aufbegehrenden Hungerleidern alles und alles zum Schlimmen aus: ihre Hoffnungen wurden eine starre, unbewegliche Einbildung. Das Liebesgebot der Schrift trat aus dem allzugeringen Bereich, das in ihrem Wesen dem Geistigen übrigbehalten war, in die Tiernatur ihrer Leiber aus, deren eingeschläferte Triebe es aufreizte. Das ängstliche Harren und die Sehnsucht der Kreatur nach Erlösung ward in einen glühenden Durst, ward in ein Fieber der Gier, in eine unstillbare Sucht verwandelt, die einer verzehrenden Krankheit glich.

Und eines Nachts, nachdem man viele, lange Stunden hindurch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit, Sünde, Strafe, Gnade, Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist, das neue Zion und das Jüngste Gericht in Bewegung gesetzt hatte, artete alles in einen bösen, ja schrecklichen Paroxysmus aus.

Erscheinungen, Umgehen von Gespenstern, Manifestationen Verstorbener, Klopfgeister, hatte der Seuchenherd der Talmühle längst zur Genüge ausgeheckt. Was nun hinzutrat, war der Ausbruch einer physischen Krankheitsform von der Art, wie sie in den glaubenseifrigen Zeiten des Mittelalters oft epidemisch gewesen sind. Es nahm seinen Anfang mit diesem Ereignis.

Ein starkes, blondes Bauernmädchen von achtzehn Jahren, die den Namen Therese Katzmarek trug, begann plötzlich in der Zerknirschung, unter dem Eindruck glühender Zurufe, wunderlich ihren Kopf zu schütteln, anfangs langsam, später mit einer solchen unaufhaltsamen Schnelligkeit, daß viele der bäuerischen Brüder und Schwestern es merken mußten, wo sie denn ihre Andacht unterbrachen, um diesem sonderbaren Betragen des Mädchens womöglich Einhalt zu tun. Aber da war durchaus kein Halten. Anruf, ja, selbst der schraubstockartige Griff von schwieligen Bauernfäusten, fruchtete nicht. Der Kopf der Therese Katzmarek bewegte sich. Das wiederbefreite, unschuldig kindlich

hübsche Mädchenhaupt flog, krampfhaft geworfen, hin und her, das starke Kinn von Schulter zu Schulter, und zwar so schnell, daß der Blick nicht folgen konnte, und der Eindruck für das Auge verwirrend war. Der arme Kopf schien ein Wesen für sich geworden zu sein, eine Art gefangenen Vogels, der sich aus einer Schlinge loswürgen wollte; genau so, schien es, wollte hier der Kopf unter jeder Bedingung vom Körper los. Natürlich entstand eine allgemeine Aufmerksamkeit und damit eine allgemeine Stille. In dieser Stille nahm sich der hilflos geschleuderte Kopf des armen Kindes, verbunden mit dem Geräusch, das er machte, noch grauenerregender aus. Erst klatschte der Zopf ihr um Brust und Schultern; als die Bewegung wilder wurde, peitschte das aufgelöste Haar ihr zischend ums Angesicht. Der offene Mund, die starr geöffneten Augen des Mädchens, sahen in ihrem entsetzten Staunen unendlich rührend aus. Es schien keine Rettung. Es war jeden Augenblick, als müsse die Verbindung zwischen dem vollen, knirschenden Hals des Mädchens und dem Rumpfe nun endlich zerrissen sein.

In diesem Augenblick fing es an einer anderen Stelle der von drei oder vier Laternen beleuchteten Tenne zu rumoren an. Alles wandte sich nach der anderen Seite, wo allbereits das bleiche, faltige Haupt eines alten Weibchens in gleicher Weise sich toll und wild zu gebärden begann. Kaum hatte man sie ins Auge gefaßt, so ward eine dritte zur Erde geworfen: die Frau eines Ziegelstreichers, die selber das gleiche Handwerk ausübte, in einer Ziegelei der Nachbarschaft. Sie bog sich, lallte, sprang, auf eine eigentümliche Weise schnellend, wie ein großer Fisch, der ins Trockene geraten ist. Als diese drei Opfer des langen Wachens, Betens, Singens, der Selbstanklage, der Zerknirschung und jeder erdenklichen, himmlischen, sowie höllischen, beseligenden oder angstvollen Einbildung gefallen waren, hub sich ein allgemeines Schreckensgeschrei, das durch den unwillkürlichen Ruf einer einzelnen Stimme einen verheerenden Sinn gewann.

Diese Stimme schrie, das Ende der Welt und der Jüngste Tag seien angebrochen.

Jetzt war in dieser Versammlung nicht einer, den langen dunkelhaarigen Müller Straube ausgenommen, der nicht von der gleichen sinnlosen Raserei ergriffen ward. Die Nacht war finster. Die Bäume rauschten. Die Zahl der sich Wälzenden mehrte sich, andere rannten, einander das leere Gebälk der Scheune weisend, gegen die großen Tore und kleinen Pförtchen der Scheunentenne, drängten ins Freie und, wie durch ein Schlupfloch, ein und aus.

Von denen aber, die ins Freie gelangt waren, horchten einige, ob sie nicht durch das Ohr die ersten Laute des nahenden Welt- und Strafgerichts erhaschen könnten. Andere fielen erst hier zur Erde und schrieen, indem sie gen Himmel wiesen, sie sähen dort, auf Thronen, von Engeln umgeben, über Wolken, Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Man stieg auf Bäume. Die

Kinder weinten. Martin und Anton Scharf wateten, um irgend etwas genauer zu sehen, bis übers Knie in den dunkel gurgelnden Mühlbach hinein.

Wer wüßte nicht, in welchem Umfang allein die Nacht die Dämonen im Innern der Menschen entfesseln kann und wie dagegen die schöne Klarheit der Sonne die Abgründe deckt und die Seele zu Licht und Ordnung verklärt. Was in diesen Minuten des allgemeinen Taumels geschah, das hätte der Tag nie zugelassen. Man denke, wie das Bindemittel aller Gemeinden in Jesu Christo die Liebe ist. Wie Paulus sagt, wird eine Mauer oder Wand zwischen Mensch und Mensch durch den Namen des Heilands hinweggenommen. Man erkennt die Gefahr, die mit dem Niederreißen von dergleichen Mauern gegeben ist. Weh aber, wenn außerdem, durch Unberufene, apostolische Worte wie diese gepredigt wurden: „daß jedermann allein durch den Glauben gerecht werde, daß der Glaube Berge versetze und daß dem Gerechten kein Gesetz gegeben ist".

Kurz, die Angst, das Entsetzen, der Jubel, die Raserei brachte viele dazu, daß sie sich, Hilfe flehend, oder nicht wissend, was sie taten, umklammerten, andere fielen einander in die Arme und küßten und herzten sich. Im kleinen Gemüsegärtchen des Müllers sah man, beleuchtet von einem schwachen Lichtschein, der durch ein Fenster fiel, einen Bruder und eine Schwester sich mit einander im Tanze drehen. Frauen, oder war es immer dieselbe Frau? rannten, mit fliegenden Haaren und Röcken, gespensterhaft suchend, um das Mühlgebäude herum und einige, die sich aus irgendeinem Grund im Sturm der Nerven das grobe Hemd von den Schultern, den Rock von den Lenden gerissen hatten, rannten, vielleicht in irgendeinem passiven Opferdrang, splitterfasernackt über die Böschung hinauf und ins Feld hinein. Hier spukte wohl irgendeine Idee aus dem Gleichnis der törichten und klugen Jungfrauen und des himmlischen Bräutigams. Man muß nun sagen, daß durch die List des bösen Feindes hier der himmlische Bräutigam in einigen Fällen durch einen ebenfalls orgiastisch verwirrten Bruder ersetzt wurde.

Der Müller Straube nahm sich der wiederberuhigten Therese Katzmarek an. Der böhmische Josef schlich schweigend herum, mit glühenden Augen und was er im Dunkel und in der Verwirrung alles verrichtet hatte, wußte man nicht.

Religiöse Orgien dieser Art wiederholten sich. Gerüchte davon, die langsam durchsickerten, waren eines Tags auch zu Nathanael Schwarz gelangt, der darüber erschrak, weil er sich, durch Quintens Taufe, damit in Verbindung stehend empfand. Der Unfug machte ihm schlaflose Nächte. Endlich hatte er den Entschluß gefaßt, und zwar trotz der Gefahr, die er lief, mit seinem ehrlichen Namen in das lästerliche Treiben verwickelt zu werden, persönlich zum Rechten zu sehn und womöglich dem Ärgernis zu steuern. So nahm er denn eines Abends, nachdem der verrückte Schneider Schwabe eine Menge illuminierten Unsinns gepredigt hatte, am Rednertische in der Scheune der Talmühle seine Stelle ein.

Was er vorbrachte, würde unzweifelhaft eine im ganzen heilsame Wirkung getan haben, besonders hatte er auf die Scharfs, die durch Quintens Abwesenheit und durch das Treiben der Brüder beunruhigt waren, mit seinen Mahnungen, seinen Warnungen, seinen heftigen Apostrophen, ja starken Drohungen einen beinahe befreienden Eindruck gemacht. Leider ließ sich der Bruder verleiten, den Nerv ihrer Torheit anzutasten, wodurch er ihre Verrücktheit, der er, ganz gegen seine Absicht, nur Nahrung gegeben hatte, zu seinem Entsetzen, in ihrer ganzen nackten Gewalt, zu schmecken bekam.

„Ich habe," sagte er, „euren Emanuel Quint gekannt, wahrscheinlich bevor irgend jemand von euch etwas von ihm erfahren hatte." Und nun malte er seinen Hörern aus, wie dieser Emanuel, leider, nach Aussage seines Vaters und seiner Mutter sogar, nicht nur nach dem Zeugnis vieler gewichtiger Leute, von Jugend an, gelinde gesagt, in die Irre gegangen sei. Er wollte dann, wie er sagte, die Gläubigen dieses Kreises nicht schelten, wenn sie der Täuschung verfallen wären, in Emanuel einen begnadeten Diener am Wort zu sehen: er selber, Nathanael, sei durch ein gewisses, schlichtes und sanftmütiges Wesen des falschen Propheten, fast ebensosehr, wie sie, getäuscht worden. Er setzte hinzu: er sei sogar eine Sünde, die er an sich selbst und Emanuel Quint begangen habe, zu beichten bereit, um deretwillen er von Gott schon mit vielen heißen Gebeten Vergebung erfleht habe. Dann fügte er einen treuen Bericht von dem Morgengange mit Emanuel und von dem Vorgang am Bache ein, der ja in der Tat beinahe einer Taufe geglichen hatte. Er behauptete, daß eigentlich er durch Emanuel zu dieser ihm unbegreiflichen Aufwallung verführt worden sei. Dagegen wollte er freimütig zugeben, wie diese Taufe, nicht im rechten Sinne erteilt, noch weniger im rechten Sinne empfangen, Emanuel zum Verhängnis geworden wäre. So wolle er auch seinen Teil der Schuld an dem Ärgernis, das der Tor gegeben habe, hiermit eingestehen. Denn schwerlich hätte sich sonst der Ärgernisstifter in seinem lästerlich überheblichen Wandel durch irgend etwas so sicher bestätigt gefühlt. Kurz, er sage nur dies, um des armen verlorenen Mitbruders furchtbare Sünde und Lästerung aufzudecken: er nenne sich sündlos, nenne sich Gottessohn und Menschensohn.

Als der letzte Laut dieser Worte nur gerade eben verklungen war, erhob sich ein Gemurmel des Unwillens, und zugleich die Stimme eines Handelsmannes und Lumpensammlers, der sich Quintens Gemeinde erst in Giersdorf angeschlossen hatte und bei dem Überfall zugegen gewesen und zu Schaden gekommen war. Dieser Mensch war über die fünfzig, durch zahllose kleine Schachergeschäfte profitwütig gemacht und im übrigen bleich und zusammengeschrumpft. In seinen Blicken lag der fieberhafte Glanz eines inneren Leidens, im übrigen aber ängstliche Ungeduld, und irgendeine verzweifelte Gier. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade der hypochondrische Mensch, wenn er sich gleich

nur durch bitteren Frohn vor bitterem Mangel einigermaßen schützen kann, am Leben hängt und das Ende fürchtet. Es ist Todesangst, die den Menschen nach der Phantasmagorie des ewigen Lebens greifen läßt. Feigheit ist es, die immer wieder naive Naturen Quacksalbern Leibes und der Seele in die Garne treibt.

Dieser Lumpensammler hatte nach den Illusionen und Mythen, die sich um Quinten gebildet hatten, mit verzweifelter Hand gegriffen, dem Ertrinkenden gleich, der den Strohhalm ergreift.

Er schrie, daß Quint entweder das, was er sich selbst genannt habe, oder der größte Schurke, der größte Betrüger sei, der je und je auf Erden gelebt habe. Aber er kehrte sogleich seine Waffe um, wandte sie gegen den Wanderbruder und fiel ihn an, mit einer so leidenschaftlichen Wut, mit einem so wilden Strom von Worten, daß alle, die zugegen waren, nicht zuletzt den Betroffenen, ein Grausen befiel.

So wurde Bruder Nathanael, der Reihe nach, Lügner, Verräter, Satans Apostel und zuletzt sogar Judas genannt und dieses Wort fiel, einem zündenden Funken gleich, in ein Pulverfaß und brachte somit eine Wirkung hervor, der sich Bruder Nathanael nur durch schnellen Rückzug und Flucht zu entziehen vermochte.

Der Besuch und die Flucht des Bruders Nathanael, der Judasruf und das Wort vom Betrüger, das von dem tobenden Lumpensammler gebraucht worden war: dies alles hatte doch, trotzdem sich die Atmosphäre allgemeiner Verrücktheit täglich verdickte, jene Diskussion der tonangebenden Gläubigen über Quintens Sendung zur Folge gehabt und eben die Botschaft, die man durch den böhmischen Josef an Emanuel hatte gelangen lassen.

Seit der böhmische Josef mit dem Bescheid, Emanuel werde selber kommen, bei den „Talbrüdern" oder in der „Gemeinschaft des Geheimnisses" eingetroffen war, nahm die Aufregung dieses Kreises natürlich wiederum die seltsamsten Formen an. Man weinte. Der Jubel schlug hohe Wellen. Man grüßte einander mit den Worten: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn." Man erzählte einander Quintens „Wunder". Man ging die Ereignisse seines Wandels, seit der Predigt auf dem Markt der Kreisstadt in phantastischer Weise nochmals durch, alles wiederum glorifizierend. Es wurde dabei eine geradezu erschreckliche Summe verrückter Einbildungen zu Tage gebracht. Die Scharfs erklärten, sie fühlten sein Nahen körperlich. Weiber und einige Mädchen, die sich ein wenig von der stundenlang Kyrie Eleison und Hallelujah singenden, etwa aus fünfzig Personen bestehenden Menge entfernt hatten, kamen atemlos schreiend zurückgelaufen, die eine hier, die andere dort, und schwuren, sie hätten den Heiland — die eine über die Wiese, die andere über den Acker hinter dem Mühlwäldchen, die dritte über dem Bach heranschweben gesehen.

Soweit der böhmische Josef Quintens strafende Äußerungen verstanden hatte,

wurden sie dem engeren Kreise der Brüder, zu dem außer den Scharfs, Schneider Schwabe, Schubert, Krecig, der cholerische Handelsmann, der Müller und noch einige andere gehörten, in der Mühlstube überbracht. So erfuhren die angstvoll und gierig Lauschenden zwar, wie ihr Idol über irgend etwas, worin sie gefehlt hatten, entrüstet gewesen wäre, aber sie wurden doch, durch die Schilderungen des böhmischen Josef im Ganzen ihres tollen Glaubens noch sicherer gemacht.

Siebzehntes Kapitel

Um neun Uhr des Abends, als man dem Narren in Christo sehr viele Male vergeblich entgegengezogen war, kam endlich Martha Schubert gelaufen und richtete mit dem unzweideutigen Ruf: er kommt! zunächst die ärgste Verwirrung an. Sie erklärte den Scharfs, sie erklärte dem Vater, sie erklärte es viele Male diesem und dem, Emanuel käme den Feldweg, der hinten über das Brückchen führt in den Mühlhof herein.

Als nun nach einigen bangen Minuten die allgemeine Erregung verstummte und, unter dem Schweigen einer Erwartung, die das Herz eines jeden fast stillstehend machte, eine dunkle Gestalt in den offenen Torweg der Mühle trat und dann in jenem Bereich des Gewölbes erschien, der durch das vorn einfallende Mondlicht erleuchtet wurde, kam für Quinten selbst und alle übrigen ein ebenso verhängnisvoller, wie erschütternder Augenblick. Quint — und er war es! — langsam und forschend näher tretend, sah, wie eine schweigende Menge mitten im Hof, einige die Stirn auf der Erde, einige das Gesicht im Mondschein emporgerichtet, einige weinend, andere mit Beben Gebete murmelnd . . . wie eine Menge vom Wahnwitz betörter Menschen, sag ich, reihenweis, mit gefalteten Händen, vor ihm auf den Knieen lag.

Sogar der Müller Straube erklärte — dem sonst in Sachen des Glaubens wenig zu trauen war und der sich dazu auch wenig äußerte — er habe, bei dieser Ankunft Quints, vergeblich mit seiner ganzen Vernunft gegen die Mächte, die ihn zur Erde niederzwangen, anzukämpfen versucht.

Ein Doppelbetrug dieser Art, ja ein eigentlich dreifacher — womit die Menge sich selbst und den Narren, der Narr aber nur sich selber betrog! — ist aber vielleicht trotzdem nicht schlechthin verwerflich, noch lächerlich: erstens waren sie alle betrogene Betrüger! und zweitens lag doch im Innersten dieses nächtlichen Vorgangs verborgen, wenigstens Augenblicke lang, etwas wie ein Mysterium. Gott ist ein Geist: Jesus, der Nazarener, gilt nicht so sehr als seine Inkarnation, sondern er wird für Gottes Gefäß gehalten. Quint wußte in sich, oder glaubte in sich, den Gottesgeist, den Geist des Herrn. Die tölpelhaften oder derben Gemüter sahen in ihm zwar nicht diesen Geist, aber das längst zerschellte Gefäß: den Zimmermannssohn aus Nazareth. Was sie indessen, mit bebenden Schauern

vor Quintens Erscheinung niederzwang, war eine tiefe Erfahrung von Geist und ward vom Geiste Quintens empfangen. Wer könnte nun mit Gewißheit behaupten, daß Gott, daß Christus in diesem leiblichen Irrtum nicht als geistige Wahrheit zugegen gewesen ist?

Deshalb aber ward dieser Vorgang für Quinten und viele seiner Anhänger verhängnisvoll, weil er das Band zwischen allen aufs neue knüpfte und ihm eine neue mystische Weihe gab.

Emanuel stand im Hofe still und betrachtete lange die Schar der Knieenden. Seltsamerweise erschienen ihm diese betörten Menschen, auch nachdem er das erste Staunen, die erste Erschütterung überwunden hatte, weder schrecklich in ihrer Tollheit, noch lächerlich. Es gehörte zu Quintens Besonderheit, daß ihm in jeder Lage des Lebens eine bewunderungswürdige Fassung eignete: eine sicher wirkende Selbstdisziplin, die ihm angeboren war, oder wenigstens keinen Zug von Angeflogenem oder Erlerntem an sich hatte. Dieser eigentümliche Mensch ohne Bildungsgang hatte sich, aus sich selbst, zum Herrn seiner selbst emporgerungen. Er beherrschte in sich, ausgenommen die Liebe zu Gott und dem Göttlichen, jede Leidenschaft und auf seinem Gesicht, wie in seinem Betragen jedwede Äußerung, wodurch denn, ohne seine Absicht, von den Bewegungen seiner Seele sich nichts verriet.

In Wahrheit kam ihn eine tiefe und schmerzliche Rührung an, die ihn indessen daran nicht hinderte, mit gelassener Frage Martin und Anton Scharf herauszufinden. Mit diesen beiden Männern begab er sich — schwebte er, wie die Knieenden meinten! — ohne daß er etwas weiteres sagte, an dem winselnden Kettenhunde vorüber ins Haus.

Mit seiner Gegenwart in der Talmühle trat, wie durch ein Wunder, Ruhe und Stille ein. Der Orgiasmus machte einem demutsvollen und eingeschüchterten Warten Platz. Alles Singen und laute Beten ward in ein stilles Flüstern verkehrt, geschweige daß sich das Tamburin und die Zionsharfe Dibiezens auch nur im geringsten mehr geregt hätte.

Nicht anders wie aus einem Hause, darin der König zu Tafel sitzt, bei Hungersnot, wurde, durch Marta Schubert und andere, von Zeit zu Zeit, der an der Türe darbenden Menge Bericht erstattet. Selbst Müller Straube, der für gewöhnlich dem ganzen Treiben mit einer undurchsichtigen, zuweilen ironischen Reserve begegnet war, zeigte sich ernst, ja feierlich. Zum ersten Male schien er, aus einem selbstbewußten und gnädigen Wirt, nur eben wie alle andern, zu einem bescheidenen Gast geworden.

Emanuel hatte sich in ein besonderes, kleines Zimmer zurückgezogen, und die im Hausflur und vor der Türe ängstlich harrende Schar erfuhr, daß er zunächst nur mit dem engeren Kreise der Auserwählten, und zwar mit einem jeden allein, sich besprechen wolle. Und so geschah es, weshalb die Mühle, die noch vor

kurzem ein Schauplatz tumultuarischen Lebens gewesen war, plötzlich wie ausgestorben erschien.

Zuerst von allen wurde Martin Scharf durch die Magd des Müllers zu Quinten ins Zimmer gerufen. Als er nach etwa einer halben Stunde wiederkam, gingen nacheinander Anton Scharf, der Weber Schubert, Dibiez, Krezig der Handelsmann, Weber Zumpt, der Müller Straube und Schneider Schwabe, ein jeder vor Erregung kaum seiner mächtig, zu dem „Giersdorfer Herrgott" hinein.

Auf ihren Stirnen stand kalter Schweiß. Ihre rauhen Hände waren wie Eiszapfen.

Liebe, Gehorsam, Andacht, Glaube, blinde, urteilslose Hingabe wurden aber durch diese nächtlichen Unterredungen unter vier Augen erst recht zur Blüte gebracht, und zwar trotzdem Emanuel das gesamte Treiben in der Talmühle, das sie ihm hatten darlegen müssen, aufs stärkste verurteilte. Es war, als hätten sie alles dieses, bevor er noch sprach, allein durch seine Gegenwart eingesehen, als hätten sie mit seiner Person sogleich das schlichte und rechte Maß aller Dinge, Lot, Wasserwage und Winkelmaß, um sogleich ihr schiefes Haus zu erkennen, in Händen gehabt.

Er sagte dem Dibiez, der ihn nicht verstand, wie das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden verbunden ist. Er verwarf, zum großen Erstaunen aller, wodurch er jedoch an Autorität gewann — nicht nur das Tamburin der Heilsarmee, die Gitarre des Dibiez, die bacchantischen Hallelujahgesänge, sondern auch den einfachen Kirchengesang. „Als Jesus," sagte er, „vor beinahe zweitausend Jahren das erste Mal über die Erde wandelte, sang er nicht. Er hat das lautere Gotteswort aus schlichtem, heiligem Munde, gesprochen."

War es nun, weil Quint den krankhaften Seelenbrand in der Talmühle unter allen Umständen auslöschen wollte: jedenfalls riet er den Brüdern, mit sehr bestimmten Worten, von allem Predigen, allem lauten Beichten, allem sogenannten Weissagen, ja allen öffentlichen Gebeten abzustehen. Wollt ihr und müßt ihr aber beten — die Jünger Johannes des Täufers beten! die Jünger Jesu indessen beten nicht! so tut es allein, in eurer Kammer. Ich sage euch aber, es wäre um euch und euren himmlischen Vater schlimm bestellt, wüßte er nicht, wes ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet darum.

„Der Geist des Herrn," so sagte er ihnen, „ist ein Geist der Weisheit, ein Geist des Friedens, ein Geist der Gerechtigkeit. Wenn etwas in euch Bilder der Angst und des Entsetzens, oder Bilder der Wollust, oder Bilder der Grausamkeit schafft und anbetet, so ist es der Geist des Vaters nicht. Was von den Abgründen eurer Natur die Brücke des Lichtes reißt, daß die giftigen Dämpfe der Krankheit, die besinnungsraubenden Dünste des Todes in die Klarheit des Lebens in Jesu Christo aufsteigen, so ist es der Geist des Vaters nicht."

Der Müller, als er vor Emanuel stand, konnte vor diesem und seinen einfachen Fragen nicht ganz die richtige Fassung finden. Emanuel sah ihn schuldbewußt. Über den Paroxysmus befragt, der sich mit den Frauenzimmern ereignet hatte, gab er widersprechende Antworten und seine Reden hatten keinen schlichten Zusammenhang.

Hierauf wurde Therese Katzmarek Emanuel Quinten vorgeführt.

Das Mädchen, mit Quinten allein geblieben, fing, nachdem sie unter körperlichen Schauern und vielen Tränen ihm Hände und Füße geküßt hatte, von ihm beruhigt, zu beichten an. Die katholische Inbrunst und Sündenwollust ihres Herzens befreite sich, und Emanuel, der das Mädchen nur in einem menschenfreundlichen Sinne beraten wollte, fand sich durch sie zum Mitwisser aller ihrer Vergehungen, — unter denen die letzte eine Versündigung gegen die Keuschheit, und zwar mit dem Talmüller selber war! — ja zum Herrn über Leben und Tod gemacht.

Emanuel mußte erschüttert sein durch alle Beweise fast hündischer Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von diesen, bis zu Tränen durch seine Gegenwart beglückten, Menschen entgegengebracht wurden. Und wenn er nun auch entschlossen war, soweit an ihm lag, das Nest zu säubern, in das er ja zu keinem anderen Zwecke gekommen war, so hatte er doch den heißen Wunsch, soweit immer möglich, diesen irren, hilflosen Lämmern ein Hirte zu sein.

Hatten doch alle diese Menschen, so lange sie lebten, einen leiblichen Hunger nach des Müllers Brot: und war es nicht sonderbar, wie sie trotz leiblichen Mangels und sorgenbelasteter Lebensnot dennoch nach geistigem Brote hungerten? Konnten da ihre unberatenen Einbrüche in die Vorratskammern der Schrift und die Wahl ihrer Nahrung von einem besseren Instinkte geleitet und anders als unbeholfen sein?

An diesem Abend wurden die Darbenden an den Türen mit leiblichem Brote gespeist, und es wurde ihnen zugleich eröffnet, wie dies zunächst die letzte Versammlung auf der Dreschtenne des Talmüllers gewesen wäre. Sie entfernten sich, leiblich gesättigt, ohne daß im übrigen ihre Hoffnung, den vergötterten Fremdling reden zu hören, oder auch nur nochmals zu sehen, erfüllt worden war. Inzwischen wurden alle, mit denen Emanuel einzeln gesprochen hatte, gemeinsam in Quintens Zimmer gerufen.

Dieser erhob sich von einem runden Tisch, an dem er gesessen hatte und auf dem eine brennende Kerze stand, und der kleine Raum ward wohl eine halbe Stunde lang von dem gutturalen Klang seiner eher hohen als tiefen, weichen und doch jugendlich festen Stimme durchdrungen.

In seiner Belehrung, die in der Hauptsache gegen den Aberglauben gerichtet war, hatte sich Quint, vom Ernst, bis zu einem, den Brüdern an ihm ganz fremden Zorne gesteigert.

Was er sagte, war etwa dies:

Heute noch, wie zu Zeiten Jesu von Nazareth, sei die Erde von wüstem Gestrüpp überwuchert. Man könne sich kaum eine übertriebene Vorstellung davon machen, wie in der Menschenwelt die Pflanze des Aberglaubens verbreitet sei. So sei noch heut das Geheimnis des Reiches eben dasselbe tiefe Geheimnis, wie zu Jesu Zeit, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil es in Höhlen, in Schächten, unter den Wurzeln des Aberglaubens verborgen wäre. „Von Zeit zu Zeit kommt Jesus," sagte er, „ganz verlassen außer von Gott, durch diese Wälder einhergewandelt. So seht ihr mich verlassen und einsam, der ich berufen bin vom Vater unter die, die gleich sein sollen dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern, wie Paulus sagt. Von diesem Geheimnis, des ich gewürdigt worden bin, wißt ihr nichts! ich kann es euch auch nicht offenbaren! Allein der Vater kann es euch offenbaren, der in mir ist. Und wenn es der Vater euch offenbart, so kommt und nennet euch meine Brüder."

Und er gebot ihnen, daß sie ihn vom Grauen des morgenden Tages an, aus ihren Gedanken entlassen, ihm nicht mehr nachfolgen sollten. Da schrieen sie aber alle, fast weinend: „Herr, Herr, verstoß uns nicht und verlaß uns nicht."

Er aber fuhr fort etwa so zu sprechen:

„Ihr habt gesehen, wie auch Bruder Nathanael, dessen Taufe ich habe, von mir abgefallen ist. Ihr habt ihn mit Unrecht Judas geheißen. Zwar steht geschrieben, daß, wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! schuldig des höllischen Feuers ist! Aber ich sage euch, dieser Nathanael ist nicht mein Bruder, denn er ist vom Vater, das Geheimnis des Reiches zu wissen, nicht gewürdigt worden."

Der Schneider Schwabe rief ihm zu: „Sage uns das Geheimnis, Herr!" Die Bezeichnung, Herr! hatte sich in der Erregung des Wiedersehens und wohl auch mit durch die bessere Kleidung und das gepflegtere Aussehen Quintens eingebürgert.

„Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn," antwortete Quint, „es gleicht einer Perle, für die ich alles hingebe, es gleicht einem Schatz im Acker, den ich gekauft habe, es ist inwendig in mir, das Eigentum eines Kindes ist das Himmelreich. Aber dein Zion, das aus den Wolken herniederfällt mit Häusern von Gold, mit Tälern aus Jaspis, Saphir und Smaragd ist es nicht! Warum denn wollt ihr, daß Vater, Sohn und Geist unter Gewitter und Posaunenschall furchtbar aus Wolken niedersteigen, wo doch Vater, Sohn und Geist unerkannt unter euch ist?"

Und nun verrichtete Emanuel Quint, der arme Narr in Christo, jene hoffentlich unbedachte Tat der Lästerung, die später, als er eines schweren Verbrechens beschuldigt unter Anklage stand, die Herzen der Richter so sehr verhärtete.

Nämlich: er packte ein Bibelbuch, das einer der Brüder Scharf, wie früher

gebräuchlich, neben das Licht auf den Tisch gelegt hatte, und warf es, so daß es in Fetzen ging, wider die Wand.

Die armen Tagelöhner, trotzdem sie erschraken und eigentlich im ersten Augenblick dachten, es müsse Feuer vom Himmel herabfahren, regten sich nicht.

Und: „ich verbiete euch dieses Buch! hört ihr! ich verbiete euch dieses Buch!" rief nun, gar nicht im Sinne Luthers, Emanuel. „Ich verbiete es euch, weil es eine Scheuer voll Unkraut, eine Scheuer voll Tollkraut, eine Scheuer voll Taumellolch mit nur wenigen Ähren guten Weizens ist. Das Reich Gottes ist wiederum auch hier nur ein Senfkorn darin.

Was leset ihr euch aus diesem Buch? was erntet ihr euch von diesem Acker des guten Hausvaters? in den der böse Feind im Finstern Scheffel und Malter Unkraut gesäet hat? Ihr füllt euch das Blut mit quälenden Ängsten, quälenden Wünschen und Fieberbildern, die lügnerische Hoffnungen sind, bis zum Bersten an! Ihr meinet, wenn ihr vom Gifte des Taumelmohns trunken seid und in läppischer Eitelkeit zu Affen der Allmacht aufgeschwollen, mit Handauflegen und Wundertun, ihr hättet den heiligen Geist empfangen! Was ihr empfangen habt, ist die Pest der Gier! der Durst der Tollheit! Meint ihr, daß die Liebe zu Jesu eine unbezwingliche Wut der Habsucht ist? Was wollet ihr denn von Gott erbitten? Wälzet ihr euch und zerrüttet ihr euch und macht eure armen Kehlen heiser, damit der himmlische Vater das Zepter mit euch teile? Und meint ihr, daß es in euren blinden Händen besser aufgehoben, als in den seinigen ist?

Was reißet ihr doch an Gottes Stuhl? Was zerrt ihr doch an Gottes Gewandzipfel? Was heult ihr? Was kreischt ihr? Warum schlagt ihr mit euren Fäusten, euren groben Absätzen gegen die Himmelstür? Wahrlich ich sage euch, ihr werdet nicht mit der Türe ins Haus brechen und es liegt auch dahinter weder Brot, Speck, noch das kleinste Fäßchen Branntwein für euch!

Was leset ihr euch aus diesem Buch? Lügen, Lügen und wieder Lügen! Wie denn die Lüge noch immer auf allen Gärten und allen Äckern am geilsten wuchert! wie denn die Lüge noch immer Säulen, Tore, Türme und Tempel — die höchsten Säulen, die höchsten Tore, die höchsten Türme, die gewaltigsten Tempel von Gold, Jaspis und Edelsteinen auf unserer Erde besitzt."

Es war wohl nicht allzuviel, was die mit hochgezogenen Brauen lauschenden Brüder von diesen heftig gesprochenen Worten begriffen. Es folgte ihnen auch eine große Menge anderer warnend, ja drohend nach, die Quinten doch wohl von dem Wunsche eingegeben wurden, diesen Unfug der Talbrüder abzuschütteln. Jene Monate, die er in der Gärtnerei, in der Bibliothek des Gurauer Fräuleins, beim Miltzscher Schäfer als Samariter, in der Familie Krause und in anderen christlichen Bürgerhäusern zugebracht hatte, konnten nicht spurlos an ihm vorübergehn. Dennoch sah er die Brüder nicht von einem neuen Kastenstandpunkt an

und nicht ein solcher war es, der den Abstand zwischen ihm und ihnen vergrößerte. Dagegen konnte man aus der Art und mutigen Kraft seiner Reden schließen, daß sich die Kraft seines eigensinnigen Wahnes in der Stille vervielfacht hatte.

Jedenfalls zerstörte er die starre und fixe Idee seiner Anhänger nicht, wonach er ihnen als Retter aus jeder Not, als neuer Messias gelten mußte. Ja, diesen Irrwahn bestärkte er nur. Seine Zuhörer spürten recht wohl, wie sich bei ihm in irgendeiner Form das Einheitsgefühl zwischen ihm und dem Heiland befestigt hatte: und wie sollten sie nicht, wo er sich doch ausdrücklich, als in Besitz des Geheimnisses Jesu gelangt, ihnen darstellte.

In Wahrheit sah Emanuel Quint den Heiland kaum mehr im Bibelbuch, das er ja auch mißhandelt hatte, sondern, schrecklich zu sagen, nur noch in sich selbst und als sich selbst. Der heilige Wahn ward zurückgedrängt und hatte dort, seit jenem Kerkertraume, wo Christus in Quinten buchstäblich hineingegangen war, Zeit gefunden, sich fest zu nisten. Damit hatte sich etwas im Betragen des Narren in Christo eingestellt, was keineswegs von dem Schlage seiner früheren Bescheidenheit und Demut war. Gegner, die es später bemerkten, nannten es einen lächerlichen Hochmutsgeist von Unfehlbarkeit, er selbst die Freiheit der Kinder Gottes.

„Machet euch frei von dem Dienste des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes", sagte er oft, wenn seine Freunde ihm eine gewisse heitere Sicherheit und Sorglosigkeit, trotz des ihm eigenen Ernstes, zum Vorwurf machten.

Während des Mahles, das die seltsamen Quint-Apostel und Müller Straube gemeinsam mit Emanuel in der Backstube einnahmen, zeigte es sich, wie wenig die wesentliche Absicht von Quintens Besuch erreicht worden war. Bald war es Martin, bald Anton Scharf, bald der Lumpensammler, bald der bucklige Schneider Schwabe, die mit allerhand vorsichtlich ängstlichen Fragen an ihm herumhorchten und herumtasteten.

„Herr," sagte zum Beispiel der Schneider Schwabe, „du hast doch an dem alten Scharf, an Marta Schubert, an dem kontrakten Baudenweibe, an der sterbenden Frau und an vielen anderen ebenfalls Wunder getan."

Was er ohne Absicht und ohne Wissen verrichtet habe, antwortete Quint, wenn er überhaupt etwas verrichtet habe, das sei nicht durch ihn, sondern durch den Vater vollendet worden.

Jesus habe doch ebenfalls Wunder getan.

„So wie ich," sagte Quint, „in diesem und keinem anderen Sinne."

Obgleich er nun eine Erklärung gab, konnte er seine grobschlechtigen Tischgenossen doch nicht mehr von der Meinung abbringen: Jesus und er, er und Jesus hätten die gleichen Wunder getan.

So aber lautete seine Erklärung:

„Was wolltet ihr je von Gottes Wundern begreifen, da ihr doch bis jetzt von all den ungeheuren Wundern, mit denen der Vater euch umgeben hat, nichts begriffen habt! Ihr Läppischen! O ihr Lächerlichen! Seht ihr den Wald vor Bäumen nicht? Was seid denn ihr? Was bin denn ich? Sind wir denn um ein Haar Geringeres, als das größte Wunder ist? Könntet ihr etwas, oder wüßtet ihr etwas von Gott zu verlangen, das auch nur den tausendsten Teil so wunderbar, als eine einzige Lilie oder Kornblume auf den Feldern, die Kehle oder die Feder einer einzigen Nachtigall, geschweige die ganze, große, felsige, blühende Erde oder der unendliche Himmel mit allen seinen Gestirnen wäre?"

„Wer es fassen mag, fasse es," endete er; „der Wundersüchtige ist von Mutterleibe an taub, stumm und blind geboren! Ihr wisset, daß einem solchen Geschlecht kein Zeichen gegeben werden kann."

„Herr, wenn wir nicht im rechten Sinne gebetet haben, lehre du uns!" wandte sich Anton Scharf an Quint.

„Betet: zu uns komme dein Reich!" bekam er zur Antwort.

Es war für Weib und Kinder des Müllerknechts, die außen am Fenster der Backstube standen, wo auch der Vater zuweilen hinter sie trat, ein seltsam biblischer Anblick, wie drinnen Emanuel Quint, dem Heiland beim Abendmahle gleich, unter seinen Jüngern saß. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden. Der längliche Tisch, auf dem zwei gewaltige Schüsseln dampften, war sauber mit einem bunten Tuche bedeckt. Ein dunkler Wein, den der böhmische Joseph gebracht hatte, ward von dem ab und zu gehenden, feierlich strahlenden Anton Scharf, vom Fäßchen in Gläser gefüllt. Zuweilen sah man den Heiland trinken. Wenn er an jemand die Rede richtete, sprang der Angesprochene voll Eifer und auch zugleich voll Ehrfurcht vom Sitze empor.

Zuweilen ging durch die ganze Gemeinde ringsherum eine herzlich lachende Heiterkeit. Es schien, als ob sich nicht selten die Lippen des neuen Messias über einem Scherzwort kräuselten.

Plötzlich sahen die Kinder des Knechtes, ein Mädchen von vierzehn, ein Knabe von zwölf, ein anderer von neun Jahren, unter sich eine fremde Nachbarin. Sie hatten das dunkelhaarige, seltsame junge Mädchen nicht kommen hören und blickten es aus großen, einigermaßen dummen, erstaunten Augen an. Die Fremde achtete ihrer nicht. Übrigens schien sie nichts andres zu wollen, als ebenso ungestört, wie die Kinder des Knechts, das Innre der Backstube zu beobachten.

Das Mädchen war schlank, hatte feine Gelenke und längliche Finger, die mit Halbhandschuhen aus schwarzer Seide bedeckt waren. Ein dunkles Mäntelchen, mit rot gefütterten Capuchon, war um die noch schmalen Schultern gelegt. Ihr länglich, ovales Gesichtchen, mit großen befransten Augen, hatte alle zarten

Reize unversehrter, beginnender Jungfräulichkeit. Sie hielt eine sogenannte Kapotte, mit dunklen Bändern, in den Händen. Nicht ganz bis zu den feinen Knöcheln der schmalen Füße ging der Saum ihres schlichten Kleides, das über den schlanken Hüften von einem breiten Gürtel, aus schwarz lackiertem Leder, zierlich zusammengeschlossen war. Wenn sie sich wandte, wurden zwei dicke, dunkle Zöpfe vom Lichte beschienen, die bis zu den Fingerspitzen, bei ausgestreckten Armen, herunterreichten und von denen der eine über die Schulter nach vorn genommen war.

Man mußte erstaunen, das Mädchen in solcher Umgebung zu sehen, das unzweifelhaft ein Kind aus gebildeten Kreisen war.

Indessen blickte sie nicht anders, oder mehr noch als die Kinder des Knechts, mit heißen, verlangenden Augen und verfolgte das sonderbare Mahl mit seinen meist ungeschlachten Teilnehmern, das hinter den Scheiben vor sich ging.

Es ereignete sich nach einiger Zeit, daß der böhmische Joseph innen von ungefähr in die Nähe des Fensters geriet und sein scheußliches Antlitz in nächster Nähe vor der kleinen Gemeinschaft der Späher auftauchte: Bei diesem Anblick trat die kleine Fremde, merklich erschrocken, ins Dunkel zurück.

Ob nun das Scheusal die Fremde erblickt hatte, jedenfalls trat er nach einigen Augenblicken ins Freie heraus, um die Kinder des Knechtes durchzumustern. Die Fremde aber, die sich noch immer im Dunkel verborgen hielt und die ihn von dort genau beobachtete, fanden seine suchenden Augen nicht.

Er schien die Kinder fragen zu wollen, kehrte indessen plötzlich um und begab sich wieder ins Haus hinein.

Emanuel ward indessen in der wachsenden Zutraulichkeit der festlichen Stunde — eine festliche Stunde war die Wiedervereinigung mit diesen ersten Freunden und im Grunde kreuzbraven Seelen auch für ihn! — er ward also über allerlei Dinge weiter befragt, die hungrig harrenden Christenseelen immer noch brennende Anliegen sind.

So trat ihn der eine und andere an: ob er nicht ihm das Geheimnis des Reiches unter vier Augen sagen wolle? Schwabe meinte beunruhigt, daß doch wahrscheinlich immer noch die alten Apostel und der Kreis der Zwölf zu Richtern des Jüngsten Gerichtes berufen wären. Ungeduldig wollte man wissen, wann ungefähr der Beginn des tausendjährigen Reiches zu setzen wäre. Wann sich Vater, Sohn und Geist endlich zeigen würden, nicht mehr in Niedrigkeit, sondern in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Emanuel aber lächelte nur und wollte auf keine Frage mehr eingehen. Di braven Leute und schlechten Christen, wie er sie im geheimen nannte, dauerte ihn. Zuweilen sah man ihn traurig den Kopf schütteln. Dann zeigte sic wiederum um seinen Mund eine durch die drolligen Ängste der einfachen Seele belustigte Heiterkeit, wo dann der blinde Blindenleiter mit einer herzlichen Ironi

den Brüdern Scharf über ihre struppigen Scheitel strich oder dem buckligen Schneider sanft auf die Wange klopfte.

Bevor er aber, nachts um die zwölfte Stunde, sich niederlegte, nahm Emanuel der ganzen Versammlung das feste Versprechen ab, morgen mit Tagesgrauen auseinander zu gehn.

Emanuel Quint erwachte, als er kaum eine Stunde geschlafen und der Zeiger der Uhr die Eins überschritten hatte. Er rieb sich die Augen, aber er sah trotzdem eine dunkle Gestalt an dem kleinen Fensterchen seines Zimmers stehen, unter dem der Strahl des Mühlbaches rauschte. Er fragte die übliche Frage, ob jemand da wäre, doch die schlanke Gestalt am Fenster regte sich nicht und antwortete nicht. Da pochte des Narren Herz gewaltig. Er sprang aus den ungeheuren Deckbetten, kleidete sich in Eile an, entzündete Licht und erkannte — oder hatte bereits erkannt! — Ruth Heidebrand.

Es muß gesagt werden, daß diese Entdeckung dem armen Quint mit beinahe lähmender Kraft in die Seele schlug. Er sagte später, er habe damals schon die unentrinnbaren Folgen dieses unverschuldeten Umstands vorausgefühlt, obgleich das Verhängnis Wege suchte, die er unmöglich vorauszusetzen imstande war.

Übrigens war seine Beziehung zu Ruth in jedem Betrachte wunderlich.

Man hat später gefunden und hat es aus Äußerungen geschlossen, es sei in der Seele des Tischlersohnes für die ohne Zweifel hysterische Gärtnerstochter eine verschwiegene Neigung vorhanden gewesen, sonst hätte sich ein gewisser Verdacht nicht auf Quinten gelenkt. Jedenfalls gehört die unbesonnene, dazu krankhafte Tat der kleinen Ruth, durch die sie ihm bei dem Gurauer Fräulein, bei ihren Eltern, bei Krause und vielen Freunden fast alle Sympathien verdarb und seinen Gegnern Waffen lieferte, nicht in das Schuldbuch des armen Quint.

Nicht vorher, nicht nachher in seinem Leben hat Emanuel je, mit so heftigem Ausdruck, heftige und strafende Worte gebraucht, als es in den ersten Minuten der kleinen Ruth Heidebrand gegenüber jetzt geschah, als er sich endlich zum Reden ermannt hatte.

Die kleine Ruth aber sah ihn unbeirrt aus ihren ein wenig zu großen, feuchten Augäpfeln an, als wollte sie sagen: den Zorn meines Heilandes, meines guten Hirten, der das verlorene Schaf in die Arme nimmt, den Zorn dessen, der die ewige Güte selber ist, dessen Strahl mein Auge trifft und mit heiligem, stolzem Feuer daraus zurückleuchtet, den Allerbarmer fürchte ich nicht.

Der Glaube und das Vertrauen, wie es Quinten aus den Augen jener grobschlechtigen Anhänger entgegenleuchtete, denen er, wie Paulus, nur das Zeugnis geben konnte, „daß sie eiferten um Gott, aber mit Unverstand", schon dieser Glaube, dieses Vertrauen legte um ihn — um seine Gedanken, um seine Ent-

schlüsse, also um seine Stirn und Hände! — ein hinderndes Band: obgleich die Macht dieses starken Vertrauens durch den lauernden Ausdruck der Gewinngier und eines versteckten, nach Beruhigung drängenden Mißtrauens beeinträchtigt wurde. Sofern dieser Bann nicht gewesen wäre, hätte wahrscheinlich der arme Quint Mittel und Wege zu finden gewußt, diese Gläubiger, durch das trockene Geständnis der Wahrheit über sich, abzuschütteln: er aber bewirkte, daß er, unschuldig schuldig, ihr Schuldner blieb. — Hier aber sprach Vertrauen und Glaube zu dem noch nicht neunundzwanzigjährigen Quint aus holdem und süßem Mädchengesicht und aus Tiefen der Seele heraufkommend, in welche nie auch nur der leiseste Schatten eines Zweifels gedrungen war.

. . . Es war die Liebe selbst, die ihn anblickte.

So fühlte denn der Narr die Gefahr und die ganze Folgenschwere des Augenblicks.

Dies gab ihm Kraft sich emporzuraffen.

Schnell nacheinander tat er mit harter Stimme die Fragen: „Was willst du? Mit wessen Erlaubnis bist du hier? Was willst du hier? Was suchst du hier?"

Ruth aber schlug die Augen nieder und schien die gleichen Worte zu flüstern, die einst ihre biblische Namensschwester gesprochen hatte: „wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden."

Und wieder richtete sie mit einer reinen, schlichten Gewißheit im Blick, er könne doch ganz unmöglich gegen dieses Bekenntnis etwas einwenden, die Augen zu Emanuel auf.

Die wenigen Worte, mit denen die biblische Ruth sich ihre ewige Krone, über alle Zeiten und Völker hinausglänzend, geschmiedet hat — und die auf eine Schale gelegt allein Neunzehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja aller Bibliotheken der Welt! — hörte nun zwar Emanuel nicht, aber er spürte die Kraft des Bekenntnisses! deshalb rang er, noch tiefer erbleichend, wie in der Erkenntnis der Nutzlosigkeit jeden Widerstandes, mit krampfhaftem Griffe Hand in Hand.

Jedermann in der Mühle war schlafen gegangen. Es war eine abgelegene, nur durch viele Gänge und Treppchen zu erreichende Kammer, in der sich Quint mit Ruth befand. Er senkte den Kopf, entrang die Hände und begann im Raum auf und ab zu schreiten.

In dieser Minute — man hörte den Gang seiner bloßen Füße nicht — wo er bald die Gardine, bald den gelben, mit allerlei Tand und bäurischen Raritäten gefüllten Glasschrank streifte, fand er sich nicht nur mit der Flucht der

kleinen Ruth aus dem Elternhause, sondern auch mit dem Umstand ab, dessen er völlig sicher war, daß man keinem andern als ihm die Schuld dieses Streiches zumessen würde. Dann sagte er nur: „du hast uns in eine schlimme Lage gebracht".

Ruth wandte sich um und sagte dagegen:

„Wie kann ich anders, wenn ich nicht meinen Bräutigam versäumen soll?"

Er sagte:

„Ihr alle seid unverständig!"

„Lehre mich," sagte sie, „daß ich verständig bin."

Er dagegen:

„Ehre Vater und Mutter und betrübe sie nicht! Gedenke der Ängste, die sie jetzt ausstehen. Im besten Falle wird man uns finden und bringt dich und mich durch Gendarmen nach Hause zurück."

Ruth sagte, das werde der „Vater" nicht zulassen. Als Emanuel sie befremdet musterte, fügte sie noch die Worte an: „ich meine den Vater, der in dir ist".

Emanuel wurde ungeduldig.

Er begann: „Was suchst du? Was willst du von mir? Von den Legionen Engeln eures himmlischen Vaters weiß ich nichts. Ihre Schwerter stehen mir nicht zu Diensten! Ich bin keines irdischen Königs, noch eines schwertgewaltigen Gottes Sohn. Ich bin nur ein armer Menschensohn. Wer mir nachfolgt, dessen nackte Füße werden über scharfe Steine gehen. Der Regen wird ihn durchnässen, der Hagel auf seinen Scheitel schlagen. Er wird Almosen nehmen, wo man sie gibt! Er wird, wie ich, verachtet, verdorben und am Ende einem schmachvollen Tode überliefert sein."

In diesem Augenblick hatte Ruth in Hast ihre durchlaufenen Schuhe von den Füßen gelöst, den Mantel und ihr kleines dunkles Mieder heruntergerissen und warf sich wildschluchzend mit den Worten: „kreuzige mich, ich will vor dir sterben!" an Quintens Brust.

Quint begann ihren Scheitel zu streicheln, aber er hielt seine Lippen fern von der schmalen weißen Rinne, die ihm so nahe war und von der aus das Haar zu beiden Seiten in einem dunklen und duftigen Glanze das Haupt umfloß. Seine Hände mieden die kindlichen Schultern, die sich zuckend an ihn anschmiegten, so daß er an bebende Flügelrücken eines jugendlichen, verstoßenen Engels denken mußte oder eines verflogenen vielleicht: eine Vorstellung, die ihm durch die liebliche und berauschende Fremdartigkeit dieses ganzen, neuen Erlebens aufgedrängt wurde.

Emanuel biß die Zähne zusammen und wehrte sich mit der ganzen, ihm eigenen, bewußten Kraft, gegen die Welle, die in ihm aufbrandete. Er rang mit ihr und besiegte sie. Die Arme der lieblichen Gärtnerstochter mit Zartheit lösend

und an den heiß umklammernden Händen herunterziehend, hatte er bald durch den gütigsten Zuspruch das Mädchen einigermaßen zur Ruhe gebracht.

Mit eigenen Händen zog er ihr dann die Stiefelchen an, half ihren nackten Armen in die Ärmel ihres Mieders hinein, verdeckte darin die schönen Schultern und legte auch noch den Mantel, den er vom Tische nahm, sorgsam darum.

Endlich sagte er: „Ruth, nun komm, jetzt wollen wir ohne Verzug zurück zu den armen Eltern gehen."

Da stand das Kind und regte sich nicht und sprach geraume Weile kein Wort. Aber wie Quint, überwältigt von Mitleid, die Hand um sie legte und ihr Haupt herauf an den kummervollen Strahl seines ernsten Antlitzes bog, war ihr Gesicht von Tränen gedunsen.

Achtzehntes Kapitel

In diesem Augenblick quietschte die Zimmertür und der Kopf des böhmischen Joseph streckte sich durch den geöffneten Spalt, mit einem pfiffig grinsenden Ausdruck herein. Dann schien es, als wollte er sich zurückziehen, aber nun fragte ihn Quint, in einem erstaunlichen Ton von Gelassenheit, was er wünsche und was sein Begehren wäre.

Der böhmische Joseph war durch den Anblick, der sich ihm eben geboten hatte, sprachlos gemacht. Quint munterte ihn indessen auf und zwang ihn, am Tische Platz zu nehmen.

Der böhmische Joseph hatte in seinem Zimmer das Holz der Möbel auf eine entsetzliche Weise knallen gehört, Fenster und Lampe hatten geklirrt, nicht anders wie bei starkem Gewitter oder wenn ein schwerbeladener Rollwagen über städtisches Pflaster fährt, oder noch schlimmer, wie bei einer unterirdischen Erschütterung. Dabei habe er über sich Lärm und vorher auf der Treppe Atmen und tappende Schritte vernommen.

„Wenn ich nun ein einziges kleines Knöchelchen von einem Gehängten hätte," sagte Josef, „so machte ich euch alle beide jetzt unsichtbar und brächte euch, ohne daß es die Leute merken, nach Miltzsch in eure Betten zurück."

Ruth schien durch die Anwesenheit des böhmischen Josef merklich beunruhigt und auch Quint war durch den neuen Ton einer gewissermaßen dreisten Vertraulichkeit etwas unangenehm berührt. Dennoch ermangelte sein Betragen, als er nun Josef um einen Dienst ersuchte, nicht der gewohnten, freundlichen Höflichkeit. Dieser sollte, und zwar sogleich, in das nächstgelegene Dorf vorangehen und einen Bauern ersuchen, daß er Wagen und Pferd zur Beförderung Ruths nach Miltzsch bereit stelle.

In der Backstube, als der böhmische Josef gegangen war, mußte sich Ruth auf Quintens Drängen mit Brot, Butter und Kaffee stärken, dessen man eine reichliche Menge, in einem Bunzlauer Topf, noch heiß, in der Röhre fand. Dann

traten beide, leisen Tritts aus der Haustür gehend, von niemand in der Mühle bemerkt, den Rückweg an.

Im Beginne der Reise waren sie einsilbig. Noch immer mit gedunsener und wie erstarrter Miene schritt die kleine Ruth neben Quint, während der Narr, grüblerisch und betreten, das Schweigen nicht brechen mochte. Die kleine Heilige, die triebhaft und opfermutig ihren irdisch-himmlischen Hochzeitsflug unternommen hatte, ward wie gelähmt, weil sie annahm, daß nun Liebe und Opfer durch den süßen Freund und himmlischen Bräutigam verworfen sei.

Ihr Gehorsam in diesen Minuten stellte sich in der Seele des schwärmerischen Kindes nicht anders dar, als die Schreckenslähmung eines Gläubigen, der mit aller Hoffnung, aller Gewißheit, aller kindlich reinen Hingabe an der Tür des Gartens Eden von Gott verstoßen worden ist.

Nach und nach aber, während des Wanderns, das Quinten die eigentlich angemessene Form des Daseins war, stieg in ihm jene volle und große Empfindung auf, die zweifellos religiösen Charakter hatte, wenn auch sie es vornehmlich war, die ihn immer wieder über die berechtigten Forderungen der ihn umgebenden Welt erhob. So weit man diese Empfindung — und man bedenke, wie das bewußte Leben selber nichts anderes als eine Empfindung ist! — so weit man sie zu schildern vermöchte, würde man das eigentliche Urphänomen im religiösen Leben dieses wunderlichen Separatisten zu begreifen imstande sein.

Das Leben in der gesamten Natur, die wir kennen, insonderheit alles organische Leben vollzieht sich für uns in Form von Bewegung, insonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefste Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferstehen. Von allen Bildern im Reich der Erscheinungen, die sein Auge zu fassen verstand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigste und zugleich das tiefste Symbol. Wie sie hinabsteigt und wieder ersteht, so starb und erneute in seinem Geist sich das Licht, und wenn es heraufkam, sah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, sondern in der ganzen Glorie, in der ganzen glückseligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geistes stehen.

Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn sie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über sich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläste und Kathedralen, so war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine fast quälend erhabene, fast ihr Gefäß zersprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der höchsten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameise herabblicken machte. Diese Empfindung war so umfassend, daß er sich selbst im allwissenden Geiste Gottes zu wohnen schien und keine andere, als diese, war es, an die er dachte, so oft er die Einheit von sich und dem Vater, von sich und dem Sohne, von sich und dem heiligen Geist behauptete.

Die Gefahr leuchtet ein, die entstehen mußte, wenn er mit einer solchen Empfindung, darin das Bewußtsein seiner ärmlichen Körperlichkeit und überhaupt jeder Körperlichkeit wie Schnee in der Sonne zerschmolzen und aufgesogen wurde, unter die Dächer der Hütten, der Paläste, der Kathedralen kam. So war, schon jetzt auf der Wanderung, das Bewußtsein der Kalamität, in die sich selber und ihn die liebliche Gärtnerstochter gebracht hatte, in Schauern von Größe untergetaucht.

Quint vergaß aber nicht, daß Ruth neben ihm ging.

Sie hat bekannt, daß der Sonderling, den sie den Heiland nannte, ihre Hand ergriffen, noch bevor sie das Dorf und den Wagen erreichten und bis dahin, etwa eine Stunde Wegs, nicht mehr freigegeben hat. Sie hat ferner versichert, wie es denn auch der Wahrheit entsprach, sie sei dadurch wie durch einen himmlischen Zauber gestärkt, getröstet, ja mit der Gewißheit eines ewigen himmlischen Glückes erfüllt worden. Sie hat schließlich behauptet, daß der arme Narr verzückt und in einer heiligen Glorie mit Jesus, Moses und Elias geredet habe, trotzdem doch, nach ihrer Meinung, Emanuel selber der Heiland war.

Die Ursache ihres Irrtums war diese.

Emanuel fing nach einiger Zeit, während er ihre Hand in der seinen hielt, in beinahe hymnischer Weise zu reden an, wobei sie der tiefen, immer heller werdenden Röte des Sonnenaufgangs entgegenpilgerten. Er sprach von der strahlenden Kraft des Gestirns, das mit demselben Glanz und derselben Freude ins Leben trete, als es nach vollbrachtem Tag sich zum Opfer darbringe. Die Sonne wandere, sagte er. Sie ruhe in Gott, aber sie ruhe auf ihrem Wege, geschweige in den Hütten und Häusern der Menschen, nicht aus. Was göttlich sei, sagte er, das wandere. So wandert der Heiland, wandert der Gottessohn, wandert der Menschensohn, über die Welt, wandere ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren wäre, unbehaust, ohne bleibende Stätte, ohne Vermögen, ohne Dach, ohne Weib, ohne Kind, ohne auch nur eine Ruhestätte für sein Haupt.

Und als die Sonne wirklich heraufgestiegen kam, riß Quint, der verzückt und entrückt, wie es von Kindheit an immer wieder ein Zwang in ihm forderte, niederfiel, auch die kleine Ruth auf die Knie nieder.

Nach diesem Vorgang, der den stammelnden und lallenden Quint in dem an ihm bereits bekannten, ausgesprochen krankhaften Zustand, zeigte, worin er der exaltierten Ruth als im Gespräch mit Jesus und den Propheten erschien, beruhigte sich sein Wesen zu einer friedlichen Heiterkeit. Es verharrte hierin, als er mit Ruth in den Bretterwagen des Bauern holperige Feldwege, lange Chausseen und bei leidlichem Märzwetter durch eine Anzahl von Dörfern und Marktflecken fuhr.

In den letzten zwei, drei Ortschaften an der Landstraße, die vor Miltzsch lagen, wußte man von dem Verschwinden Ruths und Quints, denn es war, besonders

nach Ruth, überall gesucht worden, und so erregte die Fahrt der beiden, denen ein Bund Stroh zum Sitz diente, wie sie mit ihrem mageren Pferd, ihrem groben Kutscher und klappernden Brettwagen daherkamen, lebhaftes Aufsehen.

Waren die beiden im ersten Flecken hie und da durch Johlen begrüßt worden, in den nächsten eilte die Nachricht ihrer Annäherung voraus und es bildeten sich bereits größere Aufläufe. Quint hatte eben den Vorschlag gemacht, das Bäuerchen, das übrigens große Augen ob der Empfänge machte, die seinem Gefährt zuteil wurden, möge ein wenig, etwa bis ans Ende des Dorfs, den Braunen frisch ausgreifen lassen, dort wolle er aussteigen und mit Ruth, unauffällig, quer über Feld, die letzte halbe Meile bis Miltzsch zu Fuße gehen:

Da rollte hinter ihnen, in lebhaftem Tempo, eine offene Kutsche, sehr herrschaftlich, mit zwei jungen feurigen Schimmeln heran.

In dieser Karosse saß Herr von Kellwinkel.

Ohne daß der betreßte Kutscher das Tempo mäßigte, stachen die Schimmel, Schaumflocken von den Kandaren schleudernd, zunächst an dem Armesünderwägelchen Quintens und Ruths vorbei. Aber Kellwinkel, dessen grauer Schnauzbart noch eben, träumerisch, ziemlich tief im breiten Kragen seines Fahrpelzes selbstgeschossener Füchse gesteckt hatte, fuhr plötzlich aus dem Fond der Kalesche empor, bog sich herum, erkannte Quint und während er und der Wagen kleiner wurden, sah man, wie er seinen Kutscher heftig am Ärmel zog.

Der Wagen hielt an und Herr von Kellwinkel stieg, den Fuchspelz im Sitze zurücklassend, höchstselbst auf die Straße heraus.

Der Kutscher empfing eine Instruktion, drehte und folgte in langsamem Tempo dem energischen Schritte seines Herrn, der weniger als eine Minute brauchte, um hochrot und wütend vor Ruth und Quint und ihrem Bauerngefährt zu stehen.

Natürlich waren die Worte nicht sanft, mit denen er Ruth von der Angst ihrer Eltern verständigte. Auf sein kurzes, scharfes Gebot, mußte sie Hals über Kopf von ihrem Bund Stroh über das Ortscheid auf die Straße herab und ebenso in die Kalesche einsteigen. Er duldete keinen Widerstand. Sie mußte wie eine Puppe bald sitzen, bald wieder aufrecht stehen, bis er die, wirklich ein wenig vor Kälte klappernde, kleine Heilige, fast gänzlich in seinem Fuchspelz verborgen hatte.

Jetzt erst nahm er Quinten aufs Korn, den er zunächst nicht beachtet, ja scheinbar nicht eines Blickes gewürdigt hatte und begab sich an sein Gefährt, neben dem der Narr, nun ebenfalls umgeben von einer Menschenmenge, auf der Straße stand.

„Lümmel, infamer," schrie er ihn schon von weitem an, „Schmarotzer, verfluchter, nun, denke ich, wird es doch selbst bei denen, die nicht alle werden, mit deinem Kredit zu Ende sein! Schurke! Wenn es noch mit rechten Dingen

zuginge in der Welt: dir müßte man auf gut russisch kommen. Jede Viertelstunde fünfundzwanzig auf den bloßen H. gezählt! Blödian! Lümmel! Infamer Halunke! Du gehörst in ein Idiotenhaus! Dir wollte ich schon die Flausen austreiben!" Emanuel schwieg und Herr von Kellwinkel wandte sich. Es hatte den Anschein, als wolle er in die Kalesche einsteigen. Er kehrte indessen wieder um.

„Kretin!" So begann eine neue Kette von Schimpfworten. „Bube! kriechender, feiger, hinterhältiger, schmarotzerischer, geiler, arbeitsscheuer, schleichender Schuft! Warum lassen wir keine Galgen aufrichten, daß ein solcher schandbarer Affe und öffentlicher Schänder unseres Heilands kurzer Hand daran aufgezogen wird. Dummkopf! Esel! Blödes Kameel! Du bildest dir ein . . . du wagst es, dir in deinem Drei-Unzen-Sperlings-Gehirne einzubilden . . . du Vogelscheuche willst uns weismachen, daß du Gott weiß was: Apostel, Prophet, womöglich der Heiland selber bist? Ein Gauner bist du, ein Anarchist! Du gehörst hinter Schloß und Riegel!"

Emanuel hatte mit einer schmutzig-blassen Gesichtsfarbe dagestanden. Der Lärm des wütenden Landedelmannes lockte noch immer mehr Weiber und Kinder aus den Häusern und Arbeiter von den nahen Feldern herbei. Da sagte zu seinem Schaden der Narr: „Habe ich denn eine Sünde begangen?"

„Das wirst du wissen!" schrie Herr von Kellwinkel. „Du wirst wissen, was du an der Familie deines Wohltäters, was du an diesem betörten Mädchen begangen hast! Welche Mittel, welche Schliche, welche niederträchtigen Lügen, welche Lumpereien und Betrügereien mußt du angewandt haben, nichtsnutziger, fauler, arbeitsscheuer Rumtreiber du, bis dieses wohlerzogene Bürgerkind so weit gebracht war, Anstand und Sitte soweit außer acht zu lassen, daß sie mit dir, bei Nacht und Nebel das Haus ihrer schwergeprüften Eltern verließ und so vollkommen in die Gewalt deiner schmutzigen Pfoten geriet."

Bei diesen Worten nahmen die Bauernweiber und Landarbeiter gegen Quint eine drohende Haltung an.

Ein gewisser Tagelöhner, mit dem Quint zuweilen bei Gelegenheit seiner Feldgänge einige Augenblicke philosophiert hatte, benutzte jetzt die Gelegenheit, um sich bei Kellwinkel einzuschmeicheln. Indem er vortrat, behauptete er: Quint halte die Leute vom Arbeiten ab. Er mache sie unlustig, mache sie aufsässig, indem er Weiber und Kinder gewöhnlich frage, ob denn das Zuckerrüben-Hacken oder das Heil ihrer Seele wichtiger sei.

Diese Frage hatte Quint allerdings im Verlaufe gelegentlicher Gespräche mit diesem und jenem geplagten Feldarbeiter zuweilen getan und gerade sie war es, die man Kellwinkel zugetragen und die ihn besonders aufgebracht hatte. Jetzt nun, beim Anblick des ihm, wie Emanuel meinte, befreundeten Arbeiters, der ihn mit frecher Stimme verriet, fühlte er, wie Judas nicht etwa ein gestorbener Mensch, sondern eine lebendige, furchtbare Macht in der Menschengesellschaft ist.

„Kerls wie du verdienen den Galgen," brüllte nun in verdoppelter Wut fast erstickend der Edelmann. Dies schien ein Merk- oder Stichwort gewesen zu sein, das viele wütend geschwungenen Fäuste dicht vor das Antlitz Quintens heranführte.

Er aber sagte mitten in diese seltsam durcheinander fahrenden, knotigen Schlägel aus schwieligen Menschenhänden mit bebender Stimme: „Welcher unter euch Menschen kann mich einer Sünde zeihen?"

Man stutzte. Man brach bei diesem Heilandszitat, in dem man eine Probe der besonderen Verrücktheit des Narren zu haben glaubte, in ein allgemeines wildes Gelächter aus. Und dieses Gelächter war seine Rettung.

Der Gerechte muß Schmach leiden, dachte Quint. Und als er es dachte, bemerkte er noch, wie Herr von Kellwinkel Ruth auf dem halben Wege zu ihm, Quint, zurück, energisch mit beiden Armen fing und das weinend widerstrebende Mädchen in die nahe Kalesche brachte, die sogleich, vom Flecke weg, in schnellster Gangart von dannen fuhr.

Der Bauer, der Quinten und Ruth gebracht hatte, schimpfte auf beide und schlug dabei am Wegrand sein W. . . ab. Er sagte, er sei um sein Fuhrlohn geprellt worden: denn er hatte vergeblich versucht, von Kellwinkel mit der Frage zu stellen, wer seine Unkosten tragen würde. Quint, angewidert durch so viel Häßlichkeit, so viel Sinnloses um ihn her, verwies ihn nach Miltzsch an Heidebrand und verbürgte sich, daß er beim Herrn Obergärtner sein Geld, und zwar Heller für Pfennig, erhalten würde.

Dann ging er mit festem, eiligen Schritt, nicht weiter verfolgt von dem abergläubischen Dorfpöbel, über Feld davon.

Begreiflicherweise hatte das Verschwinden der kleinen Ruth Heidebrand, wie man glaubte, in Gemeinschaft mit Quint, in der ganzen Gegend bis hinein zur Kreisstadt, starke Erregung hervorgerufen. Besonders hatten die Eltern in der begründeten Angst um ihr Kind den Vorfall ganz allgemein bekannt gemacht. Nahezu vierundzwanzig Stunden lang waren nicht nur die Eltern selbst, die Krauses, die Familie Scheibler, ganz zu geschweigen von Pastor Beleites und seinem Sohne, auf das furchtbarste aufgeregt, sondern es bildeten sich auch in solchen Köpfen, die dem Ereignis ferner standen, Gerüchte von Blut und Verbrechen aus.

Als es sich dann zum Glück herausstellte, wie die kleine Ruth mindestens noch am Leben war, drückte sich doch noch immer in den kasernenmäßigen Worten und Urteilen eines Mannes, wie Herr von Kellwinkel, das allgemeine Urteil aus, das über Emanuel Quint gefällt wurde.

Dieser war entschlossenen Mutes und mehr als furchtlos in sein ehemals so geliebtes Asyl zurückgekehrt. Es hatte sich damals in ihm schon längst, obgleich in der Stille, jener Umschwung vollzogen, der ihn unaufhaltsam, um im Bilde zu reden, aus den stillen Seen des Friedens gegen die schnellen, ja reißenden Strömungen seichterer, aber breiter und wilder Flüsse trieb.

So war ihm seltsamerweise bereits jene rüde Mißhandlung durch Herrn von Kellwinkel trotz allen Ekels, den er dabei empfunden hatte, eine erwartete, ja willkommene erste Prüfung zum Beginn einer neuen Bahn.

Man hatte Emanuel Kaffee, Butter und Brot auf sein Zimmer gebracht und er war eine Stunde und länger allein geblieben, ehe der Obergärtner bei ihm erschien. Natürlich machte der Vater ihm Vorwürfe! Und weil es auf eine herzzerreißend bittere und dabei mehr klagende als scheltende Art und Weise geschah und die Stimme des braven Mannes zuweilen von Tränen gehindert wurde — und endlich, weil er das Ganze zum Teil als selbstverschuldete Strafe des Himmels auffaßte, so fühlte Emanuel eine peinvoll schmerzliche Liebe zu ihm.

Der Gurauer Dame war auf ihren telegraphischen Wunsch die Rückkunft Ruths sogleich nach Berlin depeschiert worden. Das Fräulein, mit der in gewissen Fällen schlecht Kirschen essen war, hatte auf die Anfrage Heidebrands: Muß ich Quint im Hause behalten, wenn er wiederkommt? die lapidare Antwort gegeben: Setzt ihn auf der Stelle hinaus.

Aber was die schlimmste Befürchtung anbetraf, so war doch Heidebrand durch den reinen Freimut im Wesen des Narren in Christo beruhigt worden und so fühlte er bald, wie die Flucht der kleinen Ruth ohne seinen Willen, wahrscheinlich auch ohne sein Wissen geschehen war, und mußte sich sagen, wie eigentlich, wenn dies sich wirklich so und nicht anders verhielt, eine Schuld Emanuels nicht zu erweisen wäre.

Aber es kamen fortgesetzt viele entrüstete Freunde ins Haus, deren bestimmte Meinung, Quint sei verbrecherisch oder wahnsinnig und müsse sofort aus dem Hause hinaus, nicht zu beschwichtigen war. Und wenn nun der immerhin einsichtsvolle Heidebrand den Befehl der Gurauer Dame zunächst nicht ausführte, so sah er doch ein: der arme Mensch hatte irgendwie sein Asylrecht verscherzt.

Es kam hinzu, daß der Landarzt, den man ans Bett der erkrankten Ruth gerufen hatte, den Eltern aufs strengste jedes Wiedersehen zwischen dem Mädchen und Quint verbot. Sonst, sagte er, könne er für nichts einstehen. Frau Heidebrand selber hatte indessen so furchtbare Stunden, während des Suchens nach der verschwundenen Tochter, durchgemacht, daß sie von sich aus nach einem Wiedersehen mit demjenigen, der ihre Schmerzen verursacht hatte, durchaus kein Verlangen trug.

So ward denn Emanuel fallen gelassen. Der junge Beleites hatte Tag und Nacht in einem verzweifelten Krampfe von Wut, Angst, Eifersucht und Beschämung zugebracht. Er hatte im Gärtnerhause geweint und weder gegen Frau Heidebrand noch den Gärtner selbst ein Blatt vor den Mund genommen. Er hatte dabei, ohne alle Umstände, seine Liebe bekannt, sein verletztes Recht hervorgekehrt und Vorwürfe über Vorwürfe über die eingeschüchterten künftigen Schwiegereltern ausgeschüttet. Diese fühlten sich schuldbewußt. Nun war ihr

fester Entschluß gefaßt, wiederum in den klarumschlossenen Kreis ihrer soliden Bürger-Interessen einzulenken.

In der Familie des Lehrers Krause gab es Emanuels wegen Tränen und Kämpfe denn auch Krause wollte nun, im Widerspruch zu Marien, nichts mehr mit dem Narren zu tun haben. Marie dagegen verteidigte ihn. Bei ihre Verteidigung blieb sie nicht gerade gerecht in ihrem Urteil über Ruth Heidebrand, die sie ein überspanntes Mädchen nannte. Sie fügte hinzu: die krankhafte Überspanntheit der kleinen Ruth wäre ja doch vielmehr etwas Altbekanntes, als eine Neuigkeit.

Alle ihre Einwände halfen Marien indessen nichts. Ihr Vater hatte im Schrecken der Nachricht von Ruths Verschwinden den unabänderlich festen Entschluß gefaßt, nun ebenfalls von dem gefährlichen Narren abzurücken. Ob er trotzdem noch etwas für ihn fühlte, wußte man nicht.

Übrigens hatte der arme und außergewöhnliche Dorfschulmeister, dessen friedliche und behagliche Existenz in dem Wohlwollen vieler Freunde wurzelte, nach dem, was vorgefallen war, keine Wahl mehr in seinem Verhalten zu Quint. Es war nicht ratsam, ja überhaupt nicht tunlich, sich dem allgemeinen Urteil, das ihn richtete, entgegenzustellen. Man lief Gefahr, mit dem Narren als eine Person genommen, gebrandmarkt und aus der Gesellschaft verstoßen zu werden.

Emanuel wurde nicht empfangen, als er am Gründonnerstag, wo die Kinder in allen Dörfen in Scharen mit ihrem Bittgesang und ihrem Gründonnerstag-Bettelsäckchen von Tür zu Tür herumliefen ... als er am Gründonnerstag, sage ich, an die Tür der Krauseschen Schule kam. Dagegen sah er, als er sich annäherte, Nathanael Schwarz aus der Türe gehn, von dem es bekannt war, daß er vor einigen Jahren um die Hand Mariens geworben hatte.

Schwarz machte einen großen Bogen um Quint und verschwand in Eile durch ein Quergäßchen. Emanuelen wurde nun von der Magd der kurze, ihn von der Schwelle weisende Bescheid überbracht; sie hatte eben die Türe vor seiner Nase zugeschlossen, da fiel aus einem Mansardenfenster, von unsichtbarer Hand geworfen, ein Umschlag mit einem Kärtchen herab, das Quint erst draußen im Feld entzifferte: es trug die vier Worte „ich glaube an Dich!"

(Fortsetzung folgt)

Die Prüderie als Feindin der Gesundheit/ von Robert Hessen



nsre Wohlanständigen sind meistens ganz entsetzt, wenn sie hören, welchen Zwecken die ersten Andeutungen einer Kleidung gedient haben. Ihr Aberglaube geht dahin, daß man ohne Kleider heur mitten im August erfrieren müsse, sowie daß ein höherer Grad von Bekleidung immer auch einen höheren Grad von „Sittlichkeit" ausdrücke. Nun, da selbst die Mammute der Urwelt in Sibirien ganz von selber einen Pelz bekamen, wie heute noch die Löwen rauhhaarig werden, die bei Hagenbeck in Stellingen überwintern, so hat auch der europäische Mensch zur Gletscherzeit sich sein erstes Bärenfell nicht etwa der Kälte wegen umgeworfen, gegen die ihn die Natur ohnehin zu schützen wußte, sondern weil es ihm Vergnügen machte, andre durch einen fremdartigen Eindruck zu überraschen. Das erste Hüftband aber, welches unter der Tropensonne eine erfinderische Negerin sich aus Schilf und Palmblättern wand, wollte nichts verdecken oder verhüllen, sondern ganz im Gegenteil: auf die Hüftgegend aufmerksamer machen. Ein Schmuck also war es, ganz wie der Büffel- oder Bärenkopf, den sich die Urgermanen aufstülpten. Er sollte den Schreck in das Herz des Feindes tragen, — eine Tendenz, die heute bei den Gattinnen der Enkel wiederkehrt, wenn sie sich durch Riesenhüte ein furchtbares Ansehen zu geben suchen.

Daher ist auch die liebenswürdige Sage, daß schon Adam und Eva sich zu schämen begannen, eine späte Erfindung aus den Zeiten vorgeschrittener Kultur und eben deshalb nicht kunstgerecht, weil sie nach Art fehlerhafter kulturhistorischer Romane wilden Menschen die Gefühle von Städtern andichtet. Noch heut werden alle wirklichen Urmenschen in Afrika, auf Borneo, in Brasilien oder Patagonien nackt angetroffen. Sie schämen sich nicht im allermindesten, sie wissen gar nicht, was das ist. Unsre Missionare vergessen das immer: sie selber schämen sich vor den Wilden; die Wilden müssen es erst lernen dadurch, daß man sie zum Ruin ihrer Gesundheit bekleidet. Die weibliche Kleidung aber, im Einklang mit ihrem ersten Entstehen, wirkt nicht „sittlich", sondern im Gegenteil als Sinnenkitzel. Weil ihm die Fruchtbarkeit seines Volkes nicht genügte, hat Moses den Jüdinnen durch sein Zeremonialgesetz eine ausgiebigere Verhüllung anbefohlen; denn das Geheimnis reizt.

Jetzt verstehen wir wohl, warum bei unsern Urahnen die Kinder nackt („nudi ac sordidi") im Hause herumliefen und zu jenem Gliederbau heranreiften, der das Staunen der Römer erregte, als die Keuschheit der Germanen noch sprichwörtlich war. Tacitus hat uns im zwanzigsten Kapitel seiner Germania beschrieben, wie die Mädchen ganz ebenso gehalten wurden (eadem juventa). Die wirklich gravierenden Aussagen jedoch über die germanische Kraft und Herbheit stammen aus Cäsars Kommentaren. „Sie machen," so sagt er in seinem sechsten

Buch (Kapitel 21), „aus der Geschlechtsverschiedenheit kein Geheimnis, denn beide Geschlechter baden gemeinschaftlich in Flüssen und tragen unter den Fellen und kleinen Decken von Renntierhäuten den Leib großenteils bloß." Da diese Aussagen hundertfünfzig Jahre vor Tacitus fielen, hatten also die germanischen Tugenden in der Zwischenzeit durch solchen Usus nichts weniger als gelitten.

Damit ein Individuum sich für etwas Natürliches schäme, müssen eben gewisse Vorbedingungen erfüllt, es muß die Geschlechtsreife bereits eingetreten, das Unterscheidungsvermögen für Schickliches oder Unschickliches entwickelt worden sein. Scham ist somit niemals angeboren, sondern stets anerzogen. Sie hat wie alle Kultur ihr Gutes und Böses, ihre Vorzüge und ihr Laster. Dieses Laster aber heißt Prüderie.

Prüderie ist ein für allemal etwas Übertriebenes und Verlognes. Ich glaube drei hauptsächliche Motive an ihr unterscheiden zu können: eine Scham zu erheucheln, welche stärker ist als die, die man tatsächlich hat; überall etwas Geschlechtliches zu wittern, um Gelegenheit zur Schamentfaltung zu haben; hiermit eine durch lange Dressur erzeugte und als feste Tradition wirkende Bevorzugung des Gezierten, während jede unbefangene Natürlichkeit Anstoß erregt.

Prüderie wurde darum eines der bequemen Mittel, die der Dutzendmensch gern benützt, um sich vor andern auszuzeichnen, indem er durch fingierte Scham eine Tugend markiert, die ihm in Wirklichkeit abgeht; die mehr oder minder gelingende Vortäuschung eines fehlenden Wesens.

Von einem Franzosen stammt das bittre Wort: „Da die Menschen keine wahre Tugend besitzen, erfanden sie die Ehre; und da sie keine wahre Herzensgüte haben, erfanden sie die Höflichkeit." Man könnte hinzufügen: „Da es den Menschen an wahrer Sittlichkeit gebricht, erfanden sie die Dezenz." Daher, wie es unter Europäern, gut beglaubigt, kavaliermäßige Schurken und höfliche Mörder gibt, so auch „dezente" Sumpfhühner.

Ist nun Prüderie die Dienerin der Dezenz, Dezenz aber, — wie jeder praktische Arzt, der schon einmal durch Dezenz an einer ganz notwendigen Untersuchung verhindert wurde, mir bestätigen wird, — eine Feindin der Gesundheit, so ist Prüderie selbstverständlich eine Todfeindin jeder Hygiene.

Unter diesem Gesichtswinkel wollen wir nun ihre Leistungen betrachten, zunächst auf körperlichem, dann auf geistigem Gebiet. Auf körperlichem verhindert Prüderie vor allem jenen unerläßlichen Fortschritt zur Gesundheit, der Kleiderreform heißt; auf geistigem stützt und verbreitet sie den „cant".

Ich hab es an andrer Stelle schon ausgesprochen, daß die Kleiderreform nicht sowohl eine Bekleidungs-, als vielmehr eine Entkleidungsfrage sei. Der Sinn für die wahre Bedeutung der Kleider ist uns im Lauf der Zeit so vollständig verloren gegangen, daß die Kleidung ganz im Gegenteil auch unsern Sinn für

die Jahreszeiten hat ruinieren können. Was bedeutet Frühling für unsre Damen? Neue Hüte. Was bedeutet Herbst für unsre Stutzer? Neue Überzieher. Weiß einer meiner Leser zu sagen, warum er Stiefel und Strümpfe trägt? Griechen und ältere Römer trugen doch beides nicht, fühlten sich aber trotzdem recht wohl in ihrer Haut. Will man uns einreden, Stiefel und Strümpfe seien ein Fortschritt? Nein, sie sind leider so schädlich, daß manche Hygieniker den Fuß das meistmißhandelte Organ unsers Körpers nennen; im übrigen aber bedeuten sie nichts weiter als ein Zugeständnis an unsern Zeitmangel. Die ganz notwendige Ergänzung der sehr gesunden, die Ausdünstung am Fuß erleichternden Sandalen war das Fußbad. Mit ihm wurde der Hausherr begrüßt, sobald er heimkehrte, mit ihm jeder Gast. Wir tragen Stiefel und Strümpfe, weil wir uns nicht fortwährend baden wollen, da wir keine Zeit dazu haben. Wir tragen sie als Staubfänger für die Straße und haben darüber ganz vergessen, daß im Hause selbst Stiefel und Strümpfe zwar unnütz, aber natürlich darum nicht minder gesundheitswidrig sind.

So bilden sich viele Übersittlichen ein, daß die Menschen anständigerweise in Unterhosen zur Welt kommen müßten, während selbst die Damen bis vor etwa hundert Jahren keine trugen. Und wie steht es mit den Nachthemden? Sie sind das unzweckmäßigste Möbel, das man erdenken kann, zumal im Sommer. Unsre Voreltern schliefen sämtlich nackt und schämten sich gar nicht. Dafür hatten sie eine viel kräftigere Ausdünstung im Schlaf und eine viel reinere Haut.

Dieses Verfallen in die Bekleidungswut hat nur Nachteile, die gleich einer Ansteckung weiter um sich greifen. Welcher gebildete Berliner z. B. trägt heute noch Rock oder Hosen aus Leinwand? Man stelle sich an einem heißen Augustnachmittage in die südliche Friedrichstraße und betrachte die Passanten. Es sind ja meistens um diese Tageszeit nur kleine Geschäftsleute, die da wandern. Doch sogar Strohhüte sind an ihnen eine Seltenheit. Fast alles schleppt steife harte Filzdeckel auf dem Kopf, hat Rumpf und Glieder bepackt und behangen mit Wollstoffen. Was haben all diese verblödeten Unglücklichen von der „guten" Jahreszeit? Sie fluchen über die Hitze und merken nicht, daß sie sich ihre Stauungsgluten mutwillig selbst erzeugen; daß der Leichterbekleidete denselben Wärmegrad, der sie stöhnen macht, als äußerst angenehm empfindet. Nun stürzen sie lechzend in die Biergärten, um ihre innere Glut zu löschen, Sklaven halb der Tuchfabrikanten, halb der Gastwirte, von denen sie gehorsam ihre wichtigsten Lebensregeln beziehen.

Und wo sind die nackten Arme unsrer Dienstmädchen geblieben? Wo die freie Seemannsbrust unsrer Blaujacken? Den Hals bis zur Herzgrube offen zu tragen, ist dem echten Matrosen ein Bedürfnis, es tut ihm wohl. Aber bei unsrer Marine hat diese gebräunte Haut bedeckt werden müssen, weil die feinen Offiziersdamen sich vor ihr „genierten." Sie empfahden sie als „unsittlich."

Warum? Weil unser ehrliches Menschenfell von der Prüderie in Verruf getan wurde. Das Gefühl für den natürlichen Menschen ist uns abhanden gekommen; der Kleidermensch, um nicht zu sagen der Kleiderstock, hat ihn im Vorstellungsleben der Gebildeten ersetzt.

An Inkonsequenzen freilich fehlt es dabei nicht. Aber gerade sie zeigen auch wieder, wie schwer es hält, der furchtbaren Macht der Gewohnheit etwas abzuringen. So öffnete Ludwig Barnay, wie er uns launig erzählt, einmal in einem Gasthof eine unrechte Stubentür und erblickte vor sich im Pudermantel, also von den Füßen bis zum Kinn verhüllt, eine Dame, die gellend aufschrie und erschrocken, in höchster Scham, davonstürzte. Dieselbe Dame trat ihm zehn Minuten später tief dekolletiert, doch strahlend entgegen.

Wie vortrefflich könnten unsre Fabrikarbeiter in ihren überfüllten Räumen Sommers einen nackten Oberkörper gebrauchen! Warum transpirieren, ächzen, trinken sie soviel? Warum fallen in Genua die Damen nicht in Ohnmacht, wenn sie die Hafenarbeiter mit bronzenen, nackten Oberkörpern hantieren sehen? Weil sie daran gewöhnt sind. Unsere Fabrikarbeiterinnen sind nicht daran gewöhnt, nackte männliche Oberkörper bei der Arbeit zu sehen; darum würden sie kreischen und sich über Schamlosigkeit beklagen, — bis sie sich daran gewöhnt haben. Inzwischen leiden beide Teile im Sommer schwer. Indianer alten Stiles und auch heutige Neger in Afrika, soweit sie von den Missionären noch nicht hygienisch verdorben sind, halten den Europäer, der in fest anschließender Kleidung einen Berg ersteigt, für verrückt. Sie haben vollständig Recht. Es kann keinen ärgeren hygienischen Irrsinn geben, als in den Hundstagen, den steifen Filzhut in der einen, das Taschentuch, um die triefende Stirn zu wischen, in der andern Hand, mit einem Plätthemde gepanzert, in wollenem Anzug, den Hügel vor dem Städtchen zu erklimmen, über „unerträgliche Hitze" zu jammern und oben, nach einer Steigung von hundert Metern, mit jagendem Herzen, krebsrot im Gesicht und völlig erschöpft, auf der willkommenen Bank zusammenzubrechen. Nun Bier, nicht wahr? Aber wer von meinen Lesern glaubt es, daß er in Schwimmhosen jenen Berg wie ein Häslein emporzuspringen, auf ebner Erde, ohne nur außer Atem zu kommen, das Dreifache an Laufschritten abzuwickeln vermag? Der alte Grieche turnte nackt, gymnos, daher die Gymnasien, wo die athletische Jugend mit nichts bekleidet war, als mit etwas Öl, und ernste Männer, vornehme Künstler zuschauten, bis der Schönheitskanon des Lysippos fertig war. Heute scheint kein Gymnasialdirektor mehr eine Ahnung davon zu haben, was sein staubiger Schulstall voller Stickluft auf deutsch heißt. Vorerst wissen es nur Sportsleute, zumal Skifahrer, wozu unsre Haut gut ist und was sie leisten kann, wenn sie in einsamer Schneelandschaft sich den Oberkörper entblößen und jetzt mit Wonne bergauf steigen können, während es vorher eine Anstrengung war. Denn unsre nackte Haut ist enorm widerstandsfähig, sobald man

sie übt, nur die bekleidete versagt und bricht bei jeder Kleinigkeit in Schweiß aus. Die Kulturmenschheit im allgemeinen ist ihrer Haut gegenüber verdummt; sie versteht nichts mehr von ihr. Es gibt solche Verblödungen; man betrachte z. B. ein Huhn, dem sich ein Auto nähert. Die einfachsten Sicherungen und Schritte sind ihm durch die Berührung mit der Menschenkultur abhanden gekommen; es wird rettungslos überfahren. Selbst noch Gänse sind klüger.

Als grausamste Feindin zeigt die Prüderie sich unsrer Kinderwelt. Wer jemals beobachtet hat, mit welchem jauchzenden Vergnügen solch ein kleines Kerlchen die Strümpfe von den Füßen zieht und sein Hemdchen wegwirft, der muß doch eigentlich dahinter kommen, daß dieses Behagen einen physiologischen Grund hat. Die unbehinderte Ausdünstung der freien Haut ist es, was diese Erquickung schafft. Aber da sehe man auch, wie die Megäre Prüderie hinzustürzt, die Lust gewaltsam beendet, die Poren wieder unter Verschluß bringt. Denn das Kind war ja so, wie Gott sich erlaubt hatte es zu erfinden, unanständig, nicht zum Ansehn. Doch wo die Kinder, der Dezenz wegen, in langen Hemden gebadet werden, fällt erstens einmal das hygienisch fast noch Wichtigere: das Luftbad, fort; auch baden die Kinder gar nicht in Wasser, sondern in feuchten Lappen. Sie baden nicht wie fröhliche, normale Menschen, sondern wie Ertrinkende, die in Kleidern in den Fluß gefallen sind. Sie baden eben überhaupt gar nicht für sich, sie baden für das Auge von Moralkranken, die keine Menschenhaut mehr sehen können, außer an Händen und Gesicht. Sind sie gezwungen, andre Hautpartien anzublicken, so bekommen sie Krämpfe oder stellen sich blind. Es ist soweit gediehen, — ich erzähle eine wahre Geschichte, — daß in eine protestantische Familie, wo das Kleine nackt gebadet wurde, wie sich's gehört, eine andersgläubige Verwandte kam, sich an die Badewanne stellte, das Augenglas hob und sich folgendes leistete: „Welch ein hübsches Kind! . . Bub oder Mädel?" Denn da das Kind nackt war, konnte sie jene Differentialdiagnose nicht stellen; es werden in frommen Kreisen badende Kinder an den Hemden erkannt, nicht an den Geschlechtsteilen. Richtiger: es baden dort nur Engel. Wo aber die Frömmigkeit ihren höchsten Gipfel erreicht hat, wie in Tirol, fließen die Ströme schon seit Jahren für die Jugend vergebens zu Tal. Die Pfarrer sehen es nicht gerne, wenn die Jugend badet, weil es dabei zutage kommt, daß den Menschen immer noch keine Schafwolle wächst, sondern sie wie zu Adams Zeiten nackt sind. Nacktheit aber ist eine Schande. Es steht in Bayern nicht besser. Ich habe die auffallend hohe Tuberkulosezifffer Bayerns auf diese systematische Ruinierung der Haut zurückgeführt.

Man kann freilich darüber streiten, ob eine andere Seuche durch die Prüderie nicht noch höheren Zuwachs gewinnt; eine Seuche, die, schon von den Römern „morbus indecens" gescholten, meinen Leserinnen zuliebe hier nicht genannt werden soll. Sie ist gleich andern Seuchen bekämpfbar nur durch Reinlichkeit;

Reinlichkeit ist aber ohne Waschung nicht gut zu haben. Da nun das Waschen an gewissen Körperstellen der Prüderie mindestens ebenso verhaßt wie das Baden ist, so gehen Prüderie und Seuche Hand in Hand und gedeihen gemeinsam ganz vortrefflich.

Soviel zunächst von den Taten der Prüderie auf dem Gebiete der Leibeskultur. Wieviel aber haben wir ihr zu danken für unsre geistige Gesundheit!

Da die Wahrheit gleich dem Menschen bekanntlich so, wie die Natur ihn schuf, nackt umgeht, die Prüderie aber alles Nackte zudecken möchte, so besteht kein grimmigerer Kampf als zwischen Wahrheit und Prüderie. „Zu tun, als ob", lautet in diesem Kampf ihre Losung. So mag sich alles Echte, alles Tapfere, alles Nützliche vorsehn, daß es nicht auf irgendeine Weise durch Prüderie behindert, in der Ausführung verbogen würde. Heucheln, erstens daß Vorhandenes nicht vorhanden sei, und zweitens daß Nichtvorhandenes existiere, das sind die beiden Kunststücke, die hier fortwährend gelingen.

Die Engländer haben für dieses Treiben den Namen „cant", hergenommen wohl von dem näselnden Geplärre augenverdrehender Mucker, weshalb auch die Franzosen ihn „chantage" nennen. Der englische Cant ist ein Chamäleon. Manchmal sieht es aus, als ob er der Kraftersparnis diene. Die Gesellschaft hat alle Hände voll zu tun, sie kann nicht fortwährend Fechterstellung einnehmen, um alles Anstößige tagein tagaus niederzurennen. Da bliebe keine Zeit für Toilette, „shopping", Klatsch, Flirt, Oper, Ball, Wahlen, Turf usw. Darum tut sie, „als ob". Sie tut, als ob alles in prächtigster Ordnung wäre, will nichts hören, nichts bemerken. Dann kommt aber plötzlich eine Explosion. Weil es nicht mehr anders ging, weil etwas zum Himmel schrie? Nein, an einer gänzlich unerwarteten Stelle. Macaulay hat in seinem Essay über Byron diese Überraschung ja so packend geschildert: „Es kann kein lächerlicheres Schauspiel geben, als das britische Publikum in einem seiner periodischen Anfälle von Moralität. Im allgemeinen erregen Entführungen, Scheidungen, Familienzwiste wenig Aufmerksamkeit. Wir lesen von dem Skandal, sprechen einen Tag lang über ihn und vergessen ihn dann. Aber einmal in sechs oder sieben Jahren schäumt unsre Tugend über. Wir können es nicht länger ertragen, die Gebote der Religion und Schicklichkeit so verletzt zu sehen. Wir müssen das Laster bekämpfen, müssen es den Zügellosen beibringen, daß das englische Volk die Wichtigkeit häuslicher Bande zu schätzen weiß. Dementsprechend wird irgendein Unglücklicher, der es keineswegs ärger getrieben hat als hundert andre, deren Verfehlungen mit Milde betrachtet wurden, zum Sühnopfer ausersehn. Hat er Kinder, so müssen sie ihm weggenommen, hat er einen Beruf, so muß er ausgestoßen werden. Die obern Klassen schneiden ihn, die niedern bringen ihm eine Katzenmusik nach der andern. Er wird ein Prügeljunge, durch dessen Qualen

auch die übrigen Sünder derselben Klasse als genügend bestraft angesehn werden. Sehr selbstgefällig stellen wir über unsre eigene Strenge Betrachtungen an und kontrastieren mit großem Stolz den Hochstand unsrer englischen Moral gegen die Pariser Leichtfertigkeit. Allmählich ist unserm Ärger genug geschehn, unser Opfer ruiniert und gebrochenen Herzens. Dann legt sich unsre Tugend für weitere sieben Jahre aufs Ohr."

Wir sehen also: die Prüderie hat sich darauf dressiert, gewisse eiternde Schwären am Gesellschaftskörper nicht zu bemerken. Dann aber fährt sie auf und stürzt sich mit ungeheurer Wut auf einen stecknadelkopfgroßen harmlosen Mitesser, ein „Wimmerl", wie man in München sagt, und vollführt ein Mordgeschrei, als ob sie Wunder wie wachsam und auf dem Posten gewesen wäre. Ein faules Scheinmanöver, um die Aufmerksamkeit von der Wahrheit abzulenken. So sagte mir vor einem Vierteljahrhundert ein berühmter Neuyorker Kanzelredner mit emphatischer Handbewegung: „Wir hier in Neuyork ... haben keine Prostitution." Dabei landeten schon damals alljährlich fünfzehntausend weiße Sklavinnen im dortigen Hafen zum Weitervertrieb, und in der untern Stadt standen ganze Straßenzüge voller Bordelle. Aber die Prostitution war gesetzlich verboten; darum gab es keine — für die Prüderie. Es war der gleiche Schwindel wie in einer bekannten Hansestadt, wo ja die Bordelle auch abgeschafft wurden, im Jahre 1876 nämlich; seitdem sind sie „von der Polizei geduldet", existieren aber offiziell nicht. So verlangt es der Cant. Jeder Fromme kann sagen, daß es keine gibt.

Es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn die lieben Frauen nicht mehr oder minder leidenschaftliche Verehrerinnen der Prüderie wären. So setzte die schöne Gräfin Guiccioli den Preis ihrer Gunst für Byron dahin fest, daß er aufhöre, am „Don Juan" zu dichten, wo er dem britischen Cant die Maske vom verlognen Gesicht riß. Eine Britin brachte es fertig, da sie Otto v. Corvins prächtige Lebenserinnerungen ins Englische übersetzen sollte, das schönste Kapitel, das in Mainz spielt, wegzulassen, weil eine Liebe zwischen jungen unverheirateten Leuten darin vorkam. So berichtet einer der wenigen echten Humoristen, die wir haben, der Maler v. Kügelgen, über seine Mutter, eine geborene Baltin, daß diese sonst sehr achtbare und gebildete Frau ohne Zaudern Goethes Gedichte für immer vernichtet haben würde, wenn sie nur die Macht dazu besessen hätte. Sie, richtiger die Prüderie in ihr, hatte „Anstoß" genommen. So kenne ich selber manche ästhetische Dame, die für alles mögliche Perverse viel Toleranz hat, nur nicht für irgend etwas ganz Natürliches.

Nun gibt es ja Schwärmer, die trotzdem den Cant nützlich finden und zwar deshalb, weil ohne ihn, ohne den Zwang, den der Glaube an seine Macht ausübt, bald ein Höllenpfuhl uns umgeben würde. Also Verlogenheit als Hauptregulator unsrer vielgenannten Sittlichkeit! Allein dieses ungeheuerliche Ver-

langen kommt aus einem, allerdings weitverbreiteten, Mißverständnis im Bereich unsrer sexuellen Physiologie. Die Befürworter bilden sich ein, daß sogenannte „sinnliche Regungen" stets nur durch schlechte Lektüre zustande kämen und, wenn erst aller „Schmutz" — einschließlich der „Römischen Elegien" — beseitigt sei, die deutschen Männer gleich Heiligen in der Wüste vor sich hinleben würden. Was den Nutzen der Verlogenheit betrifft, haben aber berühmte Denker ganz anders geurteilt. „Die Wahrheit schafft nicht soviel Gutes in der Welt, wie der falsche Schein der Wahrheit Übles anrichtet", sagte La Rochefocauld, und Mäurer: „Das Laster wäre längst bankrott geworden, wenn ihm die ausgehängte Firma der Tugend nicht immer wieder neuen Kredit verschaffte." Schade nur, daß Mäurer nicht hinzugefügt hat, welches Laster er meint. Denn gerade bei dieser Definition zeigt sich die Prüderie in vollem Glanz. Deshalb läßt auch Goethe in seiner köstlichen Burleske den Recken Herakles erst erläutern, was ein tüchtiger Kerl sei, den ganz verdutzten Wieland aber stottern: „Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet".

So sollten auch wir, statt unsre schönsten Volkslieder „in usum Delphini" zustutzen und verballhornen zu lassen, lieber uns an den Herbigkeiten freuen, durch die konventionelle Köpfe gezwungen werden, ihre blöden Augen der beizenden Wahrheit zuzukehren. Allerdings ist die Prüderie eine viel schlimmere Feindin, als gemeinhin geahnt wird; sie hat, wo sie gebieten durfte, grauenhafte Trümmerfelder geschaffen, wir sollten sie also nicht reizen, indem wir uns ihr gegenüber ins Unrecht setzen. Das, was halbreifen Jungen und Mädchen höchst überflüssige lüsterne Vorstellungen erweckt, sollte mit weit größerer Sorgfalt den Blicken der Jugend verborgen werden, als es heute durchschnittlich geschieht. „Äußerste Rücksicht schuldet man den Knaben, maxima debetur puëris reverentia", sagten die Römer. Durch die leichte Zugänglichkeit von Büchern und Bildern, die eigentlich nur für Erwachsene bestimmt sind, geschieht hier tatsächlich viel Unheil, das, in Masturbation umgesetzt, sich an der ganzen Rasse rächt.

Retten aus diesem Dilemma könnte ein sichrer Geschmack. Aber „wie werde ich geschmackvoll?" Durch Verlogenheit? Es kann ja gar nichts Schieferes, Feigeres, Geschmackverderbenderes geben als unsre Todfeindin Prüderie mit ihrer nichtigen und boshaften Tendenz, überall an Stelle von Kraft und Freimut vielmehr die talentlose, kümmerliche, glattgebügelte Schicklichkeit zur Herrschaft zu bringen.

Theodor Fontane/ Briefe an Wilhelm Wolffsohn



In seiner köstlichen Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig" hat Fontane auch ein Kapitel seinem Jugendfreunde Dr. Wilhelm Wolffsohn, meinem Vater, gewidmet.

Er erzählt, daß er Wolffsohn 1841 mit Max Müller und anderen später mehr oder weniger berühmt Gewordenen im „Herwegh-Klub", einem Leipziger literarischen Vereine, kennen gelernt habe, damals, als er in der Neubertschen Hofapotheke „Zum weißen Adler" in Leipzig als Gehilfe tätig war. Wolffsohn zog ihn zuerst hauptsächlich durch seine Vorträge über russische Literatur an, bei denen Fontane sich sagte: „Das nimm mit, du kannst hundert Jahre warten, eh dir die russische Literatur wieder so auf dem Präsentierbrett entgegengebracht wird". Vom Schrötergäßchen, einem nun längst verschwundenen romantischen Stückchen Alt-Leipzigs, wo Wolffsohn im Hause seiner späteren Schwiegereltern wohnte, nach der Hainstraße, in der Fontane hauste, und zurück, wanderten Zettelchen mit Besuchsvereinbarungen, und in dem Studierzimmer Wolffsohns, das die Hand des jungen Malers David Ottensooser, eines Bekannten Wolffsohns, ebenso im Bilde festgehalten hat, wie sie den jungen Fontane porträtierte, wurden die literarischen Unterhaltungen aus dem Klub fortgeführt, ja, Fontane ging in seinem Feuereifer so weit, hier Unterricht in der russischen Sprache bei Wolffsohn zu nehmen.

Aus dem literarischen Beziehungen wurde bald eine enge Freundschaft. Eine Freundschaft, die bis zu Wolffsohns frühem Tode währte.

Bald ein halbes Jahrhundert ist seit diesem Tode Wolffsohns vergangen, es ist notwendig, der heutigen Generation zu sagen, wer der Mann war, dem sich Fontane nicht nur in so mancher äußerlich bedrängten Stunde seines Lebens rückhaltlos anvertraute, sondern den er auch in die verstecktesten Winkel seines innersten Herzens blicken ließ.

Wilhelm Wolffsohn, am 20. Oktober 1820 in Odessa geboren, hatte das deutsche Gymnasium seiner Vaterstadt besucht und war 1838 nach Leipzig gekommen, wo er bald dem Studium der Medizin, dem er sich ursprünglich widmen wollte, den Rücken kehrte und sich der Philosophie, der klassischen Philologie und der deutschen Literatur zuwandte. Aus jener Zeit stammen seine von den Kennern gerühmten Übersetzungen lateinischer Dichter, die später in der von ihm herausgegebenen russischen und nordischen Revue veröffentlicht wurden. Er blieb bis 1843 in Leipzig, wo er außer einigen Jugendversuchen sein erstes größeres Werk „Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen" herausgab, ging im nämlichen Jahre nach Odessa, las dort, wie bald darauf in Moskau, über die deutsche Literatur und kehrte 1845 nach Deutschland zurück. Eine Professur in Moskau, die ihm von der russischen Regierung angetragen wurde,

lehnte er ab, da er ein Gelübde, das er einst seinem Vater beim Verlassen der Heimat geleistet, nicht brechen und die ihm gestellte Bedingung, zum Christentum überzutreten, nicht erfüllen mochte. In Dresden und vielen anderen deutschen Städten hielt er Vorträge über deutsche Dichter, gab sein „Neues Laienbrevier", „Rußlands Novellendichter" und „Erzählungen aus Rußland" heraus, gründete mit Robert Prutz das „Deutsche Museum", von dessen Redaktion er jedoch bald zurücktrat, lebte kurze Zeit in Dessau, wo er sich 1851 verheiratete, und siedelte 1852 zu dauerndem Aufenthalte nach Dresden über. In Dresden schrieb er seine mit großem Glück auf allen Bühnen aufgeführten Dramen „Zar und Bürger", „Nur eine Seele" und „Die Osternacht" und starb hier, erst fünfundvierzig Jahre alt, am 13. August 1865.

„Wolfsohn war mir sehr zugetan," schreibt Fontane in ‚Von Zwanzig bis Dreißig', „über mein Verdienst hinaus, und hat mir diese Zuneigung vielfach betätigt. Auch nachdem ich Leipzig verlassen hatte, blieb ich in persönlicher Verbindung mit ihm und später in einem zeitweilig ziemlich lebhaften Briefwechsel."

Dieses Briefwechsels wesentlicher Teil ist der hier vorliegende. Er enthält die einzigen noch vorhandenen Briefe Fontanes aus den Jahren 1842 bis 1846. Aber auch die von 1846 bis 1861, in denen der Werdende sich über sich selbst und seine Entwickelung mit seltener Offenheit ausspricht, sind eine gewiß manchem willkommene Ergänzung zu „Von Zwanzig bis Dreißig". Sie sind von Jahr zu Jahr gewissermaßen Resumés der einzelnen Etappen in des Dichters wie des Menschen Lebensgange: „die Beichte eines Freundes dem Freunde gegenüber" und „Material zu meiner Biographie" nennt Fontane einen von ihnen. Wilhelm Wolters (Wilhelm Wolfsohn)

Lieber Wolfsohn! 1842.

So eben komm ich von der vielbesprochenen Terrasse, wo ich mich sattsam gelangweilt und — weil es eben nichts Bessres zu tun gab — Deiner in Liebe und Freundschaft gedacht habe.

Ich soll Dir schreiben, Dir Geschichten erzählen, so wunderbar romantisch wie aus tausend und einer Nacht, denn ich lebe ja inmitten des poetischen Dresden's, inmitten des Elbflorenz, das einen Baron Lorenz gebar und einen Hofrat Winkler großgezogen. Aber ach, mir fehlt die Poesie, die Scheherezade, die mir die „märchenhafte Zauberwelt" erst wahrhaft erschließt, und so lang ich mit Prosa behaftet, o mehr — von ihr durchdrungen bin, werd' ich blind sein für die Reize, die Kunst und Natur vereint mir bieten. Du darfst mir jetzt mit Recht zurufen:

„Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt," —

und ich selbst lebe der Hoffnung, erst in Zukunft würdigen zu lernen, was mir die Gegenwart schon beut.

Ach, ich hätte Ursache, so recht überglücklich zu sein, und doch ist meine Seele gedrückt, ich habe so viel, ich habe fast mehr, als wonach Abertausende streben und ringen, und doch empfind' ich es, mir fehlt ein Etwas, was weder Kitzel der Eitelkeit noch der Sinne mir zu ersetzen vermag. Oft hab ich mich in meinem Übermuth vermessen, wahres Erdenglück von wahrer Liebe unabhängig zu wähnen, und immer wieder werd' ich durch ein nicht zu ertötendes Gefühl Lügen gestraft. Diese Leere, die mich so häufig beschleicht, und eben dann mich am ehsten erfüllt, wenn mir die Gegenwart äußere Glücksgüter mit vollen Händen in den Schooß wirft — sie wird nicht eher enden als bis ich die Unbekannte, die Namenlose gefunden habe, die mich mit Sehnsucht erfüllt, nach der mein Herz in unglücklicher Liebe schmachtet, wenn man mich prosaisch schilt: „schlechter Laune" zu sein. — Werd' ich jene Unbekannte, mein zweites Ich, werd' ich sie finden? Ich werd' es wähnen und — mich getäuscht sehen. So oft mich ein liebeverwandtes Gefühl beschlichen, ward es plötzlich öde und leer in meiner Seele; die Lippen, die eben noch von begeisterten Worten, vom Ausdruck tiefster Empfindung überströmt waren, unterdrückten mühsam ein Gähnen, und das Bewußtsein, daß alles eitel, wohl gar schal und abgeschmackt sei, gewann mehr und mehr Leben in mir. — Es ist traurige Wahrheit, was ich Dir bekenne; wie leicht ist es möglich, daß die Täuschung statt weniger Stunden mondelang währt, daß ich ein Band für das Leben knüpfe, und dann erwachend schmerzlich meinen Irrthum gewahre. — Doch wozu dies „Bekenntniß einer unschönen Seele", das ich eben so gut auf Kamschatka, vielleicht sogar mit größerem Rechte machen dürfte. Du willst von meinem Briefe, er soll den Stempel Dresdens, und zwar einen andern als den des Postamts tragen; so laß mich denn zu nähergelegenen Dingen übergehn. Ich schreibe absichtlich nähergelegen, und gedenke dabei meiner Nachbarschaft, in der Du ein gut Theil unsrer deutschen Literatur repräsentiert siehst. Als Licht erster Größe macht sich der Fürst Pückler bemerkbar, der hier in Sehnsucht seines Schnellläufers Mensen Ernst harrt, der im Auftrage seines Herrn die Quellen des Nil entdecken und eine Wasserprobe mitbringen soll, damit die Tutti Frutti's des Verstorbenen einmal mit einer neuen Sorte Wasser aufwarten können. Durch die Abwesenheit seines Lieblings ist die Menagerie fremdländischer Geschöpfe um ein wesentliches Mitglied vermindert worden; er begnügt sich jetzt mit einem Mohren und einem Russen, da der Pair von England, der eine Etage höher wohnt, die Gallerie von Merkwürdigkeiten — trotz der vortheilhaftesten Anerbietungen — nicht vermehren will. — Von Braun von Braunthal hab ich einen blonden Ziegenbart, von Adolph Bube eine Ballade, von Tieck aber ein früheres Dienstmädchen gesehn, die etwas sehr klassisch und durchaus nicht novellistisch war. Wenn ich diese Glücksumstände erwäge und hinzurechne, daß ich täglich den Dresdner Anzeiger mit ähnlichen Gedichten lese wie z. B.

Wasser trinkt wohl Niemand gern,
Drum herbei von nah und fern,
Bier, Bier, Bier,
Her zu mir! (welch kategorischer Imperativ!)

so begreif ich's kaum, daß ich binnen acht Tagen noch zu keinem Liede begeistert worden bin. Beifolgend noch einige wohlgelungene Verse desselben ehrenwerten Organs, dessen Hauptmitarbeiter hoffentlich mein Freund Milo ist. Leb wohl.

Dein Th. Fontane.

Letschin, den 29. Febr. 44.

Lieber Wolfsohn! Gott zum Gruß, mein armer, alter Freund, von dem es mir auch zu heißen scheint, wer für den Kittel geboren ist, kommt nimmer zum Rock. Indessen gutes Mutes! so lange die Sackpaletot's modern sind, spielt man auch in einem Kittel eine ganz erträgliche Rolle, da diese beiden Gebilde der Schneiderkunst mindestens Geschwisterkind sind. Wie lebst Du? — welche Frage! Ich glaube, Dein Lied verstanden zu haben. Soll ich Dich trösten? Das versteh ich viel schlechter als das Schimpfen. Soll ich Dich zu einem kühnen Entschluß zu begeistern versuchen? es würde wenig helfen; Du kannst selbst eine gothische Kirche von einem Backofen unterscheiden und ißt — ohne meinen Rath — die gebratne Gänsehaut lieber als eine Schuhsohle. Schlimm ist es, wenn man sich mit Baumrinde begnügen muß, weil es an Besserem fehlt; ach ja, muß ist eine harte Nuß; indessen das Geringste ist besser als von sich selbst zehren. Du weißt das aus Erfahrung — Noth und Gram haben einen Magen wie die römische Kirche, sie sind unersättlich; und zehren grade dann am Meisten, wenn man ohnehin nichts zu verzehren hat als sich selbst. Ich weiß nicht, ob Du Dich jetzt in einem Silberschacht befindest, doch glaub ich's kaum, und ist's eben nicht bedeutend, was schlimmsten Falls bei einem kühnen Wagen eingeschustert wird, so — — — nun, Du verstehst mich wohl; Louis Fort (der Verleger) lebt ja noch und der alte Gott auch noch. Du bist nicht auf den Kopf gefallen; Deine Sprachkenntnisse kommen Dir trefflichst zu statten, und das Unglück hat den Literaten in Dir nie verfolgt. Ich kann und mag mich nicht deutlicher erklären; soviel ist gewiß, kettet Dich nicht der Magen — so müßtest Du nicht der sein, der Du bist; Dein Geist ist hier und Dein Herz mindestens stückweise. Denk' e bissel nach und thu schließlich was Du nicht lassen kannst; ein Hundsfott macht's besser als er kann.

Glaub' übrigens nicht, daß ich's verschmäht habe auf Deine Verse in Versen zu erwidern; Du könntest durch dieselben in Fatalitäten verwickelt werden, drum erfolgen sie nicht anbei; doch schick' ich meine versificirte Erwiderung auf Deinen Brief gleichzeitig mit diesen Zeilen nach Leipzig, um jene in der „Eleganten" abdrucken zu lassen. Nimmt sie Laube auf, was er dreist thun darf, da man sie

allenfalls lesen kann (Künstlereitelkeit, schöne Sache!) so wirst Du die eigentlichste und jedenfalls verständlichste Beantwortung Deines Briefes in den März, April oder Mai-Nummern der Eleganten finden. Ich weiß, daß sich diese mitunter nach Odessa verirrt. „Einem Freunde" lautet die Überschrift.

Schließlich die kurze Anzeige, daß ich mich wieder der Giftmischer-Zunft zugesellt habe, und vom 1. April ab in Berlin Pharmacie studire. Mit mir also war's nichts im Literatenthum, der bloße Versuch hat mich bedeutend runtergebracht. Adieu mein guter alter Kerl. Th. Fontane.

Mein lieber, guter Wolfsohn! . 1846.

Der an und für sich unerquickliche Umstand, daß ich meine Wohnung verrammelt und keine Menschenseele zu Hause fand, hat mich heut — vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben — zu einem guten Commissionair gemacht. Ich empfing Deinen lieben Brief auf dem Stettiner Bahnhof, wo ich mich zu einer Abschieds- und Familienscene (meine Tante wurde entführt, natürlich mit Wissen von dero Gemahl) eingefunden hatte; — ohne oben erwähnte Hindernisse bei beabsichtigter Besitznahme meines Schlafsopha's (in seiner Doppeleigenschaft als Bett und Diwan doppelt anziehend) würd' ich die Besorgung Deines Auftrages ein Paar Stunden hinausgeschoben haben, so aber trat ich unter unzähligen Verwünschungen und Donnerwettern auf unsre ausgekniffne Köchin von Humanitäts wegen — meine Expedition nach dem anhaltischen Bahnhof an.

Über das Ergebnis dieser Entdeckungsreise durch den stillen Ozean der Langeweile, welcher unausgesetzt in der Berliner Wilhelmsstraße fluthet — brauch ich Dir nicht zu berichten; Koffer und Reisesack sind in diesem Augenblick hoffentlich schon in Deines Freundes Händen. —

Die für den Nothfall beigefügten Pläne und Signalements zur Auffindung des Kneipier's Methfessel haben mich tief gerührt. Da links vom Thore gar keine Straße und mithin auch kein drittes und viertes Haus existiert, Kneipier Methfessel überdies auch keine Zierde des Berliner Wohnungsanzeigers ist, so fiel mir dabei die Anekdote von dem neu engagierten Polizisten ein, der, als er den Schneidergesellen Müller im Bullenwinkel arretieren sollte, den Droschkenkutscher Schulze aus der Paddengasse herbeischleppte, und sich viel auf dies sein erstes Debut als Jagdhund zu Gute that.

Gott sei Dank durften jene Detail-Angaben unbenutzt bleiben.

Nun zu was Andrem als Koffer und Schnappsäcke, Methfessels und unerbaute Straßen.

Du schreibst: „Wenn Du deutsche Zeitungen liest, wirst Du von mir gehört haben!" Lieber Junge, verwechselst Du mich vielleicht mit dem Abbate Mezzofanti, der 33 Sprachen spricht, oder bezweifelst Du, daß ich überhaupt Zeitungen

lese? Freilich les' ich die Tagesblätter, und weil der Knüppel beim Hunde liegt, auch natürlich in gutem Deutsch; hab' auch die Berichte darin über Deine Dresdner Vorlesungen gefunden. Onkel sprach auch von Deinem Auftreten in Leipzig; hat das seine Richtigkeit? ich habe sonst noch nichts davon gehört, woran ein mehrwöchentlicher Aufenthalt bei meinen Eltern Schuld sein mag. Vielleicht würfelt auch der Onkel bunt durcheinander, es kommt ihm auf eine Hand voll Noten niemals an.

Führe Deinen Plan aus und komm nach Berlin; es wird Dir auch hier nicht fehlschlagen; Du hast in Prutz einen Vorgänger gehabt, der sich allem Lind-Enthusiasmus zum Trotz ein volles Auditorium zu verschaffen wußte. Berlin ist groß und wimmelt zu allen Zeiten von Literaturfreunden beiderlei Geschlechts; diletirende Lieutenants, Studenten mit erster Liebe und poetischen Frühgeburten, sentimentale Jungfrauen im Schillerstadium, und emancipationssüchtige mit der George Sand auf der Lippe und der Hahn-Hahn in der Tasche — füllen hier bald einen Hörsaal, und sollte auch zu gleicher Zeit Corso gefahren, Tscheck II. hingerichtet und im Opernhause eine neue Polka getanzt werden. Daß ich Dir ein beßres Publikum als obiges wünsche, liegt am Tage. Für Deine Johannes-Rolle betreffs des Dichter-Messias Theodor Fontane sage ich Dir meinen Dank; sollt' ich bei der Gelegenheit ohne alle weiteren Bemühungen zur Unsterblichkeit gelangen, so würde mir das so angenehm sein, daß ich mich zu einem Sonett an C. W. Wolfsohn entschließen könnte. Übrigens bin ich der Meinung, daß Du klug thätest Dich bei mir einzufinden; meine Kneipe steht zu Deiner Disposition. Ich wohne ziemlich anständig im Hause meines Onkels. Leb wohl

Dein Th. Fontane.

Mein lieber alter Freund! Berlin, den 10. November 47.

Letschin im Oderbruch, Kirchdorf mit 3500 Seelen (?) und Residenz zweier dort stationirter Gensdarmen, hängt durch Vermittelung eines sogenannten Rippenbrechers von Postwagen nur lose mit der civilisirten Welt zusammen. Es ist ein zweites Klein-Sibirien; die Lebenszeichen einer Welt da draußen sind selten, aber — sie kommen doch vor. — Wenn ich vorhin den Postwagen als die Brücke bezeichnete, die der verstorbene Staatsminister Nagler zwischen dem Diesseits und Jenseits schlug, so war das zwar Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Der geistige, mithin der bedeutsamere Verkehr wird durch ein altes Weib unterhalten, das nicht unähnlich der Norne im Scott'schen Piraten allsonnabendlich ein Felleisen in die Apotheke wirft und in Nacht und Grauen gespensterhaft verschwindet. Das alte Weib trägt einen geflickten Rock und Schmierstiefel, ihr „guten Abend" klingt wie das Donnerwetter eines Bootsknechts — ihre Reise geht auch nicht durch die Lüfte, sondern knietief durch dicksten Dreck, dennoch erscheint sie allen Hausbewohnern stets wie ein Engel vom Himmel

reizend wie Schillers Mädchen aus der Fremde. Die Stetserwartete, Immer=gesegnete (was ich nicht auf interessante Leibeszustände zu beziehen bitte) ist die Cüstriner Bücherfrau, die allwöchentlich im Dienst ergraute Journale wie altbackenen Kuchen aus ihrem Füllhorn auszuschütten pflegt. Unter diesen glänzt als ein Stern erster Größe die „Europa", dann und wann mit Beiträgen von Carl Wilhelm Wolffsohn. — Ja, mein lieber Freund, vor ungefähr 4 Wochen gab mir die von Dir übersetzte russische Novelle den Beweis Deines Daseins und Deiner literarischen Thätigkeit. Als ich blos Deinen Namen las, trat mir die schöne alte Zeit wieder frisch vor die Seele — Dein bloßer Name wurde mir zur laterna magica oder um klassischer zu vergleichen, zum Kessel der Hekate, aus dem ein Dutzend lieber Gestalten vor mir aufstieg. Ich wollte gleich schreiben und Dich mit den geistreichen Fragen: wo bist Du? wie thust Du? was willst Du? bestürmen; indeß es kam dies und das dazwischen, und ohne einen scheußlichen Schnupfen, der mich heut ans Zimmer fesselt, wären vielleicht noch Monate vergangen, bevor ich meine Absicht von damals ausgeführt hätte.

Indem ich nun den herzlichen Wunsch ausspreche, recht bald von Dir und Deinem Thun zu hören, indem ich ferner bitte, mir so viel wie möglich über die lieben, alten Jungen (Schnupfen=Sentimentalität! ich schreibe sonst nie so) mitzutheilen, mit denen wir oftmals so traulich und heiter zusammen waren, geh' ich dazu über, Dir etwas Material zu meiner Biographie zu liefern. Schließe übrigens aus dieser Äußerung nicht, daß ich wie Wallenstein nächstens „einen langen Schlaf zu thun" oder wie Hamlet „in das Land zu reisen" gedenke, von dannen keine Wiederkehr — nein, gegentheils! ich bin mit den Jahren jünger geworden, und die Lebenslust, die eigentlich ein Erbtheil der Jugend ist, scheint in mir zu wachsen, je länger der abgewickelte Faden wird.

Daß ich verlobt bin, weißt Du. In diesem Faktum liegt noch kein Grund zur Gratulation, wohl aber darin, daß ich mich glücklich fühle in meiner Wahl und meiner Liebe. Du hast das junge Mädchen bei Deinem Hiersein gesehen. Das Hervorstechende ihres Wesens ist, körperlich und geistig, das Interessante, sie wird mich auch da zu fesseln wissen, wo mir größere Schönheit, umfassenderes Wissen und selbst tieferes Gefühl auf meinem Lebenswege begegnen sollten. Mit einem Wort, sie ist „liebenswürdig", sie hat jenes unerklärbare Etwas, was Allem einen Reiz verleiht; die Schwächen selbst werden so zu Tugenden gestempelt; Unkenntniß giebt sich als herzgewinnende Natürlichkeit; launenhafte Wünsche und Einfälle kleiden sich in das Gewand des Eigenthümlichen. — Ich habe in meiner Liebe viele Kämpfe durchgemacht; ich habe (ohne deshalb meine Braut je minder geliebt zu haben) meine Verlobung wie eine Übereilung betrachtet, ich habe mir die Befähigung abgesprochen, je ein Weib glücklich machen zu können, und habe gleichzeitig meinen eignen Untergang als eine Gewißheit vor Augen gesehn; zu dem Allen hab ich den Höllensoff

brennender, verzweifelnder Eifersucht gekostet, oder richtiger, meine Seele monatelang damit getränkt. Diese Zeiten sind vorüber; unter allen diesen Stürmen hat sich meine Liebe bewährt; ich darf sie als einen geklärten Wein betrachten, der wenn auch nicht feuriger mit den Jahren wie Rheinwein, doch auch nicht schlechter wie Medoc werden wird. — Um einen passenden Übergang für das Folgende zu finden, muß ich meine obigen Mittheilungen durch das Geständniß ergänzen, daß namentlich der Poet in mir oft blutige Thränen über den verlobten Bräutigam vergoß. Auch diese Mißhelligkeiten sind beigelegt; meine Braut, die sonst in meinen dichterischen Gelüsten nur eine verhaßte Nebenbuhlerin sah, hat diese plötzlich von Herzen lieb gewonnen, und so hoff ich in Zukunft wie der Graf von Gleichen zu leben, bei welchem Bild ich freilich in Zweifel gerate, ob ich meine Muse oder meine Braut mit der feurigen, schwarzäugigen Orientalin vergleichen soll. Stände meine Braut jetzt hinter mir, und guckte über die Schulter, so wäre eine Maulschelle mein unzweifelhaftes Loos.

Nun aber ein Weniges von der Poeterei. In meinem Eifer, vielleicht darf ich sagen, in meiner Begeisterung — bin ich der Alte; in dem was ich leiste, hab ich die Leipziger Staffel hoffentlich weit hinter mir. Es fehlt mir möglicherweise jetzt die Unbefangenheit und Natürlichkeit, mit der ich damals Schlechtes und Gutes in friedlicher Gemeinschaft aufs Papier kritzelte, dafür aber hat sich ein gewisses Bewußtsein, eine Kenntniß dessen, worauf es ankommt, eingestellt, die vielleicht keinen besseren Poeten, aber zweifellos bessere Verse schafft. — Du würdest mich in *dieser* Beziehung sehr verändert finden; ich bin jetzt von meinem *Recht* durchdrungen, ein Gedicht zu machen; das mag Dir andeuten, daß ich ein Anderer geworden bin. Du lächelst vielleicht; Du frägst, worauf sich dieses Selbstvertrauen stützt, und lächelst wieder, wenn ich sage, *das fühlt sich*. Ich könnte Dir erzählen, daß ich mit dem Cotta'schen Morgenblatt auf dem besten Fuße stehe, könnte Dir mitteilen, daß man in mich dringt, meine Sachen zusammenzustellen und 'raus zu geben — indessen wiederhol' ich Dir, es ist nicht diese Anerkennung von außen, sondern die tief innere Überzeugung, daß ich einen Vers schreiben kann, was mein Fiducit erweckt. Diese Überzeugung läßt mich ruhig und bedachtsam handeln; ich laufe mir nicht nur nicht die Beine ab, um einen Buchhändler zu ergattern, sondern ich danke sogar für diejenigen, die mir unter der Hand angeboten werden. Was gut ist, bleibt gut und das andre mag fallen, wenn es vor der eignen, gereifteren Kritik nicht mehr bestehen kann. — Das Lyrische hab' ich aufgegeben, ich möchte sagen blutenden Herzens. Ich liebe eigentlich nichts so sehr und innig wie ein schönes Lied und doch ward mir gerade die Gabe für das Lied versagt. Mein Bestes, was ich bis jetzt geschrieben habe, sind Balladen und Charakterzeichnungen historischer Personen; ich habe dadurch eine natürliche Übergangsstufe zum Epos und Drama eingenommen, und diesen Sommer bereits ein episches Gedicht in neun (kleinen) Gesängen geschrieben,

das hier auf die Berliner Herzen seines Eindrucks nicht verfehlte und Dir vielleicht mit Nächstem im Morgenblatte zu Gesicht kommen wird, wenn nicht die größere Ausdehnung des Gedichts seine Aufnahme unmöglich macht. Titel: „Von der schönen Rosamunde." — Mit heiligem Eifer würd' ich mich unverzüglich an die Gestaltung eines Dramas machen, das bereits im Geiste in mir lebt, wenn ich nicht zwischen heut und drei Wochen wieder hinterm Tische stünde, und dem Publikum statt fünffüßiger Jamben Dekokte u. a. m. zu bieten hätte. Es erbaut mich diese Aussicht wenig, aber sie macht mich nicht unglücklich. Ich habe den Wunsch, Poet von Fach zu sein, lange und für alle Zeit begraben. Nach meiner Meinung muß ein Dichter allemal Dilettant sein und bleiben; so wie der Fall mit der melkenden Kuh eintritt, ist es mit der Poesie Matthäi am letzten. In zwei Jahren hoff' ich selbständig, d. h. Apothekenbesitzer, Gatte und resp. Familienvater zu sein; trotz vieler Sorgen, die von dem Augenblicke an auf mich einstürmen werden, hoff' ich doch in meinen Grundvesten unerschüttert zu bleiben, und wenn auch langsam so doch sicher ein Ziel zu erreichen, das sich jedes ernstes Streben stecken muß.

Ich wundre mich nicht, wenn diese Sprache Dich stutzig macht; so viel aber hoff' ich von Deiner Freundschaft und guten Meinung von mir, daß Du das Vorstehende nicht als die Herzensergießungen eines arroganten Schlingels betrachten wirst.

Betrachte meinen Brief wie die Beichte eines Freundes dem Freunde gegenüber, und mache mir die unendliche Freude, ihn recht bald in gleicher Weise beantwortet zu sehn. Dein Th. Fontane.

Berlin. Zimmerstraße No 2. p. Adresse Kummer.

Mein lieber Wolfsohn. Berlin d. 10. 1. 48.

Soeben komm' ich aus dem Guerra'schen Circus nach Haus und finde Deinen Cito-Brief, der mir eine große Freude macht, und eine größere — Dein Kommen in Aussicht stellt. So freilich, wie Du Dir das ausmalst, geht es nicht; keiner ist betrübter darüber wie ich selbst. Hast Du denn aus den Leipziger und Dresdner Tagen her ganz vergessen, daß ein conditionirender Giftmischer ähnlich wohnt wie der Salzhering in seiner Tonne?! Mein lieber Wolfsohn, so himmlisch ich es mir denke, mit Dir ein Stück Leben zusammenleben zu können, so unmöglich ist es doch: ich bewohne eine Schandkneipe, einen Hundestall, eine Räuberhöhle mit noch zwei andern deutschen Jünglingen und habe keine freie Verfügung über diese Schlafstelle, die viel vor Erfindung dessen, was man Geschmack, Eleganz und Comfort heißt, vermuthlich von einem Vandalen erbaut wurde.

Dies Alles schadet aber garnichts. Du kommst! das steht fest. Gib mir Auftrag und Du findest eine anständige Wohnung vor. Hast Du kein Geld,

so schadet das wieder nichts, ich mache mir in diesem Fall ein Vergnügen draus, den ganzen Schwamm zu bezahlen. Bist Du reich — nun dann tant mieux; jedenfalls wirst Du kein Theekessel sein und mein ehrliches Anerbieten übel nehmen. Schreiben mußt Du unbedingt noch mal. Richte Dich so ein, daß Du am Freitag, Sonntag, oder in nächster Woche am Dienstag u. s. w. kommst; ich gehe nämlich immer nur einen Tag um den andern aus. Um Irrthümer zu vermeiden — Tag heißt hier so viel wie Abend. — Ich erwarte Dich dann am Bahnhofe, führe Dich zu meiner Braut, wo Du Thee und überhaupt alles was zur Leibes Nahrung und Nothdurft nöthig ist, nebst freundlichen Gesichtern vorfinden sollst. Eine Wohnung werd' ich alsdann schon in Bereitschaft für Dich haben, und lotse Dich zu passender Stunde in den Hafen und ins Bett. Schreibe nur ohngefähr, wo Du vorzugsweise zu thun haben wirst, damit ich demgemäß Deine Wohnung aussuchen kann. Ich kann das freilich nicht, denn ich bin seit sechs Wochen ein richtiger Sclave, aber meine Braut, die Du im besten Sinne als mein Faktotum kennen lernen wirst, wird das nötige besorgen.

Eh ich schließe nur noch das Eine, was übrigens wohl nach Ton und Haltung dieser Zeilen überflüssig ist: als ich Dich einlud mich zu bekneipen war ich unzweifelhaft ein freier Mensch in seinen eignen vier Pfählen; jetzt bin ich nach Börne ein ächter Deutscher, ein — Bedienter und nenne keinen Zollbreit Erde mein. Nun leb' wohl für heut; bald einen Brief und dann Dich selbst.

Munter und lustig (und heut außergewöhnlich erfreut) wie immer

Dein Th. Fontane.

Ein ungedruckter Artikel Fontanes

Fontane war auf Wolfsohns Empfehlung hin Mitarbeiter der Dresdner Zeitung geworden. Fontanes am 8. Dezember 1849 geschriebener, von der Dresdner Zeitung wegen seiner durchgehenden altpreußischen Gesinnung abgelehnter Artikel, dessen Manuskript sich unter diesen Briefen vorfand, lautete:

Preußen — ein Militär- oder Polizeistaat?

In einem hiesigen demokratischen Blatte hieß es jüngst: „Der Polizeistaat blüht bereits; und geht das so fort, so steuern wir geradeswegs auf den Militärstaat los."

Mir scheint in dem vorstehenden Satze nicht mehr und nicht weniger als eine Begriffsverwirrung zu herrschen. Er legt die Anschauung zu Grunde, daß der Militärstaat in Bezug auf Härte, Willkür und Unerträglichkeit für den Betroffenen eine Steigerung der Polizei-Wirtschaft sei; eine Annahme, die wir auf das Entschiedenste bestreiten müssen.

Dadurch, daß die Constabler-Armee noch um 150,000 Mann preußischer Truppen vermehrt wird, dadurch daß man unser, bessrer Dinge werthes Heer

zum Polizeidienst erniedrigt und es, sozusagen, zu einem zweiten Aufgebot des stehenden Constabler-Heeres macht, dadurch kriegt die Polizei-Wirtschaft, deren Wesenheit eigentlich das Kleinliche ist, allerdings einen Anstrich von Großartigkeit, aber hört dennoch keinen Augenblick auf, das zu sein, was sie ist.

Der Militärstaat ist freilich auch nicht das Ideal einer Staatsform, ebenso wenig wie Krieg jemals als Zweck der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden kann, aber im Hinblick auf die jämmerlichen Quälereien, die der Augenblick bietet, sei es uns vergönnt, dem Militärstaat ein Loblied zu singen und unter allen Umständen ihn gegen die Anschauung zu schützen, als sei er der zu erwartende Höhepunkt unsres gegenwärtigen Jammers. Der alte Fritz und die Zieten und Seidlitze müßten sich im Grabe umdrehen, wenn mit ihnen und ihrer Zeit in Wahrheit so Spott getrieben werden sollte.

Der Militärstaat ist ein Kind des Krieges; in Zeiten des Kampfes ist er die natürlichste Form des Staats. Was wurde aus England, als Cromwells Independenten-Regimenter bei Dunbar und Worcester die Feinde nieder geworfen hatten? Was wurde aus Frankreich, als der Sieger von Marengo wieder in seine Hauptstadt zog? Parlament und Directorium schrumpften zu bloßen Schatten zusammen; der Militärstaat war da. Denn Geld ist immer Herr über die Herzen. Eine einzige gewonnene Schlacht wirkt mehr als eine alexandrinische Bibliothek voll Parlamentsreden. — Wir nannten den Militärstaat in Zeiten des Kampfes die natürlichste Form des Staats; wir führten Beispiele aus der neueren Geschichte an, um darzutun, wie die freie Selbstbestimmung des Volkes dem Kriegsruhm eines Einzelnen jedesmal als Opfer fällt, und wollten dadurch die unter Umständen statthabende Berechtigung dieser Staatsform bewiesen haben. Was sich im Leben der Völker ungezwungen gibt, und unter gleichen Bedingungen ewig gleich sich wiederholt, das hat ein Recht zu sein.

Der Militärstaat im Kriege führt nicht diesen Namen. Je mehr er solche Benennung rechtfertigen würde, je weniger wird ihm dieselbe gegeben; und wenn die Knaben aus der Schule in's Feld ziehen, wenn Wittwen ihren ersparten Groschen zur Kriegskasse tragen, wenn es keinen Bauer und keinen Bürger mehr gibt, wenn alles zur Waffe greift, und das ganze Volk wie ein Soldat dasteht, dann spricht man von begeisterter nationaler Erhebung, von Kampf und Tod für's Vaterland, aber das Wort Militärstaat kommt über Keines Lippe.

Dies Wort hat eine Nebenbedeutung und bezeichnet den Staat, der Krieg spielt in Friedenszeiten, bezeichnet den Staat der stehenden Heere, des bewaffneten Friedens.

Wir haben den englischen und französischen Militärstaat unter Cromwell und Napoleon naturwüchsig genannt und sein Bestehen gerechtfertigt; wir sind weiter gegangen und haben den preußischen Militärstaat des Jahres 13, der freilich solchen Namens entbehrte, in kurzen Worten aufrichtig gefeiert; werfen

wir jetzt einen Blick auf das Kriegsspiel in Friedenszeiten, auf den eigentlichen Militärstaat.

Er ist nicht zu preisen, aber er ist hundertfach zu entschuldigen. Wohl klagen Bürger und Bauer über die Unsummen, die das stehende Heer verschlingt, wohl werden die Köpfe geschüttelt über die Fülle von Arbeitskraft, die dem Ackerbau und dem Gewerbe, wie's heißt, um nichts und wieder nichts entzogen wird. Wohl wird Mißstimmung laut über den Vorrang, über die Auszeichnung, die Tag für Tag dem ersten Stande im Staate dargebracht wird — aber das Alles hat in der öffentlichen Meinung sein gutes Gegengewicht; das Volk zweifelt, aber es verzweifelt nicht. Blicken wir speziell auf Preußen und zwar auf die Jahre sowohl unmittelbar nach dem siebenjährigen als auch nach dem sogenannten Befreiungskriege, so haben wir es nunmehr leicht, Parallelen zu ziehen zwischen dem Militärstaat der Vergangenheit und dem Polizeistaat der Gegenwart.

Wie stand es in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier zu Lande? Ja! da blühte der Militärstaat. Fehlte es an Geld, Kirchen zu bauen, so war es für Kasernen doch zweifellos vorhanden. Fehlte es an Menschen, den Acker zu bestellen, so durfte die Rekrutirung doch nie darunter leiden. Preußen war Preußen durch seine Armee, nicht durch seinen Wohlstand und Ackerbau.

Es war die Zeit, wo der große König die Rangordnung in seinen Landen dahin feststellte: „der älteste Geheime-Rath hinter dem jüngsten Fähnrich."

Es war die Zeit, wo der sonst so aufgeklärte Fürst einem seiner Officiere, der eine Förstertochter heirathen wollte, folgendermaßen schrieb: „Ich begreife nicht, wie ein preußischer Kavallerie-Officier sich so wegwerfen mag, daß er die Tochter eines Haidereiters zu ehelichen gedenkt. Wenn Er heirathet — ist er kassirt."

Es war die Zeit, wo der berühmte Seidlitz sammt seinem Officiercorps auf dem Markte zu Görlitz Kunststückchen im Pistolenschießen machte, so daß die Bewohner des Platzes kaum ihres Lebens sicher waren.

Es war die Zeit militärischen Dünkels und militärischer Übergriffe.

Und doch war das Volk glücklich; doch hing es in Liebe und Begeisterung an seinen großen Männern — warum?! Es drängen sich uns zwei Gründe dafür auf. Einmal: die Größe darf sich etwas erlauben! Derselbe Seidlitz, der auf dem Markte zu Görlitz seinen humoristischen Unfug trieb, hatte ein Dutzend Jahre zuvor Sieg auf Sieg erfochten; er war es, der die Schlacht bei Roßbach wie ein Spielwerk betrieben hatte, er war es, der die Marken von dem russischen Gesindel befreite, als er bei Zorndorf ihre Vierecke niederhieb.

Vor allem aber, und das ist der wahre Schlüssel zum Verständnis — der Militärstaat jener Zeit schloß den Rechtsstaat nicht aus. Das Volk vergaß gern über den Ruhm der ganzen Armee die Übergriffe des Einzelnen, es betrachtete ohne Bitterkeit und Eifersucht die bevorzugte Stellung des Soldaten, denn es hatte die Gewißheit davon, daß alle diese Bevorzugung die Hand-

habung des Rechtes nicht aufhob. Wo ein Kläger war, war auch ein Richter.

Die Mühle bei Sanssouci und das vertrauensvolle: „da müßte das Kammergericht nicht sein" wird ewig als ein leuchtendes Beispiel dastehen, daß der altpreußische Militärstaat nie aufhörte, ein Rechtsstaat zu sein; so wie hundert andere Vorkommnisse jenerzeit den schlagenden Beweis führen, daß die Sonderstellung von Adel und Armee der Person des Königs gegenüber diesen niemals bestimmte, auch ein besonderes Recht seinen Bevorzugten gegenüber gelten zu lassen.

Blicken wir nun auf das jetzige Preußen! Da giebt es auch eine Sonderstellung, da giebt es auch Dünkel und Übergriffe; aber es sind nicht die lustigen Streiche großer Männer, die sich wohl gar eine halbe Zustimmung zu erobern wissen, es sind die nackten durch nichts entschuldigten Unverschämtheiten einer ebenso ruhm- wie rücksichtslosen Polizei.

Und was das Schlimmste ist, diese Polizei steht über dem Gesetz! Kein Ruhm, keine Bevorzugung hätte vor Zeiten irgend welchen Rechtsverletzer gegen die Hand des Gesetzes geschützt. Die Gesetze unsrer Tage dringen überall hin; nur vor dem Nymbus der Polizei schrecken sie zurück. Jeder Tag bringt neue Übergriffe, neue Rechtsverhöhnungen dieser heilig gesprochenen, unantastbaren Kaste, und vergeblich bettelt das Volk bei den vorgesetzten Behörden dieser Staatsrettenden Grobiane um ein Fünkchen Recht.

Daß wir es sagen müssen: dies Recht- und Genugthuung-Fordern seitens der Demokratie ist zur Lächerlichkeit geworden. Die Handlanger der Polizei handeln in höchsten Aufträgen; wie mögen Übergriffe da gerügt werden, wo sie, vielleicht wohl überlegt, angeordnet wurden.

Man will die Volkspartei aufs Äußerste bringen, man will den Kampf und — wir zweifeln nicht — man wird ihn haben. Wer mag den Ausgang bestimmen! Wie er sich aber auch gestalten möge, wir wenden uns, in altpreußischem Stolz, mit Schmerz und Scham von einer Regierungsform ab, die unsre Armee zu Polizeiknechten degradirend, an die Stelle eines militärisch organisirten Rechtsstaates das Schreckensregiment polizeilicher Willkür gesetzt hat.

Lieber Wolfsohn! Berlin, d. 3. Mai 50. Louisenstraße 12. 3 Treppen.

Vor allen Dingen meinen Dank, dafür, daß Du, wie mir das aus Deinen Verwendungen hervorgeht, von Zeit zu Zeit noch immer an mich denkst. — Keil schrieb mir neulich, durch Dich veranlaßt, und bat um Artikel. Ich gedachte anfangs darauf einzugehen; merkte aber an einer Nummer der Reichsbremse, die mir zufällig zu Händen kam, daß der gute Keil fast noch röter sei als sein Bart. Ich habe drum die Sache ignoriert.

Mit der Dresdner Zeitung ists auch vorbei. Aus zwei Gründen: einmal steh

ich wirklich auf einem ganz andern Gebiet und mußte mir in vielen Fällen geradezu Zwang anthun; dann aber war mir's auch lästig, im Lauf des vor'gen Monats dreimal schreiben und mein vierteljähriges Honorar erbitten zu müssen bevor es endlich eintraf.

Heut nun von etwas andrem. Ich soll so'n Stück Mitarbeiter am Feuilleton der „Deutschen Reform" (ministeriell) werden, und suche vorläufig Stoff. Es ist durchaus nöthig, Vorrath, einen eisernen Fond zu haben, damit, wenn der Tag mal nichts bietet, man von dem Ersparten bei Seit-Gelegten leben i.e. schreiben kann.

Ich bitte Dich dringend, mir dabei mit Deinem guten Rath an die Hand zu gehen, und mir z. B. neu erschienene Bücher (Du hörst ja doch mehr davon wie ich) zu nennen, die wohl Anspruch auf eine ausführlichere Besprechung hätten. Sehr lieb wär' es mir, wenn Du ein Exemplar Deiner Pawlow'schen Novellen loseisen könntest; ich würde mich bei meiner Vorliebe dafür des Längeren und Breiteren darüber auslassen. Dies sei nur beispielweise angeführt; Du wirst schon machen. Im Falle Du mir nichts einsenden kannst, wirst Du doch gewiß meine Aufmerksamkeit auf dies und jenes hinzulenken wissen; Du bist ja in den Stücken ein alter Praktikus.

Leb' mir wohl, antworte recht bald Deinem Th. Fontane.

Ich komme nochmal auf das Russische zurück. — Über Lermontoff, Gogol, Shukowsky, auch allenfalls Ogarew möcht' ich wohl kleine Berichte schreiben, die weiter nichts wollen, als unterhalten. Wärst Du hier, so pumpte ich auf dem Wege der Unterhaltung das Nöthige aus Dir heraus, so wünschte ich sehr, Du machtest mir kurze briefliche Mitteilungen oder gäbst mir die Quellen an, aus denen ich schöpfen und mein kümmerliches Wissen aufpäppeln könnte.

Mein lieber alter Wolfsohn. Berlin d. 19. Novemb. 50.

Man geht in Politik unter: kannegießern, Zeitungslesen, referiren, correspondiren — „keine Ruh bei Tag und Nacht"; da kam Dein Brief und Deine wiederholte Aufforderung zur Teilnahme am Museum. Das riß mich 'raus; — Du dürftest noch jetzt, im Hinblick auf die Politik von mir singen:

'is ein Jud' (diesmal ein Christ) in's Wasser gefallen,
Hab' ihn hören plumpen,
Hätt' ich 'n nich beim Zopp gekriegt,
Wär' er mir ertrunken. (Berliner Volkslied; — schöne Gegend!)

Ich fing also an zu schreiben, aber wie in irgend einem alten Märchen irgend einem alten Weibe alle Steine zu Diamanten wurden, wurden mir alle Diamanten zu gemeinem Feld- oder Feuerstein, zu — Politik. Ich habe ganze anderthalb Bogen fortwerfen müssen, wenn die Welt und mein Ruhm dabei auch nicht viel verlieren, so verlier' ich doch praeter propter 4 Thaler Arbeitslohn, was für einen „Tagelöhner mit dem Geiste" und angehenden Familienvater kein Pappenstil ist.

Ich schicke Dir beigehend einiges Gekohle über Theater, Bücher und ähnliche unschuldige Gegenstände. Es geht mir bei diesem Correspondiren für Dein Blatt ganz eigen. In diesem Augenblick fühl' ich es, daß mein beifolgender Artikel den Eindruck eines Verschnittenen machen muß (er ist wie schon gesagt in der Tat verschnitten); es ist unmännlich, sich in einer Zeit wo man geradezu Politik athmet, des Sprechens und Schreibens darüber enthalten zu wollen; und doch umgekehrt, als mein Artikel noch sein Männlichkeits-Attribut hatte, setzte mich dieser Anhängsel auch in Verlegenheit, wie wenn man mit Damen vor griechische Götterbilder tritt. Aber nun ernsthaft: scheint Dir nicht ein politisches Resume geradezu notwendig? Ich bin von der Unerläßlichkeit desselben so durchdrungen, daß ich damit schon heute — ohne weitere Anfrage — gekommen wäre, wenn es in diesem Augenblick überhaupt möglich wäre zu resumiren. Es ist gar kein Resultat, gar kein Abschluß vorhanden; erst die nächsten Tage werden etwas der Art bringen. Ich zähle dahin die Kammereröffnung und — so Gott will — das Abtreten des Ministeriums. Sie haben nun nachgerade genug „Staat gerettet". Da Du indeß seit lange schon Briefe von mir erwarten wirst, wollt ich die Krisis nicht abwarten und schicke Dir heut einen halben Artikel. Nimmst Du ihn für voll, willst Du keine Politik, nun so bin ich's zufrieden und lagere meine Weisheit in einer beliebigen Zeitung ab.

Im Übrigen bitt ich Dich: sorge für mich, gieb mir namentlich ganz bestimmte Aufgaben; ich schreibe sonst immer mit einem Gefühl von Unsicherheit, weil ich nie weiß, ob das, was ich unter der Feder habe, auch gerade gesuchte Waare ist.

Das in der „Deutschen Reform" (wenigstens meinerseits) Eures Museums noch immer nicht Erwähnung geschehen ist, liegt nicht an Faulheit oder bösem Willen, sondern an meiner miserablen Stellung dem Blatte gegenüber. Ich werde den Verkehr damit auch abbrechen. Mein Artikel über Lenau liegt nun bald wieder vier Wochen im Redaktions-Bureau und kommt und kommt nicht. Solche Mitarbeiterschaft mag der Teufel holen. Überhaupt ein deutscher Schriftsteller — wenn er keine Rittergüter oder eine große Banquier-Tochter zur Frau hat — kann nur dann leben, wenn er selber redigirt.

Heut schrieb Katz an mich wegen einer zweiten Auflage der Rosamunde und fragte nach meiner Honorarforderung. Ich schreib' ihm morgen, unter 10 Louisdor kriegt er's nicht; ich habe mir's berechnet, er verdient dann immer noch gegen 200 Thaler; das ist anständig. Will er nicht, so läßt er's bleiben; ich kriege hier gelegentlich mehr.

Donnerstag d. 21.ten.

Katz wird 10 Louisd'or wohl unmäßig finden, ich kann ihm aber nicht helfen. Zufällig ist er in diesem Augenblick hier in Berlin und war auch heut Vormittag bei mir. Mein Mädchen sagte ihm (ich war nicht mehr da), ich sei schon sehr früh in die Kirche gegangen, (es war Gottesdienst für die Ab-

geordneten, ich mußte als Berichterstatter hin) und gedächte von da aus gleich in mein Bureau zu gehen; aber ob er nicht Madame sprechen wolle? Der arme Mann soll vor Erstaunen fast umgefallen sein; Kirchengänger, Bureaukrat und Ehemann, das mag er von seinem ehemaligen Correspondenzler nicht erwartet haben. Sic transit etc.

In meinem Artikel magst Du nach Gefallen streichen; manches wird wohl zu brauchen sein; über das Hervorheben Paul Heyses wundere Dich nicht, es ist in der Tat ein großes Talent, und Freundschaft hat mich weder blind für Fehler noch zum Vergrößerungsglas für Vorzüge gemacht.

Noch eins. Wo möglich vergiß nie, daß mir eine Redaktion (namentlich eines politischen Blattes) über alles gehen würde; wenn Du also was hörst, so denk' an mich. Dein Th. Fontane.

Mein lieber Wolfsohn. Berlin d. 3.ten Jan. 51.

Du hast es nicht für gut befunden, meinen Brief vom November her zu beantworten; ebenso wenig weiß ich, ob Dir mein Correspondenzbeitrag willkommen gewesen ist oder nicht. Durch einen Brockhaus'schen Brief hab ich nur erfahren, daß mein Manuskript unter andern bei der „Deutschen allgemeinen Zeitung" antichambrirt, aber vergebens um Zutritt gebettelt hat.

Wenn ich Dir jetzt schreibe, daß das literarische Cabinet aufgelöst und meine Wenigkeit in Folge dessen auf's Trockne gesetzt ist, so bist Du vielleicht gutmüthig und anhänglich genug, par pitié ein Lebenszeichen von Dir zu geben. Ich bin nämlich jetzt ausschließlich auf Feder-Erwerb angewiesen, und kann nicht leugnen, daß es mir lieb wäre, einen einigermaßen sichren Markt für meine Waare zu finden. Ich bezweifle nicht, daß Du mir hierbei wirklich behilflich sein kannst; Bücherbesprechungen für das Museum hast Du mir schon fruher zugesagt.

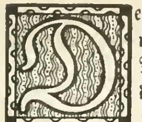
In welcher Art gedenkt Ihr Gedichte zu honorieren? Ich schreibe jetzt und zwar trotz Not und Sorge mit voller Begeisterung eine „Schlacht bei Hemmingstedt" (Dithmarschen gegen Dänen). Wenn es geräth, nehmt Ihr sowas auf?

Gedenkst Du im Museum meine Verse zu besprechen? Hier sind sie in allen Zeitungen ausschließlich gelobt worden, aber man kann solch Lob keine Kritik nennen. Es verlangt mich ordentlich nach einer tieferen Auffassung; wenn mir dabei der Kopf auch leidlich gewaschen und dies und das in seiner Unbedeutendheit hingestellt wird.

Daß meine augenblickliche Lage eine harte und freudlose ist, wirst Du begreifen; mit mir ging es wohl — aber die Thränen meiner Frau! Denke Dich ein klein bischen in die Seele Deines alten Freundes hinein, und tröste ihn durch Wort, wenn's sein kann auch durch eine That. Du sitzt ja jetzt an der Quelle und mußt die Buchhändler an der Hand haben wie Casperle's im Puppentheater. — Meine Frau grüßt Dich; schreibe bald Deinem Th. Fontane.

(Schluß folgt)

Olga Frohgemuth / Novelle von Felix Salten



Der Professor Anton Frohgemuth saß im Konferenzzimmer allein und blätterte in der Zeitung. Immer hielt er sich hier noch eine Weile auf, wenn der Unterricht zu Ende war und horchte, ob der Lärm der abziehenden Schüler vorüber sei. Denn all diese Knaben mit ihren hellen Mienen konnte er nur ertragen, wenn sie geordnet in den Reihen der Bänke vor ihm saßen, schweigsam und gebändigt. Ihr entfesseltes Lachen und Rufen aber erschien ihm wie eine laute Feindseligkeit; ihr Springen und Laufen erbitterte ihn, als sei dies ganze Getümmel irgendwie gegen ihn gemünzt. Er hatte da draußen, vor der Türe des Gymnasiums schon soviele Minuten vergeblicher Wut durchgemacht, daß er sichs nicht weiter mehr zumuten wollte. So blieb er denn jetzt alle Tage im Konferenzzimmer, kam sich, weil er in dem dämmerigen Raum allein war, immer wie ein Gefangener und immer ein wenig gedemütigt vor, und las die Zeitung, damit die Viertelstunde schneller verrinne.

Wie seine Blicke nun über die Zeilen hinfuhren, mehr stöbernd als lesend, wurden sie von einem Namen angehalten, der aus dem Gewirre der Buchstaben hervortrat. Fräulein Olga Frohgemuth .. stand da. Der Professor erschrak, als habe er eine Unvorsichtigkeit begangen, als habe er durch eine unachtsame Bewegung die Hülle von einem verhängten Bild gestreift, und als sei nun plötzlich ein Antlitz entblößt, in das er nicht mehr schauen wollte. Fräulein Olga Frohgemuth .. Er versuchte, daran vorbeizulesen; er versuchte, vorwärts zu eilen, aber dieser Name sperrte den Weg; der Professor konnte darüber nicht hinweg. Ein quälender Groll hob sich in ihm wie eine Wolke; stieg in ihm auf wie ein altes Leiden, das im Körper schläft, mit eins aber wieder erwacht, sich rührt, und seinen wohlbekannten Schmerz durch alle Glieder sendet.

Der Professor las; sprunghaft und abgerissen. Hier stand: .. die anmutige Soubrette .. der gefeierte Liebling des Publikums .. Und weiter: .. die Bezwingerin aller Herzen .. Solche Worte schwammen rings um den einen Namen her, der fest und dreist wie ein lebendiges Wesen für sich beharrte. Dann stand noch das Wort da: Roman. Es war eine indiskrete kleine Plauderei, wie sie oft von den Zeitungen aufgetischt wird. In witzig verschleierten Wendungen, in leichtfertig maskierten Ausdrücken war hier von einem Prinzen die Rede. Der sei in noch nicht allzu fernen Kindertagen ein Gespiele der Künstlerin gewesen; ihre Jugendliebe sozusagen. Nun aber hätten sich die beiden im Glanz und Ruhm der großen Welt gefunden.

Der Professor ließ das Zeitungsblatt zu Boden sinken. Schande und überall Schande kam ihm von dieser Tochter. Umsonst, daß er behauptete, ihr Name sei ausgelöscht. Hier war er, und sprang ihm in die Augen, und lief

durch alle Straßen. Vergebens war der Beschluß, die Tochter solle ihm als tot und begraben gelten. Da lebte sie und kreuzte sein eigenes Leben, aufdringlich und zuchtlos. Der Prinz Emanuel Ferdinand; der mußte es sein. Der war sein Schüler gewesen, war hier ins Gymnasium gegangen, weil es die Mode verlangt, daß die Söhne erlauchter Häuser öffentliche Schulen besuchen. Der Professor hatte die kleine Hoheit zu sich laden müssen. Da erschien denn der samtene Knabe in der bürgerlichen Wohnung seines Lehrers und strahlte mit fürstlich goldenem Glanz in den engen Stuben. Er spielte leutselig mit den Kindern, mit der ernsten Hermine, mit der immer munteren und ergötzlichen Olga, sogar mit dem Anton, der damals freilich noch klein war, und den der Prinz Emanuel Ferdinand ohne weitere Ursache Antonio zu nennen geruhte.

Forschend und argwöhnisch spähte der Professor nun in jene verwichenen Jahre zurück. Vielleicht hatten sich damals schon Dinge angesponnen, die seiner Wachsamkeit entgangen waren. Er breitete einen bösen Verdacht über die unschuldige Erinnerung jener Zeit hin. Dann strich er noch einmal in seinen Gedanken den Namen der Tochter durch, tilgte ihn aus, warf gleichsam noch einmal die Türe hinter ihr ins Schloß, und hatte, während er den Rock zuknöpfte, nichts weiter mehr in seinem Empfinden; nur eine allgemeine, mürrische Bitternis.

Als er aus dem dunkeln Torbogen des Gymnasiums trat, lag blendender Sonnenschein auf der Straße. Von den nahen Gartenanlagen her roch es nach feuchter Erde und nach Frühling. Das Getümmel der Schüler hatte sich verlaufen, es war still; nur die Mittagsglocken schwangen von allen Türmen der Stadt ihr singendes Rufen durch die milde Luft. Er ging über den Schwarzenbergplatz, und blieb an der Ecke beim Hotel Imperial einen Augenblick stehen. Dann entschloß er sich, seinen Weg nicht wie sonst an der Karlskirche vorbei durch das Geschlinge krummer Vorstadtgassen heimwärts zu nehmen, sondern auf dieser stillen Seite die Ringstraße entlang zu wandeln, bis zur Oper. Dort wollte er einschwenken zur Wiedener Hauptstraße. Vor Zeiten war es eine Abmachung zwischen ihm und seiner Frau gewesen, daß er bei sonnigem Wetter über den Ring nach Hause gehen solle. Da war sie ihm dann mit den Kindern entgegengekommen. Wenn sie ihn sahen, blieben sie stehen, die Frau mit den drei Kindern vor sich, lächelten ihm bescheiden zu, warteten, bis er herankam und sich still begrüßen ließ. Nur die kleine Olga hatte sich manchmal losgerissen, war ihm entgegengelaufen, jauchzend und lachend, und im Laufen schon stürmisch plaudernd, bis er sie mit einem strengen Wort in die vorgeschriebene Ordnung zurückscheuchte. Dabei hatte ihm der erschreckte Gehorsam, der aus ihren aufgerissenen hellen Augen sprach, die verhaltene, schüchtern zurückgedrängte Zärtlichkeit auf ihrem kleinen strahlenden Gesicht jedesmal eigentümlich wohlgetan.

Jetzt aber ging er nur selten noch diesen Weg, nur einer Gewohnheit seiner

Schritte folgend, und von keiner Erinnerung geleitet. Er hatte sich darin geübt, das Gedächtnis all der gewesenen Zeiten unter der schweren Falltüre seines Grimmes verschlossen zu halten; er verstand es, wegzuschauen, wenn vor seinem inneren Auge Bilder und Gesichte aufsteigen wollten. So hatte er denn auch den Aufruhr, den jene Zeitungsnotiz in ihm zu entfachen drohte, gewaltsam erstickt. Langsam wandelte er jetzt dahin und fing das farbenschmetternde, fröhliche Treiben dieser reichen Straße mit der verdrossenen Leere seines Denkens undeutlich auf. Die prangenden Schaufenster ihm zur Seite glitten vorbei, wie Gemälde, die in der Dämmerung verschwimmen. Er sah den Tumult der Wagen hinrollen, als ziellose Unruhe, deren Lärm man erdulden muß. Das Gedränge des Korsos aber, das sich drüben, auf der Sonnenseite, durch die Allee wälzte, beachtete er gar nicht.

Da sah er auf dem schmalen Fahrtweg, der zwischen seinem Trottoir und der Reitbahn lief, eine Equipage herankommen; erblickte von weitem schon die hohen, silbergeschirrten Rappen. Während sie ihre schönen Köpfe mutig auf- und niederwarfen, und wie in einem feierlichen Tanz die Beine hoben, sagte ein moralischer Gedanke in ihm mechanisch das Wort: Üppigkeit. Er sah die Leute hastig an den Rand des Fußsteigs treten; sah, wie diejenigen, an denen der Wagen schon vorbeigerollt war, stehen blieben, um dem prächtigen Gefährt nachzublicken; er sah hinter dem hohen Rücken der tanzenden Pferde, hinter dem blauen Tuch des Kutschbockes die weiße Feder eines Damenhutes aus dem blauen Schimmer des Wagengrundes flattern. In der nächsten Sekunde aber sah er die feine schmale Frauengestalt, die in die Kissen geschmiegt war, aufzucken, sah ein schmales Antlitz aus Spitzen und Pelzwerk leuchten, ein Antlitz, das wiederzuerkennen ein zorniges Weh in seine Brust grub. Er sah, wie dieses schmale Gesicht mit weit geöffneten hellen Augen sich ihm zuwendete, sah um die geschürzte Kinderlippe dieses Mundes eine stumme Bitte zittern. All dies sah er, ehe er es verhindern konnte; in einer schnellen Sekunde traf ihn der flehende Anruf dieses Mädchengesichtes. Dann wandte er sich hart zur Seite, unwillig darüber, daß der Schritt ihm hatte stocken wollen. Fest auftretend und mit verschlossener Miene ging er weiter, fühlte sich im Rücken noch vom Nachschauen zweier Augen angerührt und bog schnell in die erste Seitengasse.

Eine ganze Strecke lang fühlte der Professor sein Inneres wanken von dem Stoß, den er eben erhalten hatte. Dann griff er zu, geärgert und belästigt, ungeduldig, wie einer, dem fremde Unhöflichkeit das Gepäck in Unordnung gebracht hat. Er war nun wieder Herr über sich, aber eine Weile noch ging er dahin, ganz eingehüllt in seinen Zorn, wie in ein dumpfes Brausen. Dann huschte es flüchtig und scheu, weit draußen am Rande seines Bewußtseins vorüber: „wie bleich sie war . .“ Aber der Professor ließ diese Regung nicht entschlüpfen. Als gelte es einem ertappten Schüler, so stürzte er darüber her;

wütender noch, — als müsse er einem Dieb die Beute abjagen. „Wie bleich sie war . ." er haschte nach diesen Worten, er riß sie in Stücke, warf sie zu Boden, trat darauf, und spie aus nach ihnen. Er schüttete Spott darüber hin, schleuderte die unförmigen Steine seines Schimpfes darauf, daß sie sich türmten. Verworfene . . Elende . . Schamlose . . Dirne . .! Nun war nichts mehr davon übrig.

Als er daheim die Wohnungstüre krachend ins Schloß donnerte, erschraken sie alle, die um den gedeckten Tisch saßen und ihn erwarteten. Und als sie hörten, wie er in seinem Zimmer auf- und abging, wie er zornig die Fenster zuschlug, sagte Hermine, zu Anton leise: „Er muß sie gesehen haben . ." Anton zuckte die Achseln und erwiderte ebenso leise: „. . oder er hat die Zeitung gelesen." Dann schauten die beiden Geschwister die Mutter an, die vergrämt und alt auf ihrem Platze saß und wie schuldbewußt die Augen senkte. Alle drei schwiegen bang. Schweigend trat der Professor herein, ließ die tonlos geflüsterten Grüße unbeachtet, saß schweigend beim Mittagstisch, und von seinem steinernen Antlitz hauchte Kälte in das Herz der Seinigen.

An diesem Abend spielte Olga Frohgemuth. Sie betrat als junge Königin die Bühne; ein hohes Diadem sprühte Funken in ihrem mattblonden, weichen Haar; ihr schmales, feines Angesicht war umschimmert vom Strahl vieler Edelsteine. Zwei pfauenblaue Pagen trugen ihre weiße Schleppe. So kam sie durch ein Spalier von gleichgültig jauchzenden Statisten, kam durch eine Gasse von Chormädchen, die musternd nach ihren Juwelen blickten und ihr dabei den eingelernten Gruß mit erhobenen Armen entgegenschrien. Olga Frohgemuth lächelte im Vorwartsschreiten. Da brach draußen in dem freien Raum, der wie die dämmernde Wölbung eines mächtigen Torbogens offen vor ihr lag, ein schallendes Brausen los, schäumte wie eine Sturzwelle heran und brandete rings um sie her.

Weit rückwärts im Stehparterre preßte sich Adalbert Klinger an die Brüstung und fühlte sein Herz gegen das harte Holz pochen. Adalbert Klinger war ein Knabe, ging noch ins Gymnasium und war vor einigen Monaten hier hereingekommen, nur aus Neugierde, um die Tochter seines Professors zu sehen, von der sie in der Schule so viel redeten. Seitdem aber stand er alle Abende im Theater. Er geriet wegen seiner griechischen Präparationen in Bedrängnis, er hatte Schwierigkeiten mit der Mathematik, sein ganzes Leben war in Unrast, in Verwirrung und in Schuldbewußtsein geraten; doch vergaß er diese quälenden Knabensorgen, wenn er hier stand, wenn Olga Frohgemuth auf die Bühne kam und lächelte, und wenn dann das süße, schmerzhafte Fieber seiner Liebe ihn durchwühlte.

Dieses Fieber flog im ganzen Saal umher, es stieg an den Galerien empor,

flog durch den Halbkreis der Balkons, es schauerte über das Parkett hin und ergriff alle Männer. Auch die Frauen waren aufgeregt und wie berauscht davon. Ihre Nerven sannen dem Rätsel dieses Fiebers nach, das von Olga Frohgemuth ausging und so wundervolle Möglichkeiten für sie alle in sich zu bergen schien. Vorne in der ersten Reihe saß ein junger Mann. Der wurde leichenfahl, als Olga Frohgemuths Antlitz in festlichem Lächeln aufstrahlte. Seine Züge verzerrten sich, als Olga über ihn hinwegschaute, und er griff sich mit der Hand nach dem Herzen. Diesen Kindermund, der da oben von der Bühne her lächelte, hatte er ehegestern noch küssen dürfen; diese offenen hellen Jubelaugen, die jetzt an ihm vorbeisahen, hatten ihn ehegestern noch gekannt und gegrüßt. Er wußte nicht, was ihm bevorstand, er ahnte es nur und eine furchtbare Angst, wie vor Kummer und Sterben, schnürte seinen Atem.

Droben, in der teppichüberhangenen Loge aber saß der Prinz Emanuel Ferdinand. Sein junges Profil tauchte blond und hell aus dem Purpurschatten der Draperie; sein Uniformkragen blitzte wie ein kleiner goldener Streif, der im Halbdunkel schwebt, und seine Hand faßte das Opernglas, das auf der Brüstung lag. Er hatte darnach gegriffen, als Olga Frohgemuth erschien, aber er nahm es nicht auf. Ihm war, es sei zarter, es sei liebreicher für Olga, wenn er sie nicht durch das Opernglas betrachte. Ihm fiel plötzlich ein, daß die eleganten Herren, die ihre Mädchen auf dem Theater immerfort durch diese Gläser beschauten, irgendwie indiskret und geringschätzig sich betrugen, daß etwas Banales schon in dieser Geste lag, und er scheute sich, Olga Frohgemuth wie eine andere zu behandeln. Auch wollte er ihr sein ganzes Antlitz unverdeckt darbieten, wollte, daß sie seine Augen und seinen Mund sehen möge, wie sie selbst ihr liebes Gesicht offen und lächelnd zu ihm emporhielt.

Olga Frohgemuth sang ein munteres Lied mit ihrer unschuldigen durchsichtigen Kinderstimme. Manchmal aber ward diese Stimme von einer warm hauchenden Sinnlichkeit durchschwirrt, färbte sich dunkel und blühte dann auf, wie der schwere Duft von roten Rosen. Olga tanzte, indem sie ihre Schleppe den Pagen aus den Händen nahm, zusammenraffte und hoch hielt. Man sah ihre runden feinen Glieder unter der Seide des Kleides sich regen, man sah ihre junge Brust im raschen Atmen sich straffen; sah ihren entblößten Rücken, ihre bloßen Schultern, frisch und leuchtend, und in ihrer kindlichen Zartheit durchströmt von Kraft. Eine vollkommene Heiterkeit musizierte in den Bewegungen ihres Tanzes. Ihre Augen lachten, als sei sie eben erst auf die Idee geraten, zu tanzen und freue sich der eigenen wie der allgemeinen Überraschung. Ihre Oberlippe, die ein wenig geschürzt war, gab dem Gesicht einen Ausdruck von anmutiger Verdutztheit und das Lächeln ihres Mundes war voll Freude, wie das eines Kindes, wenn es beschenkt wird. So tanzte sie, mühelos, und als werde sie von einer Empfindung des Glückes getragen. Plötzlich drehte sie sich,

schwenkte die Schleppe wie eine weiße Flamme im Wirbel um sich her, stand mit einemmal ganz vorne an der Rampe still, nahm singend die Melodie des Liedes wieder auf, und endigte mit einem kleinen, flatternden Schrei.

Schmetternd fegte der Beifall hinter ihr drein, als sie davonging. Sie ließ ihn draußen auf die leere Bühne niederprasseln wie Platzregen auf ein Dach. Lachend und keuchend lehnte sie, in der Kulisse, zutraulich an der Schulter des Inspizienten, als sei das ihr bester Freund. Dann mußte sie wieder hinaus, trat hervor, und zeigte dem Sturm, der sie anbrauste, ihr Lächeln. Ohne sich zu verneigen, hielt sie einen Augenblick still und lief wieder davon und kam mit erstaunten Mienen, als sei ein frohes Wunder geschehen, zu den andern, die rückwärts standen und ihr Hin- und Hergehen im Tumult des Erfolges betrachteten.

Als sie in ihre Garderobe trat, war die Mutter da, saß in dem kleinen, grell beleuchteten, von vielen Kleidern verhängten Raum, still und gerade auf ihrem Stuhl, die müden Hände in den Schoß gefaltet, Schuldbewußtsein und Angst in den glanzlosen Augen. Auf Olgas Mienen erlosch die Heiterkeit. Wie ein kleines Mädchen, das einen Streich verübt hat, stand sie da in ihrem Königinnengewand, mit dem Diadem in den Haaren. „Küß' die Hand . . Mutter," sagte sie leise. Die Mutter nickte. Eine Weile saßen sie still beieinander. Olga sah nach den Händen der Mutter, die braun waren und voll kleiner Runzeln; sie schaute die schmalen, verrunzelten Wangen der Mutter an, dieses gepeinigte, wie unter einer Mißhandlung mutlos gewordene alte Gesicht; aber sie wagte es nicht, ihre Hände zu berühren, noch ihre Wangen zu streicheln. Dies unbedenklich zärtliche Zugreifen von einst war vorbei, war verwirkt und versunken wie die Kinderzeit. Die Mutter schien immer, so oft sie unerlaubt und heimlich hierherkam, wie von einem anderen Ufer aus mit ihr zu sprechen, und immer war eine Scheidewand zwischen ihnen, unsichtbar und undurchdringlich.

Das Schweigen bedrückte Olga und sie rührte sich ein wenig. „Ich hab' dich nur fragen wollen . . ." begann die Mutter mit ihrer seufzenden Stimme, „. . ich hab' dich nur fragen wollen . ." Sie stockte. Vor sich hinschauend, wie jemand, der beständig seinen Kummer vor sich sieht, redete sie weiter: „. . . ob du nicht heute . . ob du vielleicht . . ob dich vielleicht jemand gesehen hat . .?"

„Der Vater!" rief Olga leise und erschrocken. Dann aber mit einer kleinen Hoffnung im Ton: „Hat er was erzählt . .?"

„Kein Wort . ." entgegnete die Mutter, immer vor sich hinschauend. „Er ist nur so bös und zornig nach Haus' gekommen, heute mittag . ."

„Kein Wort . ." sagte Olga, und mit einem Anflug von Trotz fuhr sie fort: „ich bin ja gestorben für ihn . . Man darf ja nicht reden von mir zu Hause. . ."

Die Mutter nickte: „Er hat's verboten . . du weißt ja."

Olga begann laut zu weinen, wie ein Kind, das sich angestoßen oder im Fallen weh getan hat. Mit herabhängenden Armen und erhobenem Gesicht weinte sie, und rief fassungslos schluchzend: „Vater! Vater!" während ihr die großen hellen Tränen stromweise über die Wangen und in den Mund liefen.

Die Mutter saß still.

Olga sah die enge Wohnung vor sich, den Vater in der Stube mit harten Schritten auf und ab gehen, sah ihn am Sofa liegen und schlafen, wie er nach Tisch pflegte. Sie sah den einen Pantoffel auf der Erde liegen, der ihm gewöhnlich vom Fuß fiel, sah die weißbestrumpfte bloße Sohle sich regen, wurde von der Erinnerung durchzuckt, wie es sie immer als eine ungeheure Lust und eine furchtbare Gefahr gereizt hatte, diese Sohle zu kitzeln, — und ein schneidendes Heimweh zerriß ihr das Herz.

„Vater . ." schluchzte sie. Aber die helle Tränenflut, die aus ihrem innersten Gefühl so leicht und so reich hervorbrach, hatte auch die Eigenschaft, all die Traurigkeit gleich mit sich wegzuwaschen und fortzuspülen.

Olga wurde ruhig, trocknete ihr Gesicht, stand auf und begann, ihr Diadem, ihre Halskette, ihre Armbänder, ihren ganzen Schmuck sorgsam und andächtig abzulegen. Sie hakte ihr Königinnenkleid auf und streifte es von den Hüften, daß es wie weißer Wellenschaum mitten auf dem Boden lag. Da stieg sie daraus hervor, im Hemdchen, löste iht Haar, trat vor den Spiegel und brachte die vom Weinen zerflossene Schminke mit flinken ernsten Handgriffen wieder zurecht.

„Wie geht's der Hermin'?" rief sie der Mutter zu.

Die Mutter seufzte.

„Und der Herr Lehrer Plaschek . .?" rief sie weiter.

„Wenn man wüßte, wann er wirklich Professor wird . ." sagte die Mutter.

„Ah was, darauf soll man nicht warten", rief Olga. „Jetzt dauert das schon lang genug . ." Sie begann sich zu kämmen. „Die Hermin' hat ja mich, wenn sie was braucht' . ." lachte sie.

„Ja", sagte die Mutter.

„Und der Anton . .? Was macht der Antonioooh . ." sang Olga.

„Ich hab' dich noch was fragen wollen . ?" fing die Mutter an.

Olga wandte sich ihr zu.

„Was denn?"

„Ich hab' dich fragen wollen . . . was . . nämlich . . . es steht heute in der Zeitung . ."

„Emanuel!" Unbedacht war ihr's entschlüpft.

Jetzt sah die Mutter auf. Da stand Olga vor ihr, halb nackt in dem dünnen, verschobenen Hemd, und von ihrer zarten Brust stieg langsam eine feine Röte

auf, über Hals und Kinn und Wangen, bis an die lichten Haare, stieg und und flammte immer heißer und dunkler.

Die beiden schauten sich an, es war ganz und gar still in dem engen Raum und nur dies Erröten geschah, wie ein Ereignis.

Olga flüsterte: „Mutter . .“ Dann aber fiel sie über die alte Frau her, lag in ihrem Schoß, umklammerte ihren Hals mit den Armen und barg alle Scham und alles Glück, das ihre Mienen überströmte, wühlend und schmiegend an der Brust der Mutter.

Die hielt den warmen, sprühenden Körper des Mädchens umfangen, drückte ihn an sich und schaute über sie fort ins Leere, immer auf denselben Punkt.

Die elektrische Klingel schreckte die beiden auf und löste sie von einander. Es ward an die Türe gepocht und Olgas Garderobefrau trat ein.

Vor dem Hause, in welchem Olga wohnte, hielt der offene Wagen. Oben im Stockwerk standen die Balkontüren offen und der Duft aller Blumenbeete, aller Fliederbüsche, die im Rathauspark blühten, kam wehend herein.

In dem Salon wartete der junge Mann, der gestern im Theater soviel gelitten hatte. Jetzt duldete er noch schlimmere Pein, aber er war ein wenig ruhiger, weil er fühlte, daß die Entscheidung bevorstand, und weil er doch noch eine geringe Hoffnung hegte. Man hatte ihm gesagt, das gnädige Fräulein sei nicht zugegen. Er überwand sich und antwortete dem Stubenmädchen, der Wagen sei ja vor der Türe; also müsse Fräulein Frohgemuth zu Hause sein. Darnach war das Stubenmädchen wiedergekommen und hatte reserviert, ein wenig hochmütig, zugleich aber auch verlegen, gemeldet, die Gnädige sei nicht zu sprechen; und er fand darauf nur die bestürzte Entgegnung: „Ich werde warten“.

Jetzt wartete er und fühlte sich erniedrigt. Vor wenigen Tagen noch war er hier willkommen und vertraut gewesen, durfte hier wie in seinem eigenen Heim nach Gefallen gehen und bleiben. Nun aber hatte sich alles auf geheimnisvolle Weise geändert. Plötzlich und ohne Übergang war er hier ein Fremder geworden. Aus allen Winkeln und Ecken dieses Zimmers hauchte ihn Fremdheit an; sogar die Erinnerungen, die sonst alle diese Wände, Tische, Spiegel und Bilder umspannen, waren untreu und wie spurlos weggewischt. Er sagte sich, daß er gehen müsse. Seine Wohlerzogenheit bäumte sich dagegen, daß er nun aufdringlich war und blieb. Dennoch blieb er. Sein Stolz, sein gerader Wille sank in ihm zusammen, wie welk gewordenes Blattwerk. Er verzweifelte und hoffte.

Olga kam zum Ausgehen gekleidet ins Zimmer.

„Willst du etwas von mir, Eugen?“ sagte sie heiter und setzte gleich darauf ein wenig unsicher hinzu: „ich habe keine Zeit . . leider . .“

Er fühlte wieder, daß sie nun eigentlich alles ausgesprochen habe, und daß

jede Hoffnung vergeblich sei. Aber er war geblendet von ihrem Anblick, er war vom langen Warten geschwächt, und er klammerte sich an sie.

Mit erstickter Stimme, in der die Reste seiner Würde aufflatterten, begann er: „Darf man wissen, wo du jetzt hingehst?"

Sie sah ihn erstaunt an und gab sogleich Antwort: „Nein, das darf man nicht wissen."

Der junge Mann erblaßte vor Scham, und es war, als könne er sich nicht mehr aufrecht halten. Beschwichtigend und mild wiederholte Olga: „Nein, nein, nein, das darf niemand wissen . ." Wie man zu einem Neugeborenen redet.

Dann aber, von ihren eigenen Gedanken über die Verlegenheit dieser Minuten hinweggetragen, sang sie in leisen Rezitativen: „Nein, das darf niemand wissen... niemand wissen . . niemand wissen!"

Dabei ging sie ins Vorzimmer, ging auf den Korridor hinaus und stieg die Treppe hinunter. Der junge Mann folgte ihr. Das Stubenmädchen, das die Türe öffnete, hinderte ihn zu sprechen. Er schämte sich, in Gegenwart dieses lauernden Gesichtes etwas zu sagen, und hielt an sich. Drunten auf der Straße will ich reden, nahm er sich vor, will zu ihr in den Wagen steigen, will sie bitten, sie nicht loslassen. Er ging Stufe für Stufe mit Olga hinunter, er hörte das seidene Rauschen ihres Kleides, das feine Klappen ihrer Schritte, atmete ihren Duft, und ein paar Sekunden lang träumte er sogar, es sei gar nichts vorgefallen und alles wie sonst. Es war eine Vision, in der ihm diese ganze Wirklichkeit unwahrscheinlich und als ein lächerliches Hirngespinst erschien.

Auf der Straße aber gab ihm Olga die Hand. „Leb' wohl, lieber Eugen", sagte sie. Ihr Gesicht war ernst und wie immer anmutig verdutzt. Ihre Augen strahlten ihn an. Er half ihr willenlos, da sie einstieg. Vom Wagen aus reichte sie ihm noch einmal schnell die Hand hin. „Leb' wohl", sagte sie leise noch einmal. Und leiser: „Vergiß mich nicht . ."

Er verbeugte sich, und hob den Hut, und lächelte, in dem unwiderstehlichen Zwang, sich ihr gehorsam zu zeigen. Erst als die Pferde stampfend anzogen und den Wagen fortrissen, begriff er, daß dies jetzt der Abschied gewesen war.

Das ganze Gefühl von Olgas Lieblichkeit, das er in seinem Blut und in seinen Sinnen trug, brach nun hervor, aufgewühlt von dem Gedanken: Nie wieder! Er starrte die leere Straße entlang und taumelte unter einer plötzlichen Schwäche, mußte sich an die Mauer des Hauses lehnen und ein Vorübergehender fragte ihn, ob er krank sei; so verzerrt und entstellt waren seine Züge. Er antwortete nicht.

Olga fuhr derweil über den stillen Platz der Votivkirche, fuhr die Währingerstraße hinauf und die beiden schnaubenden Rappen zogen ihren Wagen in gleichmäßig tanzendem Lauf an den Villen von Pötzleinsdorf vorbei bis zum Wald.

Da wo die große Wiese unter Buchen und Birken sich öffnet, und der Fußweg nach Dornbach hinüberleitet, wartete der Prinz Emanuel Ferdinand. Er trat herzu, als der Kutscher die Pferde anhielt, salutierte lächelnd und half Olga aus dem Wagen. Als sie dann dicht vor ihm stand, gab er ihr die Hand, ein wenig schüchtern und doch zugleich gnädig. Mit der unmerklichen heiteren Würde, die wie Zwanglosigkeit aussah, und die alle Prinzen dem Kaiser nachahmten, hielt er Olgas lebhaftes Wesen in Schranken und leitete gleichsam das kleine Zeremoniell ihrer Begegnung.

Sie gingen eine Weile schweigsam nebeneinander her. Dann fing Emanuel Ferdinand an und besprach den Zufall, der sie beide nach so vielen Jahren wieder zusammengebracht habe. Er redete ein wenig fremd, ungeschickt, und versuchte, humoristisch zu sein; er gebrauchte komische Zitate und witzige Formeln, wie sie bei den Offizieren umgehen, aber seine Aufregung bebte aus allen seinen Worten und war aus seinem fliegenden Atem hörbar. Er sagte: „Gnädiges Fräulein . ." und er sagte: „Finden Sie nicht, daß es eine gute Idee von mir war, mich gleich nach meiner Ankunft bei Ihnen zu melden . .?" Er sagte: „Mein erstes, als ich nach Wien kam, war ja, mich Ihnen zu Füßen zu legen . ."

Olga unterbrach ihn: „Ich hab' geglaubt, daß du mich schon ganz vergessen hast." Sie schaute ihn an.

Er wurde dunkelrot, blieb eine Sekunde still und erwiderte endlich: „Du siehst ja, daß ich dich nicht vergessen habe." Von da an sagte er Du zu ihr wie in vergangenen Zeiten.

Olga war es, als sei alles wie früher. Ein Hauch von Noblesse, von vornehmer Geborgenheit und von Glanz ging von ihm aus, wie ehedem. Er machte dies Beisammensein feierlich und irgendwie erhaben durch seine Haltung, zugleich aber intim und herzlich durch den zärtlichen Blick seiner Augen. Das hatte sie schon als kleines Mädchen berauschend angeweht. Sie fühlte diesen süßen Taumel der Kindertage wieder; der wachte in ihr auf, übersprühte sie mit all dem Zauber der Erinnerung, und ließ sie das Gegenwärtige wie eine Wiederkehr verronnener Stunden genießen. Immer war damals für sie alles Licht im Zimmer erloschen, wenn Emanuel Ferdinand weggegangen war. Dann gewahrte sie jedesmal in ihrem jungen Gemüt mit verdoppelter Härte, welch unfrohe, kahle Enge sie einschloß. Dann sann und dachte sie dem Prinzen nach und hatte in überwältigenden Bildern die schimmernde Welt vor sich, in die er entrückte, und kam sich ausgestoßen und mißhandelt vor. Vielleicht hatte sich damals jene Sehnsucht in ihre Brust gesenkt, die sie später als kaum Erwachsene zur Flucht aus dem Vaterhause trieb, zum Theater und zu all den Quellen der Freude, aus denen sie unbedenklich und durstig trank, wo immer sie ihr sprudelten. Vielleicht auch war diese schnelle irre Wanderung über große und kleine Bühnen, dieses Drängen nach dem Erfolg, nur der krause Weg und Aufstieg zu dem

Prinzen gewesen, als zu ihrem Ziel. Sie wußte das nicht. Sie empfand, während sie jetzt an seiner Seite schritt, nur das eine, daß sie hierher gehöre, daß alles genau so habe kommen müssen, wie es jetzt eben kam. Sogar das Heimweh, das immer wie eine leise Unruhe in ihr pulsierte, schwand nun dahin; und die bittere Erinnerung, daß ihr Vater sie verstoßen habe, diese Erinnerung, die manchmal in ihr wach wurde, und die Olga wie alles Bittere und Feindliche nicht zu ertragen vermochte, entschlief jetzt, während sie mit Emanuel Ferdinand über die Waldwiese ging.

Der Prinz erzählte ihr von seinem Leben. Wichtig und nah bei ihr, und in einem Ton, in welchem sich sein Herz zu Bekenntnissen auftat. Vom Gymnasium weg war er in eine Kadettenschule gesteckt worden. Man hatte ihn rauh angefaßt, und er hatte es schlecht genug gehabt. Harte Worte hatte er hören müssen, hatte sogar den Arrest kennen gelernt. Und dazu keinen Freund. Dann kam er als Leutnant in eine ferne galizische Garnison, wurde krank, und von der Mutter nach Hause geholt. Ein Kriegsschiff führte ihn hernach monatelang durch tropische Meere, damit er wieder zu Kräften gelange. Er hatte im indischen Dschungel gejagt und in der afrikanischen Steppe Löwen geschossen; er hatte Abenteuer bestanden, und die Buntheit der Welt gesehen. Dann saß er wieder in einer kleinen Garnison in Böhmen, lebte einförmige Tage auf dem Exerzierplatz, auf der Reitbahn, im Offizierskasino. Jetzt aber durfte er endlich wieder in Wien sein. Überall jedoch hatte er sich einsam gefühlt. Es sei ihm schmerzlich, sagte er, daß er niemanden habe, zu dem er offen reden könne. „Als Mensch zum Menschen“, sagte Emanuel Ferdinand. Von seinem Rang sprach er jugendlich pathetisch, mit der Melancholie eines Zweiundzwanzigjährigen, und er nannte es: „die eisige Höhe.“

Nun gab es nichts mehr zu sagen. Der sonnige Nachmittag hier im Walde spann wie eine leuchtende Dämmerung über die Wiesen. Sie gingen noch eine Weile dahin, dann blieben sie stehen, hielten einander umschlungen und küßten sich.

Olga spürte, daß er sie schonend in seinen Armen hielt. Etwas wie Ehrerbietung zögerte in seinen Händen. Sie spürte, wie in seinen Küssen Andacht war und Behutsamkeit, und ein rasches kleines Staunen durchzuckte sie. Dann aber löste sich ihr ganzes Wesen. Von dieser Liebe, die sich ihr näherte, wie erstes Berühren der Unberührten, wurde sie aufgehoben. Augenblicklich war alles frühere Erleben in ihr hinweggetilgt; sie fühlte sich rein und kindlich, sie war ohne Wissen und ohne Gedächtnis.

In der Rotunde wurde ein großes Frühlingsfest gefeiert. Die Leute wanderten herbei, wimmelten wie Ameisenzüge durch die Alleen und Gänge des Praters. Die kleinen Bürger kamen, um hier die großen und reichen Bürger in ihrem Glanz zu bewundern. Die reichen Bürger fanden sich ein, um den

Aristokraten näher zu kommen, und die Aristokraten erschienen, um hier ein friedliches und prunkvolles Herrschen wieder einmal zu kosten. Basare und Verkaufszelte waren in den Seitentrakten aufgestellt, Schaubuden und Glückstempel. Man hatte Blumengärten improvisiert und Panoramen. Man konnte hier auf dem Rigi Kaffee trinken, konnte am Strand von Ostende vor gemalten Nordseewellen sitzen und Sorbet schlürfen, oder in einer niedlichen kleinen Jagdhütte Sterz essen und sich Weltverlorenheit einbilden. Im großen Rund der Mitte aber waren Sitze im Kreis und ein Podium war hier aufgerichtet, denn die berühmtesten Künstler der Stadt sollten da Vorträge halten, Klavier und Geige spielen, deklamieren und singen.

Durch den weiten eisernen Raum zog das Rauschen der ungeheuren Menge, die hier durcheinander wühlend lachte und sprach und in Lustigkeit aufschrie. In lauter kleinen besonderen Wirbeln kochte die allgemeine heitere Laune und brodelte bald da bald dort ihr Kreischen in die Luft. Der Blechklang von Trompeten zerriß den brausenden Lärm. Irgendwo in diesem unendlichen Getümmel wurde jetzt schon am frühen Nachmittag getanzt, und das Stampfen der Füße drang rhythmisch durch all die verworrenen Geräusche.

Manchmal geboten die Ordner Ruhe, Signale tönten, es wurde still, und man hörte nur eine einzelne Menschenstimme in der Weite des Raumes zerflattern. Ein Schauspieler sprach irgendeine Ballade, eine Sängerin trug eine Arie vor. Dann raschelte das Händeklatschen aus der Menge wie das Blättern eines großen Papierfächers, der aufgeklappt wird.

Olga Frohgemuth saß in dem Verschlag, der ihr als Garderobe diente, und wartete, bis man sie rufen würde, um draußen ihr Lied zu singen. Es war ein neues Couplet, und sie sollte es heute zum erstenmal vortragen. Der Direktor ihres Theaters war da und der Komponist. Der Direktor lag breit und fett in einem niedrigen Fauteuil, rieb sich das glatt rasierte Gesicht und betrachtete Olga, die auf und niederschritt. Dann blinzelte er dem Komponisten zu: „Ein lieber Fratz . . nicht wahr?“

Olga hörte es nur halb, aber sie lächelte, denn jedes Lob und jedes gute Wort traf sie so, daß sie dafür danken mußte.

Der Komponist war ein älterer eleganter Herr mit einem gefärbten Schnurrbart und einem süß gespitzten Mund. Er schaute in sein Notenblatt und sagte: „Bitte nochmals, Fräulein, bei der Stelle im Refrain . .“

„Mensch — sie hört Ihnen ja gar nicht zu,“ meinte der Direktor, „. . die hat ganz andere Gedanken als Ihr Lied und Ihre Stelle im Refrain . . merken Sie das nicht?“

„Es wäre aber doch wichtig,“ sagte der Komponist.

Der Direktor lachte laut: „Wichtig ist jetzt nur eins. Daß die Türe da aufgeht und Er hereinkommt. Er, der herrlichste von allen . .“ Er faßte Olga,

die eben an ihm vorüberschritt, am Handgelenk: „Hab' ich nicht recht, Olga . . was?"

Olga entriß sich ihm. Draußen auf dem Korridor entstand eine kleine Bewegung, dann ward die Tür von einem Diener aufgestoßen und der Prinz Emanuel Ferdinand trat herein.

Der Direktor sprang stürmisch von seinem Fauteuil in die Höhe und machte dem Komponisten entsetzte Zeichen. Ehe der Prinz sich noch umsehen konnte, waren die beiden verschwunden.

Draußen sagte der Direktor wichtig zu dem Komponisten: „Die zwei sind doch wie verrückt miteinander. Schon seit drei Wochen. Eigentlich müßten Sie das wissen; die ganze Stadt weiß es." Er lachte unanständig. „Na, lassen Sie nur, wenn die Kleine jetzt in Stimmung kommt, wird sie herrlich singen."

Emanuel Ferdinand war verlegen, als er sich plötzlich mit Olga allein sah. Dieser unterstrichene, übertriebene Rückzug der beiden Herren schien ihm wie eine böse Indiskretion, seine Begegnung mit Olga, sein Hiersein, ihrer beider Liebe, kurz, alles preiszugeben, was der Schonung und der Behutsamkeit bedurfte. Er stand nervös und unbehaglich vor ihr. Olga aber war an solche Vorschubleistungen und an so taktlose Gefälligkeiten vom Theater her gewöhnt. Sie empfand nichts dabei, als die Annehmlichkeit, mit Emanuel Ferdinand allein zu sein. Sie hatte ihn herbeigesehnt, wie sie ihn jetzt in jeder Minute des Tages ungeduldig herbeisehnte. Sie gewahrte den Schatten von Mißstimmung, der über seine Mienen flog, nahm sein Gesicht in die Hände und küßte ihn, auf die Augen und auf den Mund. Sie sprachen kein Wort miteinander. Auf dem niedrigen Fauteuil, den der Direktor warm gesessen hatte, ließen sie sich nieder und küßten sich, wie nach einer langen Trennung. Sie berauschten sich eins am Kuß des andern, bis ihnen der Atem verging; dann sahen sie sich mit verhängten abwesenden Blicken an, und wieder brannten ihre Lippen zusammen.

Draußen klopfte es und der Direktor rief durch die Türe: „Kind — es ist Zeit!"

Der Prinz saß betäubt und vom Erschrecken gelähmt. Olga aber schnellte leicht empor und rief hell: „Ja!" Dann trat sie noch einmal zu Emanuel Ferdinand, beugte sich nieder und küßte ihn flüchtig auf das Haar.

Sie sprang die kleine Treppe zum Podium hinauf und erschien mit ihrem jubelnden, von den Küssen des Prinzen noch glühenden Antlitz über der Menge. Eine Beifallswelle schwoll ihr entgegen und brauste ringsumher zu ihren Füßen. Olga aber fing augenblicklich zu singen an. Sie mußte jetzt singen, und tat es, als ob sie allein sei. Hell und voll schwingender Kraft drang der Ton ihrer Stimme durch den Lärm. Der Komponist am Klavier lief ihr mit den begleitenden Takten erschrocken nach. Es wurde still und Olgas Gesang schwebte

frei durch die Luft. Wie ein Springquell stieg das Lied aus ihrem Herzen. Ihre Augen sangen es mit, ihr feiner, wiegender Körper, und es war solch ein Glücksgefühl in ihr, daß dieses kleine, nichtige Liedchen davon durchschimmert wurde und wie eine überirdische Freudenbotschaft in die Menge fuhr. Nun kam sie zum Refrain, nun wußte sie, daß sie ihr Kleid raffen und kokett hin und her spazieren sollte: „Ein Wiener Mädel, blond und jung . ." Aber sie trat nur einen kleinen Schritt vor, ließ mit nach außen gekehrten Handflächen die Arme sinken, sie dachte an den Geliebten, der sie eben an seiner Brust gehalten, sie schloß die Augen und sang ganz leise: „Ein Wiener Mädel, blond und jung . ." Dann, in der Wiederholung des Kehrreims jauchzte sie heraus, dieselben Worte, dieselbe Melodie, mit strahlenden Augen und mit lachendem Mund. Die Menschenmasse unter ihr explodierte in Begeisterung. Wie ein Sturm tobte ihr das allgemeine Entzücken entgegen. Jetzt erst gewahrte Olga die Leute, nahm sie in ihr Bewußtsein auf. Sie wollte davonlaufen, sah sich nach der gewohnten Kulisse um, erwartete, daß die Wand des Theatervorhangs sich zwischen ihr und dem Tumult senken werde, und merkte, daß sie nun zum erstenmal hier mitten unter den Menschen stehe, umringt von ihnen, eingeschlossen von ihren Wogen. Sie stieg die kleine Treppe des Podiums hinunter, aber das Rufen und Toben riß sie wieder herauf. Da stand sie auf dem schmalen Brett, wie auf einem Kahn. Das Klavier schlug an und Olga begann das Lied von neuem. Jetzt warf sie sich mutwillig in die Heiterkeit dieser leichten Melodie, schwenkte das Lied über die Unzähligen hin, um sie aufzureizen. Als sie den Refrain wiederholte, fielen Hunderte von Stimmen ein. Dann brüllte der Beifall noch lauter auf als zuvor. Man schleuderte ihr Blumen zu, Hüte flogen in die Luft, Tücher wurden geschwenkt. Sie mußte immerzu die Treppe auf und nieder rennen, sah bekannte und fremde Gesichter aneinander gedrängt, wenn sie herunterkam, die ihr zulachten, sie anschrien, ihr Dinge entgegenriefen, die sie nicht verstand. Fünfmal, sechsmal sang sie das Lied, stand da droben in ihrem weißen Sommerkleid, wie eine schlanke helle Kerze über all den dunklen Menschenwogen und strahlte Lebensfreude in den riesenhaften Raum. Wie ein ungeheurer Katarakt brach der Erfolg über sie herein; sie trank den Beifall in Strömen, trank Ehre und Liebe, und Ruhm und Glück und wurde betäubt davon.

Als sie zum letztenmal die Treppe hinuntergestiegen war, erblickte sie Emanuel Ferdinand. Mitten unter den Leuten war er, wurde von ihnen gedrückt und gestoßen und verbeugte sich ein wenig, aber sie las ihm die Aufregung und die Freude von den Mienen. Sie ging zu ihm, hielt ganz nahe bei ihm seine Hand zwischen ihren Händen an ihre klopfende Brust und fragte ihn dicht in die Augen: „Hast du mich lieb?" Er antwortete stumm, nur mit einer Bewegung seiner Wimpern. Da hob sie seine Hand schnell zu ihrem Mund und küßte sie. Rings um sie her war die Rotunde erfüllt von dem Gesang

der Menge: Ein Wiener Mädel, blond und jung . . . das flutete über die beiden hin.

Olga blieb noch eine Weile in ihrer bretternen Garderobe. Der Komponist hatte sich eingefunden und ihr überschwenglich gedankt. Der Direktor war da, und sprach davon, daß sie nun jeden Abend das Lied in seinem Theater als Einlage singen müsse. Zeitungsreporter kamen, die Blumen wurden gebracht, die man ihr zugeworfen hatte. Ein Diener hielt ihr ein paar Herrenstrohhüte hin, die auf dem Podium gefunden worden waren, und fragte sie schmunzelnd, was damit geschehen solle. Olga nahm sie und schleuderte sie nacheinander wie Wurfscheiben gegen die Decke. Dieses Spiel ergötzte sie, und sie trieb es, ohne sich um die Leute zu kümmern, die in dem kleinen Zimmer beisammen standen. Sie unterhielt sich damit, wie ein Kind sich vergnügt, während die Erwachsenen von langweiligen Dingen sprechen. Die Herren vom Festkomitee kamen und statteten ihren Dank ab. Alle sangen ihr ein Stückchen von dem Refrain vor, um ihr zu zeigen, daß sie das Lied schon auswendig wüßten, und um sie als das Wiener Mädel, blond und jung, zu begrüßen.

Als sie dann von der Rotunde fort zur Hauptallee fuhr, war das Lied ihr schon vorangeeilt. Die Leute trugen es in den sonnig warmen Spätnachmittag hinaus, durch den ganzen Prater hin, streuten es über die Wirtsgärten aus, über das Klingeln und Drehen der Ringelspiele, über das Puffen und Knallen der Schießbuden. Es wirbelte wie Staub im Wind vor den Hufen der tanzenden Rappen auf, und wo Olga in ihrem Wagen vorbeikam, hörte sie es singen, hörte sich damit empfangen.

Durch die Hauptallee spann sich jetzt das Gewirre des Wagenkorsos. Die alten Kastanien blühten, die Leute standen am Wegrand im Baumschatten, säumten als lebende Hecke die stolze Fahrbahn und schauten dem vorbeisausenden Vergnügen der Reichen zu. Olgas Wagen mußte an seiner Einfahrtsstelle das dichte Spalier erst durchbrechen. Es teilte sich zögernd; als aber die aufgestörte Menge Olga erkannte, schwenkte man lachend die Hüte und Hochrufe schollen ihr entgegen. Gegrüßt, bestaunt, mit ihrem Namen angerufen fuhr sie dahin. Aus den Reihen der anderen Wagen schauten die Damen nach ihr, junge Mädchen warfen ihr Blumen in den Schoß und huldigten ihr mit winkenden Augen. Sie hörte, wie die Männer einander „reizend" oder „entzückend" zuriefen, sie hörte den kleinen Aufschrei einer jungen Frau: „Ach — wie lieb!" Sie war umflossen von einer dichten, berauschenden Atmosphäre von Bewunderung und Begehren. Ihre feine, heitere Anmut war heute über alle diese Menschen hingebreitet wie ein zarter Schimmer, durchdrang wie eine duftende Essenz all die Ungezählten, die hier beisammen waren.

Olga hörte in dem Getrappel der vielen Pferde den jagenden Hufschlag eines Gespannes. Sie wandte sich, und da lenkte der Prinz Emanuel Ferdinand vom

hohen Sitz eines Kutschierwagens seine Vollblutfüchse mitten durch die Wagenreihen. Wie ein prunkvoll blitzendes Wetter preschte er an ihr vorbei. Sie erhaschte nur den verstohlenen Gruß seines Lächelns.

Die Leute aber banden ihren Namen an den des Prinzen, schauten sie an, als Emanuel Ferdinand an ihr vorbeisauste und nickten ihr herzlich zu, weil sie unter der Sprache all dieser Augen errötete. Es war, als sei auch Olgas Liebe wie ein Fest, an dem alle sich freuen durften.

In diesen Tagen ereignete sich während der Unterrichtsstunde des Professors Frohgemuth der Vorfall mit Adalbert Klinger. Unnahbar und streng saß der Professor an seinem Pult, schaute aus halb geschlossenen Augen über die Reihen der Knaben hin, und hielt seinen Vortrag. Die jungen Menschen da vor ihm saßen still, ohne sich zu rühren, wie gebannt von der abweisenden Kälte des Professors. Er beobachtete sie, während er sprach. Alle sahen ihn an, alle zeigten ihm, daß sie aufmerksam sein wollten, aber er wußte, daß sie nur Angst vor ihm empfanden, Angst und Abneigung, daß sie auf das, was er sagte, gar nicht hörten, und daß seine Worte ins Leere fielen. Das füllte ihn wieder wie stets mit einer langsam aufsteigenden Erbitterung. Mehr und mehr reizte ihn der Widerstand, den er aus allen Knaben herausfühlte. Von Jahr zu Jahr hatte sich das gesteigert, und je länger er diese Klasse führte, je deutlicher merkte er, wie die Heranwachsenden sich gegen ihn auflehnten. Nun saßen sie einander gegenüber, er und die Klasse, wie zwei Gegner, die sich belauern. Der Professor wußte, daß er sie mit seiner Härte noch bändigen könne, wenn er sich nicht hinreißen ließ. Sie warteten alle darauf, er möge sich einmal vergessen. Dann würden sie das Joch des Gehorsams und der Furcht, das er sie tragen ließ, ungestüm abschleudern.

Während er sprach, vermißte er plötzlich ein Gesicht unter den anderen. Er suchte mit den Augen die Bänke ab, um festzustellen, wer sich ihm entzog. Richtig! Das war Adalbert Klinger, der hielt den Kopf tief herabgesenkt, daß man nur seinen dunklen Scheitel sah. Der Professor ließ sich nichts merken und redete weiter. War es möglich, fragte er bei sich, daß Adalbert Klinger dort unter der Bank einen Roman versteckt halte, um darin zu lesen? Klinger schaute jetzt wieder auf, mit geröteten Wangen und glänzenden Augen, und stellte sich als lausche er gespannt wie die anderen dem Vortrag.

Der Professor wandte sich weg, und tat, als habe er nichts gesehen. Es ist richtig, dachte er, der Junge liest und ist ganz eingenommen von seiner Lektüre. Der Professor Frohgemuth freute sich und staunte. Er freute sich, weil er Adalbert Klinger noch weniger leiden mochte als die anderen. Klinger war elegant und von ruhiger Sicherheit. Das mißfiel ihm. Dem Professor kam jetzt der Einfall, daß Klinger in seinem Wesen an den Prinzen Emanuel Ferdi-

nand erinnere, und sein Haß entzündete sich sofort an diesem Vergleich. Niemals hatte er Klinger leiden können. Der wußte alles, was er gefragt wurde, hatte sich niemals störrisch gezeigt, schlug aber auch nicht die Augen nieder, wenn er vor dem Professor stand. Jetzt war an diesem Knaben eine Spur von erwachender Männlichkeit wahrzunehmen; er reifte sichtlich und sein ruhiger Stolz wurde fester und sichtbarer. Eben deshalb aber staunte der Professor. Denn wie kam es, daß Adalbert Klinger nun heimlich unter der Bank einen Roman las?

Da war er ja schon wieder in sein verborgenes Buch vertieft; hatte das Gesicht ganz herabgeneigt und schien nicht zu hören, was um ihn herum vorging.

Der Professor stand auf. Klinger ertappen, so daß es kein Leugnen gab; darauf war nun sein ganzes Bemühen gerichtet. Ihm das Buch aus der Hand reißen oder was er sonst dort unter der Bank versteckt hielt. Der Professor stieg vom Katheder herab, trat ans Fenster, immerfort sprechend, und blickte hinaus. Klinger rührte sich nicht. Vom Fenster waren es nur drei oder vier Schritte bis zu Klingers Platz.

Jetzt Vorsicht! Professor Frohgemuth redete langsam, eintönig weiter, langsam drehte er sich um, und gewahrte zu seiner Freude, daß Klinger noch immer tief über seine Heimlichkeit gebückt dasitze. Langsam, nur die Sohlen schiebend, rückte er näher. Aber der Junge neben Klinger gewahrte jetzt den beobachtenden Blick des Professors. Eine Sekunde noch, und er würde Klinger anstoßen, ihn warnen und retten.

„Klinger!"

Der Professor brüllte es, mitten in seinem Vortrag abbrechend, und sprang herzu. Wie ein Donnerschlag fuhr das in die Klasse. Jetzt stand der Professor dicht vor dem Erschrockenen, fiel über ihn her, erhaschte ihn an den Händen, die Klinger in das Bankpult vergraben hatte, und entwand ihm, was er dort festhalten wollte.

Das war kein Buch. Der Professor fühlte es tastend und hörte dabei, tief herabgebückt, an Klingers Körper sich drängend, das Herz des Knaben laut pochen wie ein Hammerwerk.

Was war das für ein Pappendeckel, den Klinger hier verstecken wollte? Der Professor richtete sich auf und zuckte wie vom Blitz getroffen zusammen. Er hielt Olgas Bildnis in den Händen.

Da schaute ihn plötzlich dieses frohe Antlitz an, ein Diadem prangte auf ihrem Haar, die Schultern waren entblößt; ihr Leib schien nackt aus dem Grund der Photographie wie aus einem Gewölk hervorzutauchen.

Ein unsäglicher Zorn entbrannte schmerzhaft in der Brust des Professors. Das lächelnde Gesicht da schien ihn zu verhöhnen, mitten in seiner Arbeit, mitten unter seinen Schülern. Er hatte gespürt, wie sich der Aufruhr in allen

regte, als er über Klinger herfiel. Gleich einem leisen Rauschen war der Entschluß, ihm Widerstand zu leisten, durch die Reihen der Knaben gegangen. Jetzt blieb es still. Sie alle kannten das Bild, das Adalbert Klinger verstohlen betrachtet hatte.

„Sie unverschämter Bube!" schrie der Professor. Noch einen fassungslosen Blick warf er auf das Bild, dann hob er in trunkener Wut die Hand und schlug Klinger zweimal ins Gesicht.

Noch tiefer wurde die Stille im Zimmer. Alle fühlten, daß der Professor jetzt an einer Stelle seines Wesens verwundet worden sei, an welcher er kein Lehrer war, sondern der Vater eines Mädchens. Sie alle fühlten, daß man an diese Stelle nicht hätte rühren dürfen. Klinger war aufgegeben. Totenblaß stand er da, preßte die Lippen zusammen und auf seinen weißen, geschlagenen Wangen traten rote Striche, langsam röter und röter werdend, hervor.

Während der Professor zum Katheder zurückging, zerriß er mit bebenden Händen Olgas Bild in lauter kleine Stücke. Er setzte sich und warf die Fetzen in die Schublade, gleich darauf zog er das Fach wieder heraus, raffte die Schnitzel zusammen und barg sie in seiner Rocktasche. Mit angestrengter Ruhe begann er wieder zu sprechen, nahm seinen Vortrag wieder auf. Seine Stimme war dünn, wie geborstenes Glas, kippte ein wenig, aber er beherrschte sich und sprach.

Adalbert Klinger dachte in seinem verstörten Herzen: Er weiß nun, daß ich seine Tochter liebe! Und er fühlte sich schuldig vor Olgas Vater, fühlte sich entlarvt und gebrochen.

Alle Knaben dachten: Er weiß nun, daß Adalbert Klinger seine Tochter liebt!

Eine Atmosphäre von peinlicher Scham lag über allen. Der Professor aber gewahrte mit neuem Staunen, daß Klinger ihn mit demütig reuevollen Blicken flehend ansah. Er gewahrte in den Mienen und Augen der anderen etwas, was er noch nie darin gelesen hatte: Ehrerbietung und Ergebenheit. Und er begriff es nicht. Denn er ahnte nicht, daß Adalbert Klinger für Olga in Liebe entbrannt war, er kam gar nicht auf diesen Einfall, er verfiel gar nicht auf den Gedanken, daß diese Knaben Olga bewunderten und liebten. Er hatte geglaubt, man wolle ihn hier seiner gefallenen Tochter wegen verhöhnen.

(Schluß folgt)

Das Handwerk in der Malerei/ von Lovis Corinth



In seiner Eröffnungsrede der diesjährigen Sezessions-Ausstellung hat Professor Max Liebermann besonders betont, wie unsere Zeit dazu neigte, die elementaren Grundbedingungen, auf denen alle Kunst beruht — nämlich das Handwerkliche — zu verleugnen und dieses Manko hinter virtuosen Äußerlichkeiten zu verstecken. Kunst käme von Können, war eine ähnliche Äußerung in einer seiner früheren Reden. Was ist nun aber das Handwerk in der Malerei? Jedenfalls nicht die Erlernung eines Farben-Rezeptes, nach dem irgendein Gegenstand einigermaßen verständlich auf eine Tafel hingepinselt werden kann, noch ist es die mehr oder weniger geschickte Handhabung des Pinsels, die nur in Deutschland allein mit „Technik" bezeichnet wird; in Frankreich z. B. gibt es diese Bezeichnung nicht, höchstens wäre sie dort mit manière zu übersetzen. Das Handwerk im Sinne der ausübenden Künstler ist das geistige Rüstzeug, welches sie sich erwerben müssen, um die Ausdrucksmöglichkeiten für die Bilder beherrschen zu können; Handwerk, Arbeit, Selbsterziehung, Disziplin, Studieren bedeuten im Grunde genommen dasselbe. Kurz gesagt ist das alles Handwerk, was sich erlernen läßt. Das Handwerk erlernen heißt mit allem Eifer die Natur studieren, die Natur nicht mit den Augen eines andern und wäre er gleich der Größten einer, sondern mit eigenen Augen erfassen zu lernen, um sie dann, so gut oder so schlecht es einem gegeben ist, darzustellen. Das übrige hängt dann von der Begabung ab, die von Gott gegeben ist, welche den einen zum Genie stempelt und den andern zeit seines Lebens Stümper bleiben läßt. Das wäre das Schicksal der Menschen, wenn ihnen nicht noch die Vernunft und Intelligenz auf den Weg gegeben wäre. Mit diesem Pfunde läßt sich trefflich wuchern. Man halte sich selbst von vornherein nicht für ein Genie, denn das Genie ist eine Folgenerscheinung und offenbart sich erst durch die Schaffensgewalt im Menschen, sondern man bescheide sich nur auf seine Vernunft, die mit Talent gleichbedeutend ist, zu bauen. Und was wäre wohl da Besseres zu tun, wie eben immer zu arbeiten und wieder zu arbeiten. Die ganze Schöpfung zu studieren, die Formen, welche durch Licht und Schatten bedingt werden, durch fortwährendes Zeichnen nach dem lebenden Modell sich zu eigen zu machen; das Farbenspiel, das durch Licht, Luft und reflektierende Umgebung immer neue Wandlungen annimmt, durch Farbenskizzen und auch ausgeführtere Malereien auffassen zu lernen. Dieses sind die die ersten Grundregeln für den Maler. Dazu kommt dann freilich auch das Studium der Arbeiten großer Künstler, aber nicht dazu, um sie nachzuahmen, sondern um sein eigenes Wissen eher zu befestigen. Michel Angelo sagte von Raffael: „dieser hätte seine Kunst nicht von Natur, sondern durch langes Studium besessen". Zu dieser charakteristischen und bekannten Äußerung fügte

Josua Reynolds in einer seiner Reden hinzu: „Ich zweifle nicht, daß Michel Angelo es für keine Schande gehalten hätte, wenn von ihm dasselbe gesagt worden wäre. Er war sich bewußt, daß die große Vortrefflichkeit, die er erreicht hatte, durch die Kraft der Arbeit gewonnen war usw.“ Hier haben wir nun drei von der Welt als Genies gepriesene Künstler, welche gleichen Sinnes die Arbeit loben und ihr alles von ihnen Erreichte zu verdanken glauben. Das Arbeiten und Lernen hört nie auf. Der Lehrer kann den Schüler nur auf den rechten Weg führen, aber das Studium fängt erst recht bei der Selbständigkeit an und endigt nur mit dem Leben. Dieses Streben nach Vollkommenheit ist das idealste Ziel, das der Künstler erreichen kann, wenn er Herr seines Handwerks ist.

Schon seit Jahrhunderten pflegten die Künstler ihre Bilder in einem Raum zusammen zu stellen, um sie gemeinsam dem Publikum zu zeigen und sie untereinander vergleichen zu können. Zum Beispiel geschah dieses einen bestimmten Tag in Rom, zu Ehren des St. Lucas. Aus diesen kleinen Vorführungen der Gemälde sind unsre großen Kunstausstellungen geworden. Da nun unsre Kunstausstellungen nicht allein ein Markt, sondern in edlerem Sinne eine Bildungsstätte für die Besuchenden sind, so müssen die Bilder natürlich bei dem großen Angebot und bei dem gegebenen Platzraum ausgewählt werden und demnach doch wohl am besten und normalsten danach, in welchem Maße jeder Künstler seines „Handwerks“ fähig ist. Unter diesem Gesichtspunkt hat Liebermann das Handwerk gerühmt. Er hat auch nicht nur in diesem Jahre drei Künstler, welche er für die besten Repräsentanten in diesem Sinne hält, mit Sälen bedacht; vor drei Jahren wurde eine Kollektion des verstorbenen Leibl aus demselben Grunde gebracht. Damals galt es wahre Kunst einem Publikum zu zeigen, welches durch die englische Scheinkunst vor Bewunderung in den siebenten Himmel sich versetzt glaubte.

Durch diese Vorbilder und durch das Lob auf das Handwerk wollten grade Liebermann und seine Gesinnungsgenossen die Scheinkunst, die in gleißnerischer Virtuosität und imitierender Rezeptmalerei besteht, an den Pranger stellen. Und grade dasselbe meint Meier-Gräfe in seiner amüsanten Plauderei in der Zukunft, nur daß er fälschlischerweise die Rezeptmalerei als die Quintessenz aus dem Handwerklichen ziehen will, indem er schreibt: „Heutzutage beherrscht schon jeder Portier die Palette“. In diesem sogenannten Beherrschen der Palette besteht eben die Gefahr der Imitation. Der eine hat die Palette à la Cézanne, der andre à la van Gogh usw. Die Bilder geraten natürlich ebenso. Die äußerlichen Merkmale jedes Meisters werden auf das glücklichste auf die Leinwand gebracht. Leider ist unter den Deutschen die Zahl dieser Nachtreter sehr groß. Man sieht in den Ausstellungen falsche Munchs, falsche Gauguins, seltener auch falsche Manets und manche verfügen über noch mehr objektive Virtuosität, indem sie in einem Bild Manet, im andern Cézanne und im dritten Gauguin fabrizieren.

Gibt es wohl etwas Entwürdigenderes, als auf ein Quartal nach Paris zu gehen und dann als irgendein modegewordener Franzose zurückzukehren? Zur Bevölkerung der Schule des Modemalers Henry Matisse liefert neben Ungarn und Rumänien das größte Kontingent Deutschland. Und Matisse selbst ist über die stumpfsinnige Imitation seiner Malart ebenso empört wie jeder klarsehende Mensch; er geißelte mir gegenüber bei seiner hiesigen Anwesenheit ganz gehörig diese fatale Charaktereigenschaft seiner Schüler. Eine Entwickelung in dieser Verneinung alles Studiums, wo jeder mit den letzten Resultaten, die große Genies in langer Lebensarbeit sich errungen hatten, als wie mit seinem Eigentum schaltet, ist eine Unmöglichkeit. Es wird aber auch das Streben nach einer nationalen deutschen Kunst durch diese blinde Anbetung fremder Götter erschwert. Nicht die Maler, die längs den Ufern des Rheins wohnen, noch diejenigen, die einen Hahn auf dem Misthaufen, Großväterchen und Enkelkind, den Mond anbellenden Mops als Motive bevorzugen, machen deutsche Kunst, sondern die Ehrlichkeit, mit der die persönlichen Empfindungen, ganz gleich welches Motiv genommen wird, zu Tage treten, wird ein Kunstwerk als deutsches stempeln.

Jeder deutsche Künstler wird natürlich, sobald er nicht durch fremde Brillen sieht, in seinen Werken deutsche Eigentümlichkeiten aufweisen und nur durch ehrliche Arbeit werden wir zu einer nationalen Kunst kommen. In unsrer Zeit, die für Alles Verständnis bietet, wo technische Erfindungen die Welt in Staunen versetzen, wird ebenfalls ein falschverstandenes Kunstinteresse bei jeder Gelegenheit kultiviert: das neu geborne Kind soll bereits mit der Kunst in Verbindung gebracht werden und das Kunstgewerbe feiert Triumphe bis in die verschwiegensten Winkel unsrer Häuser. Gegen diese Verflachung und Verallgemeinerung der Kunst, die von Natur aus oligarchischen Wesens ist, kann nur die größte Strenge der Arbeit helfen. Der fürchterliche Ernst, mit dem Michel Angelo seine Werke anpackte oder der dämonische Fanatismus, der sich in Grünewald und auch in Peter Cornelius zeigt, tut uns not. Nach meiner Meinung ist einer mit fremden Federn aufgeputzten Seelenarmut eine ehrliche Stümperei vorzuziehen; da ist doch wenigstens bei energischem Ringen ein Fortschreiten möglich. Und darum wird das ehrliche Handwerk von jedem Gewordenen gelobt und respektiert als eine Quelle, aus der das Geniale hervorsprudeln kann. Das Unbewußte birgt das Göttliche und nicht die Pose. Deshalb konnte Liebermann den Vergleich bringen: Gleich wie Saul auszog um die Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand, also wird auch der Künstler, welcher um seiner selbstwillen ringt und strebt, durch den Ernst seiner Arbeit auf die höchsten Höhen der Kunst gelangen.

Tu parles/ von Arthur Holitscher



as Hotel am Quai Voltaire hat Traditionen. Im ersten Stock hat Beardsley gewohnt, im vierten oder fünften Pissarro. Unten rinnt die Seine, drüben steht das Louvre, schwarz, grau, schwarz, grau in der Morgensonne, grau, schwarz, grau, schwarz in der Abendbeleuchtung; über den Pont du Carroussel laufen bunte Wagen, auf dem Wasser schwimmen lange Schiffe; dunkle Menschen, helle Schirme; Laub, Pflastersteine. Ich wohne im fünften Stock und möchte gern wie ein Impressionist sehen. Der Omnibus auf der Brücke trägt Leute vom Montmartre nach dem Odeon, es ist ein anderer Menschenschlag, den er vom Odeon nach Montmartre tragen wird; auf dem Schiff, das eben vorüberfährt, steht: Amer Picon, Quinquina Dubonnet, Absynthe Pernod geschrieben; drüben verrichtet ein Taucher seine Arbeit, jetzt nimmt man ihm den Helm ab, ein Arbeiter wischt ihm den Schweiß von der Stirne; unter einem braunen Sonnenschirm geht eine blaue Dame, es ist um die „Teestunde", sie läßt sich gehn, Madame woher kommen Sie denn? Nein, niemals werde ich impressionistisch sehen. Nie wird vor meinen Schriftsteller-augen die Wirklichkeit zu Farben verduften, und wenn ich mich in einem Wolken-kratzer einquartiere. Mein Blick läuft mit den Wagen, wiegt sich mit den Pflastertretern, ist hurtig wie ein Motorboot, Details machen mich nachdenklich, zu Konturen und Linien sag ich Ja, durch farbigen Rausch zu taumeln bleibt mir versagt, obzwar es gut wäre, denn Ecken und Kanten tun weh — wenn ich Geld hätte, würde ich mir Bilder von Otto Greiner in Rom kaufen, diesem Auge, Gewissen, dieser unerschütterlichen Klarheit! Schade; ich kenne unter den Malern manch einen, mit dem ich gut Freund sein möchte, nie wird meine Seele Gemeinschaft finden mit den Seelen der Fanatiker des horizontalen Apfels auf vertikalem Tisch! Mit andächtigem Seitenblick begebe ich mich an weiland der Zimmertür des jungfräulichen Gottes der Linie vorbei, hinunter nach Paris.

Männer und Frauen, 1910. Die Frauen stecken in Säcken. Oben am Hals und unten an den Knöcheln sind diese Säcke zugebunden, und von oben bis unten sind sie angefüllt mit einer kleinen, ruckartigen Bewegung, einem kleinen, raffinierten Hüftentrick, Schlangenkrümmung, tortillement, wir haben kein Wort dafür im Deutschen. Was aus dem Sack herausschaut, ist nicht der Rede wert. Auf dem zu kleinen Kopf sitzt ein bißchen Stroh, ein eng herumgeschlun-genes türkisches Tuch, eine Tarnkappe, unten die trippelnden Füße sind winziger als die mit Lack bestrichene große Zehe einer Chinesin! Und die Arme, wirklich, sie müssen irgendwo auch Arme haben, ich erinnere mich nicht . . . Ein paar Amerikaner gehn vorüber: ungeheure Schultern, monströse Hüften, balancieren auf einem Paar riesiger, auf den Auslauf gestellten Trichter . . . Bei Bernheim

jeune stellt ein Bildhauer Nadelmann Akte aus. Rümpfe und Becken maßlos. Die Brüste beginnen schon beim Hals, der Hintere wie zwei vom Sturm aneinandergetriebene Montgolfiers, und daran winden sich ein paar dünne, verkrümmte Ärmchen und Beinchen, rundlich und knochenlos wie Weinranken, oben sitzt etwas wie ein flachgequetschter Spargelkopf — Nadelmann interessiert sich nicht für die Extremitäten!

Ja, wo sind die Köpfe der Menschen, wo die Gesichter der Frauen hin? Ich habe über folgende Arten von Schleiern gestaunt: den Rangierbahnhof-Schleier, den Schachbrett-Schleier, den Landkarte-von-Europa-Schleier, den Kometen-Schleier, der mit dem Kern auf der Stirn und dem Schweif auf der Backe getragen werden kann (à la Marholm) oder mit dem Kern auf dem Mund und dem Schweif irgendwo über die Nase weg (à la Strindberg) und dann den „Ausschlag-Schleier", eine Absurdität, entstanden aus dem Studium eines Bilderatlas der Hautkrankheiten. Nun, man weiß ja, wie die Krinoline entstanden ist — die Kaiserin Eugenie war schwanger. Hello, Huysmans würden die Hände zusammenschlagen bei einer Begegnung mit dem Fratzenteufel, der sich auf diesen Niedergangsköpfen breitgemacht hat.

Sie tun übrigens ganz recht, ihre Gesichter zu verbergen. Wenn du dich im Theater, im Parkett, im Zwischenakt umdrehst, kannst du sie schleierlos sehen. Ausgelaugte, von jeder Torheit verlassene Gesichter, kahle Wangen und verstaubte Augen, nichts außen und nichts innen als Stuck und Tapeten, unbewohnte Gesichter, zugesperrt und der Schlüssel weggeworfen, hinunter in das gähnende Herz .... Das Schnupftuch Abraham a Santa Claras auf eure Gesichter, ihr Schamentblößten! —

Huysmans. Huysmans ist gestorben, seit ich zuletzt in Paris war. Bei Hautecoeur sehe ich seine Photographie und kaufe sie mir. Er steht, wie ein bestrafter Schuljunge, mit gebücktem Rücken unter einem gewaltigen Kruzifix vor einer weißgetünchten Mauer. Daheim habe ich ein Bild, das ihn behaglich am Kamin sitzend zeigt, eines der kostbaren Bücher aus der Bibliothek des des Esseintes liegt aufgeschlagen auf seinem Knie, hinter ihm hängt ein Forain und ein Rops an der Wand. Wann war dir wohler, Kobold des Zeitalters, Chimäre der Kathedralen? In diesem Leben kommt es nicht so sehr auf den Besitz einer fixen Idee an als auf den Zeitpunkt, an dem sie in das Leben eintritt. Wie ist Huysmans gestorben? Unter furchtbaren Qualen. Seine Augenlider hatten sich nach außen umgestülpt, das Fleisch schmolz ihm von den Knochen wie Wachs von Kerzen, die der Teufel angezündet hat, er stammelte Gebete, Tag und Nacht, Tag und Nacht, bis es zu Ende war. Heute schon nennen ihn die Schwarzen von der großen Infamen einen Blagueur!

Ich komme in Paris an, treffe in den Tuileriengärten den Musiker Joachim Fortunatus: er will nach Chartres; auf dem Pont des Arts kommt Ulrich von

Waldeck auf mich zu, strahlend wie der junge Gott Bacchus: er kehrt mit seiner Frau eben aus Chartres zurück; eine Bashkirtseff aus der Matisse-Schule versucht es, mich von der Notwendigkeit eines Besuches der Kathedrale von Chartres zu überzeugen. Überall munkelt es von Spitzbögen, einfachen hohen Linien und einem Ausweg aus der Verdammnis.

Wißt ihr, wie Wilde im Hotel d'Alsace gestorben ist, dahinten im Quartier Latin? Davon kein Wort. Seid Ihr vor Baudelaires Hotel de Dieppe gestanden, bei dem Bahnhof St. Lazare? Kennt ihr das infekte Gemäuer, das sich Hotel Orfila nennt, und in dem August Strindberg sein Inferno und seine Auferstehung erlebt hat? Ach, in dieser Stadt der Lebensfreude geht die Sonne nimmer unter, für den, der sie sehen will. Aber man muß schon in den dunkeln Winkeln suchen, wenn man ausfindig machen will, wohin sich die Apotheosen verkrochen haben!

Im Luxembourgpark setze ich mich auf eine Bank vor dem Medicäerbrunnen — plötzlich sitzt Sigbjörn Obstfelder neben mir. Ich sehe das sanfte, verschleierte Blau seines Auges, das wie die Stimme eines unsichtbaren Sängers ist; ein Schmetterling fliegt im Kreise über den schmalen Wasserstreifen, und hebt sich hinweg, ganz hoch über die Kronen der Bäume weg, verschwindet, ein schillernder Punkt im schillernden Licht der Frühjahrsluft. Impressionismus der Erinnerungen.

Jetzt sitze ich wieder in meinem Zimmer und habe mein Bein in einer Bandage vor mir auf dem Stuhl liegen. An der Ecke des Quai des Grands Augustins, dort, wo Curie, der Entdecker des Radiums, überfahren wurde, kamen drei Automobile aus verschiedenen Richtungen auf mich zu. Ich bin nicht überfahren worden, sondern habe bloß Stubenarrest. Zum Glück liegen Bücher da. Aus Berlin habe ich Dr. Max Kemmerich: „Dinge, die man nicht sagt" erhalten, unter den Arkaden des Odéons habe ich mir: Vuillaume: „Mes cahiers rouges aux temps de la Commune" gekauft. Während ich in den beiden Büchern blättere, sehe ich meinen Fuß vor mir, er ist wie ein Wegweiser auf den Salon Carré drüben im Louvre gerichtet. Herauf zu mir tönen die hundert Geräusche der Stadt, hier oben finde ich vielleicht Antwort auf all die hundert lauten Fragen, die unten jede Straßenecke an einen stellt.

Dr. Kemmerich hat sich auf einem Papier eine Disposition all der Dinge aufgeschrieben, die einer Reform dringend bedürfen. Man kann sie im Inhaltsverzeichnis von oben bis unten lesen. So ziemlich alles kommt an die Reihe, der deutsche Universitätsprofessor, der Kritiker von neuen Büchern und alten Burgen, die sozialdemokratische Partei und das Zentrum. Er ist für einen maßvollen Fortschritt. Er schließt seinen Band mit dem Kapitel Nationalgefühl. Und wirklich, wenn dieser maßvolle Berserker einmal das Kind mit dem Bade ausschüttet, so erweist sich dieses Kind bei näherem Hinsehen als der deutsche

Michel. In Paris blättert man, wenn man sich auch nur vorübergehend hier aufhält, nach internationaleren Gesichtspunkten. Seite 263: Bedürfnislosigkeit. „Der Troglodyt war vielleicht glücklich, zweifellos im Vergleich mit uns außerordentlich bedürfnislos. Aber er war ein Barbar." „Leute, die mit Reizmitteln und Delikatessen künstlichen Hunger erzwingen, stehen mit Recht im Rufe von Sybariten."

Im Faubourg St. Germain heißt es: A qui dites-vous ça! auf Montmartre: Tu parles! Dinge, die man nicht sagt, aber aus andern Gründen, als jenen, die man nach dem Titel erwarten könnte.

Der greise Communard Vuillaume erzählt einigermaßen gemütlich, schlicht und mit der Abgebrühtheit des alten Journalisten das Anekdotische der blutigen Wochen. Heute noch schwillt seine Brust vor Zorn, wenn er an die Preußen denkt, die ihre Pferde an die Bäume des Cours la Reine angebunden hatten. Die Mauer mit Gehirnfetzen, der „Père Duchêne" mit seinem Stab von Helden, Blanqui, Rochefort und Vermersch, das Exil in Lausanne, all dies zieht im sanften Spaziergängerschritt, wie unten auf dem Quai Voltaire die Bücherliebhaber an den Kästen mit verstaubten Schmökern vorbei, vorbei

Ich muß die Lage meines Fußes verändern. Soll ich ihn gegen Notre Dame richten, auf den mystischen Abgrund zwischen den beiden Türmen von Notre Dame? Sieh da! Über dem Tuileriengarten schwebt ein Aeroplan! Ach, ein Aeroplan über Paris! Mit beträchtlichem Gestöhn hole ich mir das Opernglas von der Kommode und richte mich auf dem Fauteuil ein, den Fuß nach dem Arc de triomphe zu gerichtet. Blendwerk der Zivilisation: Der Aeroplan schwebt an einer Schnur und ist ein Kinderspielzeug.

Rundschau

Der Apostel Shaw / von Eduard Bernstein

Wie andere Menschen sehen Kritiker das, wonach sie ausschauen, nicht das, was sie wirklich vor sich haben. Als George Bernard Shaw im Vorwort zu seinen drei Stücken für Puritaner diesen Ausspruch tat, war er in Deutschland dem großen Publikum und der literarischen Kritik noch völlig unbekannt. Mittlerweile ist es anders geworden. Shaws Stücke sind, was man so nennt, verdeutscht und zumeist auch hier aufgeführt worden, wir haben sogar zeitweilig eine Art Wettrennen um Shaw gehabt. Aber wie sehr hat sich auch in Deutschland mit Bezug auf ihn der Satz aus jenem Vorwort bewahrheitet. Wie sehr hat die Masse der Kritiker ihr Urteil über Shaw nach Äußerlichkeiten, nach Eindrücken aus den zuerst aufgeführten seiner Stücke gebildet und in den Stücken, die später zur Aufführung kamen, nach dem ausgeschaut und demgemäß auch das gesehen, was ihr an jenen das Wesentliche schien. Und da die sinnenfälligste aller literarischen Eigenschaften Shaws die lachende Satire ist, war er bis jetzt für das große Publikum nur eine Abart jener Virtuosen der witzigen Skepsis, deren hervorragendster Vertreter in deutschsprechenden Landen zur Zeit wohl Hermann Bahr ist.

Nur sehr gering ist die Zahl derjenigen Kritiker, die von Anfang an tiefer blickten und selbständig herausfanden, daß Shaw auch als Bühnenschriftsteller die Satire nicht um der Satire willen pflegt, sondern daß bei ihm die Verneinung sehr energische Bejahung ist. Einer dieser wenigen war Moritz Heimann, dessen 1903, nach der ersten Aufführung von Candida gefällter Spruch „ein Mann mit p o s i t i v e m Gemüt, aber skeptischer Laune und fechterischer, spiellustiger Intelligenz" vom deutschen Shaw-Erklärer mit Recht als „das ungefähr Beste, Tiefst-Treffende" bezeichnet wird, was bisher in Deutschland über Shaw gesagt worden.

Denn wir haben nun jetzt auch einen deutschen Shaw-Erklärer, eine umfassende Darstellung und Würdigung des Werks und der Persönlichkeit Shaws. Allerdings legt J u l i u s B a b, um dessen Buch B e r n a r d S h a w es sich handelt (Berlin, S. Fischer, Verlag) Wert darauf zu erklären, daß er nicht den Anspruch erhebe, ein völlig objektives Bild des ganzen Shaw zu geben, und beginnt sogar mit dem Satz, sein Buch werbe um die Ehre, ein Werk v o l l k o m m e n s t e r S u b j e k t i v i t ä t zu sein. Aber das ist nur ein Spiel mit Begriffen, eine Form der Wahrung des wissenschaftlichen und künstlerischen Gewissens. Bab liest aus Shaw mehr heraus, als andre, und manchmal vielleicht in der Tat selbst etwas mehr, als Shaw sagen wollte. Aber er tut das nicht willkürlich,

sondern auf Grund eines Versenkens in Shaws Schriften und Werdegang, das an nichts Unwesentlichem und Äußerlichem haften bleibt und so zu einem Verständnis des Mannes und seines Werkes führt, wie es gleich tief und erschöpfend bisher noch niemand dargeboten hat.

Was Heimann richtig kennzeichnete und aus dem wenigen ihm vorliegenden Material auch nur erst richtig kennzeichnen konnte, war Shaws geistige Physiognomie. Was Bab uns heute auf Grund eines von den Anfängen literarischer Betätigung Shaws bis zu dessen reifsten Werken sich erstreckenden und durch die autobiographischen Aufsätze und Selbstkommentare Shaws ergänzten Materials darbietet, ist die Analyse von Shaws ganzem Denken, Wollen und Dichten, eine Analyse, die nicht nur zeigt, daß Shaw ein durchaus positiv gerichteter Schriftsteller ist, sondern auch wie er es ist, die über Sinn und Zwecke seines Fechterspiels orientiert und zu begreifen macht, welche Kluft Shaw von den deutschen Theaterschriftstellern trennt, mit denen man ihn in Vergleich gestellt hat, den Wedekind, den Wolzogen, den Hartleben und wer noch sonst. Von all diesen unterscheidet sich Shaw, der Bühnendichter — vom sonstigen Shaw gar nicht zu reden — durch die Bestimmtheit seines Wollens in bezug auf die Schaubühne. Ein Wollen, das nicht lediglich künstlerischer Natur ist, da für Shaw, den vermeintlichen Allesbespötteler, die Schaubühne in hohem Grade moralische Anstalt ist. Bab trifft die Sache im Kern, wenn er, angeregt durch Shaws Bezeichnung einiger seiner Stücke als Schauspiele für Puritaner und durch einen Aufsatz des Professors von Schulze-Gävernitz über den Zusammenhang des britischen Imperialismus mit dem Puritanertum, Shaw selbst einen Puritaner nennt.

Shaw ein Puritaner? Welchem Deutschen muß das nicht zunächst paradox erscheinen. Wer verbindet nicht bei uns mit dem Begriff des Puritanertums die Vorstellung von Frömmelei, düsterer Lebensauffassung, muckerischem Banausentum? Welchem Belesenen kommt nicht sofort Macaulays Bemerkung ins Gedächtnis, daß, als die Puritaner die Bärenhetzen unterdrückten, das nicht gegen die mit den Hetzen verbundenen Grausamkeiten, sondern vielmehr gegen das Vergnügen als solches gerichtet gewesen sei? Und ein Kind dieses sauertöpfischen Geistes soll Shaw der Freidenker, der Künstler, der Freund eines William Morris, des Dichters des Earthly Paradise, sein?

So ist es denn auch natürlich nicht zu verstehen. Babs Gleichsetzung bezieht sich auf die Tatsache, daß die, obendrein von den Historikern oft übertriebenen äußerlichen und formalen Reaktionen des Puritanertums gegen die sittlichen Zersetzungserscheinungen der Renaissance schließlich nur das oder ein Mittel waren für dessen bedeutungsvolles geschichtliches Werk: die Ausstattung seiner Angehörigen mit dem zur Tat befähigenden festen Glauben an eine weltumspannende sittliche Mission, an ein weltgeschichtliches Apostolat. Daß dieser

Glaube die Engländer zu einem Volk von Welteroberern gemacht hat oder hat machen helfen, haben verschiedene Historiker betont. Mit der Bitterkeit des Angehörigen eines von den Engländern unterworfenen Volkes, aber zugleich auch mit der kritischen Einsicht eines allen pharisäisch-melodramatischen Auslegungen abgewandten Geistes kennzeichnet Shaw ihn und seine Auswüchse u. a. in seiner Plauderei The Man of Destiny und dem Vorwort zu seinem wunderbar feinen Lustspiel John Bulls other Island. Seinen objektiven Wert aber entwickelt Bab im vorliegenden Buch mit dem geschichtlichen Weitblick des philosophisch geschulten Deutschen. Er interpretiert Shaws innersten Gedanken, wenn er vom Puritanertum sagt, daß es den Engländern den besten Besitz von der Welt: das robuste gute Gewissen, die absolute Einheit von Sollen und Müssen, Handeln und Glauben verlieh.

Nur an dem Beiwort absolut ist hier Anstoß zu nehmen, und es beruht wohl auch nur auf einem Entgleisen der Feder. Der Engländer tut und unterläßt keineswegs immer, was er soll. Aber ungemein stark ist in ihm das Gefühl, daß er soll, was er gerade tut. Daher das Gerede von der spezifischen Heuchelei der Engländer. Wer lange in England gelebt hat, wird Bab zustimmen, wenn er von den Engländern sagt, sie seien weder frivol noch heuchlerisch, sondern — und das sei ihre Stärke — naiv, sie hätten „die tief unphilosophische Beschränktheit, die es ihnen ermöglicht, die ganze Welt nur von ihrem Bedürfnis und Zweck aus zu sehen," was Shaw im Man of Destiny sarkastisch so ausdrückt:

„Jeder Engländer tritt mit einer Wunderkraft ins Leben, die ihn zum Herrn der Welt macht. Wenn er etwas haben will, gesteht er sich nie ein, daß er es haben will. Er wartet geduldig, bis ihm, kein Mensch weiß wie, die verzehrende Überzeugung in den Sinn kommt, es sei seine moralische Pflicht, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will. Alsdann gibt es für ihn keinen Widerstand . . . . . Sein ewiges Schlagwort ist Pflicht, und er vergißt dabei nie, daß die Nation verloren ist, die es zuläßt, daß ihre Pflicht auf der einen und ihr Vorteil auf der entgegengesetzten Seite liegt."

Dieser Mischung von sentimentaler Unkritik im Denken und zweckmäßigem, vom Glauben an die eigne Mission getragenen Handeln des Engländers stellt Shaw als nationalirische Eigenschaft gegenüber scharf-kritisches Urteil hinsichtlich der Tatsächlichkeiten verbunden mit träumerischer Zerfahrenheit im Tun und Lassen. „O das Träumen, das Träumen, das marternde, am Herzen nagende, nie befriedigende Träumen, Träumen, Träumen!" läßt er in John Bulls other Island den Irländer Doyle ausrufen, und weiter:

„Keine Ausschweifung, die jemals einen Engländer gemein und roh hat werden lassen, kann ihn so sehr des Werts und Nutzens berauben, wie jenes Träumen. Seine Einbildung verläßt den Irländer nie; sie überzeugt ihn nie,

sie befriedigt ihn nie, aber sie hat die Wirkung, daß er sich die Wirklichkeit nicht gestehen, sie nicht erfassen, nicht gemäß ihr handeln, sie nicht beherrschen kann. Er kann nur über diejenigen spötteln, die es tun, und (bitter) „zu Fremden liebenswürdig sein," wie irgendein nichtsnutziges Frauenzimmer von der Straße. Es ist da alles Träumerei, alles Einbildung. Er kann nicht religiös sein. Der von seinem Beruf erfüllte Geistliche, der ihm die Heiligkeit des Lebens und die Wichtigkeit der Lebensführung beizubringen sucht, wird mit leeren Taschen weggeschickt, dem armen Dorfpriester aber, der ihm ein Wunder oder die sentimentale Geschichte eines Heiligen vorerzählt, werden aus den Pfennigen der Armen Dome erbaut. Er kann nicht auf vernünftige Weise Politik treiben; er träumt davon, was Shan van Vocht im Jahre 1798 gesagt hat. Wenn ihr ihn an Irland interessieren wollt, müßt ihr die unglückliche Insel Kathleen ni Hoolihan nennen und von ihr als einer alten Frau sprechen. Das erspart das Arbeiten. Es erspart alles außer Einbildung, Einbildung, Einbildung, und die Einbildung ist eine solche Qual, daß ihr sie nicht ertragen könnt, ohne zum Whisky zu greifen."

Man sieht, es ist nicht nationaler Dünkel, der Shaw zum Kritiker der Engländer macht. Ebensowenig ist es kritiklose Übernahme der puritanischen Traditionen, was ihn für einen neuen Puritanismus eine Lanze einlegen läßt. Weder ist der Neupuritaner Shaw kirchengläubig, noch ist der Vegetarianer und Abstinent Shaw Prediger der Askese. Erst vor kurzem hat der erstere in der Wochenschrift „New Age" gegen seinen geistreichen katholisierenden Kritiker G. K. Chesterton, der dem Wunderglauben eine philosophische Brücke zu schlagen suchte, eine scharfe Klinge geschlagen, und so wenig ist der letztere grundsätzlicher Asket, daß er von sich schreiben konnte: „Als Mann trage ich meinen Anteil an den Dummheiten und der vulgären Art der Männer in bezug auf das Geschlechtsleben, welche die Frauen, für die das Geschlecht eine ernste Sache ist, so in Erstaunen versetzen. Ich bin kein Erzbischof und behaupte nicht, mein Leben stets auf der gleichen Höhe und in der gleichen Stimmung, und zwar der erhabensten, zuzubringen." In seiner Auffassung des Geschlechtslebens wie überhaupt des Lebensgenusses steht Shaw vielmehr Fourier nahe, dem energischen Verteidiger des Rechts der Triebe. Daher kennt er denn auch so wenig von den Geschlechtsproblemen, die in der Bühnenliteratur den breiten Raum einnehmen, und rechnet es dieser Literatur als eine ihrer ärgsten Sünden an, daß sie von den Geschlechtsbeziehungen ein so großes Aufheben macht und sie obendrein noch unwahr, rein konventionell verlogen darstellt. Wer jedem das Recht auf die eigene Person zuspricht, der muß in der Tat gelangweilt und schließlich empört werden, wenn er immer wieder auf der Bühne Liebeshändeln einen Platz und eine Bedeutung eingeräumt findet, die sie im Leben nicht haben. Für Shaw wird das Recht der Triebe auf ihr Spiel begrenzt durch die

Rücksicht auf Mitmenschen und fühlende Mitgeschöpfe auf der einen, und auf die seelische Freiheit auf der andern Seite. Das starke Gefühl für den Wert der seelischen Freiheit ist es, das Shaw die Frage des Lexikons Who's Who nach seinen Erholungen so beantworten ließ: „Wechsel in der Arbeit, Beschäftigung mit der Natur, Kunst, Verkehr mit Menschen, Photographie — alles, nur nicht Sport." Nur nicht Sport! Im Sinne dieses Wortes ist er Fortsetzer des echten Protestantengeistes, der im alten Puritanertum lebte. Empörer gegen jeden auferlegten Zwang und Pfleger des Gefühls sozialer Verpflichtung als unterschieden von der konventionellen Pflicht.

In der Verfechtung dieser Synthese von Freiheit und sozialem Empfinden steht Shaw selbstverständlich nicht allein, noch ist er ihr erster Vertreter. Aber er hat sie mit einer Klarheit und Folgerichtigkeit des Gedankens ausgearbeitet und vertritt sie mit einer Festigkeit, wie kein Dramatiker vor ihm. Sie lebt in ihm, wie Bab sehr schön zeigt, als die Synthese der Bewußtheit des Iren im Urteil mit der Sicherheit des Engländers im Handeln, sie ist aber zugleich das Kulturproblem der ganzen europäischen Gegenwart: „aus einem Geschlecht von fruchtlos Wissenden und unweise Handelnden den wissenden Täter zu erzeugen".

In den Dienst dieses Strebens hat Shaw seine Kunst gestellt, seine scheinbar paradoxalen Stücke sind meist im wesentlichen nur in dramatische Form gebrachte Predigten seiner Botschaft. Gewiß eine etwas bedenkliche Eigenschaft. So geschickt Shaw seine Predigt in unterhaltende Dialoge einzukleiden weiß, so ist Predigt auch bei ihm die Achillesferse der dramatischen Wirkung seiner Stücke. Und zwar weil der kluge, witzige, an den Verstand sich wendende Schriftsteller wiederholt den Leben gestaltenden Dichter nicht aufkommen läßt. Wohlgemerkt, wiederholt, aber nicht immer. Shaw hat neben lediglich verstandesmäßig Erdachtem auch viel innerlich Erlebtes und künstlerisch Empfundenes gegeben. Es braucht nur konstatiert zu werden, daß er in einzelnen seiner Schöpfungen eine Höhe der Gestaltungskraft erreicht, die ihnen den Stempel echt dichterischer Schöpfungen aufdrückt und sie zu um so wertvolleren Errungenschaften macht, als sie warmblütige Menschlichkeit mit wahrhaft modernem Denken verbinden. Shaw hat es verstanden, das abgeklärte Empfinden unsrer Zeit und Kultur poetisch darzustellen. Er hat eine ganz neue Dramatik zu einer großen Höhe entwickelt: das geistige Erlebnis.

Indes darüber mag man bei Bab nachlesen, dessen Buch ein ebenso kunstverständiger Führer durch Shaws Dramen ist, wie es den Sozialphilosophen Shaw kongenial erfaßt und sein Apostolat wirkungsvoll zur Anschauung bringt. Bab feiert in Shaw den Verkünder einer Botschaft, die weit über die Grenzen der Völkerfamilie hinaus Bedeutung habe, in deren Sprache Shaw schreibt. Er stellt ihn uns hin als den Prototyp des „neuen Europäers, den wir alle ersehnen".

Worin dieses neue Europäertum besteht? Bab kennzeichnet es treffend mit dem Wort aktiver Kritiker. Shaw vertritt und übt das in eigner Person, was er als Dichter dramatisch verkündet, die schöpferisch tätige, den Kampf gegen Unwahrheit und Unfreiheit, gegen Armut und Ausbeutung führende Lebens- und Willenskraft. Er gibt der Welt das Beispiel eines erfolgreichen Bühnendichters, den der Erfolg keinen Augenblik von der aktiven Betätigung in der Bewegung getrennt hat, aus der er hervorgegangen ist, eines Dramendichters, der auch dann nicht aufhörte, tätiger revolutionärer Sozialist zu sein, als seine Stücke auf ersten Bühnen gegeben wurden, durch den Besuch Eduards VII. salonfähig geworden waren. Denn Shaw ist darum nicht weniger revolutionärer Sozialist, daß er eifriger und systematischer Reformer ist. Wer daran zweifelt, der sehe seine „Major Barbara" oder, sofern er englisch kann, lese dieses Meisterwerk im Original. Denn die Übersetzung greift verschiedentlich fehl, und bei den Aufführungen werden für die Botschaft des Stücks wesentliche Stellen gern fortgelassen. So nur ist es zu erklären, daß diese Botschaft selbst von Kritikern völlig verkannt werden konnte, die am ehesten berufen waren, sie zu verstehen.

Shaw legt in Major Barbara einem sich zynisch geberdenden Millionär das Evangelium der Aufrüttelung der sich passiv verhaltenden oder bloß murrenden Armut in den Mund. Der Sinn von dessen Reden läßt kein Mißverständnis zu, aber weil Shaw sie einen Millionär sagen ließ, nahm eine an die konventionellen Bühnentypen gewöhnte Kritik sie für bloße spielerische Paradoxe. Und das wiederholt sich immer wieder. Soweit sie dem Einfluß der Konvention untersteht, sieht die Kritik bestenfalls in Shaw nicht viel andres, als einen Geist vom Schlage des sich weltschmerzlich satirisch geberdenden Major Sergius Saranoff, den Shaw in seinem Lustspiel Arms and the Man so geistreich bloßgestellt hat.

Es ist richtig, Shaw ist schwer in eine der landläufigen Schablonen unterzubringen. Er ist nicht radikaler und nicht gemäßigter Sozialist, sondern beides. Er ist der schärfste und — auch das hebt Bab richtig hervor — zugleich der sachlichste Satiriker, den die englische Literatur hervorgebracht hat. Wenn seine Botschaft europäisch ist, so ist er in Person und Verhalten eine durchaus anglo-irische Erscheinung. Wo in aller Welt findet man es sonst, daß ein Bühnendichter, der eben noch auf den ersten Bühnen des Landes Triumphe gefeiert hat, tags darauf in die Arbeiterzentren reist, um für die Wahl sozialistischer Kandidaten in Volksversammlungen zu sprechen? Daß Shaw es tat, bezeugt seine Gesinnungstreue, daß man es in seinem Lande als Selbstverständlichkeit behandelte, verrät eine Achtung vor der freien Meinung, die noch in den wenigsten Ländern eingebürgert ist. Wie als Dichter, so hat Shaw auch als Mensch und Politiker seine Schwächen. Namentlich als Politiker sieht er manchmal die

die Dinge etwas zu sehr aus irischen Augen an. Aber als Verkünder und Propagandist eines neuen, eines positiven Kulturglaubens zeigt er eine Verbindung von eindringend scharfer Kritik, Kühnheit in den Dingen und Weitherzigkeit im Urteil über die Menschen, die ihresgleichen sucht — ihresgleichen als Vorbild und ihresgleichen in der Nachfolge.

Bilanzkunst/ von Daniel Ricardo

Im Oberhaus der preußischen Monarchie stießen zwei Weltanschauungen aufeinander: Der moderne Glaube des Kaufmanns und das, durch historische Überlieferung begründete, Dogma des Staatsfiskals. Der Direktor des größten deutschen Bankstaates setzte sich mit dem Leiter der Finanzen des mächtigsten deutschen Bundesstaates auseinander und warf ihm vor, daß die finanzielle Technik ihm eine weltfremde Einrichtung geblieben sei. Der Finanzminister replizierte, daß ihn die Technik, soweit sie Kunst der Verschönerung bedeutet, nicht erstrebenswert dünke bei der Verwaltung des Staatsvermögens. Der Austausch der Ansichten spitzte sich zu persönlicher Empfindlichkeit zu; und das Ressentiment ist kein guter Ratgeber im Parlament. Wer Sieger im Turnier geblieben ist, weiß man nicht. Diese Frage wurde nach der Parteischablone entschieden; und vielen genügte schon die Tatsache, daß ein Außenseiter im Kreise der Edlen und Erlauchten einer Ministerexzellenz grob geworden war, um den Anbruch eines neuen Jahrhunderts zu sehen. Herr von Gwinner ist ohne Zweifel ein Mann von geistigen Graden. Im Direktorium der deutschen Bank sitzen keine Dummköpfe; und Arthur von Gwinner gilt für den primus inter pares. Man nennt ihn gern den Erben Georgs von Siemens, dessen beruhigenden Humor er allerdings nicht besitzt. Herr von Rheinbaben, sein Gegner, wird als Junker stigmatisiert und mit diesem Kennzeichen ad acta gelegt. Wer ihm keinen eingehenderen Steckbrief zubilligt, tut ihm bitteres Unrecht. Denn Georg von Rheinbaben ist ein Schüler des alten Hexenmeisters Miquel. Ein vom Präzeptor anerkannter Nachfolger, dessen Qualitäten also kaum minderwertige sein können. So trafen zwei Epigonen einander, von denen der eine den Vorzug genießt, sich einen modernen Unternehmer nennen zu dürfen, während der andere sich als Hüter „bewährter" Tradition empfiehlt Was ist nun Wahrheit?

Der Streit im Herrenhaus entbrannte um die Frage, ob es nützlich sei, ein Defizit zu gestehen, so lange man die Möglichkeit besitzt, ohne Defizit auszukommen. Der Staatshaushalt des Königreichs Preußen hat zum vierten Mal mit einem Fehlbetrag abgeschlossen, der in den letzten Jahren von 200 auf 156 und 92 Millionen zurückging. Herr von Gwinner sagt nun, es sei beschämend

für den Staat und schädlich für seine Anleihen, ein Defizit zu bekennen. Man habe das nicht nötig, da nur die veraltete Methode der Vermögensaufstellung im Staat an der Unterbilanz schuld sei. Der Etat wird pränumerando fertig gemacht. Er erscheint zu Beginn jeder Finanzperiode (die im Reich und in Preußen am 1. April anfängt) vor dem Landtag und wird, nach Genehmigung durch die beiden Häuser (das Herrenhaus hat nur das Recht, ihn ganz anzunehmen oder abzulehnen), verabschiedet. Daß der Etat meist nicht rechtzeitig, das heißt vor dem 1. April, seiner Bestimmung übergeben wird, liegt an der unbeschränkten Redefreiheit der Herren Abgeordneten. Die Etatsberatung löst alle Bande frommer Scheu. Das wichtigste Kennzeichen des öffentlichen Budgets oder Finanzplanes besteht also in seinem Apriorismus. Er nimmt die Einnahmen und Ausgaben des kommenden Jahres vorweg, stützt sich dabei allerdings auf das Ergebnis der vorangegangenen Periode, und berechnet die Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Der Saldo aller für den Staatshaushalt in Frage kommenden Bedürfnisse und Erträge präsentiert sich entweder als Defizit oder als Überschuß. Es kann vorkommen, daß die Schlußbilanz am Ende des Jahres ein anderes Bild zeigt wie der Voranschlag. Daß Einnahmen oder Ausgaben größer oder kleiner waren, als man projektiert hatte. Dann wird die Differenz im neuen Finanzplan mit verrechnet. Wie die unvorhergesehenen Änderungen entstehen, das ist verschieden. Der russische Finanzminister, zum Beispiel, hatte für 1909 auf ein Defizit gerechnet; in Wirklichkeit schloß das Jahr mit einem Überschuß, weil es gelungen war, Ersparnisse in der Verwaltung zu machen, mit denen man vorher nicht gerechnet hatte. Oder: die preußischen Eisenbahnen warfen im Jahre 1909 etwa 82 Millionen mehr ab, als im Finanzplan vorgesehen war. Dadurch ist über die Hälfte des Defizits vom Jahr 1909 gedeckt. Hier hat sich die sogenannte wirtschaftliche Konjunktur als Korrektor des Etats eingestellt. Die Früchte des Eisenbahnverkehrs waren reichlicher, als man bei Abfassung des Voranschlages, unter Berücksichtigung der damaligen Geschäftslage, kalkuliert hatte. Man sieht aus diesen Beispielen, daß bei der Herstellung des Finanzprogrammes viel kombiniert werden muß.

Unter den Aktiven des Staates nehmen die Eisenbahnen den ersten Platz ein. Das Königreich Preußen steht an der Spitze aller staatlichen Eisenbahnverwaltungen. Kein Land der Erde verfügt über ein ähnlich großes Netz von Staatsbahnen. In Preußen ist die Eisenbahnverstaatlichung nahezu restlos durchgeführt. Ich glaube, daß man diese Entwicklung als den Niederschlag einer Tat bezeichnen darf; denn die preußischen Staatsbahnen, befreit von kleinlichen Beschwerden und manchen unbeträchtlichen Fehlern, haben keinen Vergleich zu scheuen. Ebenbürtig sind ihnen überhaupt nur die Bahnen der nordamerikanischen Union, die manchen technischen Vorsprung aufweisen, dafür aber reichlich mit Mängeln der Organisation gesegnet sind, wie die neueste Phase in

den Beziehungen zwischen Regierung und Eisenbahngesellschaften gezeigt hat. Die Eisenbahnen bilden also den Rahm auf der Milch des preußischen Etats. Von ihrer Finanzlage hängt das Gesamtergebnis im wesentlichen ab. Und um ihre Lebensäußerungen ging der Streit zwischen Bankmann und Minister im preußischen Herrenhaus. Jener sieht, mit dem starken Instinkt des praktischen Finanziers und geübten Unternehmers, die wachsenden Wertqualitäten des stärksten Trägers der Bilanz und fordert, daß man den Eisenbahnkörper sich frei entfalten lasse. Er will keine fiskalischen Einflüsse mehr, sondern verlangt, daß ein Vermögensobjekt, dessen Charakter ein ausgesprochen wirtschaftlicher ist, nach seiner Veranlagung behandelt werde. Heute hat der Finanzminister die Kontrolle über die Eisenbahnen. Das versteht sich von selbst, da sie sein bestes Pferd im Stalle sind. Und er ist der Ansicht, daß dieser Gaul kein anderes Zaumzeug braucht, wie das ihm vom Fiskus angelegte. Die preußischen Eisenbahnen repräsentieren ein Anlagekapital von 10836 Millionen. Dieses Kapital verzinst sich brutto mit rund 6 Prozent. Der Nettoüberschuß im Jahre 1909 betrug 152 Millionen. Das ist, wenn man die Eisenbahnen auf Dividende nähme, nicht sehr viel. Sie würden aber als private Unternehmen eine höhere Quote abwerfen, weil dann die Zuschüsse für die Staatsverwaltung, die etwa 200 Millionen ausmachen, wegfielen. Ihre Gesamtleistung setzt sich so zusammen: Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld, die zwei Drittel der Gesamtschuld von 9420 Millionen umfaßt; Dotierung des sogenannten Extraordinariums; Beitrag zu den übrigen Staatsausgaben. Das Extraordinarium dient, wie sein Name sagt, außerordentlichen Bedürfnissen (Neubauten, Verbesserungen, Erweiterungen im Bereich des ganzen Eisenbahnbetriebes). Da diese Anforderungen nicht immer gleich groß sind, so schwankten die Summen, die dem Extraordinarium zugewiesen wurden, ständig. Das ist der eine Punkt, auf den sich die Angriffe der Kritik konzentrieren. Der zweite liegt bei der Beteiligung an den Gesamtausgaben des Staates. Auch da hatte man mit wechselnden Ziffern zu rechnen. Durch das neue Etatsgesetz ist Wandel geschaffen: es bestimmt (zunächst für die Dauer von 5 Jahren), daß die Beiträge an das Extraordinarium 1,15 Prozent des Anlagekapitals der Bahnen (und mindestens 120 Millionen), die Alimentierung des Staates aber 2,10 Prozent zu betragen hat. Die Unsicherheit ist damit beseitigt; der Etat hat zwei neue Stützen bekommen. Der Bankmann ist damit nicht zufrieden. Er will das Extraordinarium aus den direkten Beziehungen zur Bilanz der Eisenbahnen entfernen und zum Objekt von Anleihen machen. Das soll dem Finanzminister die Möglichkeit bieten, sich einem wirksamen Pumptraining hinzugeben. Der Minister nimmt die Summe für das Extraordinarium von den Einnahmen weg und schließt dadurch mit einem Defizit; der Bankier fordert, daß der Betrag den Einnahmen bleibe, damit das Defizit verschwindet. Der Bedarf des

Extraordinariums aber soll durch eine Anleihe gedeckt werden. Das ist der Konflikt auf die einfachste Formel gebracht. Der Finanzminister sagt: „Mein Etat schließt mit einem Defizit, weil die Eisenbahnen für besonderen Bedarf 120 Millionen Mark fordern und diese Summe selbstverständlich aus ihren eigenen Einnahmen zu decken haben." Der Bankmann dagegen erklärt: „Der Etat hat kein Defizit; denn die Erträge der Eisenbahnen reichen für den Dienst des Staatshaushalts voll aus. Was sie extra brauchen, müssen sie sich durch Aufnahme einer Anleihe besorgen." Die brutale Offenherzigkeit des Staatsmanns paßt dem Finanzmann nicht. Er hält sie für überflüssig und schädlich. Seiner Meinung nach wirkt eine Anleihe zur Beschaffung „werbenden Kapitals" günstiger auf die Massenpsyche, als ein Pump zur Deckung eines Defizits. Der Effekt ist hier wie dort der gleiche: die Staatsschuld wird vermehrt. Der Unterschied besteht nur im Dekorum. Das wird im einen Fall gewahrt, im andern Fall mißachtet. Und der moderne Geschäftsmann erblickt in der Respektierung solcher Äußerlichkeiten ein Erfordernis der Technik. Er hält den Mann, der das nicht sieht, für rückständig. Eine Aktiengesellschaft verdient genug, um eine Dividende ausschütten zu können, ist aber genötigt, Erweiterungsbauten vorzunehmen. Kein Mensch denkt daran, daß die Gesellschaft die Kosten der Neuanlagen aus ihren Einnahmen bestreiten und ihren Aktionären das Geständnis der Dividendenlosigkeit oder gar einer Unterbilanz machen müßte. Eine Verwaltung, die das, im geschilderten Fall, täte, käme ins Irrenhaus. Und doch hätte sie nur das im Staat geltende Prinzip angewendet! Sie wird, in Wirklichkeit, zur Deckung des Extrabedarfes neues Geld (durch Ausgabe von Aktien oder Schuldverschreibungen) aufnehmen und im übrigen ihre Dividende, nach Lage der Bilanz, verteilen. Sie wird auch nicht daran denken, die Bauten aus den Einnahmen zu bezahlen und zur Ausschüttung als Dividende neues Kapital zu verwenden. Es kommt vor, daß ein Aktienunternehmen genötigt ist, sich das Geld zur Bezahlung der Dividende zu pumpen. Aber das geschieht stets in einer kachierten Form, niemals mit der Erklärung, daß das Kapital zur „Realisierung der Dividende" gebraucht wird. Jedenfalls handelt es sich bei derartigen Verlegenheiten nur um das Dazwischentreten vorübergehender Engagements, die nach einiger Zeit erledigt sind. Daß eine Gesellschaft Dividenden vorspiegelt, die sie in Wahrheit nicht erwirtschaftet hat, kommt selten vor. Und dann ist es meist nur einmal möglich.

Der preußische Finanzminister handelt den privatwirtschaftlichen Grundsätzen zuwider. Ihm liegt nichts daran, mit einem Überschuß zu prunken. Er schwört aufs Defizit, weil er mit diesem Schreckgespenst die anderen Ressorts zur Sparsamkeit anhalten kann. Das ist die Kunst seiner Psychologie. Das Bewußtsein eines Gewinnes in der Bilanz steigert die Ansprüche. Vor dem Fehlbetrag müssen die Fahnen sich senken. Deshalb macht er sich nichts daraus, eine

Defizitanleihe zu präsentieren. Er rechnet mit dem baldigen Verschwinden des Fehlbetrages und glaubt an die Heilswirkung der neuen Bestimmungen über das Extraordinarium und den Beitrag der Eisenbahnen zum Staatshaushalt. Eine Vermehrung der Eisenbahnschuld wünscht er nicht, um die kommenden Generationen nicht mit Zinsen für Aufwendungen zu belasten, die für die lebende Generation gemacht wurden, billigerweise also von ihr getragen werden müssen. Diese Auffassung deckt sich aber nicht mit der geläuterten Lebensweisheit des Finanziers. Der ruft dem Fiskus zu: „Pumpe soviel du kannst; pumpe mit Geschick, damit die Leute nicht merken, daß du pumpst — aber gewöhne dir, um Gotteswillen, die kompromittierenden Unterbilanzen ab." Kann die Finanzwirtschaft eines mitteleuropäischen Staates nach solcher Regel geleitet werden?

Die Eisenbahnen sind das Alpha und Omega und sie sind es wert, daß man ihretwegen jedes Vorurteil abstreift. Es besteht zweifellos die Möglichkeit, in der finanziellen Behandlung dieses wertvollen Objekts nach kaufmännischen Grundsätzen zu verfahren. Und das geschieht sofort, wenn der Finanzminister aufhört, die Bedürfnisse des Staatshaushaltes nach den Erträgen der Staatsbahnen einzurichten. Da liegt die Wurzel alles Übels: die Begehrlichkeit. Die Eisenbahnen sind, in der Meinung der Finanzherren, eine milchende Kuh von unerschöpflichen Möglichkeiten. Dieser Glaube wird einigermaßen gemildert durch die Erkenntnis, daß das Schicksal der Eisenbahneinnahmen von der wirtschaftlichen Situation abhängt, daß man also nicht mit fatalistischer Ruhe auf eine unaufhaltsame Steigerung dieses Saldos rechnen darf. Aber im ganzen haben die Eisenbahnen doch faszinierend gewirkt und eine kleine Dosis Größenwahn ausgelöst. Die Ausgaben wurden auf den staatlichen Faktor zugeschnitten; und dann zeigte sich, im Lauf der Jahre, daß man sich im Maß vergriffen hatte. Nun soll korrigiert werden. Die Eisenbahnen sollen aus den Greifenklauen des Finanzministers befreit und wieder auf ihre Vergangenheit zurückgebracht werden. Etwa so: geschäftliche Organisation nach Prinzipien der Privatwirtschaft; Technik und Verwaltung nach staatlichen Grundsätzen. Es kommt hauptsächlich darauf an, den Eisenbahnen Reservefonds zu schaffen, wie sie jedes industrielle Unternehmen hat, die eine Erneuerung und Ergänzung des Betriebsmaterials ermöglichen, ohne daß dadurch der Staatshaushalt berührt wird. In dieser Forderung steckt ein guter Kern, der den Keim zu einer Reform birgt. Da liegt die Möglichkeit, dem Fiskal eine Verbesserung nach kaufmännischem Muster aufzuzwingen. Ist das aber ausreichend, das ganze System zu verwerfen, und im Ersatz der Beamten durch den Businessman den Weg zum Heil zu erblicken? Die Verwaltung der Eisenbahnen gerade stellt beträchtliche Anforderungen an das dispositive Können; aber das Ideal ist durch den Privatbetrieb nicht verwirklicht worden. In Österreich wäre die Verstaat-

lichung der Bahnen glatter vor sich gegangen, wenn ihre Abstammung aus privatem Besitz sie nicht übermäßig schwer belastet hätte. Und wie ists in Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika! Der Kaufmann muß zum Politiker geboren sein, wenn er den zünftigen homme d'état ersetzen soll. England liefert die Beispiele für diesen Satz. Die Goschen und Chamberlain stammten aus der Sphäre des Geschäfts und sind doch nie politische Dilettanten gewesen. Sie brachten den Beruf zum Staatsmann von Hause mit. Im Britenland ist die Erziehung zur Teilnahme an den Staatsgeschäften ein gegebener Faktor. Das Verständnis für die Staatskunst liegt dort in der Luft. Deshalb hat es nie eine Trennung der kaufmännischen und der politischen Kaste gegeben. In Deutschland haben sich beide Klassen, in breiter Kluft voneinander, selbständig für sich entwickelt. Der Mann des Geschäfts nahm nur selten am öffentlichen Leben teil. In den Parlamenten gehörten Persönlichkeiten aus Finanz und Industrie lange Zeit zu den Raritäten. Man blieb allein und empfand die Isolierung kaum, weil die wirtschaftliche Entwicklung alle Sinne mit Beschlag belegte. Sie brachte die Fähigkeiten zur stärksten Entfaltung und hob die Männer, die etwas leisteten, hoch über die Masse empor. Der Finanz- und Industriemagnat war Sonderklasse geworden und konnte nun auf Geheimräte und Minister heruntersehen. Man bot ihm Ministerportefeuilles an, und er durfte sich das Vergnügen leisten, sie abzulehnen. Und dann kommt noch hinzu, daß es doch nicht sicher ist, ob sich der wirtschaftliche Besitz des Staates, nach den Grundsätzen privater Bilanzierung, rentabler machen läßt. Im besten Fall würde es sich um ein Experiment handeln, dessen Ausgang nicht feststeht. Der Aktiendirektor setzt erst die Dividende fest und macht dann Bilanz (für die Öffentlichkeit gilt natürlich das umgekehrte Verfahren; aber die Auguren unter sich wissen besser Bescheid); der Finanzminister kann nicht eher bilanzieren, als bis er den Etat aufgestellt hat. Darin liegt, wie ich schon sagte, der fundamentale Unterschied zwischen der privaten und öffentlichen Finanzverwaltung: dort die Bilanz postnumerando, hier der Etat pränumerando. Nun stelle man sich vor, daß beide Normen auf das Gleiche gebracht werden würden. Was wäre die Folge? Der Staat würde Jahr vor Jahr wundervolle Überschüsse liefern; müßte aber sein Anlagekapital, das heißt, in diesem Fall, seine Anleihen unausgesetzt vermehren. Ganz wie im Aktienwesen. Die Summen des Aktienkapitals und der Schulden wachsen in geometrischer Progression, während die Rentabilität nicht einmal in arithmetischer Reihe fortschreitet. Damit, daß der Fiskus Anleihen produktiver Natur aufnimmt, ist die Sache noch nicht gemacht. Da muß sich doch erst zeigen, ob sich der Erfolg wirklich mit der Voraussetzung deckt. Daß kein Gesunder an der Sicherheit deutscher Staatsanleihen zweifelt, versteht sich. Die Einnahmen der preußischen Staatsbahnen decken den für die Zinsen der gesamten Schuld er-

forderlichen Betrag doppelt. Wenn die Kenntnis dieser Tatsache nicht genügt, das Zutrauen zu den preußischen Konsols zu sichern, dann ist es immerhin fraglich, ob sich die Sympathien an dem Bewußtsein aufrichten werden, daß eine Emission nicht der Deckung eines Defizits, sondern dem Bau von Eisenbahnanlagen dient. Vielleicht ist es so; aber es müßte erst bewiesen werden. Die preußische Eisenbahnschuld beträgt $6^{1}/_{2}$ Milliarden. Warten wir also den Erfolg der nächsten „Eisenbahnanleihe" ab. Inzwischen werden wohl die Möglichkeiten einer Verbesserung der staatlichen Bilanztechnik soweit festgelegt sein, daß das Publikum nicht mehr zu fürchten braucht, durch Defizitgespenster um seinen ruhigen Schlaf gebracht zu werden.

Muhammedanische Kunst/ von Felix Poppenberg

Auf der begrünten Festwiese Münchens, oberhalb der Bavaria, mit ihren heiteren Landhausbauten aus blankem Putz und buntem Holzwerk, ist diesmal ein Stück Morgenland erstanden. Doch kein billiger Mummenschanz „Orient an der Isar", sondern eine wertvolle an seltensten Reizen reiche Ausstellung muhammedanischer Kunst. Sie ist in den großen seitlichen Pavillons etabliert, sie vermischt sich nicht stillos mit dem süddeutschen Cottage-Gelände, ein jedes bleibt in seinen Rechten, und schon an der Art, wie die erlesenen Werke aus dem Reich der Teppiche, der Keramik, der Metall- und Glaskünste dargeboten werden, kann man den strengen auf das Wesentliche gerichteten ordnenden Geist erkennen, der hier waltet.

Die Regie der Sammlung ist voll sicherem reifen Takt. Jedes Basarmäßige, auf äußerliche Dekorationseffekte, auf tapeziererhafte Drapierungsphantasien Ausgehende ward abgelehnt.

Um den Dingen einen Rahmen zu schaffen, sie mit Atmosphäre zu umhüllen, und so das „Klima der Begebenheit" zu treffen, wählte man als einzig legitime Mittel, architektonisch, räumlich-farbliche Motive. Und auch sie mit der größten Zurückhaltung, um jedes Odium potemkinhafter Illusionsspielerei zu vermeiden. Doch die wenigen Motive sind fruchtbare Motive voll der Fähigkeit, Anklänge zu wecken und dem, der östlich schon gewandert, Erinnerung aufzurufen und Einversetzung neu zu geben. Aufgerauhter Putz in der weißen Farbe, die die kastenartig gefelderten, flach gesiedelten, von Kuppeln und spindeldünnen Minaretts überragten arabischen Städte Nordafrikas und die türkischen Friedhöfe mit ihren starrenden turban-knaufigen namenlosen Grabsteinen beherrscht, ist auch hier der Grundton. Und dazu das Braun des Holzes an den niedrigen breit gezogenen von Nischen-Supraporten bekrönten Portalen und an den eingelassenen Zwischenwänden aus Moucharabie-Gegitter. Diese Filigranholzmusterung aus

gedrechselten Kügelchen und Stäbchen, die sich in Karoform verkreuzen, die Fensterverkleidungen der islamitischen Häuser, kommt hier mehrfach zur Anwendung. Vitrinen sind aus solchen Stücken zusammengesetzt, in die Kuppeldächer sind Rundaugen aus solchem Holzmaschenwerk eingelassen, und auch die Fantasie-Nuance, daß dies Zellengewebe in der Art des Cloisonné mit buntleuchtendem Glas ausgefüllt wird — im alten Bardoschloß in Tunis und in den maurischen Bauten Spaniens findet man diese Illuminierung sowohl des Holz- wie auch des Stuck-Durchbruchzierates — kommt hier einmal vor. Doch ohne dies Magiemotiv zu Tode zu hetzen.

Loggien und Erker-Einbauten, deren Wände mit eingelassenen Fliesen oder alten Schrifttafeln belebt sind, geben die natürliche Bühne für besonders kostbare Stücke. Wandbrunnen plätschern in der kühlen weißen Helle, und das große viereckige Wasserbecken mit seinem hellgrünen Kachelgrund, pflanzenumstanden, in der Eingangshalle mit ihren Kuppelausbuchtungen und den Balkonen unter Bogendecken läßt an den Myrtenhof der Alhambra denken.

Hier tritt man nun in das Reich der Teppiche. Auf den Boden gebreitet, an den Wänden hängend entströmen sie ihre koloristischen Symphonien. Es sind alles choses très rares et recherchées und viele von den Wundergewirken, die Bode in seinem Teppichwerk so lockend beschrieb, lernt man jetzt von Angesicht zu Angesicht kennen.

So die märchenhaften Tier- und Jagdteppiche aus der Zeit der persischen Safidendynastie. Der berühmteste von ihnen ist aus dem Besitz des österreichischen Kaiserhauses. Auf lachsfarbenem blumendurchrankten Grund tummeln sich Reiter mit Wurfgeschossen zwischen Löwen, Antilopen, Wildschweinen, Hasen, Füchsen und Hirschen. Der bewegliche Stoff scheint aber ganz in farbige Wellen und Wogen aufgelöst. Ein Leuchten matten Schmelzes überhaucht die Fläche und im schimmrigen Aprikosenflaum tauchen auf und nieder grüne, rote und blaue Lichter.

Chinesische Einflüsse zeigen die Tierteppiche mit ihren stilisierten Groteskgeschöpfen. Meist in Kampfmotiven, weil das rhythmisch beschwingte Gliederung ergibt. Der Ansprung in den Nacken wird zu einem Ornament voll des Parallelismus der Glieder, und wenn es ein gelber Löwe ist, der den dunklen weißpunktierten Jaguar also akzentuierend aufsitzt, so kommt eine besonders wirksame, legitim aus dem Vorbild des scheckigen wolligen Felles gewonnene farbige Note hinzu.

Ein anderes monströses Motiv ist das Anschnappen eines Tieres durch ein anderes, so daß es wie das Kind aus den Schlangenrachen im florentinischen Wappen, oder wie Jonas aus dem Walfischmaul in den primitiven Bilderbibeln noch halb herausschaut. Und zu barocker Phantasterei gestaltet sich das in den Kreuzungen, wenn aus dem Kopf eines Ungeheuers Löwen und Leoparden als Hörner ausstrahlen.

Wie eine Zusammenfassung aller chinesisch-persischen Leitmotive wirkt der große wollene Tierteppich, der aus einer Genueser Synagoge in den Besitz des Kaiser-Friedrich-Museums kam. Das Innenfeld gleicht hier einem Wald von Blumen, Sträuchern, Bäumen, von Platanen, Zypressen, Mispeln. Auf hellem Grunde blühen sie auf und in diesem Garten Eden wimmelts von allerlei Kreatur. Die chinesischen Fabelgeschöpfe geben sich ein Stelldichein mit den Tieren Vorderasiens. Grasend und nacheinander äugend sind sie dargestellt. An den Zypressen lauern die Drachen, nach den Blumen züngelnd, ähnlich wie Th. Th. Heine sie einst auf dem Umschlag zu den Demi vierges verwandte. Löwen, Panther, Steinböcke, Schakale umschleichen sich, in den Bäumen schaukeln Affen und Vögel und in Mittelschild zwischen langgezogenen Wolkenbändern schreiten und flattern Kraniche, das chinesische Symbol der Unsterblichkeit.

Eine Chantecler-Idylle ist der Teppich mit Pfauen, stolzierenden Hähnen und Singvögeln in den Zweigen.

Dann gibt es streng vegetabilische Teppiche, gelb mit steilen Kerzenbäumen oder mit grünen Lebensbäumen in lachsrosa Grund, pfeilerhaft ragend zwischen bewegtem verrankten Gezweig aus samtigem Blau. Und die eigentlichen Gartenteppiche benutzen das lineare Schema orientalischer abgezirkelter Beetanlagen als geometrisches Ornament ihrer Fläche. Interessante Exemplare vertreten den Gebetsteppich mit den hufeisenförmig gewinkelten Nischen, der Nachbildung des meist aus Kacheln hergestellten Mihrab der Moschee. Ein indischer Teppich zeigt eine Distelstaude im Mittelfeld, und ein anderer mit dem typischen Dekor der schwebenden Ampel wird von je zwei halbierten Lebensbäumen flankiert. Aus einer Reihenkombination solcher Nischen setzt sich dann der große Moscheeteppich zusammen, dessen Provenienz Kleinasien, achtzehntes Jahrhundert, ist.

Kuriositäten fallen auf: so die kleinen kamelfarbenen Stücke, weiß und rot gepunktet, mit dem Ornament der drei übereinandergestellten Kugeln über parallelschweifigen Bändern (ähnlich den Schlangenlinien der Kopenhagener Königlichen Manufaktur). Dem Emblem Buddahs ist das verwandt und es deutet wieder auf China.

Farbenspiele voll Entzückung genießt man auch in der orientalischen Keramik. Die persischen Poterien sind meist sandfarbig, erdig im Grundton. Türkis-Blau überflammt und durchsprießt ihn. Irisierendes metallisches Glitzern oszilliert darüber. Wie Meerleuchten ists oder als wären auf feuchtglänzender Fläche perlmutterschillernde Schmetterlingsflügel hängen geblieben.

Die Wandungen haben etwas von einer lebendigen Haut. Ihr schimmriger Glast wirkt als ein organisches Produkt, als hätten sie Gold- und Opaltöne ausgeschwitzt. Und wie man von Edelfäule und Edelrost spricht, so könnte man diese Musterungen einen Edelausschlag nennen.

Das fällt besonders auf bei den kastenartigen Gefäßen von Rhages und Sultanabad. Und ähnlich wie bei den antiken Gläsern hat lang verschüttete Existenz in der Tiefe mineralischer Erden an dieser Oxydation Anteil.

Andere wieder sind triefig blaugrün in schlammigen Moos- und Algentönen, wie mit einer im Wabern erstarrten phosphoreszierenden Flüssigkeit überschlackt. H. St. Lerche, der Bildhauer und Keramiker, liebt solche Glasuren und wendet sie mit Tiefsee-Dekoren, Motiven aus dem Neapeler Agarium, durchtränkt auf seinen Gefäßen an.

Figuraler Zierat erscheint auf Vasen und Becken. Aus gelbgrauem Fond tauchen im Kreis ovale, an das Buddha-Antlitz gemahnende, bleiche Köpfe, mondscheinhaft. Oder um den Innenrand einer Schale schlingt sich ein Reigen zierlicher Miniaturgestalten, Tänzer, Lautenspieler, in Schmelzfarben.

Die spätere persische Keramik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts steht unter chinesischem Einfluß. Sie bevorzugt das Blauweiß oft durch Goldlüster erhöht, auf ölig gelblichem Grund. Henkel und Hals werden in Bronze montiert, und die kugelförmigen Flaschen werden häufig als Wasserpfeife benutzt.

Auf einem Fayenceteller sieht man das in aller dekorativer Kunst immer wieder variierte Motiv des hochbuchtigen Schiffes mit breitgeschwelltem Segel, und ein Krug zeigt unter der Ausgußtülle ein Gesicht ähnlich den rheinischen Bartmannskrügen.

Fayencefliesen als Bekleidung und lebendiger Schmuck der weißen Wände tragen auf ihrer Fläche schlanke, daherwehende Frauenfiguren, in den blauen und gelben Falten ihrer Gewänder voll preziöser Anmut schwebend. Der Miniaturmalerei ist das verwandt und den koketten Zierlichkeiten Ostasiens.

Andere Fayencekacheln sind im Tiefschnitt dekoriert; labyrinthische Windungen verkreuzt und verschlängelt, wie eine künstliche Netzknüpfung oder eine Bienenwabe, ziehen sich im Grund der Friese, die aus solchen Kacheln angeordnet sind.

Und das sind die gleichen Musterungen wie an den Stuckwänden des Bardoschlosses in Tunis und der Alhambra.

Reichste Ausbildung fand die Kachel als Architekturrequisit im maurischen Spanien, und von solchen Azulejos, die als Paneel die Flure und den Blumenhof, den Patio umziehen, weist die Ausstellung eine große Auslese: Die älteren aus der Alhambra, kleine Mosaikstücke, gelb und braun lustriert, dann Fußbodenfliesen aus dem Damenturm mit seinen, künstlichen Zierschreinen gleichenden Gemächern. Wappen, der Doppeladler, sind darauf gemalt und Tiere: Adler, Fische, Hirsche.

Und dazu kommen dann Proben von der Stuckarchitektur.

Seltsam, unwirklich, zerbrechlich, für unsere konstruktiven Augen etwas zu patisserie- und traganthaft schwebt der Bau der Granadischen Alhambra in der Luft. Auf dünnen Säulen, über leicht geschwungenen Bogen bauen sich hohe dekorative

Wände auf. In den weichen Stukko sind eingeprägt Spitzenmuster, Karogewebe, Zellengegitter, welliges Bandwerk. Konzentrische Schneckenwindungen krümmen sich; das verstrickte Maschenwerk japanischer Schablonen verspinnt sich und die Zellenstruktur der Seesterne und Seepferdchen und aller jener Tiefseegebilde, wie sie August Endell liebt, diese porigen versinterten Knochenschwammskelette, tuffige Kalkballungen, Korallenbaumverästungen. Farbig mit Emailtönen ist der Zwischengrund ausgeziert. Und als Frieszeilen ziehen sich, — wie auch auf den Kachelborduren — erhaben ausgeprägt Koran-Schriftleistenornamente mit Langstrichen und geflügelten Köpfen daran, gleich einem Notensystem anzusehen.

Miniaturhafte Buchschmuckkünste, petit fers-Zierate, willkürlich in spielender Laune auf die Architektur übertragen.

Phantastischer aber ist noch die Wirkung, wenn die Muster nicht nur eingeprägt, sondern filigranhaft, in Durchbruchtechnik angewendet sind, als transparente Spitzengewebe. Diese Transparenz läßt, ebenso wie bei den Moucharabiefenstern, die Außenwelt in veränderter fast unwirklicher Form in den Innenraum scheinen, als Ahnung nur der Gegenwart. Und so wirken auf die Phantasie auch die Ausschnitte in den Deckkuppeln der Baderäume. Sie sind ornamental angeordnet als ein Sternenreigen; das liebe Himmelslicht fängt sich in ihnen, füllt sie ergießend mit blauem Email aus, und von der Sonne glitzern darüber réflets metalliques.

Die Wände der Säle wachsen sich steigernd in Domwölbungen aus Stalaktitengebilden aus: spitzbogige Grottenkuppeln mit zackigem Muschelwerk besetzt, mit starrenden Tropfsteinpfeilern und überhängendem versteintem Gezweig von Meerpflanzen. Und auf diesem stachelklippigen Zierat schwebt dann die letzte und höchste Auswölbung als eine Magnifikatkrone.

Der Keramik verwandt ist die Glaskunst in den Ziermitteln des Emails und der irisierenden Flüsse. Syrische Gläser, Moscheelampen, Pilgerflaschen in Kürbisform und Becher schimmern goldstäubig in Insekten- und Faltertönen; Rillen blau erhöht laufen um die Wandung; Reliefornament farbigen Blattwerks oder gerüsteter Reiterfiguren erhebt sich, spielend auftauchend, aus dem Grunde.

Auch Gallé-Ahnen begegnen mit geschnittenem Zierat in Lila und Grün. Und kunstreich skulptural wird der Bergkristall bearbeitet.

Der Reiz der orientalischen Metallarbeiten liegt in der farbigen Mischung der Materialien. Tauschiertechnik durchmustert dunklen Bronzegrund mit Silberornamenten in reicher figürlicher Darstellung und feiner noch mit versprengtem Silbergeäder, graziös gezogen wie die Linienrippung eines Blattes.

Aus kaiserlich russischem Besitz sind persische Schalen hier aus Silber mit Goldgrund, aus denen im Silberrelief sagenhafte Tiergestalten sich heben und

eine zeigt einen Reiter als Drachentöter, einen sassanidischen St. Georg. Ein kostbares Emailwerk trägt den Tierkreis als Ornament und Mörser, Spiegel, astrologische Instrumente voll tiefen dunklen Glanzes schmücken sich ziseliert und getrieben mit mystischen Himmelszeichen.

In einer Vitrine steht eine Reihe fabulöser Tierfiguren, Bronzekleinplastiken. Löwen, Hirsche, Pferde in heraldisch-primitiver Stilisierung geschwollener Körperformen und dünner kurzer Beine. Aquamanile sind es und romanischen Kirchengefäßen nahe verwandt.

Wie ein Schatzhaus orientalischer Märchen wirkt die Vitrine der Schmucksachen und Kleinkunstwerke. Gemmen aus persischem Granat mit sassanidischen Königshäuptern, geschnittene Jadegefäße, goldene Betheldosen, Zaumbeschlag mit silbernen Buckelplatten beschlagen, mit Perlmutter-Cabochons gesäumt; ein Spiegel, dessen Rücken aus durchbrochenem Nephrit im Rankengeflecht, ein Teller aus Jade mit Rubinenkranz.

Und juwelierhaft wirkt die Graphik und die Buchkunst. Der ornamentale Schriftsatz, wie eine gravierte Platte, umschlossen von der emailhaft illuminierten Bordure ist ihr vornehmstes Mittel. Und die kostbaren Einbände der Bücher sind cloisonnéartig mit farbigen Füllungen des eingeprägten Netzwerkes dekoriert, und eine blaue Füllung ist dunkel- und goldaderig gemustert gleich jenem orientalischen Lieblingsstein, dem Matrix-Türkis mit seinen goldplombierten Sprüngen und eingeritzten Charakteren.

Miniaturenschmuck kommt dazu. Wir haben davon Seltenes und Anregendes in der letzten Ausstellung des Kunstgewerbemuseums gesehen, vor allem in der Sammlung Sarre. Manches trifft man hier wieder und gerade jene seltsamen mystischen Darstellungen, in farblos hauchigen Umrißlinien, der Himmelfahrt eines Heiligen mit den verschwebenden Gestalten der Engel um einen Thronsitz aus matten Goldpunkten. Der Geschmack eines asiatischen Fiesole scheint hier spürbar.

Schmale Frauen schreiten, die in steifer Anmut eine Rose tragen. Und diese Motive erinnern, gleich ähnlichen auf Fliesen, ebensowohl an präraffaelitische Figuren wie an die ostasiatischen Preziösen.

Ein interessantes Kapitel ist das Weströstliche. Und nicht sowohl in der Darstellung orientalischer Einflüsse auf die dekorativen Künste Skandinaviens, Venedigs, Polens, die hier instruktiv gegeben wird, auch nicht in der umgekehrten Beeinflussung der türkischen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts durch das Rokoko (Stickereien und ein anmutiger Marmorwandbrunnen zeigen das), sondern vor allem in dem souveränen Schalten, mit dem sich die christlich abendländische Kirche der muhammedanischen Kunst ad majorem dei gloriam bediente.

Die Marienkirche in Danzig besitzt eine Fülle von sikulo-arabischen Arbeiten

des dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhunderts: Goldene Schiffe blähen im blauen Grund ihre lateinischen Segel, wie Möwenbrüste breiten sie sich, gleich den wirklichen, die auf dem Meer zwischen Spanien, Sizilien und Afrika herrschen. Dazu gesellen sich gestreifte Brokatstoffe mit arabischen Schriftborden, ägyptisch-mamelukischen Ursprungs, und mit phantastischen Tierdarstellungen, die den Kampf- und Schnappmotiven der Teppiche verwandt sind, mit ihren Drachen, Vögeln und Hunden, die sich ineinander verbeißen.

Sassanidische Stoffe sind in der Hut rheinischer Klöster und der Passauer Domkirche. Medaillonhaft zusammengefaßt und paarweis gegenübergestellt sind auf ihnen Chimären, Elefanten, Reiterfiguren und bärtige Löwen mit ornamental blattförmigen Schwanzpuscheln.

Als Reliquienumhüllungen dienten die Heidenstoffe. Auf türkische Gewirke von geschorenem Samt über Goldgrund mit Distelköpfen und Magnolienblüten, mit Palmetten und grüner Kreismusterung, von rotem Kräuselbandwerk durchflattert wird eine Crucificus-Stickerei appliziert und Meßgewänder werden daraus geschnitten.

Syrische Gläser und Flaschen werden zu Reliquienbehältern in St. Stephan zu Wien, sie tragen rote Seidenmützchen, gleich den Kappen der Montenegriner, und in ihrem weißen Fond steht in Goldstickerei cineres ossibus sanctorum.

Und im Dom zu Spalato in Dalmatien — einem Reisevorspiel zu dieser Münchner Kunstschau — ist die Rückwand des Chorgestühls aus Moucharabieholzgeflecht:

Gottes ist der Orient
Gottes ist der Okzident
Öst- und westliches Gelände
Ruhen im Frieden seiner Hände.

Unsere Tragödien/ von Willi Handl

Die Sehnsucht dieser Epoche ist: ihre grenzenlosen Reichtümer endlich zu sammeln und das Glück ihrer Siege bis ins tiefste Innere genießen zu können. In die Unübersehbarkeit rein sachlicher Erkenntnisse und Erfolge, die unser jetziges Leben so grandios und so wirr erscheinen läßt, möchte der starke Wunsch der Gegenwart ein göttliches Ideal hinstellen, — ein Licht, das von einem Mittelpunkt her bis an die Enden leuchtet, einen Sinn, um das bisher Unfaßbare zu fassen und sich wahrhaft zu eigen zu machen. Die Wiedereroberung des Göttlichen im Leben ist den besten Geistern dieser Zeit das einzig erstrebenswerte Ziel. Man nenne es Kampf um eine Weltanschauung, Ringen nach Stil, Wehen der sozialen Wiedergeburt — man trifft damit immer nur

verschiedene Seiten ein und derselben Sache. Im Geistigen, im Künstlerischen, wie im Profanen handelt es sich doch nur darum, den neugewonnenen Werten ihre neue Einheit und Einheitlichkeit zu geben. Für diese tiefe Sehnsucht, aus reicher Vielfältigkeit zu reicherer Harmonie zu kommen, hat unter allen Künsten das Drama schon seiner Natur nach den empfindlichsten Ausdruck. Vom naturalistischen Zwang mit seiner scheinbaren Entgötterung befreit, strebt es nun, auf unsicheren aber ahnungsvollen Wegen der Neugestaltung einer sinnvoll sittlichen Welt zu, in der alle Zweifel und alle Überschärfe heutiger Menschenerkenntnis endlich wieder im göttlichen Frieden großer tragender Gedanken gelöst erscheinen. Nach Befestigung und Verklärung des schmerzvoll Werdenden in uns ringt das Schaffen der besten dramatischen Dichter. Auf Schritt und Tritt hindert da noch Gewesenes, Stürzendes, zäh Haftendes. Je kühner die Technik unter dem Ansporn der neuen Aufgabe vorschreitet, desto ärger findet sich oft die Idee gehemmt und beirrt. Und die Probleme, die das heutige Drama abwandelt, stehen, wie in einen Kreis gebannt, um die zentrale Frage von unser aller Leben herum.

Ist der furchtbare Riß, den dereinst eine christliche Mythologie zwischen die Welt unserer Sinne und die Welt unseres Geistes eingesprengt hat, jetzt am Verheilen? Die neue Wertung der Persönlichkeit und der Stolz auf unser mächtig geweitetes Naturerkennen wollen uns das vorreden. Es könnte aber sein, daß uns die Botschaft täuscht und der arge Widerstreit, älter als irgendeine Philosophie oder Religion, nur mit dem Auftrieb unserer Seele, nur mit dem Bau unseres Körpers, nur mit uns selbst vergehen wird. Immerhin, wir sind jetzt wieder an einem Punkte, wo wir die fressende Weite jenes Risses unerträglich zehrend spüren, wo seine Ränder schmerzen und ziehen, wie eine Wunde, die vernarben will. So stellen wir uns noch einmal mit unserem starken Willen, Einheit im Leben und Macht über uns selbst zu bekommen, zwischen die feindlichen Welten, und im Drang, sie miteinander zu versöhnen, betrachten und betasten wir ein langes letztes Mal die harten und finster drohenden Schrecken, womit sie einander entgegenstarren.

Aus den Tiefen einer allgemein wertenden Weltanschauung, also aus seinem eigentlich religiösen Kern heraus, versucht Maeterlinck in seiner „Maria Magdalena" (Bei Eugen Diederichs, Jena) das Problem zu entwickeln. Nicht nur stofflich, auch im Gedanken will er auf die Grundlage des Urchristentums zurückgehen. Alles Erotische, von den Sinnen her Lebendige, am äußeren Reiz und Schein der Welt Hangende, ist ihm heidnisch. Und das große, unpersönliche, welterlösende Lieben steht dagegen auf, siegreich ohne äußere Wehr, nur durch die Kraft des Geistes. Diese rein gedankliche Überwältigung nimmt nun Maeterlinck so genau, daß das ganze Drama hindurch kaum etwas geschieht, was nicht Austausch von Meinungen, von verkündetem Willen, von impulsiv angedeuteter Weltanschauung wäre. Im Hintergrunde bleiben die großen

Ereignisse des Mythos, bleiben die kunstvoll abgestimmten Lichter aus der purpurnen römischen Kaiserwelt, aus der graulich dumpfen Niederung der Mühseligen und Beladenen. Es tauchen wohl auch Gestalten von beiden Seiten her in die Szene empor. Aber nur um sich und ihre Art zu demonstrieren. Sie tun nichts, sie lassen geschehen. Und das Drama selbst spielt gleichsam auf einer hohen ganz ebenen Fläche rein geistigen Verkehrs, in Gesprächen, die von edler Weisheit schwer und von allem, was große befreite Herzen fühlen, schön sind. Das gibt nun freilich eine Atmosphäre von wunderbarer Ruhe und durchsichtiger Reinheit, die jedoch gerade darum nie die Atmosphäre wirklichen, dramatischen Lebens sein kann. Einzelne Momente von starker äußerer Spannung, von echt französischer Theatertechnik im Grunde, ändern daran nichts. In seinem Wesen bleibt das Stück die lautere, kühl sachliche Auseinandersetzung eines christlich kultivierten Bewußtseins mit einer Schönheit, die sein Verstand anerkennt, aber sein Wille verwirft. Es zeigt sich nun, daß dieses Stück, das vom Persönlichen fast ganz abstrahiert und direkt auf den sublimsten Gehalt der Weltanschauungen losgeht, selbst im rein Gedanklichen und Abstrakten weit weniger mitreißt und aufregt, als etwa die Dramen von jüngeren und minder überlegenen Autoren, die denselben Widerstreit auf ein rein individuelles oder auf ein rein künstlerisches Gebiet einengen.

So hat Johannes Raff, ein dramatisches Talent, das erst jüngst vor die Öffentlichkeit getreten ist, dieses schmerzensreiche und ins Unabsehbare ausschwingende Problem geradezu zum zeugenden Keim seines ganzen bisherigen Schaffens gemacht. Er ist von der unheimlichen Größe und Düsterkeit dieser Fragen so sehr überwältigt, daß er vorerst nur mit Mühe und auf kurze, freilich großartige Momente hinter den Worten, Gedanken und Abstraktionen, die sie ihm eingeben, künstlerisch auftaucht. Seine übermächtige Erregung hält ihn noch zu sehr in den Formen der Diskussion gefangen, erlaubt ihm noch nicht genug Distanz und bildnerische Ruhe. Wie sehr aber doch dieser hingerissene und ins Tiefste bohrende Sprecher schon zum hart und sachlich zugreifenden Künstler vorschreitet, das zeigt deutlich der Unterschied zwischen den beiden Werken, die jetzt von ihm vorliegen. „Der letzte Streich der Königin von Navarra" war das erste. Ein mühselig großer Apparat von erfundenen Personen, nachgezeichneter Historie und allerlei Theaterbehelf, war nicht stark genug, die tiefe und erschütternd schöne Idee von der eingeborenen tragischen Zerspaltenheit aller Liebe in sinnfällig lebendigem Leben erscheinen zu lassen. Das Wichtigste, Schwerste und Tiefste blieb in langatmigen Gesprächen, die dem Drama und dem Theater nichts zu geben hatten, wie eingesargt. Nach einem solchen Anfang muß sein zweites Drama, „Der Zerstörer", (Beide Bücher bei S. Fischer, Berlin) als Werk verheißungsvoll entfalteter Kraft umso willkommener erscheinen. Viel stärker und bedeutender ist hier das Gedachte in Gesehenes, das Erlebte in wirk-

lich Lebendes ausgeformt. Und je voller und kräftiger die Gestaltung, desto schlichter werden die Notwendigkeiten des Apparates. In eines einzigen Menschen Brust vollzieht sich das tragische Spiel der Kräfte — jener mörderische Streit zwischen der Seele und den Sinnen, zwischen dem betäubenden Ruf des Blutes und der hohen Sehnsucht des Gewissens. Die Persönlichkeit eines Einzigen enthält, durchlebt, vollendet in sich diese Tragödie. Aber das innere Schicksal tritt in bedeutungsvollen und beziehungsreichen Gestalten aus ihm heraus, vor ihn und vor uns hin. Die Macht sinnlicher Überwältigung und der reine Aufblick der Sehnsucht verkörpern sich in Frauengestalten von persönlichster Leibhaftigkeit. Und der Fortgang des Dramas zeigt nun den Fluch, der zwischen diesen beiden unnatürlich klaffenden Hälften menschlichen Lebens mit elementarer Gewalt aufkeimt, die Seele wie ein allzuschwaches Gehäuse sprengt und — welcher von den beiden Trieben auch immer siegreich bleibe — unerbittlich Vernichtung bringt. Zu bemerken ist aber, daß in diesem Gedicht die Stimme der Keuschheit und reinen seelischen Sehnsucht — die Stimme der christlichen Läuterung also — ästhetisch und moralisch den Oberton hält. Sie ist die stärkere im dramatischen Gefüge und ist die hellere in der poetischen Zusammensetzung. Auf ihrer Seite spricht zweifellos auch das Gewissen des Dichters mit. Das gibt nun dem Werke für den in christlicher Moral noch tief befangenen Geist der Zeit eine besonders rührende und mystische Schönheit, bringt wohl aber auch die Gefahr einer gewissen einseitigen Schwäche; was inhaltlich an einer allzu geringschätzigen Behandlung der sinnlichen Welt und ihrer Repräsentanten, in der Form an einer flüchtigen und von Schablone nicht ganz freien Zeichnung dieser Elemente zu spüren ist. Stark und rein und dennoch voll glühender Triebe, durchaus menschlich und durchaus eigen, steht die Frau da, der die Neigung des dichterischen Gewissens gehört. Die andere gerät ihm bloß als das dämonische Weib schlechtweg, das von seiner sinnlichen Besessenheit und Gefährlichkeit weiß, ja sogar in programmäßigen Auseinandersetzungen davon redet. Durch eine flüchtig hingezeichnete Milieu-Staffage wird ihr Wesen nur erläutert, keineswegs dramatisch gestützt. Wie denn überhaupt der aufklärenden Diskussion auch hier wiederum lange, dramatisch unbewegte Strecken eingeräumt sind. Nur daß es diesmal auch der Kraft des Tragikers gelingt, die Menschen, die sich so beredt explizieren, an den entscheidenden Momenten zu sinnreich aufgestellten Gruppen von bedeutungvoller Bildhaftigkeit zusammenzuführen. Am stärksten in der Szene des Schlusses, wo es dem in sich Kämpfenden endlich gelingt, das Dämonisch-Sinnliche vor der strahlenden Reinheit in den Staub zu zwingen; so spät freilich, daß ihm nun das Ideal seiner Seele nicht mehr unbefleckt erscheinen kann. Vernichtung aus so verzweifeltem Sieg ist die starke folgerichtige Lösung der Tragödie.

Derselbe Kampf der blind fordernden Sinne gegen ein weltabgewandtes

Gebot der Seele baut und bewegt das Drama „Medusa“ von Hans Kyser (Bei S. Fischer, Berlin). Hier rückt das Problem vom allgemein Moralischen weg in das ausschließliche Gebiet des Künstlerischen. Der schaffende Mensch ist zwischen den dumpfen Willen seines Blutes und seine helle Bildnersehnsucht gestellt. Und als Symbol dieses zwiefachen Begehrens, das sich aneinander entzündet und auslöst, ist ein Bild weiblicher Schönheit gegen ihn gestellt. Die Sehnsucht nach vollendet reiner Form rast sich, von der Hitze des Blutes genarrt, in der groben Materie aus; und der grob sinnliche Trieb verseufzt und verschmachtet im Anblick der idealen Formen der Welt. So zwischen den beiden gleich mächtigen und gleich grausamen Grundkräften seines inneren Wesens schaffend, begehrend und entbehrend, meißelt der Bildner mit jedem Schlage nur an seiner eigenen körperlichen und seelischen Vernichtung. Seine Kunst steht feindselig gegen sein Leben. Sie siegt, indem sie das Leben zerstört. Um die stolze Idee in körperlichem Geschehen anschaulich zu machen, greift die noch ungeübte Hand des Dramatikers freilich zu Behelfen, die nicht mehr auf dem Niveau seines kühnen und hochschwebenden Gedankens sind: Ehebruch und eine Atmosphäre orientalischer Despotie, in die Blutdurst, Wollust und ästhetisierende Üppigkeit ein wenig gewaltsam eingepumpt sind. Die Darstellung jenes tragischen Daseins in schwülem und sinnlichem Zwang, in der Besessenheit und in der Seligkeit des Schaffenden, wird von einer Sprache bedient, der eine ursprüngliche überlegene Kraft ebensosehr anzumerken ist, wie der bewußte Wille, diese Kraft um jeden Preis und auch noch über ihr eigenes Maß hinaus zu zeigen. Das ist Jugend, die es für schmählich hält, zu Ruhe zu kommen, wenn sie einmal zu rasen angefangen hat. Und so mengt sich unter die vielen glühend schönen und starken Wortfügungen, unter die neuen Bildungen von überzeugend wuchtigem Ton auch mancher gesucht niedrige, wie mit Absicht aus dem Staub geholte Ausdruck. Von bedeutender Gewalt ist der rhythmische Gang des Vortrages, und insbesondere das schnelle von der inneren Bewegung ausgelöste Umschlagen des Blankverses in fremdartige Maße von antiker Schönheit.

Und noch einmal erscheint das Problem von der lebenerhaltenden und lebenzerwühlenden Sinnlichkeit im Drama eines Modernen tragisch gefaßt. Herbert Eulenberg hat in seinem „Simson“ (Bei Erich Reiß, Berlin) den Mythos, der von dem riesenstarken Helden und Richter der Juden erzählt, von der einfachsten und natürlichsten Seite gefaßt: Ein Allzustarker, den sein allzustarkes Blut bedrängt. Heldentum und Richtergröße, Vaterlandsliebe, göttliche und menschliche Bestimmung zergehen schließlich in nichts vor dem fürchterlichen Schrei der Wollust. Dieses qualvolle Abschmelzen jeder geistigen und sittlichen Energie an der einen Flamme, die das Zentrum und bald auch der einzige persönliche Inhalt dieses Menschen ist, macht eigentlich den ganzen Inhalt der

Tragödie aus. „Ganz hat er sich ausgegeben an die Welt in Sinnlichkeit" ruft der Dichter in einem das Mißbehagen der Kritik höhnisch antizipierenden Epilog. Worauf er sich die Frage gefallen lassen mag, ob denn ein so widerstandsloses Sichausleben noch dem großen Gedanken des Dramas würdig entspricht, das doch von Widerstand und Widerstreit seine innerste Kraft und allen gesunden Atem haben muß. Zum bedeutungsvollen Vergleich sei auf das Drama von Raff zurückgewiesen, das ebenso wie dieses hier den Helden zwischen edelzarte Weiblichkeit und verbuhlte Dämonie stellt. Dort bleiben — in der Absicht des Dichters wenigstens — die entgegengerichteten Kräfte im Inneren der Seele, wie im Äußeren der Handlung von Anfang bis zu Ende in gleicher Macht und in gleichem Recht. Hier wird rasch und roh vernichtet, was sich vom Gewissen her etwa der Lust entgegenstellen könnte; und ohne Hemmnis rollt der Ablauf eines fatalen Geschehens in die tötliche Tiefe hinunter. Die reiche szenische Phantasie, die gepreßte Kraft der Sprache und genialische Einzelheiten in der Zeichnung der Figuren lassen freilich auch hier wieder den blutechten Dichter erkennen; und lassen doppelt bedauern, daß sein starkes und kühnes Gestalten zum Jammer derer, die ihn lieben, gerade an der innersten Vernunft des Dramas am liebsten vorbeigeht.

Es ist begreiflich, daß unser sehr geschärftes Bewußtsein von der menschlichen Abhängigkeit und Zerspaltenheit die heroischen Motive zumindest ebenso energisch kritisiert, wie die erotischen. Die endgültig zersetzende Analyse lockerer Heldenposen, die sich auf der Linie Bernhard Shaws oder ein wenig unterhalb bewegt, hat so ungeheuer viel an glatt verneinenden Resultaten ergeben, daß eine Zeit lang der Geschmack an allem großen und einheitlichen Heroismus aus dem geistig durchgebildeten Teil der dramatischen Literatur verschwunden zu sein schien. Nun zeigt sich aber wieder, daß die Dichter menschlicher Kämpfe und Schicksale des würdig ragenden, des vorbildlichen Helden nicht mehr entbehren wollen, und ihre Kritik zieht sich von der Wirklichkeit und Geltung solcher Menschen scheu zurück; deren Bestand bleibt unangetastet, und nur ihr Wert für die Gesamtheit und ihre Geschlossenheit in sich selbst — also das Verhältnis zur eigenen Person und zur Umwelt — wird mehr oder minder ehrfürchtig untersucht. Wie diese neuerdings gewonnene moralische Distanz sich auch stofflich durch größere historische Entfernung ausdrückt, das ist für die geheimen und halbbewußten Zusammenhänge des Technischen mit dem Ideellen sehr charakteristisch. In diesem Sinne ist es nicht zufällig, daß zwei Dramen der letzten Zeit, die das Verhältnis der großen heroischen Individualität zur bindenden Pflicht tragisch entwickeln, die Figur des Achilles zum Vorwurf nehmen. Ernst Rosmer geht in ihrem „Achill" (Bei S. Fischer, Berlin) so getreu wie möglich der homerischen Sage nach. Als tragischen Keim setzt sie die Einsamkeit des Großen und sein tiefes Gefühl von der Zwecklosigkeit alles heldenhaften

Tuns. Und was jenen tragischen Keim sprengt und zur verderblichen Aktion ausreifen läßt, sind wiederum nur die höchsten, empfindlichsten Spitzen solches Bewußtseins der Einseitigkeit und Zwecklosigkeit: ist sein zarter, und übermächtiger Stolz. Aus den Erkrankungen dieses Stolzes, der sich immer gegen seine Erzeuger, die Verlassenheit und Verlorenheit eines vorbildlich Großen, zur Wehre setzen muß, kommt sein Zorn, sein Unrecht, sein totbringendes Schicksal. So ist dieses helle und gradlinige, für den ersten Anblick fast ein wenig zu akademische, Griechendrama doch voll dunkelschattender Hintergründe, in denen ein ganz modernes Wissen um die Einsamkeit jeder menschlichen Seele seine schweren, klagenden Gedanken spinnt.

Anders faßt Wilhelm Schmidtbonn in seinem Drama „Der Zorn des Achilles" (Bei Egon Fleischel u. Co, Berlin) dieses Problem. Sein Held ist der Mensch der ungezähmten und unbewehrten Kraft, der Mensch des grundstarken Selbstvertrauens und Ehrgefühls — fast wäre zu sagen: der germanische Mensch. Den Überschüssen und Ausschreitungen dieser kaum zähmbaren Gefühle entspringt hier alles Tragische. Die stämmige und kantige Größe dieses Blonden ist in wissentlichen Gegensatz zu dem Gewimmel kleinerer, glatter, dunkler Menschen gebracht. Die Niedrigkeit dieser, die freilich klugen Zwecken gehorcht, bringt seinen zweckverachtenden, reizbaren Stolz bis zu besinnungslosem Wüten. Und nun, in der furchtbar großen Entfaltung dieses Zornes, wird zuletzt auch ihm selber klar, daß die Maße seiner übermächtigen Persönlichkeit in den Raum, den seine Welt für den einzelnen Menschen bereit hält, nicht passen können. Er opfert sein Heldentum dem Vorteil der Gesamtheit, die es zu sprengen drohte. Dies ist die Tragödie des unsozialen, politisch zwecklosen Helden. Herzhafte und doch klug abwägende Wertung der überstarken Individualität bildet ihren durchaus modernen Grundgedanken. Das Drama macht einen bemerkenswerten Versuch, neue Rhythmen und Gliederungen für die gehobene Sprache unserer Tragödie zu gewinnen. Der Jambus erscheint aus der ewig gleichen Form der fünffüßigen Zeile gelöst, in kürzere stürmischere Verse zusammengedrängt, oft von stampfenden Trochäen beschwert, oder von kräftig losschnellenden Daktylen emporgehoben. Die Freiheit dieser neugefundenen Rhythmen schafft Raum und Licht für die Bewegung der gepflegten, redlichen, in sachgemäßer Anschaulichkeit blühenden Sprache, die von je das Beste und Stärkste an Schmidtbonns Dichtungen war.

Neben allen diesen Versuchen, wahrhaft tragische Motive auf wahrhaft dichterische Art zu bewältigen, steht in sublimer Vereinsamung die Arbeit eines Mannes, der sich nicht damit begnügt, tragische Stoffe und Gedanken nach dem einmaligen Befehl des besonderen künstlerischen Einfalles auszugestalten, sondern seit je danach ringt, die endgültige Form unserer Tragödie in Vollkommenheit zu erreichen: ein klassisches deutsches Drama wieder aufzubauen, dessen innere

Gesetzmäßigkeit sich auch in fleckenloser äußerer Harmonie von selbst als notwendig und natürlich beweist. Wer das dramatische Schaffen in der deutschen Literatur nicht als die zufällig wechselnde Erzeugung geistiger Spielerei hinnimmt, sondern des Glaubens ist, daß eine aus sich getriebene Entwickelung den tragischen Kern germanischer Weltanschauung einmal in Formen von höchster Klarheit und Bewußtheit sichtbar erscheinen lassen wird, der muß an der ungebeugten, einsam stolzen geistigen Arbeit des Dichters Paul Ernst bewegten Anteil nehmen. Unter den Dramatikern der Gegenwart, von denen manch einer stärker, reicher, subtiler sein mag als er, ist dieser doch fast der einzige, dem die dramatische Form nicht nur Umgrenzung des Stoffes und nicht nur Bändigung des Temperamentes ist, sondern ein ideales Gesetz, das um seiner selbst willen erfüllt zu werden verlangt. Die Zwiespältigkeit alles menschlichen Wesens, in der die Tragik unserer Natur auf ewig wurzelt, sieht er noch hinter den greifbaren Erscheinungen und hinter den einzelnen Formen der Individualität. Seine Menschengestaltung geht auf den klassischen Begriff des Charakters zurück; nicht etwa in psychologischer Blindheit für das Unbestimmbare und ewig Veränderliche eines Ich, sondern vielmehr mit absichtlicher Ausschaltung aller Schnörkel, Sprünge und beirrenden Abweichungen, die sich seitwärts von den großen gedanklichen und psychologischen Hauptlinien verzweigen: also aus Stilbewußtsein, aus Treue zu den höheren Gesetzen der Form. In seiner neuen Tragödie „Brunhild" (Inselverlag, Leipzig) wird nun auf das schönste erwiesen, wie sich dieser strenge und scheinbar nur Abstraktionen zugekehrte Geist doch auf seine Weise der Wirklichkeit des warmblütigen Lebens hingibt. Denn ohne fühlbare Lebensnähe könnte ja keine lebendige Kunst bestehen. Hier aber treten die treibenden Ideen des Dramas — Brunhild und Siegfried: der freie Adel des Menschen; Gunther und Krimhild: die grobe, halbbewußte Gemeinheit des Menschen — in vollen, dem geistigen Auge ganz sichtbaren Gestalten gegeneinander her. Und so wird der tötliche Streit der nie versöhnten Mächte, der sich da anspinnt, tatsächlich zum Kampf lebendiger Personen. Diesen gibt der Wille des Dichters freilich ein inneres Wesen von so klaren und großen Zügen, daß seine Wahrheit mit den Wahrscheinlichkeiten, die jetzt auf unserem Theater alleinige Geltung verlangen, kaum mehr verwandt ist. Darum werden sich diese Dramen noch geraume Zeit den hohlen Vorwurf gefallen lassen müssen, nur aus Gedanken erbaut, an eindringenden Gefühlen arm, dem Leben fremd zu sein. Wie sehr dies daneben trifft, ist jedem empfindlicheren Geschmack schon aus der Sprache des Dichters erkennbar, deren Fülle, Reife und Reichtum nur aus den Tiefen leidenschaftlicher seelischer Bewegung heraufwachsen konnte. Und ich möchte meinen, daß die bedeutende Entfaltung dieser Dramen auf der Bühne lediglich an der Frage hängt, ob es in absehbarer Zeit gelingen kann, unsere Schauspielkunst zu einem solchen Grade wesentlicher Ver-

einfachung und geschlossenen Ausdruckes zu bringen, wie dies jeder große, in synthetischen Hauptlinien arbeitende Stil verlangt. Wären wir soweit, dann hätten wir wohl auch ein neues Theater, geläutert und erhoben und seinen religiösen Ursprüngen nahegebracht. Wir haben es nicht; denn wir haben noch keine Kultur, die ruhevoll und selbstverständlich den großen Notwendigkeiten ihres Stiles nachgeht. Darum fehlte bisher die Möglichkeit, daß uns die kristallisch-klaren tragischen Gebilde dieses Dichters in gleichwertigen Gesichten auf der Bühne erscheinen. Sie bleiben indessen, dem Geschmack der breiten Menge unzugänglich, für diejenigen, die ein großes Drama als die letzte Blüte harmonischer Kultur ersehnen, in ihren Büchern aufbewahrt.

Was dieses Ringen um die Möglichkeit eines höheren Stiles bisher in der Komödie gefördert hat, sei ein nächstes Mal betrachtet.

Die neue Vogelwiese / von Oskar Bie

Mit einem dicken, jovialen Freunde, der auch als Justizrat und Kindervater viel von seinem studentischen Wesen zu wahren wußte, ging ich auf eine der Kirmessen, die in unseren kleinen schlesischen Städten sich oft eine Woche lang um das Vergnügen der Schützenbrüder gruppierten. Ich weiß noch, mit welcher Wonne er der Reihe nach alle die Schaubuden abklapperte, diese idyllischen Vergnügungen der Jugendzeit, an die ich heute im Lunapark mit einem nassen und einem heiteren Auge zurückdenke. Er scherzte gern mit den Mädchen aus dem Volke, die ihm durch einen Zufall, auf den Pferdchen des Karussells oder in der Schaukel, die ihre Vis-à-vis gegeneinander pendelte, als Nachbarn zuerteilt wurden. Eine entzückende Unbefangenheit lag in dem Verkehr der wenigen Minuten, eine Brüderlichkeit, ein Kindlichwerden ohne Nebengedanken, ja selbst ohne Reaktion, weil man schließlich wenig erlebt hatte, was zu vergessen war. Mit besonnener Miene drehte der Besitzer des Karussells dieses ganze Vergnügen an einem Kreuz in der Mitte der stattlichen Gespanne, seine Frau spielte den mörderischen Leierkasten und nach jedem Klingelzeichen wurde der Groschen derer gesammelt, die den Mut gefaßt hatten, die abgeschabten Ponys zu bereiten. Dann ging es in die Pfefferkuchenbude, wo ein alttestamentarisch großer Knobelbecher mit Würfeln von gewaltigem Kubikinhalt, rote Augen auf weißem Grund, das Glück kitzelte. Ein altes Weib singt unermüdlich zu den Moritaten, die ihr Sohn mit dem Stecken erklärt. Berauschend bunte Gläser stehen aus, die man durch das Wohlwollen eines Glücksrades zu erringen hofft. Und während die Wahrsagerin noch ihre Vögel nach dem Schicksalsspruch des unbekannten Gottes picken läßt, ertönt schon von weitem der Gesang eines alle Stufen der

Karriere herabgeglittenen Tenoristen „Das Meer erglänzte weit hinaus". Jetzt sind wir bei der Riesendame, über deren Körperkräfte uns ein Ausrufer belehrt, mit so viel bunten glitzernden Steinen, daß eigentlich nur das Perlenschnurgehänge des Karussells mit ihnen wetteifern konnte. Zentner werden auf den Busen der Dame gelegt und sie lacht dazu. Ein kleines Kind wird noch drüber gesetzt und sie atmet weiter. Es ist noch nicht genug. Der Ausrufer meint, ob etwa einer der Anwesenden noch hinaufsteigen wolle, es machte der Dame nicht das Geringste aus. „Zum Beispiel Sie, mein Herr" — und damit wandte er sich an meinen Dicken — „Sie haben das Gewicht, kommen Sie einmal, Sie werden sehen, es wird Ihnen viel Vergnügen machen, auf dem Busen der Riesendame Luna zu ruhen, sie nimmt es mit mehr als einem starken Manne auf." Alle lachten und der Dicke wurde rot. Es war zu schön.

Was ist seitdem aus der Riesendame Luna geworden! Aus Angst vor Alter hat sie sich den Zauberkräften der Natur verschrieben und ist eine verschämte Kupplerin geworden, die mit äußerer und innerer Elektrizität Männlein und Weiblein bis zum Schrei der Lust entzückt. Sie ist von Amerika zurückgekommen, mit allen Finessen der modernen Technik, mit allen Kenntnissen des menschlichen Vergnügungsmechanismus bis in die dunkelsten Winkel, die sie nicht eingestehn darf. Kein Zentner, kein Kind, kein Justizrat setzt sich mehr auf ihren Busen, sondern geheimnisvoll und unsichtbar lenkt sie unter Tausenden strahlender Glühbirnen die Geschicke versteckter Erotik und blendender Technik, die sie in ihrer raffinierten Klugheit zusammenzukoppeln weiß. Ja, es ist nichts als ein scheinbar harmloses Vergnügen, diese Lunaparks G. m. b. H., die von Amerika über London, Paris, Berlin gekommen sind. Es sind nur größere Drehungen und Pendelungen, als sie einst die Karussells und Schaukeln boten, die Leute werden Kinder, die Jünglinge führen die Jungfrauen, man bezahlt seine Extraentrees, und alles geht um elf nach Hause. Ein scheinbar harmloses Vergnügen. O, es ist so teuflisch erdacht und genial durchgeführt, daß es sich zur Vogelwiese verhält wie Monte Carlo zu einer Pfefferkuchenbude oder die Düsseldorfer Passagierluftfahrt zu einem Kinderballon. Ich habe Bewunderung dafür. Es löst Probleme, die Jahrhunderte lang im Argen lagen. Es ist Optimismus des Martyriums, Jasagen zu Schicksalsschlägen, Psychologie der Technik, Automatie des Mutes, Metaphysik aller keimenden Laster und erotische Rhythmik.

Nachdem man sich zuerst in einer Reihe gemischt konvexer und konkaver Spiegel seine Figur zurechtgemacht hat, wobei die Frauen mit Leichtigkeit in recht gesegnete Umstände, die Herren in die entsprechende Marienbader Konstitution zu bringen sind, begibt man sich zur Abschreckung an ein Glücksspiel, das darin besteht, hochzeitlichen Herren den Zylinder vom Kopfe zu schmeißen

— eine Tätigkeit, die dadurch erschwert ist, daß die Paare im Kreise herum in eine hoffnungsvolle Standesamttür marschieren, einige von ihnen mit einer plötzlichen unwilligen Drehung, die man als ein Zeichen der Wissenden deuten kann. Ist diese Beschäftigung erledigt, begibt man sich auf eine Treppe, die aber keine gewöhnliche Treppe ist, sondern die sonderbare Eigenschaft hat, zu wackeln, rhythmisch elektrisch zu wackeln, teils im ganzen, teils horribile dictu in beiden Beinhälften verschieden, und es kommt nun nicht bloß darauf an, diese Treppe herauf und, was entsetzlich ist, wieder herunterzugehn, sondern auch das Gelächter der Umstehenden auszuhalten, die aus einem leicht erklärlichen Vergnügen nicht satt werden können, in enger Folge Jünglinge und Mädchen oder solche, die es sein wollen, immer rhythmisch gleich schnell auf und ab bewegt hintereinander schieben zu sehn. Nicht wahr? Nein, gar nicht nicht wahr, denn das Schlimmste kommt noch. Das Schlimmste ist ein Kerl, der aus einem drehbaren Rohr künstlichen Sturm über die Hüte und unter die Röcke der verehrten Anwesenden sendet, was bei mancher jungen Dame so entzückend wirkt, daß man auf die Idee kommen müßte, sie dafür anzustellen, nur nicht im neuesten zugebundenen Rock. Jetzt male man sich das Bild aus, das Wackelnde, Kletternde und Windige in seinen wechselnden Kombinationen, und man wird in der ganzen Weltliteratur keinen Ausdruck dafür finden, höchstens im Gargantua. Doch ich bin zu faul nachzusehn. Es ist ja auch zwecklos.

Ja, das Zwecklose, das ist die Sache. Ein Schiff besteigen, seekrank werden und in Helgoland dann aussteigen und vor Regen nicht aus dem Hause kommen, das hat einen Zweck. Aber wie hier seekrank werden und die Quietscher eines marinehaft erregten Mädels anzuhören, um einfach wieder auszusteigen, sie von einem andern unterhaken zu sehn und den Mantel an der Kasse liegen zu lassen, das ist der Gipfel der Zwecklosigkeit, die Krone des selbstlosen Vergnügens. Noch einmal sitze ich neben ihr im Wackeltopf, sie gibt mir ihre Tasche zu halten in diesen wahnsinnigen Gefahren einer mit Menschen dichtgefüllten Halbkugel, die durch das unwiderlegte Gravitationsgesetz sich drehend und wirbelnd um ganze Galerien von Barrieren gestoßen in erschöpftem Zustande unten ankommt, sie gibt mir ihre Tasche zu halten! Ich dachte mir gleich, das aus Rache in diesem Artikel vorzubringen. Aber welchen Zweck hätte es? Das Zwecklose muß an sich bestehn, es schaltet die Logik aus und jedes Gefühl der Verantwortung. Daß sie mir die Tasche zu halten gab, ist eben eine in ihrer Zwecklosigkeit (denn sie hätte sie ja ihrem Begleiter geben können) als Ding an sich im platonischen Sinne mißverständlich begründete Tatsache außerhalb jeder Diskussion. Woran weder die Wasserrutschbahn noch die Gebirgsbahn etwas ändert, weil ich bei dem rasenden Lauf der ersteren über einen scharfen Abhang ins Wasser hinein hinten bespritzt wurde und bei der letzteren die Augen schließen mußte, um nicht durch diese unvermittelten Berg-

abfuhren im Labyrinth der Kurven zu einer weiteren, nach den geltenden Gesetzen der guten Gesellschaft nicht gestatteten Kurve veranlaßt zu werden. Doch ich habe genug davon.

So bin ich bis jetzt verzerrt, verwackelt, verschmissen, verschubst, verblasen, verstaut und verliebt geworden, aber das Ende ist noch nicht abzusehn. Da ist ein Karussell mit viel Elektrizität und ohne jede Musik, natürlich mit Luftschiffen — aber welchen Luftschiffen! Man sitzt friedlich in seiner Gondel, das Ding dreht sich, schneller und schneller, die Zentrifugalkraft wirkt, die Gondeln gehn seitlich in die Höhe, bis 45 Grad! Man muß ausharren. Da ist ein ganz gemütliches Haus, man spaziert hinein, setzt sich auf die Bank und auf einmal dreht sich das Zimmer ohne jede Barmherzigkeit vertikal um einen herum. Man denkt, man dreht sich selber. Ja, so ist das Leben. Welche Philosophie! Und immer gibt es noch Leute, die die Ansicht verteidigen, daß man sich selber dreht. Ich bin jetzt davon geheilt. Wenn aber diese wunderbaren Offenbarungen der Zentrifugal- und Zentripetalkraft noch einen Rest von Zweifel an der ewigen Gerechtigkeit übriglassen, so gibt ihm das Teufelsrad den Todesstoß. Dieses ist eine Scheibe, die die Menschen wie Kehricht wegfegt, zentrifugal, aber gepolstert. Sie hocken sich zu lieblichen Haufen in der Mitte, die Scheibe rotiert, und einer nach dem andern, manchmal auch mit dem andern oder über der anderen fliegt herunter. Das ist recht. Es gibt besondere Frauenherunterpfefferungen. Das ist recht. Pardon, ich widerrufe mich. Ein Weibchen, grünseiden, unten zu, oben Marabu, wartet auf eine Sonderfrauenrotation. Jetzt ist es so weit. Mit einem reizenden koketten Schritt trippelt sie auf die noch leise bewegte Scheibe, setzt sich in die Mitte, durchbrochene seidene Strümpfe, rückt, rutscht, freut sich. Das Schicksal kam. Sie bewahrte ihre ganze Grazie beim Abschub. Und machte es noch einmal. Dieses rotierende jüngste Gericht ist, vom Standpunkt der Wissenschaft, der einzige Apparat in diesem Ensemble von Künsten, der seine Opfer in der Bewegung zeigt, in einer individuell verschiedenen und malerisch unerschöpflichen Bewegung. Beugen, Krallen, Umarmen, Schleifen, Purzeln, Schieben ist eine Skala von Reaktionen, die sich um so interessanter gestalten, je weiter das betreffende Individuum vom Mittelpunkt der Scheibe entfernt ist. Den Mittelpunkt zu gewinnen, gilt es im eiligen Anlauf der Horde, die auf das gegebene Zeichen die Scheibe stürmt. Ich würde sagen, daß Goya diesen Sturm auf das Glück und dessen teuflische Rache in solchen Menschenknäueln hätte malen müssen, wenn ich mich nicht vor Meier-Graefe genierte.

Welche Perspektiven. Ausrufungszeichen. Wird uns irgendein Elend des Lebens noch anblasen können? Wir lernen es durch die Fortschritte der modernen Technik als reine Emotion überwinden. Schon steht ein Katzenjammerhaus da und bald wird ein Panorama eröffnet, in dem man den Untergang einer Stadt

miterlebt. Welche Perspektiven. Es wird regnen und feuern, daß die Zauberflöte schweigt. Amerikanische Duelle werden wir durch ein Billet erkaufen, deren Pulver nach Oja riecht. Eisenbahnzusammenstöße erleben wir, aus denen wir in den Armen eines Somalimädchens aufwachen, das Ansichtspostkarten verkauft. Wir stürzen uns vier Etagen herunter und werden von einer Feder aus Kruppschem Stahl wieder hochgeschnellt. Wir rutschen die Tabarettawände hinab und ein Panorama führt uns die blumigen Visionen der Abstürzenden vor. Wir fallen ins Wasser und das Wasser läuft weg, wir sitzen im Restaurant zum Roten Meer. Ministerwechsel und Geschwornengerichte, religiöser Wahnsinn und neue Sezession, ungedruckte Dramen, zerbrochene Luftschiffe, verregnete Reisen, verkrachte Opern — was bedeutet das alles? Die Errungenschaften unseres Maschinenzeitalters gestatten, es als zweckloses Spiel zu genießen. Die einzige Folge ist ein Kuß. Aber nur leise. Denn an der Rutschbahn steht geschrieben: „Schreien ist polizeilich verboten."

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Gottesfrieden. Unter deutschen Wipfeln ist Ruh'. Minister kommen, Minister gehen; aber: plus ça change, plus ça reste la même chose. Der Geschlechtscharakter des Regierungswillens hat sich durch den Ministerwechsel nicht geändert; kein Mensch glaubt noch, daß er sich wesentlich ändern könne. Einzig Kiderlen-Wächter wird, als Staatssekretär des Auswärtigen, von vielen Seiten als Hoffnung begrüßt. Schon hat die politische Reportage nach den Gepflogenheiten ihres üblen Impressionismus den Mann ausgezogen und unterhält ihr Publikum mit Erzählungen über die Gargantuagewohnheiten seines privaten Lebens. Dann heißt es: eine starke, wohl gefütterte Intelligenz und ein robuster Wille. Selbständig, sagen die einen, und begabt zu eigenen Beschlüssen; sein Ehrgeiz, sagen die anderen, erstrebe nichts Höheres als die Gelegenheit, Instrument des kaiserlichen Willens zu sein. Wir werden sehen; die Zeugnisse der Kanzleien und Redaktionsstuben interessieren (wie alle Zeugnisse) erst hinterher. Kiderlen hat die Jungtürkenherrschaft sich organisieren, die Balkanstaaten sich festigen sehen und lebte jahrelang in der Atmosphäre des nahen Ostens, der für Deutschlands Expansion von so großer Wichtigkeit ist. In Persien, in Mesopotamien soll das deutsche Kapital erdrosselt werden, England und Rußland suchen ihm das Atmen über Gebühr zu erschweren. Im fernen Osten grenzen Rußland und Japan auf Kosten Chinas ihre Interessensphären ab: die offene Tür, die unser Handel braucht, wird dadurch nicht weiter. Der Diplomat ist heute kein Mystagoge; unter den Agenten rivalisierender Großbetriebe, die Absatz suchen, sei er der flinkste. Aber gleichzeitig strecken

die englischen Liberalen von neuem die Hand zur Versöhnung aus, Lloyd-George hofft nach zwei Jahren auf die Rückkehr eines normalen, eines weniger krebsfräßigen Marinebudgets, wenn Deutschland will . . Kann Deutschland, darf es wollen? Der Diplomat, der aus dieser bedrohlichen Enge den Weg findet, ist ein Staatsmann. Wir werden sehen. Im übrigen lohnt sich's nicht, mit der Kritik des ewig Unfruchtbaren sich abzuquälen. Wir haben kein persönliches Regiment mehr. Wir haben keinen regierenden Hausmeier mehr. Der cäsarische Gewaltmensch Bismarck wird immer mehr aus Dichtung und Wahrheit, aus Konfusion und Sehnsucht gemischte Legende oder Objekt der Forschung, der bibliographischen Sammelwut (die jüngste Bibliographie zählt 48 000 Nummern). Und während die Zeitungen diesen Stillstand bebrüten, wird die Sehnsucht nach dem Manne immer nervöser, in dessen Gehirn die Anpassung des Regierungssystems an Industrie, Handel und Proletariat als idée fixe Triebkraft gewinnt, und der aufräumt mit Parteien, die herrschen aber nicht regieren wollen. Wie immer man das neue System nenne, wie immer sich der Ersehnte nenne: das ist völlig gleichgültig. Er wird ein Umstürzler und ein Erhalter sein, wird die alten Parteien zerschlagen, wird die Partei der Erneuerung bilden und die elenden kleinen Praktiken dieses unerträglichen Provisoriums verächtlich beiseite schieben, wie das noch jeder schöpferische Politiker getan hat.

Ein Mann von solchem Schlage scheint A r i s t i d e B r i a n d zu sein, der französische Ministerpräsident. Wenn er spricht, horcht ganz Frankreich neugierig auf. Es sind neue Klänge, neue Gedanken und, seit Jahren zum erstenmal, der Wille, jene Grundüberzeugungen restlos zu leben, die sich abseits der Parteimaschine aus innerstem politischem und menschlichem Erleben gebildet haben. Der Mann ist achtundvierzigjährig und in Nantes geboren, in der südlichen Bretagne. Er ist schlank, dunkel, einfach; sinnig, aber nicht verträumt; sachlich, aber nicht nüchtern. Ein Bretone. Wenn er la pensive Bretagne sagt, färbt sich die Stimme dunkler. Er hat sich dem Schoß der Dürftigkeit zäh entwunden und zielbewußt, doch ohne die schwitzende Unrast der politischen Parvenüs emporgearbeitet. Das ist symbolisch. Die französische Aristokratie ist hoffnungslos versunken; sie, die im besten Fall eine genüßliche Muße und die gesellschaftliche Exklusivität als Sport pflegt, heute noch mit dem Begriff eines sozialen Auslesefaktors in Beziehung zu bringen, ist wirklich blöde. Die übrige Gesellschaft ist nun endlich, nach viermaligen Rückfällen ins Ancien Régime und Empire, völlig durchdemokratisiert; auch darüber sind Zweifel nicht mehr möglich. Aber solange der bürgerliche Kapitalismus sich seine politische Form, die Republik, schaffen mußte, waren Bourgeois Spitzen und Führer, Sprößlinge also wohlhäbiger Familien, oft mit allem Feinsten genährt, das die französische Kultur bieten kann. Die Präsidenten der dritten Republik: Thiers, Grévy, Carnot,

Périer, Faure, Loubet, Fallières, alle bedeutenderen Konseilpräsidenten von Jules Simon, Waddington, Freycinet, Jules Ferry, Gambetta, Goblet hinab zu Ribot, Rouviers und Clémenceau waren fein- oder gutbürgerlicher Herkunft. Der Hauptinhalt der französischen Geschichte von 1792 bis 1870 ist eine Entwicklung zur bürgerlichen Republik; die große Revolution und Napoleons Cäsarismus hatten zuvor die Demokratisierung der Gesellschaft (la carrière ouverte au talent), ihre Atomisierung in die Wege geleitet. Das Proletariat und die soziale Frage bleiben in diesem Zeitraum durchaus noch im Hintergrunde, sie haben ihre isolierte, innere Geschichte; die kommunistischen Aufstände 48 und 71 sind Episoden, das Reich des Proletariats ist noch nicht gekommen. Aber seit Mitte der 90er, etwa seit dem ersten radikalen Ministerium unter Léon Bourgeois (1896), zeigt sich ein verändertes Bild. Die proletarischen Kräfte zur Herbeiführung der sozialen Republik haben sich inzwischen organisiert; doch wird durch den Eintritt ins praktisch-politische Leben und die Teilnahme an ihm dem Sozialismus der revolutionäre Stachel ausgezogen, er wird parlamentarisch und mehrheitbildend. Die Wahlen von 1893 hatten fünfundfünfzig Radikal-Sozialisten ins Parlament gebracht. Seitdem gibt es in Frankreich nur noch konstitutionelle Parteien und seine Geschichte erhält, trotz aller Rückfälle (Affäre Dreyfus), die Entwicklung zur sozialen Republik, die Umbildung des Sozialismus zur Regierungsfähigkeit zum Inhalt. Diese Bewegung hat zu ihrer Organisierung oft zweckmäßig die besten proletarischen Köpfe verwertet. Millerand und Viviani kennt man; ehrlicher, begabter Durchschnitt. Nun tritt, beide weit unter und hinter sich lassend, Aristide Briand auf den Plan: ein proletarischer Aristokrat.

In seinen Anfängen war er radikaler Sozialist; was die Franzosen so einen ‚intransigent' nennen. Er leugnete den Staat als Machtorganisation. Er erklärte sich noch 1899, als Generalsekretär des Ausschusses der Sozialistischen Partei, für den Streik beim Ausbruch eines Krieges. Die Arbeiterbörsen und Syndikate (Gewerkvereine) half er als Kampfgenossenschaften gegen das kapitalistische Unternehmertum organisieren. Auf den Sozialistenkongressen reißt seine Beredsamkeit die Genossen hin und er feiert Triumphe; aber, wie wir glauben dürfen und annehmen müssen, nicht durch die Flamme seines glühenden Temperamentes (das hat er nicht), sondern durch die logische Zucht seines Ausdrucks und die Wärme seiner Überzeugung. Er hat Jus studiert und war — für Frankreich ist das selbstverständlich — Advokat; aber seine Rede hat nichts von gleißnerischer, sachfremder Rhetorik. 1902 tritt er, als Sozialist, in die Kammer und parlamentarisiert sich. Hier bewährt er sich als arbeitswilligen und kenntnisreichen Berichterstatter in den Kommissionen und wird, zur Durchführung des Trennungsgesetzes von Staat und Kirche, 1906 als Kultusminister ins Ministerium Sarrien berufen. Er bleibt es unter Clémenceau. Er hat die anti-

katholischen Heißsporne um Combes gezügelt und durch seine charaktervolle Mäßigung vielleicht den Übergang in den religionslosen Laienstaat ohne Erschütterung möglich gemacht. 1908 übernimmt er die Justizverwaltung. Sein Stern folgt ihm. Das Vertrauen seiner Wähler und der Parlamentarier ist ihm treu, das der sozialistischen Ultras beginnt natürlich zu bröckeln. Die Phrase, das Gift der französischen Seele, haßt er; er fühlt, daß sie es ist, die, neben der Mandatskleberei und der Erwerbsgier vieler Abgeordneten, den moralischen Bankerott des französischen Parlamentarismus herbeigeführt hat. Es sind im Grunde, immer wieder zeigt sich's, eher moralische Eigenschaften, die Zucht und die Kernhaftigkeit des Willens, die Richtung der Grundinstinkte, als die Schärfe und Originalität des Intellektes, die den großen Politiker ausmachen. Und immer beginnt der echte staatsmännische Kopf damit, nicht nur mit äußerstem Nachdruck auszusprechen, was in vieler Herzen und auf manchen Zungen ist, sondern den Grund zu einer neuen, seinem Willen dienstbaren Partei zu legen. Das tut Briand.

Die Republik ist kein Kampfobjekt mehr, sie ist festbegründet. Wenn, gleich nach dem Kriege, der Herzog von Broglie zur Wiederherstellung der 'moralischen Ordnung' sammelte, hatten die monarchischen Parteien noch die Macht, zur Restaurierung der legitimistischen Monarchie eine Kampfregierung zu bilden; die Grafen von Chambord und Paris waren ernste Thronforderer; heute lächelt man selbst im Faubourg St. Germain, wenn der Herzog von Orléans moralisch wird. Eine von republikanischen Erklärungen begleitete Politik der Erhaltung ist sinnlos geworden, die gemäßigten Parteien, das rechte und auch das linke Zentrum, mit ihren immerwährenden Beteuerungen des Republikanischseinwollens haben sich überlebt; und Unlust zur sozialen Republik ist, bei dem heutigen Kräfteverhältnis zwischen verbürgerlichtem Proletariat und Unternehmertum, kein lockendes Programm mehr. Auch die staatsbürgerlichen Rechte, die Gleichheit vor Gesetz und Verwaltung, sind längst keine Kampfobjekt mehr: sie sind eingewurzelt. Das Beamtenpersonal ist republikanisch. Die Verweltlichung der Schule und des Unterrichts, das große von Gambetta begonnene Werk, die Gesinnung des Landes durch Laienunterricht zu entkatholisieren, ist auch so gut wie durchgeführt. Der Klerus ist in Defensive gedrängt, er ist aus Selbsterhaltungstrieb zur äußersten Behutsamkeit genötigt. Alle politischen Kämpfe finden fortan innerhalb der vorhandenen Staatsform statt, nicht gegen sie; und darum müssen sich die Beamten der Republik der größten Vorurteilslosigkeit gegen jeden Franzosen befleißigen, auch gegen die bekenntnistreuesten Katholiken, auch gegen diejenigen, deren Herzen das Lilienbanner oder der napoleonische Adler geweihte Symbole sind. Der Sieg ist unser; aber nun wollen wir den Sieg nicht durch Ausschreitungen besudeln. Es ist der kritische Augenblick für den Heeresführer; er muß sich zwischen die Streitenden werfen und ihnen zurufen: Genug!

Nicht weiter! Die Verwaltung gehört nicht einer Partei, sie gehört, sie dient allen. Das Land ist agitationsmüde. Das Land ist der parlamentarischen Windmühlen müde. Das Land will keine Beamten, die sich als politische Vorkämpfer fühlen und aufführen. Das Land ist der Parteien müde, die um unwesentliche und unendlich kleine Differenzen ihre geschwollenen Programme wickeln. Das Land sehnt sich nach einem neuen, weniger trügerischen Ausdruck der Volkssouveränität; es will Vertretung der Minderheiten, es will Abgeordnete, frei von der Tyrannei der Arrondissementswähler, frei von dem Fluch des imperativen Mandats (also Proporz; Listenwahl). Es will neben der Wahlreform und der Verwaltungsreform, die endlich mit der Dezentralisation ernst machen und dadurch die Vorherrschaft von Paris brechen soll — Paris ist längst nicht mehr Frankreich; das ist heute eine nur noch im Ausland umgehende fable convenue —: es will vor allem ein Beamtenstatut, das kurz und bündig die Stellung der Beamten im Staat bestimmt. Die Verknechtung durch Vasallentreue ist beseitigt; Frankreich hat keine persönliche Spitze mehr. Aber dadurch sind Schwierigkeiten eigener Art erwachsen, die wir auch in Deutschland zu fühlen beginnen. Wieviel Menschen sind reif, den letzten Sinn des Zwecksystems zu begreifen, das wir Staat nennen? Der Beamte ist auch Staatsbürger; aber er ist es nicht nur. Ein Privatmann stellt, wenn er Unbesonnenheiten begeht, nur sich bloß; ein Beamter verpflichtet, verpfändet durch jede Amtshandlung den Staat, seine Autorität fließt nicht aus ihm selbst, weder aus seiner Dummheit noch aus seiner Klugheit, sondern aus seiner Funktion: er kann den Staat bloßstellen. Und so werden viele Dinge gesagt, die über den dummen Freiheitsbegriff der innerlich Unfreien hinausgehen, über das Streikrecht, über die Monopole, Dinge, die zwar zu den Selbstverständlichkeiten gehören mögen, aber durch die Vergangenheit, die Stellung und die Fähigkeit des Redners, seine Gedanken aus den Nebeln der Phrase und des „schönen" Ausdrucks zu schälen und zu kristallklaren Formeln zu runden, Bedeutung gewinnen. Nun fliegen sie durchs Land und packen die Geister; viele begrüßen sie als letzten Ausdruck ihrer Sehnsucht. Wille und Intellekt, Drang zum Wesentlichen und Sinn für die Kadenz, den sonoren Klang der Worte scheinen bei diesem Redner in auffallendem Einklang. Und als Politiker scheint er der geborene Taktiker. Durch seinen Willen, das allgemeine Stimmrecht zu organisieren und zwischen der Freiheit aller (la liberté d'ensemble) und den Freiheiten der Einzelindividuen den Ausgleich zu suchen, hat er die Gemäßigten der Kammer gewonnen; durch den Willen, die fortschreitende Einkommensteuer und, je nach den Umständen, dieses oder jenes Staatsmonopol einzuführen, sich das Vertrauen der Radikalen erhalten. Große Mehrheiten votieren ihm ihr Vertrauen. Er scheint berufen, das Land in das ruhige Gewässer der sozialen Entfaltung zu steuern. Nur ein Proletariersprößling, der ohne zu straucheln den langen Weg von der radikalen

Theorie zum Leben bis ans Ende gegangen, konnte mit solchem Erfolg zwischen Demokratie und Demagogie die Scheide aufrichten und verlangen, daß es Zeit sei, das goethische Wort Lügen zu strafen: vor der Revolution war alles Bestreben, nach der Revolution wurde alles Forderung. Ein neuer Staatsmann ist dem schönen Lande geboren. Freuen wir uns mit ihm.

Der Vorhang hat sich über die Allensteiner Scheußlichkeiten gesenkt und so manchem Herzen entrang sich ein erleichterndes „Gott sei Dank". Aber dürfen wir aufatmen? Jeder nächste Tag kann einen Riesenprozeß bringen, bei dem die Motive zur Straftat auf sexual-pathologischem Grunde sprießen, dann wälzen sich wieder, bei dem herrschenden Willen zu unbedingter Öffentlichkeit, die gleichen Schlammwellen bis vor das sorgsamst gehütete Kinderzimmer. Denn es gibt kein Mittel, das heranwachsende Geschlecht vor der Berührung mit der Presse zu bewahren; keines. Ich kann vielleicht wochenlang meine Zeitungsliteratur verstecken oder verbrennen; aber es hülfe nichts: von der Gesindestube, von der Straße, von dem schreienden Sperrdruck der Zeitungsköpfe und den gellenden Rufen der Kamelots her sickert die Kunde durch und die menschlichen Schamteile stehen, behängt mit dem Flitter falscher Romantik und kolportagehafter Zutaten der inferioren Berichterstattung, wieder im Vorstellungsmittelpunkt unreifer, ungefestigter Gemüter. So wird der in aller Ruhe sich entwickelnde Sexualtrieb vor dem Zustande der Reife und der Zeit natürlicher Sättigung, anstatt mit dem Normalen, zuerst mit den sexuellen Abnormitäten, dem Sexualpathologischen und dem reichen Register der Perversitäten und Laster bekannt. Immer unter dem frechen Vorwand, die Zeitung dürfe an dem Allzumenschlichen nicht blind vorbeisehen, sie sei neben einem Organ der Kritik und der Kontrolle öffentlicher Zustände auch ein treuer Registrator alles menschlichen Geschehens.

Nie war dieser fürchterliche Wahn, nie noch die Gefahr solchen Wahnes so groß wie heute, da die Zeitung das Buch, die Predigt, den Denker, kurz alle sittigenden Mächte der Vorzeit beinahe schon ganz verdrängt hat. Ich weiß, welches Mittel zum Guten die Zeitung sein kann, weiß, wieviel Geist und sittlicher Mut in der Presse verkörpert ist; aber durch die Furien der Profitwut, der Sensation und Reklame wird sein Bestes mehr als neutralisiert. Die Presse maßt sich erzieherische Funktionen an; aber sie scheint nicht zu wissen, daß diese oft durch Enthaltsamkeit, über das Maß der vom Strafgesetz gezogenen Grenzen hinaus, geübt werden. An diesem Willen, diesem Mut zur Enthaltsamkeit fehlt es; an der festen Entschlossenheit, zu sagen: Die Indiskretion, das Gieren in den Bezirk der menschlichen Schamteile als Grundprinzip der Presse machen wir nicht mit. Und den Kultus der Inkompetenz schwören wir ab; er gehört einem früheren Stadium unserer Entwickelung an. Wir haben die

unbedingte Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens erreicht und halten sie für nützlich, sofern sie dient, Klassenjustiz zu verhindern, Justizmorde aufzudecken, ganz offenbare, auch dem Laienauge fühlbare Schäden der Rechtsprechung bloßzustellen. Darüber hinaus besteht unsere Freiheit der Rede in der — Enthaltsamkeit. Der Markt mit seinem Gewimmel unreifer, wissenschaftlich ungeschulter, psychologisch stumpfer Menschen ist nicht der Ort, die krausesten Fälle der Kriminal-Anthropologie, insbesondere der Sexualpathologie, zu beleuchten, zu begutachten. Wir sehen die erfahrensten Sachverständigen straucheln; die Wissenschaft ist in diesen Dingen mehr als elementar: oft lallt sie kindisches Zeug, das selbst der kluge Laie korrigieren könnte. Die Gutachter widersprechen sich, verwickeln sich in Widersprüche und entwickeln, wie die Charakteranalysen des Hauptmanns von Goeben und der Frau von Schoenebeck in Allenstein bewiesen, gegensätzliche und in sich brüchige Behauptungen.

Und selbst wenn der Zeitungsleser nur an dem rein Menschlichen solcher Prozesse Anteil nähme und der Prozeßbericht ebenso lückenlos wäre wie er entstellt und verzerrt ist: den so wichtigen Begriff der verminderten Zurechnung, die unsere Strafprozeßordnung noch nicht kennt, wird er sicher nicht klären helfen. Darum verweisen wir unsere an der Kriminalanthropologie interessierten Leser auf die wissenschaftliche Literatur, in dem vorliegenden Falle auf das Gutachten des Freiherrn von Schrenck-Notzing über den Geisteszustand des Herrn von G., veröffentlicht im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Damit ist hier unsere Aufgabe erfüllt.. Die Journalisten von Takt und innerer Keuschheit, die die letzte Scham noch nicht verloren haben, denken und empfinden so; aber sie sind gegen die Gewalt der Unsitte ohnmächtig. Aber nur einzeln. Wozu existieren denn die Preßkongresse, wenn sie nicht aus den berührten Ärgernissen die Anregung schöpfen, für die forensische Berichterstattung allgemein verbindliche Regeln und Normen aufzustellen, die den Bedürfnissen der öffentlichen Moral und — Gesundheit entsprechen.

Vielleicht ist aus der schrankenlosen Öffentlichkeit des Verfahrens auch die nervöse, unsicher zuckende Haltung und die Empfindlichkeit gegen Kritik vieler höherer Justizbeamten zu erklären. In ihren Zeugenvernehmungen sucht man oft überlegenes Menschtum und überlegene Menschenkenntnis vergebens; und ihre Ausdrucksweise versinkt nicht selten in ein unliterarisches Gestammel, das auf die dialektische Schulung der Herren ein beschämendes Licht wirft. Sollten etwa Männer wie Adickes doch recht haben, die an dem Material und der Ausbildung unserer Richter viel zu mäkeln haben? Wir dürfen hier nicht urteilen. Aber wie sich Ankläger und Verteidiger gegenüberstehen, der eine von (scheinbar) unerschütterlich robustem Glauben an die Schuld des Angeklagten, der andere von (scheinbar) gleich robustem Glauben an dessen Unschuld: das ist von nicht zu überbietender Possenhaftigkeit. Der öffentliche Ankläger ist eher zu bemitleiden.

Er ist abhängiger Beamter; er darf nie den offiziellen Begriff des öffentlichen Interesses aus dem Auge verlieren. Und nach dem Widersinn der Strafprozeßordnung kann er die einmal erhobene Anklage nicht zurücknehmen, er muß den längst erkannten Irrtum bis zum letzten Atemzug als Vernunft verfechten: auf daß sie zur Plage werde. Der Verteidiger ist aber von beiden der interessantere „öffentliche" Charakter; die Art, wie er zum Beispiel von seiner . . Bildung Gebrauch macht, ist verblüffend. Im Allensteiner Prozeß spielte, nicht zum ersten Male, im Munde eines Verteidigers Nietzsche die Rolle des Seelenvergifters. Auf das Gerede so eines leeren Schwätzers kommt es nicht an; gewiß nicht. Er operiert mit Klängen statt mit Begriffen und Überzeugungen. Aber das ist nicht selten; und warum richtet sich die öffentliche Kritik (der Zeitungen) immer gegen die beamteten Rechtsdiener und kaum je gegen den Verteidiger?

Anmerkungen

Geschichtsforschung

Man beschäftigt sich jetzt viel mit Kometen; die Hauptfrage ist dabei die: geht der Komet für immer weg oder kommt er wieder? Beschreibt er in seinem Lauf eine Hyperbel oder Parabel oder aber eine Ellipse? Man kann aus verschiedenen geometrischen Örtern die Antwort auf diese Fragen mit Sicherheit errechnen. Die Bestätigung dafür, ob die Antwort richtig war, ist ja leuchtend und klar: Alle Welt sieht, ob und wo und wann der Komet wiedererscheint. Ähnlich möchten manche Philosophen errechnen, ob Entwicklungen in der Geschichte sich wiederholen oder aber, ob die Linie individueller Tat sich gleich einer Hyperbel in der Unendlichkeit verliert. Neuerlich wird bestritten, ob Nietzsche den Gedanken der ewigen Wiederkunft historisch gedacht habe. — Gleichviel! Er kann jedenfalls auch auf historische Wiederkünfte angewandt werden. Flinders Petrie vermutete in der kürzlich vollendeten „World's History" von Harmsworth, daß schon die alte Sothisperiode von 1460 Jahren sich nur äußerlich auf den Aufgangspunkt des Hundssterns bezog, esoterisch aber die Erkenntnis von der Wiederkehr des Gleichen verrate. Was der bewunderte Meister altägyptischer Forschung nur andeutete, hat, ohne von ihm zu wissen, Richard v. Kralik ausgeführt. In zwei Schriften „Die Periode der Weltgeschichte" und „Die Geschichte nach Menschenaltern" hat er die Lehre verfochten, daß Entstehen, Aufblühen, Sinken und Verwelken der Völker sich regelmäßig in je 1800 Jahren oder in einer Reihe von je 2×3×9 Geschlechtern wiederhole. Ich persönlich möchte zwar auf die Ahnenreihe und überhaupt die Rasse sehr hohen Wert legen, aber halte eine Verquickung von einer immerhin etwas künstlich anmutenden Zahlenspekulation mit einer sonst durchaus lebensfähigen Theorie für bedenklich oder doch mindestens für verfrüht. Aber Kralik ist offenbar zu stolz, um sich der Weisheit derer zu beugen, die da meinen, man müsse, wenn man Neues zur Geltung bringen wollte, den Lesern oder Hörern tropfenweise den Trank der Entdeckungen einflößen, weil sonst der Schlürfende trunken würde ob der allzu reichlich zuströmenden Weisheit und einen Katzenjammer davontrage und dann dem fluche, der ihm den Trank gegeben. Immerhin: halten wir an der großen Periode fest, die da zwischen den Breiten von 1460 und 1800 Jahren endet: wie sie zustande kam, das ist spätere Sorge. Und betonen wir gleich dabei, daß die Periode von ungleicher Dauer ist. So gibt es auch Jahre, in denen die Wärme von März bis Oktober dauert, während meist die warme Jahreszeit sich nur von Mai bis September erstreckt. Wenn man will, kann man hier noch an das phylo-genetische Gesetz Häckels erinnern, kraft dessen die Abwandlung der ganzen Art sich in dem Einzelwesen wiederholt; man kann hier ein Gesetz anziehen, das der Privatdozent Swoboda in einem anregenden Buche aufgestellt hat. Jeder Mensch, sagt der Wiener Professor, hat eine Periode von steigender und sinkender Lebensfülle, eine Periode, die er auf 23 Tage bestimmt. Übrigens hat schon Goethe einem solchen Problem mit Eifer nachgespürt und hat es auch in folgenden Versen, „tiefsinnig beschaut, schicklich benamset," wie es in den „Urworten" heißt:

Ohne Hast
Und ohne Rast
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

Schon seit einem Jahrzehnt hat Kurt Breysig jenes große Gesetz von den Menschheitsperioden erkannt und hat in

einer Reihe von grundlegenden Werken die Theorie in Leben umzusetzen versucht. Sein Bestreben ist durchaus löblich. Nur gestatte er mir zwei Bemerkungen! Einmal die, daß er doch um Gottes willen sich nicht zu sehr ins Uferlose verliere, und, statt den Ozean ausschöpfen zu wollen, wie er in seiner „Geschichte der Menschheit" sich anschickt, doch lieber uns zunächst einen Mörissee hinstelle, von dessen Wassern die umliegenden Gauen befruchtet werden und an dessen Strande sich betriebsame Arbeiter ansiedeln können. Lieber mit einem Wurf alles auf eine Karte setzen, als, wie in Monte Carlo die Erfinder eines Systems, durch allzu ausgedehnte Tüfteleien den Gewinn wieder zu verzetteln. Methodisch wichtiger ist eine andere Bemerkung. Breysig hat bloß zwei Weltenalter in Betracht gezogen, das Antike und das Christliche. Um Vollkommenheit zu erzielen, müssen auch die früheren Zeitalter behandelt werden und es kann nur darüber eine Frage sein, wie viele man deren noch annehme. Gleich Kralik schwanke ich zwischen zwei und drei. Also im ganzen zwischen vier und fünf. Zum Schluß noch ein Wageflug in das Gebiet der Theosophen. Bei ihnen besteht die Überzeugung, daß zwischen zwei Reinkarnationen 1500 bis 1800 Jahre verlaufen. Leider vermag ich nicht zu sagen, wann und bei wem diese Ansicht aufgekommen sei.

Eine frische Periodisierung der Weltgeschichte ist die eine Art, wie die Forschung gefördert werden kann; die andere Art ist das Herausarbeiten neuer weltweiter Zusammenhänge. Wir alle wissen, wie die französische Revolution Anregungen von Nordamerika erhielt, wie das Silber Mexikos auf die Kriege Europas hinüberwirkte, wie durch die Araber Papier, Kompaß und Ziffern vom fernen Osten zu uns kamen, wie griechische Kunst und Nestorianer nach Ostasien kamen, wie die Hunnen, weil von China vertrieben, sich auf die Germanen stürzten. In dieser Richtung ist noch viel zu tun. Die Zeit ist reif dafür. Das zeigt der Erfolg von Brooks Adams, der wirtschaftliche Gleich- und Wechselströme zwischen Mittelasien und Westeuropa einschaltet. Das zeigt der Eifer, mit dem die gelbe Frage behandelt wird. Auch ich habe mich mit diesen Fragen gern beschäftigt. Daneben aber der eigenen Entwicklung ferner Welten Aufmerksamkeit geschenkt. Eine Frucht davon war die „Parallele ostasiatischer und europäischer Entwicklung". Das sollte eine Rede sein, die ich auf dem Historikerkongreß von Straßburg (September 1909) halten wollte. Man antwortete, daß solches für die Tagung „nicht geeignet sei". Nun, es blamiert sich jeder, wie er kann. Die Zukunft wird über die Froschmäusler von heute, die Grundherrschaftsgrübler und Regestenwühler, lächelnd hinwegschreiten. Leider aber vermißt man auch bei den großen Weltgeschichten der Heutigen nur zu oft den Sinn für große Zusammenhänge. Die Rassenforscher haben ihn und die Anthropogeographen und die Wirtschafter und die Folkloristen, aber selten die berufenen Jünger Klios. Immer noch herrscht bei Helmolt, der vor einigen Jahren abschloß, und Ullstein, der heuer abschließt, im großen ganzen die Schubladentechnik. Schublade Italien, Schublade Deutschland, Schublade Amerika, Schublade Ostasien und selbst da wieder getrennt China, Korea, Japan, Siam. Doch wollen wir gerecht sein und froh und dankbar anerkennen, daß wenigstens die Dämmerung eines neuen Tages in den genannten Sammelwerken graut. Namentlich der verstorbene Schurtz, dann Walter, Erich Brandenburg, und Mayer und vor allem auch Helmolt selber können als Anbahner einer neuen Forschungsweise im Sinne weltweiter Zusammenhänge gelten. Im übrigen bieten die genannten Sammelwerke sehr viel Gutes im einzelnen. Prächtige Form, wie Brandis, funkelnagelneue wissenschaftliche Ergebnisse, wie Winckler, Max Müller und Pöhlmann. Weite Zusammenhänge findet man dann noch be-

sonders bei Delbrück und bei einem Schüler Rankes, bei Theodor Lindner. Überhaupt ist es ganz nützlich, darauf zu verweisen, daß Ranke selbst der heutigen Forderung nach der Erkenntnis der Zusammenhänge und Wechselwirkungen vollauf genügt hat, ja daß er grade darin — nicht in der Aktenforschung — der größte Meister war, und daß grade seine Epigonen es sind, die jene Forderung verachten, und die von seiner Meisterschaft abfallen.

Außer Lindner hat die Gegenwart zwei andere Universalwerke von hohem persönlichem Wurf gebracht: Die Kolonialgeschichte Supans, und die Geschichte des Altertums von Eduard Meyer. Supan ist über jedes Lob erhaben. Bei Meyer stört dagegen eine sehr fühlbare Kluft zwischen Anspruch und Können. Auch hat Meyer ein Verhältnis zu seinen Vorgängern, das recht unangenehm berührt. Auf der einen Seite erklärt er sie fortwährend für Preistrottel, auf der anderen Seite benutzt er emsig die Errungenschaften ihres Scharfsinns. Noch von andrer Art als Supan, der mit seltener Kunst spezialste Tatsachen zu einem Universalgemälde vereinigt, und als Meyer, der das Altertum „zusammenschauen" will, ist das kürzlich vollendete Werk des Italieners Ferrero. (Stuttgart, Hoffmann. 5 Bände.) Es behandelt universale Dinge, jedoch in der individualistischen Art der Impressionisten, oder gar mit der graziös-koketten Methode der Pointillisten. „Größe und Niedergang Roms" ist ein wunderbares Werk. Mit fabelhafter Lebendigkeit versteht Guglielmo Ferrero, uns die Zeit vor zwei Jahrtausenden anschaulich zu machen. Dabei gebietet er auch über den hohen Stil und die Gabe grandioser Zusammenfassung. Fast möchte man an die Bilder denken, die Rubens und Breughel gemeinsam gemalt haben.

Albrecht Wirth

Bergsport

Der Bergsteiger, der, über zerklüftete Gletscher hinweg durch schlüpfrige Kamine und an grifflosen Wänden emporstürmt, statt markierte Pfade und leicht erreichbare Ziele zu wählen, ist dem Nichtalpinisten ein psychologisches Rätsel. Gesundheitsgründe, Befriedigung der Eitelkeit und Renommiersucht, oder die Freude an der Naturschönheit reichen nicht aus, diese unverständliche Liebhaberei zu erklären. Und doch mehren sich jahrjährlich die Tausende, die schwierigen Touren den Vorzug geben, die jungfräuliche Kamine mit ihrem Keuchen füllen und unberührte Felswände mit ihren Schweißtropfen besprengen. Sie sind die eigentlichen Sportsleute unter den Bergsteigern, denen die Ausübung ihres Sportes im Grunde Selbstzweck ist. Wenn sie auf dem erkämpften Gipfel die ausgegebenen Kräfte wieder sammeln, regt sich ihnen heimlich der Gedanke, daß der Höhepunkt des Genusses mit der Erreichung des Zieles bereits überschritten sei. Nach Überwindung des letzten trotzigen Felsturms, des letzten todbrohenden Eisgrates ist ihnen zumute, wie dem Hungrigen, wenn er die nagenden Nerven bereits besänftigt hat. Den freudigsten Genuß aber pflückten sie, als sie ihre Sehnsucht nach Kampfeswonne stillten. Sie ist es, die den echten Bergsport zu einem verführerischen Getränk macht. Daß der Genuß nicht in Laster ausarte, liegt beim Trinker, nicht am Tranke.

Der sportliche Hochtourist scheut sich, die öffentliche Meinung mit diesem neuen Ausdruck prometheischen Dranges zu erschrecken, er meidet es, vor dem Publikum von den wahren Genüssen zu reden, die er in seinem Sporte findet. Vielleicht verschließt ihm den Mund auch die Befürchtung, nicht verstanden zu werden. Die große Menge hat für psychologische Wahrnehmungen kein scharfes Auge und würde leicht Kampfesfreude mit Prahlerei verwechseln. Auch kann eine Betätigung, die

ihren Zweck und Lohn in sich selber trägt, nie und nimmer hoffen, allgemeinem Verständnis zu begegnen. So kommt es, daß von tausend Bergsteigern, die ihre Befriedigung im Bergsteigen selbst finden, neunhundertundneunundneunzig dem üblichen Kopfschütteln über schwierige Bergtouren recht geben, indem sie ihr Hauptmotiv mit Naturliebe oder einem anderen Nebenbeweggrund bemänteln. Charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Berichte der meisten Hochtouristen; nach seitenlangen sachlichen Beschreibungen der überwundenen Hindernisse, wo die Sportsleute in Wahrheit ihre Genüsse fanden, ertönt fast regelmäßig ein ziemlich stereotyp oder gemacht klingendes, aber begeistertes Loblied auf die Schönheit der Aussicht, die als der Preis des stundenlangen Ringens geschildert wird.

Der Bergsport ist eine noch junge Kunst. Mit der eigentlichen Kunst berührt er sich in manchen Punkten. Beide sind nicht Mittel, sondern Zweck. Der Künstler schafft einem inneren Triebe gehorchend, und einen Drang zu befriedigen klettert der Bergsteiger an den Felsen empor. Sie suchen beide ein seelisches Bedürfnis zu stillen. Sie ringen beide mit der Materie, damit, ihr eine Idee aufzunötigen. Der Bildhauer meißelt an seinem Blocke die rebellischen Stücke weg, bis der Stein die Gestalt angenommen, die im Künstlergeiste geboren wurde. Der Dichter schlägt sich mit der Tücke des Zufalls, mit dem Chaos, bis die Atome sich ordnen, bis die Worte auf seinen Ruf hervorkommen und an die Stelle sich begeben, wo er sie haben möchte. Der Bergsteiger müht sich an dem Riesen, bis er ihm die Linie seines Weges auf den Leib gezeichnet hat. Man könnte noch eine weitere Parallele ziehen: wer der Aussicht halber Berge besteigt, gleicht im günstigsten Falle dem Laien, der sich an einem Kunstwerk erfreut; der Sportsmann aber findet in der Arbeit selbst, wie der schaffende Künstler, seinen Lohn.

Die Berge sind nicht tote, nicht unbeseelte Materie. Sie haben ihre Gebärden und ihre Sprache, die jeder sieht und hört, der in engem Hochgebirgstale der Bergkolosse Wesen zu erfassen sucht. Zusehends wachsen die dunkeln Mauern in den Himmel. Sie rücken näher zusammen, schieben sich unheimlich auf uns zu, bedrängen die Brust und rauben den Atem. Trotzig stellen die zum Leben erwachten Berge in unüberwindlicher Steilheit ihre Flanken heraus und lugen mit den weißen Häuptern spöttisch auf uns Zwerglein herunter. „Versuch's doch einmal, wenn du den Mut hast!" Dann wieder reizen sie uns, gleichwie Homers Helden, durch höhnisch hingeworfene Schimpfworte, mit donnernden Lawinen und knatternden Steinwürfen. Den und jenen haben sie im Kampfe schon erschlagen. Jetzt nehmen wir die Fehde auf: hei, wie sie nun sich regen und uns mit ihren Tücken bedrohen! Da suchen sie einen Schneehang unter unseren Füßen wegzuziehen, dort stellen sie uns einen steilen Gratturm in den Weg; einmal unterhöhlen sie listig den Gletscher, das andere Mal lassen sie einen unüberspringbaren Bergschrund klaffen. Alle bösen Kräfte fechten in ihrem Solde: Kälte und Tauwetter, Schneegestöber und Blitze. Aber der herausgeforderte Mutmensch kriecht empor, unbeirrt, Schritt um Schritt. An die Wand gekauert, läßt er den Steinwurf über sich wegpfeifen. Mit vorsichtig bemessener Verteilung seines Gleichgewichtes drückt er sich auf handbreiten Bändern um vorgestemmte Felsen herum. Sein Scharfsinn läßt ihn Wände erklimmen, an denen die feindlichen Mächte jeden Griff abgeschliffen. So arbeitet er knirschend und keuchend durch lange Stunden hindurch, bis er endlich über das letzte Hindernis hinwegturnt und dem Besiegten den schweren Schuh auf den Nacken setzt.

Jetzt ist der überwundene Bergriese, der den Gegner umsonst abzuschütteln suchte, wieder eingeschlummert. Aus den Augen des Siegers dringt ein Leuchten. Aber die

deuten es falsch, die, am Führerseil heraufgeschleppt oder auf bequemem Pfade wandernd, den Eroberer auf dem Gipfel trafen. Er hat Triumph gekostet, während sie tote oder höchstens grauenerregende Natur vor sich sehen. Sie müssen sich von dem Berge höhnen oder verachten lassen; er hat ihn besiegt.

Gottfried Keller hat das Verhältnis des Menschen zur Natur einmal in tiefe Worte gefaßt. „Ich habe erfahren und eingesehen," sagt er, „daß das müßige und einsame Genießen der gewaltigen Natur das Gemüt verweichlicht und verzehrt, ohne es zu sättigen, während ihre Kraft und Schönheit es stärkt und nährt, wenn wir selbst auch in unserem äußeren Erscheinen etwas sind und bedeuten, ihr gegenüber." Man kann auch beobachten, daß das Gefühl der inneren Leere und der Hang zur Empfindsamkeit nur Untätigen anhaftet. Dasselbe Gefühl „verzehrt das Gemüt", wenn wir andere arbeiten sehen, ohne selber die Hand zu rühren. Zur Überwindung reizt jeder Widerstand. Außer dem offenkundigen, plumpen Widerstand aber liegt in der Bergwelt noch etwas verborgen, ein Geheimnis, das die Menschenseele mit dem Verlangen füllt, es aufzudecken, — der Reiz des Unbekannten. Dieses Unbekannte, meinetwegen unter Gefahren für das Leben, zu entschleiern, das sind die Wonnen und die Wollust der Eroberung. Solche Gefahren erst beseelen den Widerstand. Sie bilden auch die Seele des Bergsports, den man nicht unzutreffender darstellen könnte, als wenn man ihn mit geistlosen Kraft- und Gewandtheitsproben vergliche. Ganz im Gegenteil bedeutet jede hochtouristische Leistung einen Sieg des Geistes über die Materie.

So berührt sich der Bergsport wiederum mit den höchsten Bestrebungen des menschlichen Geistes, sich die Natur gefügig zu machen und dadurch den Menschen auf den Götterthron zu erheben. Zugleich aber erscheint die Materie wieder als der uralte Erbfeind, und der Mann der Tat, der den Kampf mit ihr mutig aufnimmt, als eine sittliche Größe. Das Betätigungsfeld für solche Männer ist in unserer Zeit sehr klein geworden. Aber das Verständnis für sie ist nicht eingeschlafen. Was kümmerten die große Menge die wissenschaftlichen Entdeckungen Nansens, die technischen Leistungen Zeppelins? Den furchtlosen ausdauernden Männern jubelte sie zu; demjenigen ihrer Beweggründe, der seine Befriedigung in der Tat selbst, nicht in Zweck und Nutzen sah. . .

Der Bergsport bedarf keiner Entschuldigung. Von allen Sporten ist er der edelste. In die einsame Wildnis der Berge kann man den Geldsack nicht mitschleppen. Des Publikums Auge und Beifallstosen dringt nicht zu dem Kletterer empor. Die Intelligenz ist Führerin. Größer als bei anderen Sportsarten ist hier ihr Vermögen, Erfolge zu zeitigen und der Gefahr des Zufalls auszuweichen. Wer von Zeit zu Zeit aus den von Kulturgeschwätz brausenden Tälern flieht, um hoch oben an luftigen Felswänden seinen Mann zu stellen, der vollbringt stillschweigend, im kleinen wenigstens, eine kulturelle Tat: im Alltagsleben droht das Materielle den Geist zu ersticken, im Bergsport aber triumphiert der neubelebte Geist über die Materie.

A. Saager

Auf Erden

Sind Dichter Seher und Propheten? Sind große Künstler „Bürger derer, die da kommen werden?" Vorboten einer neuen Kultur? Eine alte tiefwurzelnde Redewendung behauptet das. Und wenn man eine offene Blüte, um ihres Samens willen als die Prophezeiung kommender Gewächse, die reife Ähre, um ihres auch der Aussaat dienenden Kornes willen als den Vorboten der nächsten Ernte ansprechen will, so darf man das tun. Aber wer den

Blick nicht in der Ferne schweifen läßt, wer ihn — ein geschichtlich Denkender — von der Wurzel langsam heraufführt, der sieht in Blüte und Frucht nur die letzte Vollendung, die sinngemäße Erfüllung eines Gewächses, den Abschluß eines Werdens. Reife bezeichnet ja freilich immerdar den geheimnisvollen Punkt, da Vergangnes sich in Zukünftiges hinüberfaltet; aber es ist uns natürlicher in der Frucht das Ende als den Anfang eines Kräfteumlaufs zu sehen. Das Kunstwerk aber ist die Frucht der Kultur; erst wenn eine Zeit ihre Säfte durch alle Bahnen gejagt, alle arbeitenden Organe ihrem Wesen nach ausgebildet hat, dann reift ihr jenes in sich geschlossene Wunder, das „die Welt noch einmal" bedeutet. Auf Trieb folgt Ahnung, aus Ahnung Begreifen, aus Begreifen Reden — aus Rede wird Gesang. Der ganz gereinigte Trieb, das tiefste Begreifen singt.

Ich glaube, wir sind mit unsrer werdenden Kultur noch im Zeitalter des Redens. Wohin es uns treibt, das haben unsere Besten seit Geraumem begriffen und haben es ausgesprochen: „Und der Mensch will wieder selig werden — auf Erden! Weißt du noch, wie man das machen muß?" Es ist etwas auf dem Wege, es wird ein Geistes-Gewächs: das ist wider mechanistischen Trübsinn, wider fatalistische Weltergebenheit — aber noch mehr ist's Antiromantik, noch weiter ist es von traumseliger Weltflucht und hochmütiger Abseitigkeit. Ein Fest der Wirklichkeiten ist angesagt, eine Erd-Religion will werden. Man spricht von ihr — aber noch werden die Worte selten zu Gesang. Kaum einem ist schon das neue Wesen so überbewußter Besitz, so selbstverständliche Wahrheit, daß es aus ihm heraus im rund Gestalteten rollte. Werdendes, Gewolltes, Sehnsucht ist es noch den meisten, sie reden von ihrer Sehnsucht, reden auch, wenn sie zu dichten meinen. — Denn der Schriftsteller ist früher als der Dichter; Rousseau hat die Natur gefordert, Herder hat sie gepriesen — aber erst der junge Goethe hatte sie in sich. Heute sind (mit zwei Ausnahmen vielleicht) all unsere Dichter — Schriftsteller; sie reden noch.

Ich habe ein paar Bücher jüngerer Autoren in Händen. Die Verfasser meinen, es seien Gedichtbände. Aber diese schönen starken, menschlich erfreuenden Aufzeichnungen sind doch nur ein Reden von neuen Wesen; Aussprachen eines Begriffnen, sind nicht im mindesten Lieder, die das neue Leben sich selber singt. Nein, das sind keine Gedichte — aber vielleicht beste Symptome der Zeit. — Alfons Paquet nennt sein „Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen" recht mit dem Schlagwort der neuen Religion „Auf Erden" (Eugen Diederichs, Jena 1908). Und stark, bunt und klar breitet er den ganzen Besitz hin, der einst neue Dichter reich machen wird — neue Dichter, die ihn nicht mehr sammeln und ausbreiten, die ihn haben und gestalten werden. Das rote Gestein der Neckarufer zwischen stillen Tannen und das Dampfergeheul im Hafen zu Rotterdam — Zons „stecken geblieben in einem Sumpf sturmloser Vergangenheit" und New York „die atlantische Stadt", diese „rüstigste von allen Städten der Erde" — der einsame Radfahrer, nachts auf einer deutschen Landstraße, und der brüllende Gesang eines amerikanischen Volkskonvents „dreißigtausend Menschen Kopf an Kopf. Eine Arena und die Ränge und Galerien der Arena anfüllend bis unter das hohe Dach". Die Arbeiter am Hafen, in Maschinenhalle und Bergwerk die Güter schaffend und „zu gleicher Stunde" der Professor im Hörsaal zu seinem sechzigsten Geburtstag geehrt und die Bürgervertreter im Rathaussaal romantische Mühlen elektrischen Werken opfernd. Dies alles sieht und fühlt Paquet und nimmt es auf als frohe Botschaft seines neuen Glaubens: alles ist schön und alles ist heilig auf Erden und nichts kann häßlich oder gemein sein, was da lebt, zeugt, schafft, aufbaut. Von diesem Glauben spricht Paquet, spricht ohne theologische Salbaderei und philo-

sophische Verzwicktheit, spricht, indem er die Fülle klarer, bunter, starker Beispiele vor uns ausschüttet. Aber er singt nicht. Seine Beredsamkeit strömt in breiter rhythmischer Prosa dahin, die meist ohne zureichenden Grund in Verszeilen abgesetzt ist. Aber soviele Erfahrungen angerührt sind, keine ist in jene letzte Tiefe verfolgt, wo sich ein singendes Wunder aus dem Wirklichen rundet. Alles ist klar gesehen — aber nur mit den Augen (denen er im letzten Gedicht dankt: „ihr seid die Träger meiner Seele") scharf gesehen und sodann begriffen; vielleicht ist es die volle Gegenwart aller anderen Sinne, das panische Verwobensein aller Nerven, das ihm fehlt, um zu den Unbegreiflichkeiten des Dichtertums zu kommen. Frommen Bericht von der Lebensreise, starke Predigt eines schönen Menschentums, das sind Paquets ungezügelt hinrollende Zeilen. „Poesie ist anders".

Und Poesie ist auch anders als jene rhythmischen Publikationen, die Ernst Schur so überreichlich verströmt. Er empfindet wie Paquet die große Weihe, die über „die steinerne Stadt" (Selbstverlag) gebreitet ist, hört auf allen Wegen, in allen Jahreszeiten und allen Wettern die heiligende „Weltstimme" (Bonsels & Co) und wandelt auf Erden so sicher und erhaben im Arbeitssturm eines Berliner Winters wie im „Tiefurter Frühling" (A. R. Meyer Verlag). Er ist ein Glaubensgenosse Paquets, aber auch ein literarischer Schicksalsgenosse: alle Fülle der Erfahrung, alle detaillierte Feinheit der Beobachtung, alle Weite des Begreifens hilft ihm nicht zum Gedicht. Er gibt Mitteilungen höchster Ordnung, keine Lieder; er gibt die täglichen, stündlichen Erfahrungen eines sensiblen und geistigen Menschen — aber nicht die großen festlich-seltnen Erhebungen, in denen ein Mensch zum Dichter wird. Daher auch das Gleichförmige und Massenhafte der Produktion, die stets interessiert und nie ergreift — Der letzte Grund aber ist: hier wird mit Wissen und Willen das Leben im neuen Geiste ergriffen, hier ist man noch auf dem Weg zur neuen Seligkeit und man — spricht von ihr. Aus denen, die sie besitzen bis in ihren tiefen unbewußten Grund hinab, wird sie als Melodie aufsteigen.

Es ist nun bald ein Vierteljahrhundert her, daß Arno Holz in etwas schnoddrigen sonst aber gut Geibelschen Versen, den Frühling in seinem (übrigens noch recht kleinstadt-idyllisch zahmen) Berlin begrüßte und auftrumpfte: „Auch dies ist Poesie!" Damals begann es, sehr grob äußerlich, als „Naturalismus" und ganz am Stofflichen verhaftet. Daß alles Innere, Eigentliche: Wortschatz, Satzbau und Rhythmik beim Alten blieb und eine im Grunde kaum noch geänderte Art romantisch-sentimentalen Sehens und Verstehens bezeugte, das bemerkte man nicht. Heute hat man doch tiefer gegraben; heller, im eignen Lichte sieht man das neue Leben und man unterwirft Schornsteine und Eisenbahnen nicht als neuen Stoff den alten Schönheitsidealen, man hört ihre eigene Schönheit, ihr eigenes Lebensgesetz heraus. Die Geibelsche Welt ist hin bis auf den Kern; davon geben neue Menschen wie Schur und Paquet trotzigen Bericht. Aber sie berichten, sagen und reden nur — wer singt das neue Lied? Richard Dehmel — zuweilen auch nur ein Redner, Berichter, Prediger großen Stils — hat zuweilen schon Strophen nach der neuen Melodie gesungen. Und aus Emil Verhaerens Lebenspredigt ballt sich ein wahrhaft neuer Gesang. Vielleicht wächst auch unsern Jüngern noch die Kraft zu, mehr als Prediger, Sänger zu sein der erneuten „Seligkeit auf Erden".

Julius Bab

Mythen und Jagden*

Es ist im Zirkus. Der Däne Johannes V. Jensen hat — ich nehme an, in

* Von Johannes V. Jensen. (Berlin 1910. S. Fischer, Verlag.)

Evening Dreß — in einer Loge Platz genommen. Unten im Parkett sitzt ein großer, sehr dickhalsiger Herr mit einem kleinen Pflaster auf dem blanken Schädel, an dem er fort und fort zupft, bis es ihm gelungen ist, es abzubekommen. Der Däne Johannes V. Jensen greift in seine Seitentasche — es ist kein Zweifel mehr, er hat wirklich seinen Frack an — zieht ein kleines Blasrohr heraus, tut einen Nagel hinein und schießt ihn dem dickhalsigen Herrn just in die Stelle des Schädels, auf der das Pflaster saß. Der Kopf sinkt schwer zur Seite, der dickhalsige Herr ist tot. Es entsteht eine Panik. Man trägt den schweren, gedunsenen Körper hinaus. Das Spiel geht weiter.

Das ist die Skizze „Eine Extranummer" aus Jensens neuem Buch „Mythen und Jagden": schlechthin bewunderungswürdig. Man weiß nicht, wie das gemacht ist, Überlegung und Räsonnement stehen völlig ratlos beiseite, Dame Vernunft zieht sich die Gummischuhe an. Aber man weiß, daß in diesen zwei Seiten alle Eindrücke, die man je in Zirkus oder Varieté empfangen hat oder empfangen wird, irgendwie greifbar verdichtet sind. Und diese „Extranummer" ist insofern keine Extranummer, als sich nahezu das ganze Büchlein auf solcher Höhe hält. Nun steigern sich die Eindrücke zu Visionen von dantesker Macht. Nun hört man Lebensbeichten, in die alles hineinspielt: Eiszeit-Visionen; gelles Lachen aus den Bordellfenstern einer Winkelgasse in Madrid; Fiedelgetön. Nun wieder macht man es sich am Feuer bequem, streckt die Beine weit von sich und zündet sich die Pfeife an und lauscht auf Jagdgeschichten. Es ist nämlich ein Jäger, der dies Buch geschrieben hat.

Nicht ganz leicht, diesen Jäger im kritischen Netze zu fangen.

Soviel ist sicher, ein Mann von seltener Sinnenschärfe gab hier Rechenschaft, ein Phantast dazu. Die kreideweißen Häuser in Madrid rieben nach Kohlensäure; am Morgen hat das Gras auf den kleinen Inseln des Kristianiafjords einen schwefeligen Geruch; von den getöteten Wildschweinen geht ein Duft aus, der an Bleistifte erinnert. Unter den sehr wachen Sinnen dominiert offenbar der Geruchsinn — just wie bei dem andern feinnervigen Dänen, bei J. P. Jacobsen; nur daß der kein Jäger, sondern ein Schwindsüchtiger war.

Jensen aber trifft auch mit der Feder: „Der Lärm und die Erbitterung schwammen in Farben". „Draußen ging ein schwerer Laut durch die Luft, es war, als hörte ich die Erdare knarren." „Welt und Bewußtsein ist eine Migräne Gottes."

Es ist ein Bauernsohn, der mit seiner Flinte durch den Wald pirscht, und ob sich dieser Bauernsohn auch zeitweise in einen Globetrotter verwandelt hat, auch für ihn blieben die Jugendeindrücke entscheidend. Das Echo des **dänischen** Waldes nimmt den Knall seiner Schüsse auf. Seit altersher aber hat der dänische Wald seine Eigenheiten. Man weiß, daß die Hasen dort verwandelte Hexen sind. Man weiß auch, daß man dort zu beliebiger Stunde den Gnomen antrifft und mit anhören kann, was er dem Basilisken mitzuteilen hat.

In die Weise dieses völlig Originalen und sehr Modernen klingen ganz leise und aus dämpfender Ferne Andersensche Töne hinein.

Ein sogenanntes Liebespaar — er ist Kommis und hat in die Kasse seines Prinzipals gegriffen, sie ist ein Straßendirnchen mit eingefrorener Lustigkeit — hat Kopenhagen verlassen und sich in ein Provinznest begeben, um sich gemeinsam das Leben zu nehmen. Auf ihrem Wege zum Tode kommen sie in den dänischen Wald. Ein kleiner Vogel singt. Und dieser kleine, dumme, natürliche Vogel erinnert sie derart an den wunderschönen Kanarienvogel im Tivoli zu Kopenhagen, der jedesmal sein Lied zum besten gibt, sobald man ihm ein Zweiörestück zwischen die Schwanzfedern eingeworfen hat, daß sie das Sterben ver-

gessen und die Kugel im Patronenlager stecken bleibt. So Jensen. Wenn aber die kleine Prinzessin im Andersenschen Märchen in Tränen ausbricht: „Pfui Papa! es ist keine künstliche Rose, sondern eine natürliche!" — ist nicht die Spiegelung die nämliche, und sind es nicht dieselben verzwickten Lichter in den Augengläsern, die beide dänische Dichter veranlassen, die Brille resolut von der Nase zu nehmen, sie ins Futteral zu tun und in der Rocktasche verschwinden zu lassen?

Da Jensen wieder einmal durch den dänischen Wald geht, es sind Frühlingstage, erblickt er in einem alten, dicken Buchenstamm — Darwins Antlitz. Es ist verhältnismäßig nebensächlich, daß sich an windstillen Abenden der ferne Glockenton von der Kathedrale der Romantik über diesem dänischen Walde vernehmen ließ, auf die Sinnenschärfe des Jägers kam es an, — auf dies Begreifen des flüchtigen Vorgangs aus den Gesetzen des Naturganzen heraus, für das der Name Darwins hier als Symbol steht, ist von neuem Gewicht zu legen. Wenn J. P. Jacobsen der erste war, der Darwins Schriften ins Dänische übertrug, so ist Johannes V. Jensen der erste Däne, der ihn erlebte. So wenigstens will es mir scheinen. Mitunter kommt ein Bekenntnis über die Lippen des Schweigsamen: „die Lebensbedingung aller Organismen ist Überfluß. Kann die Art sich nicht länger den großen Untergang erlauben, kann sie nicht mehr verschwenderisch mit Leben umgehen, dann ist ihre Anpassungsmöglichkeit im Niedergang und die Art ist zum Tode verurteilt. Dies ist die einzige Moral, die es gibt."

Gleichviel also, welches Echo den Knall aus Jensens Büchse aufnimmt, die Kugel trifft. Es erweist sich, daß der Hase dennoch keine Hexe war. Er überschlägt sich, ein paar Zuckungen, er liegt tot im Grase. Einige Augenblicke empfand Jensen Mitleid mit ihm, nun freut er sich bereits auf den Braten. Man darf den Jäger wohl fragen: „Mein Herr, wie denken Sie über das Morden?"

Frau Suttner in Ehren. Es scheint aber eine der großen Errungenschaften der modernen Kunst, daß sie, auf Darwin fußend, den Kampf ums Dasein in seiner wilden Herrlichkeit begriff, daß sich ihr die uralte Poesie des naturgewollten Mordes wieder heiligte. Liljefors, der Schwede, hat das gemalt. Kipling, der Engländer, hat es aus imperialistischem Kraftbewußtsein, zugleich aus mutiger Träumerseele gestaltet. Es ist, ausgesprochen oder nicht, der letzte Klang in Johannes V. Jensens Dichtung. Und das ist etwas anderes als die verstiegenen Philosopheme von Renaissancemenschentum! Es ist ein neues (uraltes) Begreifen der Natur, in dem man stark wird. Ohne dies wäre Jensens kleines Büchlein von den „Mythen und Jagden" undenkbar. Dies ist der Kern, aus dem der ganze Baum mit seinen vielen Blättern und reichen Blüten recht innerlich erwachsen ist.

Ein wundersames Büchlein! So vieles klingt darin an, und doch besitzt es den allereigensten Ton. Nun die Sonne im Untergehen und die Nebel über das Meer streichen, wird das schnelle, schmale Motorboot (es faßt eine Maschine von 80 Pferdekräften) ins Wasser gezogen. Ein paar Männer in Teerjacken und ein paar Jagdhunde sind an Bord. Das Schiff fegt durch die Wellen. Johannes V. Jensen, der vorn am Bugspriet hockt, erzählt von Erlebnissen aus der Steinzeit, von Ungeziefer, von hingemordeten Tieren und verärgerten Gnomen. Die Nebel steigen und fallen. Hör zu! Er erzählt in „Mythen" und in „Jagden" die Geschichte deines eigenen Lebens.

Ernst Heilborn

Das Leben des Grafen Federigo Confalioneri

Ich habe die Leser dieser Zeitschrift auf das Buch „Risorgimento" von Ricarda Huch aufmerksam gemacht, habe zu zeigen versucht, wie diese Dichterin Gestalten einer noch nahen, kaum abgelebten Vergangenheit (die aber rascher vergessen ward als ein Altertum) durch eine ohne Vergleich innige Durchdringung ihres Wesens und ihrer Leiden beinahe zu Trägern einer neuen Heroensage neu erschaffen hat. Das Schicksal des Grafen Federigo Confalioneri war unter ihren Händen heimlich aufgelebt und vollzog sich wieder unter ihren Augen. Alle, die es im Lesen begleitet haben, erlebten es, als wäre es Wirklichkeit. Es fiel damals vor allen anderen Vorzügen dieser Historikerin das vornehmste Lob ihrer Gerechtigkeit zu, die sich gegen innerste Gefühle, tiefste Sympathien mit den Leidenden, ungebeugt und rein erhielt. Aber das wußte jeder, dem dichterischer Blick nahe geht, daß sich aus der geschichtlichen Treue, die sich allein an dem neuen Aufleben eines Schicksals erfreut, der poetische Traum erheben würde, der frei ist, feurig beflügelter Bruder des Eros. Und in der Tat — es ist kaum ein Jahr nach dem „Risorgimento" hinabgegangen, — da erscheint (wie dieses im Inselverlag) der Roman: „Das Leben des Grafen Federigo Confalioneri."

Man liest Bücher und vergißt sie wieder — dieses vergißt man nie. Immer sehe ich die Adelsgestalt des Grafen, seine dunklen, flackernden Augen. Gestalt und Augen — sie sind die ersten Helden dieses Buches! Das Aufrechte bricht zusammen, das Flammende erlischt. Der Graf Confalioneri hatte den Traum des einigen Italien geträumt — aber nur bis an die Pforte der Tat; aus seinem Zögern und seinem — fast freventlichen — Stolz zog sich die Tragik seines Geschicks zusammen. Er hat sich nicht geschützt, — man kann von Flucht gar nicht sprechen — als Gefahr schon so nahe schien, daß Warnung zu ihm kam, offen zu ihm kam; die Tränen und Bitten seiner Gemahlin, der edlen, von Anmut und Hingebung wie von innen aus strahlenden Teresa, haben ihn nicht bewogen, sich ihr und ihrer Liebe zu erhalten. In den Mauern des Spielbergs mußte sich sein adliges Leben elend hinschleppen, über den Tod Teresas weit und ohne Hoffnung hinaus. Was half es, daß seine Seele rein ward und tiefer? Werden nicht auch Brunnen tiefer gegraben, wenn Wasser selten wird? Ja — er ist in Liebe zu Teresa heimgekehrt, die er innerlich längst verlassen hatte, ist treu den Gefährten geblieben (es war eine freventliche Treue wie sein Stolz), treu diesem Stolz, treu jedem Gedanken, für den er büßte. Aber nur — solange er büßte; wie er erlöst war, brach er zusammen. Erschauernd, sieht man ihn unablässig verfallen, plötzliches Greisentum nimmt von ihm furchtbar Besitz. Von allem abgekehrt, was ihn mit Irrlichtern verlockt hat, lebt er mühselig, der Freiheit unfroh, sein Leben ab, lange auf Reisen irrend, endlich wieder in der Heimat, deren Anblick ihn mit Erinnerungen mächtig ergreift. Aber schon sinkt er wieder in sich ein; selten, daß ein Widerschein der großen Jugendfeuer über sein Haupt hinweht. Erst sein Tod scheint sein Alter mit seiner Vergangenheit zu versöhnen, — eine tragische Harmonie, ein Kreis, geschlossen von Charakter zu Schicksal; großartig in dieser Dichtung in Verbindung gebracht mit den Alpen und den Sternen. Seine Leichenfeier aber übertrifft diesen Tod noch, wie Flammen alles übertreffen. Der junge Redner, der seinen Namen mit Trauer und Preis verherrlichte, golden umflorte, „stand da, als zerrisse er den Körper des Toten in Stücke und würfe sie nach allen Richtungen des Windes, damit der glutvolle Stoff ganz Italien zu einem rächenden Brande entzündete". Aber nicht sein Tod, vielmehr sein Leben und Märtyrtum, ging, eine mystische Wanderfackel, durch das ganze Land, von Herz zu Herz. —

Dies alles ist in dem neuen Roman Ricarda Huchs beschlossen und vieles mehr, das reine Dichtung ist, wie diese schönen seelischen Spiele von der Weide im Gefängnishof und der einsamen kranken Rose an der kalten Terrasse des Spielbergs. Und von Menschen vernimmt man, deren bloßes Erscheinen schon rührend ist wie Silvio Pellico und Piero Maroncelli, die hinreißen wie Andryane, machtvoll zwingen wie Salvotti. (Es fällt mir ein, daß alle diese, sei es im Guten oder Bösen etwas von Engeln an sich haben, mit einziger Ausnahme des Helden selbst, der ganz zu den Menschen gehört.) Aber was ist dies gegen das große Bild einer Zeit und zweier Reiche, gegen das Bild des nördlichen Italien und der weiten mährischen Ebene, des Schlachtfelds von Austerlitz, nun atmend von Fruchtbarkeit, hingelagert, abendlich ergreifend mit melancholischer Traumeskraft? Eine edle und klare Diktion läßt das alles vorüberziehen, wie ein seltsamer Zug von lauter Spiegeln; es ist ein Ton in ihr, der neu ist, von noch größerem Leben als in den früheren Büchern von Ricarda Huch, langsam abzweigend von Goethes Altersstil. Man kann diese Sprache vielleicht den Sternen vergleichen, wofern nicht ein besseres Bild für Kühle, Leuchten und ferne Innigkeit gefunden wird. Sie ist weise, hoch und reich und zieht — man wird doch bei den Sternen bleiben — die verborgensten Liebesgefühle romantisch, süß befeuernd, an.

Felix Braun

Luftheldentum

Enthusiasten des technischen Fortschritts quittieren jedes Gewordene als rechtmäßige Forderung. Jeder fühlt sich als Vertreter der Menschheit und Mitarbeiter, wo nicht gar Inspirator sämtlicher Erfinder und Entdecker. Und das Erreichte ermächtigt ihn zu weiteren Forderungen, so gut, wie das Verhältnis des Religiösen zu seinem Gott auf Gegenseitigkeit beruht. Der Held der Technik ist sein Held. Es ist heute nichts mehr feige als der Verzicht auf den technischen Fortschritt, oder die Anzweiflung seiner Grenzenlosigkeit, oder das Suchen nach anderen Maßstäben für das Menschliche.

Es gibt nur noch ein Heldentum. Das im Kampfe von Mensch gegen Menschen erworbene ist überlebt, wirkt theatralisch unwahr. Das wirkliche ist nur noch gegen die unpersönlichen Naturmächte zu erringen. Doch nicht der erwirbt es, der an der Spitze des gemeinsamen Vorstoßes den scheinbar eigentlichen Sieg erficht, der Erfinder der Maschine, sondern der, der sein Leben für sie einsetzt. Das Geistesheldentum des Wissenschaftlers ist eine selbstgefällige Phrase, denn die physische Bedingung des Heldenkultus, die Forderung des augenblicklichen vollen Lebenseinsatzes, hat sich nicht verändert. Und er darf auch nicht im Laboratorium, gegen den unsichtbaren Feind geschehen, gegen die Tücke des Objektes, sondern muß die klare Herausforderung des Feindes sichtbar machen. Kommen der Erfinder und Halsbrecher in einer Person zusammen, so geht der Naive wie der Intellektuelle mit ihm; sein Heldentum hat den Anschluß an den höheren Zweck erreicht.

Der Aviatiker ist die vollkommenste Vereinigung beider Forderungen. Ohne die Bedingung, ob die Luftfahrt eine Bedeutung für das menschliche Glücksstreben erlangen wird, ist sie selbst Glücks genug, denn sie hat den Helden gebracht, nach dem die Sehnsucht nicht ruhen wollte. Der Kampf gegen die unpersönlichen Mächte, der sich am reinsten und stärksten im Kampf gegen die Schwere ausspricht, konnte nicht ruhen, bis er eine heroische Personifikation erlebte. Dazu gehörte die Erfindung des Fliegens und die persönliche Opferung des Erfinders zugleich.

Sicher ist das eine Offenbarung der urewigen persönlichen Triebkraft alles

organischen Werdens. Der Aviatiker war das Ziel der Technik von Anfang an, so fern auch das Bewußtsein von seiner endlichen Erscheinung war. Der Typus des Helden im Menschenkampfe gegen das Außermenschliche konnte aus elementaren Gründen, die von Anfang an unverrückbar waren, auf keine andere Verkörperung hinauslaufen.

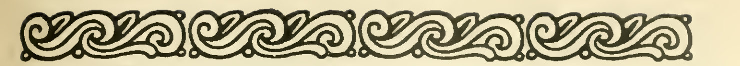
Nun ist er erreicht. Was dahinter kommt, ist Fortsetzung der Kollektivarbeit, gemeinsamer Fortschritt, dem aber das Bestimmungsziel des Heldentums versagt ist. Die Begeisterung wird bald verbraucht sein, und hinter ihr erhebt sich alsbald die leere Frage des Nutzens. Von ihrer Beantwortung hängt für den Heldenmythos nichts mehr ab. Herakles wurde einmal geboren; keine Gymnastik konnte ihn zum zweiten Male hervorbringen, nur viel ziellosen Kraftaufwand, der sich schließlich in Unnatur und Entartung verspielte. Vielerlei Luftfahrten werden wir erleben, aber ihr eigentliches Ziel, der Heldensieg des Menschen über die Schwere, liegt als Erlebnis hinter uns.

Was jetzt noch über das Erreichte gefordert wird, ist Kombination, der das Triebhafte fehlt. Mit dem Erreichten kombinieren und variieren ist aber im Grunde unschöpferisch, spekulativ. Es führt das Erlebnis nicht wieder herbei, das einmal war, und wird unter dem Vorwande, es doch zu wollen, noch allerhand nebensächliche Nützlichkeiten erfüllen, auf die es in der Entwicklung der Technik nicht ankam.

Die Glücksforderung, die die durch Organisation und Technik um die eigene Selbstbestimmung betrogenen Massen immer dringender präsentieren, ist jetzt bezahlt. Vor jeder anderen Formulierung schlägt ihnen die „wirtschaftliche Notwendigkeit" die Türe vor der Nase zu.

Hermann Gottschalk

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Aus der religiösen Bewegung der Gegenwart / von E. Troeltsch

Berichterstattungen über religiöse Bewegungen haben ihre große Schwierigkeit. Dabei ist nicht die Schwierigkeit gemeint, die aus der verschiedenen Auffassung und Beurteilung der einzelnen Erscheinungen entsteht und die, wie politische Gegensätze, meist sehr persönliche und leidenschaftliche Urteile mit sich zu bringen pflegt. Hier muß man den Mut seiner Meinung haben und im übrigen diejenigen, welche auf eine ernste, gerechte, die verschiedenen Motive achtende Erörterung nicht eingehen wollen, im Namen der Vernunft oder im Namen des Glaubens geringschätzige oder höhnische Bemerkungen machen lassen können. Die eigentliche Schwierigkeit liegt vielmehr in der Beobachtung der Tatsachen selbst. Die Wandlungen der religiösen Stimmungen und die Bildung verschiedener Gruppen liegt so sehr im Dunkel und in der Mannigfaltigkeit des persönlichen Lebens, daß immer erst die Ergebnisse nach langer verborgener, unterirdischer Ausbreitung hervortreten und die eigentlichen letzten Quellen fast niemals zu fassen sind. Hier herrscht nicht die Logik der Begriffe, und die Entwickelung spinnt sich nicht am Faden der Reihenfolge der Bücher ab. Hier wirkt der Druck der sozialen Lage, die Mannigfaltigkeit persönlichen Erlebens, die Eigenart der Individuen, die Mitteilung des verborgensten inneren Daseins von Person zu Person, das ganze undurchschaubare Spiel kleiner und kleinster Seelenregungen, die sich zu geistigen Mächten langsam und unmerklich zusammenballen. Freilich hängt dann die größere Ausbreitung und öffentliche Wirksamkeit schließlich an erkennbar hervortretenden Persönlichkeiten oder an einflußreichen Büchern. Aber in beiden brechen doch die dunkel empfundenen und langsam zusammenstrebenden Kräfte erst an das Licht. Und auch da bleiben oft die bedeutsamsten und wirksamsten Erscheinungen wenig beachtet und treten ihre Wirkungen oft erst an ganz anderen Stellen zutage. So ist z. B. die Wirksamkeit von Johannes Müller, der erst in großen Vortragsreisen seine Gedanken ausstreute und nun auf Schloß Mainburg eine Art stiller Gemeinde um sich sammelt, trotz großer Verbreitung seiner Schriften sowohl von den offiziellen kirchlichen und theologischen Stellen, als auch von unserer intellektuellen Welt wenig beachtet worden; und doch formen sich in den unfaßbaren Einwirkungen dieses Mannes bedeutsame religiöse und ethische Kräfte, deren Einsatz in die religiöse Bewegung unserer Tage meines Erachtens sehr bedeutsam ist und durch alle möglichen Vermittelungen auch bei solchen zum Vorschein kommt, die von dem ursprünglichen Quellort gar nichts

wissen. Solche Beispiele gibt es unzählige. Daher ist eine Berichterstattung von Hause aus hier nicht in der Lage, einen systematischen und erschöpfenden Überblick über das Ganze der unendlich widerspruchsvollen und spannungsreichen Bewegungen zu geben. Es muß genügen, von der Gegenwart den allgemeinen Eindruck zu gewinnen, daß in der Pendelbewegung des geistigen Lebens die religiösen Lebensinhalte wieder im Steigen begriffen sind und daß Ästhetik, Philosophie und verwandte Interessen — denn sie haben im Grunde alle einen gemeinsamen Zug zum Metaphysischen — wieder mit zunehmender Energie und Leidenschaft an dem Geheimnis unseres Daseins bohren. Die Macht, die die Kirchen heute über unser politisches Leben ausüben, hat ihren Grund nicht bloß in allerhand Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten, sondern in der Furcht großer Massen vor einer Auflösung der Religion und der religiösen Erziehung durch den modernen antichristlichen Radikalismus. Der Ruf „die Religion ist in Gefahr" ist der wirksame Schlachtruf, mit dem beide Konfessionen ihre Anhänger und Mitläufer stets in Bewegung zu setzen vermögen. Andererseits ist aber auch die Leidenschaft des Kampfes gegen das Christentum gestiegen und treten Ersatzbildungen aller Art in Vereinen und Gesellschaften auf, die dem metaphysischen Drang eine neue Befriedigung mit philosophischen, mit indisch-buddhistischen oder auch mit spiritistischen Mitteln verschaffen wollen. Und zwischen diesen Polen bewegt sich in Kunst und Dichtung, in Belletristik und Feuilleton, in Wissenschaft und Popularisationsliteratur eine Masse von religiösen und halbreligiösen Gedanken und Bedürfnissen hin und her, die sich überhaupt nicht formulieren läßt.

Unter diesen Umständen muß eine Berichterstattung auf jeden Gedanken systematischer Übersicht verzichten und darf sich dem Zufall anvertrauen, der der Redaktion einer Zeitschrift Bücher zur Besprechung zuführt, die teils durch die Bedeutsamkeit ihres Inhaltes, teils durch das von ihnen erregte Aufsehen symptomatisch für die Lage sind und hinter deren Inhalt oder hinter deren Wirkungen sich jene anonymen Ursprünge verbergen, aus denen solche Dinge in letzter Linie hervorzugehen pflegen.

Ein solches Buch aus katholischer Atmosphäre heraus ist das Werk von Karl Jentsch „Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" (Leipzig, Haberland 1909). Jentsch ist den Lesern der „Neuen Rundschau" aus mancherlei Aufsätzen bekannt. Er hat in diesem Werke manche älteren Arbeiten, darunter einige hier zuerst erschienene, gesammelt. Er ist einer der unabhängigsten, erfahrungsreichsten und ehrlichsten Schriftsteller, die allgemeine religiöse, ethische und philosophische Fragen vor der Öffentlichkeit populär zu behandeln pflegen, und man möchte seinen besonnenen Urteilen eine nachdrückliche Wirkung wünschen. Der Ideen- und Gefühlskreis, aus dem heraus er denkt und urteilt, ist der Katholizismus, dem er als junger,

höchst idealistisch gesinnter Priester selber gedient hat, den er dann nach dem Vaticanum als Altkatholik zu reformieren helfen suchte und den er heute als freier unabhängiger Privatmann in einer ganz selbständigen und eigentümlichen Weise vertritt. Er lehrt uns damit die tiefen, nicht so leicht auszurottenden Motive des Katholizismus kennen und zeigt doch auch die schweren Gefahren und Schäden des herrschenden Katholizismus. Jentsch empfindet katholisch in dem Sinne, als er eine religiöse Bedeutung Christi sich nur denken kann im Zusammenhang mit einer von Christus ausgehenden großen einheitlichen Weltgemeinschaft und Heilsanstalt, die durch ein Christi Tätigkeit fortsetzendes Priestertum zusammengehalten wird in gemeinsamer Erkenntnis und in gleichartigem Kultus. Für ihn liegt in der israelitisch-christlichen Religionsgeschichte, in der Person Jesu, in der Bibel und in der Entwickelung der christlichen Idee wirklich eine über die gewöhnliche Welt hinausführende göttliche Offenbarung und Veranstaltung, und das hat ihm nur Sinn, wenn der einheitlichen Stiftung auch eine einheitliche Wirkung, die Einheit der Weltkirche, entspricht. Er empfindet weiter katholisch, indem er den symbolischen und sakramentalen Kultus mit seinem Zurücktreten des Intellekts und der Predigt hinter den undefinierbaren Stimmungsträgern anschaulicher und die Phantasie beschäftigender Vorgänge für ein stärkeres und dauerhafteres Erregungs- und Erziehungsmittel des religiösen Lebens hält als die individualistische und intellektualistische Predigt. Durch den Zusammenhang mit der Urgeschichte der Kirche und durch die Ausbreitung über alle Erdteile ist ihm dieser Kultus zugleich von einem verstärkenden Eindruck der Massengefühle und der Tradition begleitet, den keine daneben entstandene und daneben stehende kirchliche Neugründung ersetzen kann. Von dieser Grundanschauung aus fixiert er in seinem Buch zuerst das christliche Dogma, das ihm mit Recht im wesentlichen im ethischen Theismus und in dessen Verbindung mit der religiösen Würdigung Jesu als der Offenbarung dieses theistischen Gotteswillens besteht. Das trinitarisch-christologische Dogma, das zusammen mit dem Dogma von der Kirche das einzige wirkliche katholische Dogma bildet, glaubt er in diesem sehr einfachen Sinne deuten zu können. Gegen die Ersetzung des Christentums durch eine pantheistische Mystik, die den modernen, an dem Gedanken der gesetzlichen Einheit der Natur genährten monistischen Instinkten so sehr entspricht, macht er Gründe philosophischer und religiöser Art geltend, die mir völlig durchschlagend erscheinen. Die Wirkung des so begründeten und fortgepflanzten Gottesglaubens sieht er als den Sinn der christlichen Erlösung an, die er von der paulinischen Erlösungslehre befreit sehen will und einfach erkennt in „der Erlösung von der Furcht vor bösen Gottheiten und Dämonen, in der Beruhigung über die jenseitigen Folgen der Sünden, in der Anregung zu Werken der Nächstenliebe und in der Anleitung zu einer vernünftigen Lebensgestaltung, in der tröstenden und beruhigenden Hoffnung auf eine jenseitige

Vollendung". Von da aus entwickelt er auch den Sinn der katholischen Ethik, der Mystik und der Askese, wobei er die Bedeutung der Seelenleitung für die ungeheure Masse der Durchschnittsmenschen, die in letzter Linie weltüberwindende Konsequenz jeder religiösen Ethik und die Überschreitung der Durchschnittsleistungen durch heroische Anstrengungen sehr verständig als bedeutsame und wertvolle katholische Forderungen bezeichnet.

Mit dieser Zeichnung eines bleibend wertvollen Kernes und Sinnes des Katholizismus verbindet er eine scharfe Kritik seiner tatsächlichen modernen Entwickelung. Er tadelt die übermäßige Zentralisation und Uniformierung in Dogma und Verwaltung, die zu einem unerträglichen Orthodoxismus und Dogmatismus geführt haben und jede freie individuelle Bewegung aufheben. Er verwirft die Behandlung des kultischen Symbolismus als Sakramentszauber und dingliche Gnadeneinflößungen, die ganze Ausbreitung der neuen Devotionen und Kulte, die nur der Wundersucht und Phantastik Vorschub leisten. Vor allem verwirft er die Intoleranz und den Anspruch auf einen anderen als einen geistigen Einfluß im Wettbewerb der Konfessionen und der verschiedenen geistigen Gruppenbildungen. Es ist eine Kritik, die ähnlich wie der katholische Modernismus überhaupt, die Verinnerlichung, die Vergeistigung und Beweglichkeit des religiösen Lebens verlangt und wesentliche katholische Grunddogmen, den Sakramentalismus und die hierarchische Unfehlbarkeit, aufhebt. Sie lebt des idealistischen Glaubens, daß auch ohne diese psychischen und materiellen Zwangsmittel die Einheit des Katholizismus sich behaupten würde.

Wie weit eine solche Einheit auch dann noch festgehalten werden kann und wie weit überhaupt eine solche Reform des Katholizismus möglich ist, ist schwer zu sagen. Ich halte die Wahrscheinlichkeit nicht für groß. Die wirkliche Entwickelung widerspricht dem auf der ganzen Linie. Wohl richtet sich der Katholizismus auf ein paritätisches Zusammenleben und auf die Toleranz anderer Religionsgemeinschaften im modernen Staate ein und geht damit von seinem mittelalterlichen Prinzip gründlich ab. Aber er tut es doch nur, um damit in seinem eigenen, ihm verbleibenden Bezirk seine ausschließende Herrschaft um so stärker aufzurichten. Es ist der charakteristische Zug der modernen katholischen Entwickelung, die Nichtkatholiken preiszugeben und die furchtbarsten Verderbnisse zu dulden, um dann wenigstens die Freiheit zu haben, die eigenen Angehörigen seinen strengsten und ausschließlichsten Maßstäben zu unterwerfen. So hat der Bischof v. Ketteler einmal die Lage charakterisiert. Daher sammelt der Katholizismus die katholische Bevölkerung in katholischen Gruppen aller Arten und sucht eine völlige soziale Scheidung der katholischen und nichtkatholischen Bevölkerungsteile herzustellen. Er kann die Gesellschaft nicht mehr von oben und als Ganzes beherrschen, dafür zerklüftet und teilt er sie von innen heraus. Was er auf

der einen Seite an Universalität verliert, gewinnt er auf der anderen Seite an ausschließender Intensität. Er kann dann hoffen in den modernen Demokratien durch die so bearbeiteten Bevölkerungsmassen auch indirekt an der Beeinflussung des Staates in den Parlamenten Anteil zu gewinnen und Schulverhältnisse, Paritätswünsche und Ähnliches nach seinem Sinne zu erledigen oder doch wenigstens zu beeinflussen. Diese ungeheure Gefahr, gegen die es kein Mittel zu geben scheint und die durch den antichristlichen Radikalismus der Kulturkämpfer nur gesteigert wird, hat Jentsch nicht genügend beachtet und darum auch die leidenschaftlichen Proteste gegen diese zunehmende Zerklüftung nicht gerecht genug angesehen. Im übrigen aber ist seine Darstellung überaus lehrreich. Sie zeigt die tiefen und ernsten religiösen Energien, die viele Millionen von Katholiken beseelen, in ihrem eigentlichen reinen Sinne. Sie zeigt vor allem, wie zahllose hochgebildete Menschen Katholiken sein können, nicht ohne Kritik an ihrer Kirche, aber in dem Gefühl, hier Dinge zu besitzen, die nirgends sonst zu finden sind, und in der Hoffnung, daß die notwendigen Reformen sich schon einmal finden werden. Und über das hinaus zeigt das Buch nicht bloß die Bedeutung des Katholizismus, sondern auch die Bedeutung des Christentums überhaupt, das bei allen Gefahren und Einseitigkeiten doch den Massen eine seelische Tiefe und gesunde mutige Lebensauffassung gibt, die keine bloß philosophische Meinungsgruppe ihnen zu geben vermag. Ich stimme hier seinem Schlußurteil durchaus zu: „Gerade die großartige Kulturentwickelung der neueren Zeit ist es, die das Christentum, indem sie es von seinen Verirrungen und Fanatismen heilt, wieder in seinem ursprünglichen Geiste wirksam macht. Das Christentum ist nicht das Kulturelement, sondern eins unter vielen, aber allerdings ein wichtiges und unentbehrliches, erfreuliche soziale und sittliche Wirkungen hervorbringend. Darum Vorsicht und Rücksicht bei der Aufklärungsarbeit, damit nicht mit einem verhältnismäßig harmlosen Aberglauben und einem den gebildeten Katholiken lästigen Vorurteil die so heilsame Religion selbst und mit ihr so manches unschätzbare Kulturgut vernichtet werde." Das gilt nicht bloß vom Katholizismus, sondern von dem ererbten religiösen Kapital unserer Völker und Länder überhaupt. Es wird leichter zerstört als ersetzt und eine neue geistig-ethische Grundlage für das Gesamtleben wird nicht aus dem Stegreif gemacht. Solche Ansichten sind freilich nicht nach dem Geschmack der Radikalen von rechts und von links, sind aber nichtsdestoweniger sehr richtig und heilsam.

Jentsch richtet den Blick wesentlich auf die großen kirchlichen Massen und hofft den Fortschritt in Gestalt einer verständigen und dem modernen Geistes- und Gefühlsleben mehr Rechnung tragenden Reform der kirchlichen Leitung. Es ist auch das ein typischer Zug katholischen Empfindens. So hat einst Erasmus gedacht und so denken heute noch die katholischen Modernisten aller Länder. Ihre Empfindungen sind geschult und gebildet in der Form des Autoritätsgedankens.

Ihre Urteile sind durchdrungen von den Voraussetzungen und Selbstverständlichkeiten der Massenpsychologie. Das moderne Antichristentum ist für Jentsch wesentlich Literatur, und zwar Literatur eines zwar lauten und redseligen, aber verhältnismäßig engen Kreises, der neben den großen eigentlichen Hauptmassen des werktätigen und einer festen Lebensrichtung bedürfenden Volkes steht. Eine Massenkirche ist ihm das Antichristentum nur in der Sozialdemokratie geworden, aber auch hier glaubt er nicht an die Dauer dieses materialistischen Gegenbildes des kirchlichen Erlösungsdogmas. So hat er auch eine geringe Meinung von der philosophischen Religiosität, von der im Zusammenhang mit dem deutschen Idealismus erfolgten Neubildung einer humanen Christlichkeit, wie sie bei einem Teil des Protestantismus, bei der kritischen protestantischen Theologie und bei zahlreichen philosophischen Denkern vorliegt. Auch das ist ihm wesentlich Literatur und zwar Literatur von Gelehrten für Gelehrte. Darin kann ich ihm jedoch nur sehr eingeschränkt recht geben; nicht bloß, weil eine in der protestantischen Form des religiösen Individualismus und der freien Gewissensüberzeugung gebildete Empfindung eine derartige rein persönliche und in ihrer Verbreitung unkontrollierte Ideenwelt für etwas Gutes und Richtiges zu halten geneigt ist, sondern auch und vor allem, weil die tatsächliche Wirkung dieser Literatur doch gar nicht so gering ist, wie es bei dem Mangel jeder Organisation und jedes Massenzusammenhanges scheint. Es liegt doch auch hier eine große und bedeutsame religiöse Ideenrichtung vor, die teils innerhalb, teils neben der Kirche auf Unzählige wirkt. Man mag der Meinung sein, daß eine solche Richtung stets die großen Massenwirkungen der Kirchen voraussetzt, indem sie diese sublimiert und individualisiert und in die Zusammenhänge des modernen idealistischen Denkens einstellt, daß sie ohne diese nährende Unterschicht ein bloßer Schatten und Dunst wäre. Das ist wohl möglich. Aber eine solche Sublimierung ist eben doch ein Bedürfnis weitester Kreise, die im Christentum unvergänglich wertvolle Kräfte sehen und es doch in eine neue Ideenwelt überzuführen sich genötigt fühlen, wobei sie teils neben den Kirchen stehen bleiben, teils von diesen eine Organisation verlangen, die auch ihnen Platz und Wirkungsmöglichkeit in diesen großen sozialen Organisationen des religiösen Lebens sichert. Daß diese Richtung eine erhebliche Rolle in dem Suchen und Drängen der Zeit spielt, zeigt eine andere literarische Erscheinung, die Werke des Jenenser Philosophen Rudolf Eucken. Diese zahlreichen, durchaus nicht besonders bequem lesbaren und umfangreichen Werke erscheinen in immer neuen, sich immer rascher folgenden Auflagen und sind in mehrere Sprachen übersetzt. Die Verleihung des Literaturpreises der Nobelstiftung bezeugt die große internationale Stellung dieses Denkers, dessen Arbeit immer stärker sich auf die religiöse und ethische Reform und Neukräftigung des modernen Geistes richtet.

Eucken folgt im allgemeinen der Ideenwelt, die durch die Namen Kant,

Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel, Fries und Herbart bezeichnet ist und die schon ihrerseits damals eine solche Sublimierung der Kerngedanken des Christentums für die Bedürfnisse eines individualistisch-autonomen und dem Weltbild der modernen Wissenschaft zugewandten Denkens war. Sie war dann durch die erneuerte Orthodoxie und die Reaktion, durch den achtundvierziger Radikalismus, durch eine neue von Frankreich herüberschlagende Welle naturalistischer und skeptischer Aufklärung erstickt worden. Dann trat sie im Gegensatze hiergegen mit dem Neukantianismus der siebziger Jahre schüchtern wieder hervor, um allmählich erstarkend alle Folgeerscheinungen wieder der Reihe nach hervorzubringen, die seinerzeit das Kantische Denken in seiner Entwickelung bis zu Hegel und Schopenhauer hervorgebracht hatte. Euckens Eigentümlichkeit innerhalb dieser Bewegung ist in erster Linie eine sehr feine intuitive Empfindung für die seelische Lage der modernen Menschen. Er zeichnet immer von neuem den großen Widerspruch seines Daseins: die ungeheure schaffende Anspannung des freien Denkens und des technisch-sozial gestaltenden Willens und das Resultat von alledem, das in einem die Freiheit des Willens und die Selbständigkeit der Vernunft aufhebenden Gesetzesmechanismus des Weltbildes sowie in einer die freie persönliche Entfaltung aufhebenden Übergewalt technisch-materieller Interessen und schablonisierender Gesellschaftsverfassung besteht. Er zeigt die seelischen Wirkungen von alledem in einer seichten selbstzufriedenen Fortschrittsaufklärung, einer gleichgültigen und völlig materiellen Gedankenlosigkeit der bloßen Arbeit und Genußsucht, in der alle Grundlagen aufwühlenden und verneinenden relativistischen Skepsis, in einem auf alle Vollendung persönlicher Lebensziele verzichtenden Pessimismus, schließlich in dem leidenschaftlichen Gegenschlag einer neuromantischen Übersteigerung und Überfeinerung der Persönlichkeit. Von diesen Eindrücken her gewann er die Überzeugung, daß eine Festigung der religiösen Weltanschauung das einzige Mittel zur Vertiefung und zur Gesundheit zugleich ist. So hat sich seine Arbeit immer mehr auf die Probleme des „Wahrheitsgehaltes der Religion" und des „Sinnes des Lebens" zusammengezogen, zugleich aber auch an ein immer breiteres Publikum gewandt. (Der Wahrheitgehalt der Religion 452 S. 1905. Der Sinn des Lebens 1909.)

Der Einsatzpunkt Euckens ist die Unterscheidung einer naturwissenschaftlich- und psychologisch-gesetzlichen, entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung der Dinge von der Selbstbetrachtung und Selbsterfassung der Vernunft, die, indem sie diese Erkenntnisse hervorbringt, nicht selber eine bloße Folgeerscheinung des Wirklichkeitszusammenhanges sein kann, sondern ein eigenes selbständiges, gerade im Erkennen von der erkannten Wirklichkeit sich unterscheidendes Prinzip mit der Kraft eigener oder autonomer Gültigkeits- und Richtigkeitsurteile sein muß. Es ist das im allgemeinen der Kantische Grundgedanke. Eucken erweitert den

Gedanken jedoch dahin, daß er diese schaffende und aus eigenen inneren Notwendigkeiten sich erzeugende Leistung der Vernunft einmal über die Gesamtheit der Kulturfunktionen in Moral, Recht, Kunst und Religion ausbreitet und daß er weiterhin in diesem Unterschied nur erst eine Andeutung des eigentlichen tiefen inneren Gegensatzes unsers Daseins findet. Die Vollentfaltung dieses Gegensatzes führt zur scharfen Trennung der Vernunft vom bloß vorgefundenen Bestand und Zusammenhang, zu einer zusammenhängenden Ausbreitung der Kulturleistung der Vernunft, zu einem großen, die vorgefundene natürliche und psychologische Wirklichkeit erst gestaltenden und bearbeitenden Zusammenhang. Er nennt das das „Geistesleben" im Unterschied von dem bloß vorgefundenen, naturhaften und den Unterschied nur erst keimhaft enthaltenden „Seelenleben". Der weitere Gedankenfortschritt von hier aus ist, daß dieses Geistesleben in seiner Entfaltung und Entwickelung einen inneren Entwickelungs- und Strebezusammenhang zeigt, der uns nötigt, es noch tiefer auf eine einheitliche geistige Kraft zurückzuführen. Diese Kraft bricht aus der Seelennatur hervor, wendet sich gegen sie und beherrscht und gestaltet sie aus verborgenen, im Arbeitsprozeß der Kultur immer tiefer sich erschließenden Gründen. Das führt auf einen metaphysischen Dualismus zwischen Seele und Geist, der sich in der Erfahrung auftut und der nur in einer verborgenen und an sich unerkennbaren letzten Lebenseinheit seinen einheitlichen Ausgangs- und Zielpunkt haben kann. Indem aber diese verborgene letzte Lebenseinheit sich in der Erfahrung spaltet in ein gesetzliches Naturdasein der Körper- und Seelenwelt und eine aus der Natur heraus gegen sie sich wendende und in dieser Arbeit den Lebensgehalt gewinnende Freiheit, wird der Gedanke der sich durch eigene Tat setzenden und im Gehorsam gegen das Geistesgesetz gestaltenden Persönlichkeit zum eigentlichen Sinn des Lebens und der Welt. Daher muß für die Lebewesen die Vollendung der Freiheit und der Persönlichkeit irgendwie das höchste, vermutlich in ein Jenseits hineinreichende Ziel sein. Für den Weltgrund oder Gott aber muß mit dem höchsten Weltziel der Persönlichkeit doch auch seinerseits die sich selbstsetzende Tat, die sich selbstschaffende Persönlichkeit, der eigentliche Wesenskern sein, den freilich keine Theorie erschöpft und definiert, den aber der Gedanke in die Welt hineindenken muß und den das religiöse Gefühl von Hause aus in sich als seinen innersten Besitz und sein unmittelbares Erlebnis trägt. Es ist die Funktion der Religion intuitiv und gefühlsmäßig diesen Zusammenhang der Freiheit oder der Kulturvernunft mit dem Lebensgrund des Universums als einen persönlich-lebendigen zu empfinden, und darum ist die Religion das Rückgrat des Geisteslebens und des menschlichen Arbeitsprozesses. Die Religion selbst aber wiederum erfaßt sich am tiefsten in derjenigen Gestaltung des religiösen Gefühls, welche diesen Gehalt der Welt an persönlichem Leben zum Mittelpunkt hat und sich diese Anschauung konkret lebendig zu vergegenwärtigen weiß.

Es ist klar, wie nahe verwandt diese Denkweise mit den wichtigsten Grundgedanken eines unabhängig von seinem supranaturalen Dogma verstandenen Christentums ist. So ist es selbstverständlich, daß Eucken die religiöse Zukunftsentwickelung im Sinne einer dementsprechenden Fortbildung und Umbildung des Christentums bestimmen möchte. Auch ist es für jeden, der die Bedeutung der sozialen Organisation für die Religion kennt, klar, daß er für diese Gedanken Raum in den Kirchen des Protestantismus verlangen muß. Ein Protestantismus, der auf Grund seines religiösen Individualismus und seines kritischen Wahrheitssinnes einem philosophisch mitbedingten Christentum freien Raum zu lebendiger und freudiger Wirksamkeit läßt neben den mehr konservativen, populären und unphilosophischen Formen des religiösen Bewußtseins, das scheint ihm die religiöse Forderung der Zukunft. Aus dem gleichen Grunde interessiert sich Eucken auch für den modernistischen Katholizismus. Er weiß sehr wohl, daß ohne Fühlung mit den kirchlichen Organismen diese Gedanken nur allzuleicht in der Tat bloße „Literatur" sind. Ich brauche dem nicht hinzuzufügen, daß mir diese Forderung voll berechtigt erscheint und daß auch meiner Ansicht nach einer der großen und wichtigen Zukunftswege der kommenden Religiosität in die Richtung eines philosophisch und wissenschaftlich beeinflußten Humanitätschristentums von protestantischem Charakter weist. Es mag der leidenschaftlichen Durchschlagskraft und der robusten Anschaulichkeit entbehren, ist dafür aber auch frei von dem Dogmatismus, der Intoleranz und der kümmerlichen Apologetik des dogmatischen Protestantismus. Gegenüber den außerchristlichen und antichristlichen Bewegungen aber hält es den Zusammenhang mit den historischen Kräften und den alten in schweren Kämpfen geschaffenen Gemeinschaften fest. Vor allem behauptet es den Personalismus im Ideal des Menschen wie im Gedanken Gottes, ohne den alles Menschentum und alle Wirklichkeit zerfließt und wohl sich idealisieren mag, aber niemals durch Berührung mit einer realen höheren Wirklichkeit über sich selbst und sein vorgefundenes Dasein hinauskommt. Gerade in der Richtung auf die Herausarbeitung des der Welt immanenten Dualismus, auf die metaphysische Festigung und Vollendung des Persönlichkeitsgedankens scheinen mir überhaupt die tiefsinnigsten philosophischen Bewegungen der Gegenwart hinauszugehen, und es ist schwerlich zu viel gewagt, wenn man einen evolutionistischen Theismus, eine Ethik und Religion der Gewinnung und Vollendung der Persönlichkeit durch Tat und Freiheit, als das große Thema der kommenden philosophischen Spekulation betrachtet. In diesem Rahmen aber haben dann die christlichen Ideen Raum zu charakteristischer und selbständiger Ausprägung, wenn das freilich auch nicht ohne gründliche Umwandelung des kirchlichen Dogmas möglich sein wird. Wie die Kirchen sich dazu stellen werden und stellen können, ist dann freilich eine andere Frage, von der hier nicht weiter die Rede sein soll. Das innere religiöse Drängen der Zeit aber geht auf

eine Wiedergewinnung der Persönlichkeit, und die neue Spekulation ist nur ein philosophischer Reflex davon.

Freilich widerspricht nun eine derartige Zukunftsprophezeiung, die ich vor allem auf den Eindruck der Konsequenzen des modernen Neukantianismus, auf die Beobachtung des Stimmungswandels bei unserer denkenden Jugend und auf die überall erkennbare Abwendung von dem Mythus des naturalistischen Allgesetzes stütze, den lautesten und lebhaftesten Äußerungen der heute das große Wort führenden Intellektuellen. Deren Schlagwort heißt „Monismus". Die hierdurch bezeichnete Stimmung und Richtung setzt sich aus sehr verschiedenen Motiven zusammen. Einmal und vor allem wirkt darin der naturalistische Gedanke eines die gesamte Wirklichkeit umfassenden und restlos erklärenden Allgesetzes, wobei die Kausalität gedeutet ist als lediglich in einer Umwandlung immer gleichbleibender Kräftebeträge in bloß andere Formen bestehend. Das ergibt dann Gedanken der unveränderlichen, sich immer selbst gleichen und nur in den einzelnen Teilen sich wandelnden, aber bei jedem Wandel nur den gleichen Kräftebetrag anders erscheinen lassenden Weltsubstanz. Sofern dabei von Einheit und Weltsubstanz die Rede ist, mag das an den religiösen Gedanken der Welteinheit in Gott anklingen und mag man meinen, damit für die Religion den richtigen naturwissenschaftlich geforderten Ersatz gewonnen zu haben; freilich ist dann der religiöse Gedanke, wie jeder andere, hier an sich nichts als eine beliebige Umwandlungsform der Energien, und es kommt ihm nur eine naturalistische Notwendigkeit am gegebenen Ort seines Auftretens zu, aber keine innere Notwendigkeit und Richtigkeit; in Wahrheit ist er damit in seinem Wesen vernichtet. Weiterhin wirkt das Motiv des Entwickelungsgedankens, der auch bei einer durchweg idealistischen Fassung doch die Entfaltung eines einheitlichen, kontinuierlichen, von dem Naturgeschehen zum Geistesgeschehen aufsteigenden Prozesses der verborgenen Weltvernunft bedeutet. Hier herrscht der Kausalitätsgedanke nicht in der Deutung als Umwandlung von Energien in immer gleichbleibendem Kraftbetrag, sondern in der Deutung als Kontinuierlichkeit, die jedes Folgende trotz seiner Neuheit aus dem Vorangehenden innerlich herauswachsen läßt, also den Gedanken der Fortleitung und der produktiven Neusetzung verbindet, ein Unterschied gegenüber dem naturalistischen Kausalitätsbegriff, der selten in seiner Bedeutung scharf genug erkannt und betont wird. Indem hier ein produktiver geistiger Hintergrund der Wirklichkeit behauptet und als in dem Weltgeschehen sich offenbarend und verwirklichend vorgestellt wird, hat man einen wirklich religiösen Gedanken. Die Frage ist dabei nur, ob man das Ziel dieses Weltprozesses in der Heraushebung der Persönlichkeit und dementsprechend den Grund dieses Weltprozesses als dem Persönlichkeitsziel wesensverwandt betrachten will, oder ob man unter dem Eindruck des vielen Zweckwidrigen in der Welt, der Schwierigkeit des Gedankens der Vollendung der Persönlichkeit in einem nachirdischen Leben und der Wider-

sprüche jeder konkret personalistischen Fassung des Gottesbegriffes das optimistische Ziel der Persönlichkeitsvollendung und den personalistischen Gottesgedanken preisgeben will, um statt dessen eine unpersönliche, nur im Entwickelungsprozeß die Persönlichkeit vorübergehend erzeugende und wieder in sich zurückschlingende Weltsubstanz zu behaupten. Das erste ist die Lehre Hegels, die als immanenter Theismus zu verstehen ist, das zweite ist die Umwandlung des Hegelschen Gedankens unter Schopenhauerschen Einflüssen. Auch die heutige Neigung, den Entwickelungsgedanken rein relativistisch zu behandeln und auf die Erreichung absoluter Wahrheiten und Werte zu verzichten, führt zu Resignation und mildem Pessimismus. Ein drittes Motiv des „Monismus" ist die moderne Ästhetik und künstlerische Naturverherrlichung, die in der Natur als solcher etwas Göttliches sieht und in der Kunst den geheimen Einklang der Mannigfaltigkeit mit der Einheit, der Materie mit dem Geist findet und offenbart glaubt. Ihr ist die Kunst, und zwar die in diesem Sinne schaffende und empfindende ganz bestimmte Kunstrichtung, das eigentliche Organ derjenigen religiösen Erkenntnis, die überhaupt möglich ist und die mit den Sätzen der monistischen Philosophie wenigstens annähernd sich berührt. Dazu kommt als letztes, wenn auch vermutlich seltenstes, Motiv die wirklich religiöse Macht einer pantheistischen Mystik, die, an indischen und neuplatonischen Vorbildern belebt, den Wechsel und die Leiden der Endlichkeit in dem Gefühl der Identität von Gott und Welt verzehrt. Doch ist sie meist nur ästhetisch-literarischer Sport, bei dem die ernste praktische Konsequenz der Askese und der wirklichen Weltenverneinung ausbleibt.

Aus diesen verschiedenen Motiven ist ein scharfer Gegensatz gegen den christlichen Theismus und den ethischen Dualismus zusammengeflossen, dem die „Monistenbünde" in organisierten Vereinen Ausdruck zu geben sich entschlossen haben, wie auch andere Vereine, zum Beispiel der für ethische Kultur, eine vom Christentum unabhängige Gestaltung der geistigen Zukunft herbeiführen, das Christentum und die Kirchen durch höhere Bildungen ersetzen wollen. Das sind allbekannte Dinge. In den Vordergrund getreten sind sie in letzter Zeit besonders sensationell durch den von Professor Arthur Drews eröffneten Vortragsfeldzug gegen das Christentum und insbesondere gegen das wissenschaftlich beeinflußte Humanitätschristentum, wie es ein Teil der Philosophen und vor allem die fortschrittlichen protestantischen Theologen vertreten. (Christusmythe, 3. Aufl. 1910, S. 231, dazu J. Weiß, Jesus von Nazareth, Mythus oder Geschichte? - Weinel, Ist das „liberale Jesusbild" widerlegt? Zimmern, Der Streit um die Christusmythe.) Es handelt sich dabei um ein Doppeltes, um etwas Altes und sehr Ernstes und um etwas relativ Neues und lediglich Sensationelles. Das erste ist der Gegensatz einer pantheistisch und entwickelungsgeschichtlich bestimmten Religiosität, die in allem Werden lediglich die Einheit des Entwickelungsprinzipes empfindet und daher etwas völlig Inner-

liches, ein an keinerlei historische Autoritäten und Urbilder gebundenes, immer neu sich wiederholendes Urphänomen ist, gegen den dualistischen Theismus des Christentums, das durch die religiöse Erhebung den Menschen zu einer natur- und weltunterschiedenen, in Gottes Leben gefestigten Persönlichkeit machen will und das diese religiöse Erhebung an die Vergegenwärtigung einer Selbsterschließung Gottes in Jesus knüpft, jedenfalls die subjektive Religiosität in großen geschichtlichen Urbildern verankert. Die Preisgabe des Persönlichkeitsgedankens gibt dabei dem Pantheismus die pessimistische Wendung, daß das Ergebnis des Geschichts- und Kulturprozesses die Selbstvernichtung der Persönlichkeit in dem pantheistischen Urgrund sein müsse. Das alles sind Dinge, die irgendwie aus der ganzen modernen Literatur heraussprechen und die uns allen wohl bekannt sind. Ganz anders aber ist die zweite Tendenz der Drewsschen Streitschrift. Es ist der Nachweis, daß Jesus überhaupt nie existiert habe, daß die ganze Jesusverehrung eine welthistorische apokryphe Dichtung ist und daß somit alles kirchliche und fortschrittliche Christentum gleicherweise auf einer nun endlich durchschauten Lüge beruhe. An diesem Todesstreich muß das Christentum zugrunde gehen, auch wenn die eigentlich sachlichen, in erster Reihe genannten Gründe gegen den inneren Kern seiner Religiosität diese Wirkung nicht erreichen könnten. Ist so ganz von außen, von der historischen Kritik, die Grundlage des Christentums zerstört und es als ein ungeheurer welthistorischer Humbug entlarvt, so wird auch seine religiöse Innerlichkeit zerfallen müssen. Dann wird die Bahn für den „religiösen Fortschritt", das heißt für eine mit der Wissenschaft übereinstimmende Religion, frei, die Drews nur in einem pessimistisch gewendeten Monismus des Entwickelungsgedankens und in einer Theologie des unbewußten Weltsubstrates anerkennen kann. Drews ist der Theologe des pantheistischen Monismus, der die Theologen des personalistischen Dualismus als Schwindler entlarvt und damit seine Theologie ins Recht setzt.

Charakteristisch für die Lage ist dabei die Frontstellung von Drews. Die Katholiken pflegt er bei seinen Disputationen überhaupt nicht herauszufordern, er hat das Gefühl, daß an ihrer Geschlossenheit seine Angriffe von vornherein abprallen. Auch die protestantische Orthodoxie pflegt er nicht auf den Kampfplatz zu rufen, sondern sie vielmehr wegen ihrer Konsequenz zu loben, die, wenn sie schon die Religion in geschichtlichen Größen verankert, wenigstens diese auch vergöttlicht. Aller Grimm und Hohn wendet sich mit den kräftigsten Verunglimpfungen gegen die Inkonsequenten und Halben, gegen die fortschrittlichen protestantischen Theologen, die genügend gemeinsame wissenschaftliche Voraussetzungen mit ihm haben, um von ihnen aus angegriffen werden zu können und denen er im Bunde mit den konsequenten Radikalen von rechts und links den Garaus machen möchte.

Zu dem sensationellen Teil dieser Behauptungen ist nicht viel zu sagen. Die

ganze Methode, die Existenz Jesu erst dann gelten zu lassen, wenn die Behauptung der Nichtexistenz widerlegt ist, ist eine völlig gewalttätige Verschiebung des ganzen historischen Problems, die man andern geschichtlichen Persönlichkeiten gegenüber lächerlich finden würde. Die Beseitigung der außerchristlichen Zeugnisse und die Verwandlung der großen altchristlichen Literatur in einen Haufen von Unterschiebungen und Fiktionen ist eine Ungeheuerlichkeit, die nur jemand begehen kann, der in diesen Literaturen nicht zu Hause ist. Die Konstruktion schließlich eines alten, vorchristlichen Kultgottes namens Jesus und der Aufgreifung dieses Kultes durch Paulus ist eine kecke dilettantische Phantastik. Als ernster Kern des ganzen historischen Problems bleibt nur übrig, was längst in den Kreisen der Historiker des Urchristentums als Hauptfrage formuliert worden ist, wie nämlich aus Wirken und Verkündigung Jesu der Glaube der Urgemeinde und des Paulus an Jesus als ein eigentlich himmlischen Ursprung besitzendes Wesen, als Kultgegenstand und Erlöser, habe entstehen können. Die Frage ist in der Tat bis jetzt nicht genügend aufgeklärt. Zur Erklärung hat man bis jetzt nur eine Fülle von bereits vorchristlichen Aussagen über den Messias, dessen Prädikate auf Jesus von der gläubigen Gemeinde übertragen wurden. Das ist der wirkliche Stand des Problems. Man wird sich für die weitere Auflösung an die Analogien des Heiligenkultus, die Heroisierungen und Divinisierungen halten müssen. Die Franziskuslegende bietet mancherlei Analogien. Aber es ist gewiß, daß der Vorgang ganz bisher nicht aufgehellt ist, und es ist möglich, daß das nie gelingen wird. Aber um deswillen die ganze altchristliche Literatur auf den Kopf zu stellen und das Problem durch die Behauptung der Vermenschlichung eines alten Kultgottes statt durch kultische Vergöttlichung einer mächtigen historischen Persönlichkeit zu erklären, diesen Ausweg zu finden, blieb dem „monistischen" Fanatismus vorbehalten.

Der phantastische Aufputz des Problems und die Disputation darüber in Volksversammlungen ohne jede Möglichkeit eigenen wissenschaftlichen Urteils wäre nicht nötig gewesen. Es steckt des Ernsten genug in der Sache, das ernst verhandelt werden könnte. Einmal liegt hier ein noch ungelöstes oder mangelhaft gelöstes historisches Problem vor, wie nämlich überhaupt die Entstehung des urchristlichen Christusglaubens und infolgedessen des altchristlichen Christusdogmas historisch-psychologisch zu verstehen sei. Doch gehört diese Frage mehr der Wissenschaft als der religiösen Bewegung an. Der letzteren gehören dagegen im eigentlichsten Sinne die anderen Fragen an: die Entgegensetzung eines pessimistisch gewendeten Pantheismus gegen den christlichen Optimismus des Erlösungsglaubens und den personalistisch-theistischen Gottesgedanken; die Schwierigkeit, religiöse Gegenwartsüberzeugungen an historische Mächte und Tatsachen anzuknüpfen, die, sobald sie Gegenstand einer wissenschaftlichen Kritik werden, nicht mehr die dazu nötige Bestimmtheit und Durchsichtigkeit haben; schließlich die Frage, ob, wenn

man trotzdem seine religiösen Überzeugungen auf solche einer kritischen Betrachtung ausgesetzte geschichtliche Tatsachen begründen will, man dann von Jesus überhaupt genügend Sicheres und Vollständiges wisse, um von einem religiösen Verhältnis zu ihm überhaupt reden zu können.

Das sind in der Tat Lebensfragen des gegenwärtigen Christentums und vor allem des auf die historisch-philosophische moderne Bildung eingehenden Christentums. Es ist nicht möglich, sie hier zu verhandeln. Sie seien nur ehrlich als solche anerkannt, und ich will nur um eben derselben Ehrlichkeit willen in Kürze meine Stellung dazu andeuten. Da scheint es mir ein großer Irrtum zu sein, in dem pessimistischen Pantheismus einen großen „religiösen Fortschritt" zu sehen. Jedes andächtige, vor Gott in Ehrfurcht sich beugende Gemüt wird darin, sofern er von der modernen Wissenschaft her konstruiert ist, nur kalte und tote Verstandeskünste sehen, und jeder nach dem tiefsten Wert des Lebens strebende Wille wird in der Herabsetzung der Persönlichkeit zu einem Durchgangspunkt im Entwickelungsprozeß des Unbewußten nur die Negation und keine Position empfinden. Auch eine wissenschaftliche Notwendigkeit dieses Gedankens vermag ich schlechterdings nicht einzusehen. Denn von einer wirklichen Einheit ist in diesem Pantheismus doch nicht die Rede. Es bleibt ein Pluralismus mit einer höchst fraglichen metaphysischen Vereinheitlichung im Unbewußten; auch das soviel mißhandelte Kausalitätsprinzip scheint mir in keiner Weise die Besonderheit und Persönlichkeitsbestimmung des Einzelwesens ausschließen zu können. Das Bedürfnis nach Einheit, bei dem die erfahrungsmäßige Vielheit immer zugleich anerkannt und beseitigt wird, scheint mir gewaltig übertrieben zu sein, und das „Blockuniversum", wie William James zu sagen pflegt, scheint mir ein Mythos zu sein, wie nur je irgendein theologischer Begriff ein Mythus gewesen ist. Rein wissenschaftlich gesprochen würde ich eine radikale Skepsis gegenüber allem Übersinnlichen bevorzugen. Glaubt man aber einmal die großen idealen Nötigungen des menschlichen Bewußtseins metaphysisch ausdeuten zu sollen, so finde ich den Gedanken eines die Einzelbewußtseine in sich schließenden Allbewußtseins und eine Emporentwickelung des persönlichen Lebens bis zur Gewinnung einer naturüberlegenen Gotteinigkeit vernünftiger, den Tatsachen und Forderungen des Bewußtseins entsprechender. Die reine pantheistische Mystik selbst aber, die Drews in diesen Zusammenhang erst hineinzieht, halte ich wohl für ein ursprüngliches religiöses Erlebnis, aber für ein dürftiges und unentwickeltes.

Was die beiden anderen Fragen anbetrifft, so glaube ich, daß von einer theistisch-personalistischen Denkweise aus die Anknüpfung der eigenen religiösen Kraft an überlegene, die religiösen Kräfte von sich ausstrahlenden Persönlichkeiten geringerem Widerstand begegnet als von einer pantheistischen aus. Das religiöse Leben bedarf, je höher und reicher es entwickelt ist, umsomehr zu seiner Kräftigkeit des Anschlusses an die Geschichte und an die großen Urbilder. Es

hört darum doch nicht auf ein eigenes, persönlich erlebtes und sich selbständig fortentwickelndes zu sein. Ob man von Jesus insbesondere genug sicher und unabhängig von Gelehrtenautorität weiß, um eine ungebrochene persönliche Beziehung auf ihn haben zu können, ist freilich gerade gegenwärtig, wo theologische Apologetik und antichristliche Instinkte ein Atmosphäre des äußersten Mißtrauens geschaffen haben, schwer mit Sicherheit zu sagen. Jedenfalls ist es nicht ohne weiteres allen zuzumuten, wenn ich auch glaube, daß nur eine krankhafte Hyperkritik uns hier hindert das Einfache und Wesentliche zu sehen. Es ist an und für sich natürlich auch möglich die christliche Ideenwelt auch ohne spezifischen Anschluß gerade an Jesus zu pflegen und zu betätigen. Aber meines Erachtens wird eine den christlichen Glaubensinhalt in sich tragende Religiosität nie darauf verzichten, alle ihre Gedanken und Gewißheiten und Hoffnungen um die Vergegenwärtigung dieser Persönlichkeit zu sammeln, bei der es dann nicht möglich und nicht nötig ist, das, was sie wirklich gewesen ist und was der Glaube von Jahrtausenden in sie hineingesehen und hineingeliebt hat, zu trennen. Von bloßen Begriffen und Lehren wird keine wahre religiöse Gemeinschaft leben können, sie wird sie immer anschauen wollen in lebendigen Persönlichkeiten, und unter diesen wird ihr Jesus immer die stärkste bleiben, solange sie überhaupt seinen Glauben teilt. Auf dieser Tatsache beruht der ganze Kultus, und eine kultlose Religion ist keine wirkliche lebendige Religion.

Damit ist das Gesamturteil über diese neueste Sensation gegeben. Als mythengeschichtliche Aufhellung der wahren Entstehung des Christentums ist das Buch von Drews eine Ungeheuerlichkeit. Unter Häufung aller möglichen Göttergleichungen, die von Krischnah, Jason und Josua bis zu Baldur, Herakles und Adonis gehen, wird der Name Jesus als Name eines vorchristlichen mystischen Kultgottes erklärt, der durch Sterben und Auferstehen den Lebensprozeß der Gläubigen beeinflußt. Diesen Kultgott habe Paulus in Tarsus vorgefunden und als Allegorie der mit Gott identischen, im Leiden die Welt wieder aufhebenden Menschheit gedeutet, wobei die individuelle Religiosität nur die Identität mit diesem Leben und Sterben im göttlichen Weltprozeß überhaupt ist; die Beziehungen auf einen Menschen Jesus in den paulinischen Briefen sind interpoliert. Zu der Erdichtung eines Menschen Jesus aber, der erst durch seinen Tod zu jenem Gott-Jesus erhöht worden sei, sei es erst gekommen, als unbekannte Gegner der paulinischen Lehre eine Legitimation gegen Paulus nötig hatten und sich diese in der Erdichtung eines geschichtlichen Menschen Jesus, der Menschwerdung des Gottes Jesus, verschafften, indem sie durch angebliche persönliche Berührungen mit diesem Menschen einen Vorzug vor Paulus sich zu sichern versuchten. In der Kirche gegen Paulus durchgedrungen sei diese Erdichtung, weil sie den Begehern des Jesuskultus eine vor den römischen Religionsgesetzen sichernde Deckung verliehen: die Christen konnten sich als Juden-

sekte ausgeben und damit den Genuß der den Juden geltenden Toleranzgesetze verschaffen. So sei das kirchliche Christusdogma als Verderbung der großartigen allegorischen Christusidee des Paulus entstanden. Hier scheint mir jedes Wort der Kritik überflüssig. Sofern sein Buch eine Fortsetzung der theologischen Forschungen über das Urchristentum ist, plaudert Drews die in den engeren Kreisen von Theologen und Philologen verhandelten schwierigsten und ernstesten Fragestellungen der Welt der Volksversammlungen aus: es ist in der Tat die große Frage, wie der — übrigens nicht erst paulinische, sondern urchristliche — Christusglaube historisch-psychologisch zu verstehen sei, und wir sind in der Tat nicht imstande, die Frage genügend zu beantworten. Aber die Antwort, die Drews gibt, ist abenteuerlich und wesentlich von dem Interesse diktiert, das Christentum gründlich zu entwurzeln. Religiös angesehen wird das Buch für eine Zeitlang das Handbuch der antichristlichen Propaganda werden, ähnlich wie Häckels Welträtsel, und zugleich Wasser auf die Mühlen der Orthodoxen leiten. Drews selbst freilich meint durch Herausschälung des pessimistischen Pantheismus als echter Lehre des Paulus das Wahrheitsmoment des Christentums zu retten und es zu einer religiösen Wiedergeburt der Gegenwart fortbilden zu können: „Das Leben der Welt als Gottes Leben, die kampferfüllte und leidvolle Entwickelung der Menschheit als göttliche Kampfes- und Passionsgeschichte; der Weltprozeß als Prozeß eines Gottes, der in jedem einzelnen Geschöpfe ringt, leidet, siegt und stirbt, um im religiösen Bewußtsein des Menschen die Schranken der Endlichkeit zu überwinden und seinen dereinstigen Triumph über das gesamte Weltleid vorwegzunehmen, das ist die Wahrheit der christlichen Erlösungslehre. In diesem Sinne den Grundgedanken erneuern, aus dem das Christentum hervorgegangen und der unabhängig ist von aller geschichtlichen Beziehung, das heißt wirklich auf den Ausgangspunkt dieser Religion zurückgehen." Die eigentlichen Feinde dieses religiösen Fortschrittes sind die „liberalen" Theologen, die den von den Gegnern des Paulus aus sehr selbstsüchtigen Gründen erfundenen historischen Jesus verherrlichen und damit den erbärmlichsten Theismus, Optimismus und Jenseitsglauben verbinden. Die Retter aus dieser Not aber sind die neuen Monistenbünde: „Wenn die Vertreter des monistischen Gedankens, die vor kurzem sich zu organisieren angefangen haben, sich über die Bedeutung jenes Gedankens erst einmal klarer geworden sein werden, als sie es gegenwärtig meist noch sind, wenn sie dahin gelangt sein werden einzusehen, daß die wahre Einheitslehre nur Alleinheitslehre, ein idealistischer Monismus im Gegensatze zu dem heute noch überwiegenden naturalistischen Monismus im Sinne eines Häckel sein kann, wenn damit ihre gegenwärtige unfruchtbare Verneinung aller Religion sich zu einer positiven auch religiös vollgültigen Weltanschauung vertieft haben wird, dann, aber auch erst dann werden sie der Kirche wirklich Abbruch tun und wird die heute noch

in ihren Kinderschuhen steckende monistische Bewegung zu einer inneren Gesundung und Erneuerung unseres gesamten geistigen Lebens führen können." Er will das „verglimmende Feuer der Religion auf den Boden des (pessimistischen) Pantheismus retten": das ist die Triebfeder dieser Dogmatik, der von ihr neukonstruierten Heiligen Geschichte, und das ist die Aufgabe der Monistenbünde. Die Zukunft wird zeigen, was die Monistenbünde nicht bloß für den Kampf gegen das Christentum, sondern auch für eine positive Neugestaltung unseres religiösen Lebens leisten. Ich glaube nicht, daß es sehr viel sein wird, auch wenn ich von meinen persönlichen Anschauungen ganz absehe. Die Theologen um Häckel und die um Drews werden sich nie vertragen, und auch den letzteren fehlt die innere Kraft für eine starke populäre religiöse Bewegung.

Damit möge der Bericht abgebrochen sein. Schon diese zufällig herausgegriffenen Beispiele zeigen, wie intensiv das religiöse Suchen auch der Gegenwart ist. Sie zeigen freilich aber auch, wie weit die Geister und Gruppen auseinandergehen. Eine Einigung in den grundlegenden Fragen der Weltanschauung und Ethik scheint für die europäische Kultur ferner als je zu sein.

Theodor Fontane/ Briefe an Wilhelm Wolfsohn

(Schluß)

Mein lieber Wolfsohn. Berlin d. 22ten Febr. 51.

Für Deine beiden Briefe nimm meinen besten Dank. Ich schreite zur Beantwortung der einzelnen Punkte und fange von hinten an. Du solltest Roman- oder Lustspieldichter werden, oder aber auch Dein Heil in der höheren Diplomatie versuchen! Mir ist noch nie ein Mensch vorgekommen, der eine solche Manie für Andeutungen, Winke, vorbereitete Überraschungen u. dgl. hätte wie Du. Deine Briefe sind oft weiter nichts als eine geistvolle Variation auf das Thema: „Wenn ich spräche!!" oder: „über ein Kleines und — — !" Wenn ich Deine Zeilen gelesen habe, brummle ich gemeinhin in den Bart:

> Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht,
> Mit Wilhelm Wolfsohn had're nicht:
> Des Anfangs ist er ledig,
> Gott sei dem Ende gnädig.

Dies „Ende" aber erfahr' ich in den seltensten Fällen. — Du schreibst mir in Deinem gestrigen Briefe von „einer Angelegenheit, die eine Lebensfrage ist" und dergl. mehr. Warum rückst Du nicht mit der Sprache heraus? Deine Sprache scheint auch nur zum Verbergen der Gedanken da zu sein; Du darfst alexanderartig ausrufen: Wär' ich nicht C. W. Wolfsohn, ich möchte Talleyrand sein. Zwar schreibst Du mir, Du wolltest zu meinem Jammer nicht den Deinigen zugesellen, doch ist das blos ein guter Coup, und wird derselbe von mir auf den Müllhaufen allgemeiner Redensarten verwiesen.

Was mein Gedicht angeht, so ist dasselbe mit nächstem fertig: jedenfalls erhältst Du es rechtzeitig genug, um auch ihm — falls es Dir überhaupt gefällt — einen Platz im siebenten Heft einzuräumen. Vielleicht wäre das garnicht so übel, Deine Recension durch gleichzeitigen Abdruck meines „Hemmingstedt" zu illustriren. Die ersten drei Strophen werd' ich Dir heut schon beipacken, theils um Dir einen Kosthappen zu bieten, noch mehr aber um die Frage daran zu knüpfen, ob Dir nicht 28, geschrieben achtundzwanzig derartige Strophen des Guten etwas zu viel scheinen? Eben hab' ich mir das Format Eures Museums noch mal angesehen, und bin jetzt der Meinung, daß es doch wohl geht; auf vier Seiten bringt Ihr die ganze Affaire mit Bequemlichkeit.

Nun ein Paar Worte über die Arbeiten, die Du mir halb und halb angetragen oder doch in Vorschlag gebracht hast. — Was die englischen Frauen angeht, so weiß ich von ihnen soviel wie von den Patagoniern, die sehr groß sein, oder von den Karaiben, die Menschenfleisch fressen sollen. Der Umstand, daß ich in London drei alte Weiber kennen gelernt und in Deutschland einen dicken Roman von der Mrs. Howe übersetzt habe, berechtigt mich unmöglich, dem schönen

Geschlechte Alt-Englands im deutschen Museum klarzumachen, wie's eigentlich mit ihm steht. — Nun John Primme! Das wäre etwas, wenn ich seit dem Jahre 40 irgend welche neue Notiz über den armen Teufel erhalten hätte. So wie die Sache jetzt liegt, kann das viele Kinder- und Verse-machende Männlein, das sehr wahrscheinlich lange an der Schwindsucht gestorben ist, nur in der Masse wirken. Es giebt nämlich jetzt eine specielle Arbeiter-Literatur, deren Wesen und Bedeutsamkeit (von dem rechten Kerl) in einem dicken Buche dargethan werden müßte; ein Tropfen in diesem Ozean würde — John Primme sein. Nicht nur England ist überreich an solchen Erscheinungen; unsere deutschen Handwerkervereine hegen und pflegen dasselbe Element — und existierte z. B. hier in Berlin (vor Jahren schon) ein Stubenmaler Steinhäuser, der zehn Mal so bedeutend und namentlich viel selbständiger als John Primme ist. — Wenn Du mir Bücher zur Besprechung senden wolltest, erfülltest Du mir einen Hauptwunsch. Dazu habe ich Neigung und wenigstens soviel Fähigkeit, wie für's Haus erforderlich ist.

Den Korrespondenten-Posten No. 2 nehm' ich mit Dank an und hoff' ich, bis zum 5. März ein Briefchen (ziemlich kurz) einsenden zu können; sollte mir's — weil ich noch mit meiner Ballade vollauf zu thun habe — unmöglich sein, so vergieb und reserviere mir zwei Druckseiten (mehr gedenk' ich nie zu schreiben) für den nächsten Monat oder die nächste Nummer. Wahrscheinlich werdet Ihr's wieder nicht nehmen, was übrigens nichts auf sich hat, nur gestehe ich Dir ehrlich, daß es der letzte Versuch ist. Soll ich mal zu nichts kommen, so will ich meine Unbedeutendheit wenigstens mit Bequemlichkeit und ohne alle nutzlosen Strampeleien genießen. — Im Übrigen kann ich Dir Gott sei Dank mittheilen, daß es vorläufig noch ganz leidlich mit mir steht; erst im Sommer, wenn sich bis dahin kein Glücksfall ereignet, werden die Sorgen kommen. Meine Frau grüßt Dich herzlich; laß mal wieder von Dir hören! Dein Th. Fontane.

Die Ballade schicke ich doch lieber fix und fertig!

Lieber Wolfsohn. Berlin den 8ten März 51.

Beifolgend die berühmte Ballade „Hemmingstedt". Im Ernst gesprochen: das mit Begeisterung Empfangene ist unter ehrlicher mühevoller Arbeit in vorliegender Gestalt wieder an's Licht gefördert worden; ob's Deinen Beifall hat, muß ich dahingestellt sein lassen, wiewohl ich nicht glaube, daß Du zu denen gehörst, die der ganzen Gattung keinen Geschmack abgewinnen können. In unserem Tunnel habe ich trotz persönlicher Gegnerschaft, bescheiden ausgedrückt — reussirt. — Wenn Du's aufnimmst, so sorge dafür, daß es mir mit einigem Anstand bezahlt wird, denn ich habe neun Wochen daran gearbeitet und möchte wenigstens halb so viel Tagelohn bekommen wie ein Droschkenkutscher oder Dreckzusammenfeger. Diese Glücklichen stehen sich 10 Sgr. pro Tag. Nach

diesem Regula de dri Ansatz würd' ich 10 Thaler 15 Sgr. einstreichen. Kein Pappenstiel!

Das Ausbleiben meines Correspondenz-Artikels hat nicht in Fahrlässigkeit seinen Grund. Ich gedachte — um nicht gleich mit literarischem Schnack zu beginnen — zunächst über unsere Bildhauer, Maler und Musiker, namentlich aber über die Ateliers der beiden Erstgenannten Mittheilungen zu bringen. Dr. Eggers — Redakteur des Kunstblatt's und befreundet mit den betreffenden Persönlichkeiten — sollte und wollte mir Einlaßkarte und Cicerone zugleich sein; inzwischen fuhr ihm das Podagra in die Beine und brachte mich um seine Mentorschaft. Sobald es den Unglücklichen nicht mehr zwickt und kneipt, hol' ich Versäumtes nach, falls nicht Contre-Ordre von Dir eintrifft.

Ich erwarte mit Nächstem einige Zeilen von Dir; wenn der Freund in Dir faul sein sollte, so fordere vom Redakteur, daß er dem Freunde einen mahnenden Rippenstoß giebt.

Wird „Hemmingstedt" gedruckt, so schicke mir wenigstens das betreffende Heft; mög' es dasselbe sein, in dem sich „Th. Fontane" von W. Wolffsohn befindet. Ich setze voraus, daß Du mich nicht in den Dreck getreten hast.

Dein Th. Fontane.

Ich unterlasse auch heut nicht mein Ceterum-censeo: Wenn Du von einem Redactionspöstchen hörst, so denk' an mich. Th. F.

Berlin d. 21ten Januar 52.

Tages-Kalender: Todestag Ludwig's XVI.

Auferstehungstag Wolffsohn-Fontane'scher Liebe und Freundschaft.

Mein lieber Wolffsohn, auch Ehemann!

Vor allen Dingen: gratulor! und dann noch einmal. Hätte Dir's nicht zugetraut; doch beweist das weniger gegen dich als gegen mich: Du hast meine anzüglichen Zweifel widerlegt, ich aber steh' da im vollen Glanze des — Blamirtseins.

Nun aber zu der Dur-Tonart Deines Briefes; — wie kann man so empfindsam und hinterdrein noch so nachträgrisch sein?! Und das Alles mir gegenüber, der ich von jeher zu den nicht zurechnungsfähigen Leuten gehört habe, die sagen können was sie wollen — weil man sie auslacht, günstigsten Falles belacht. Ich kann mir aber nicht denken, daß es was apart Schlimmes gewesen sei. Ich will Dir sagen, wie die Sache vermuthlich liegt: wir waren beide höchlichst verstimmt und mochten Grund dazu haben (für mich steh ich ein). In solcher Verfassung macht man Scherze, die oft mehr bitter als witzig sind, und nur vor milden Ohren noch allenfalls als das erscheinen, was sie sein wollen. Verstimmung aber ist kein milder Richter und nimmt selbst das halbweg Gelungene vor's Secirmesser, und schneidet daran herum bis das Lachen

und Weinen des Humors zu häßlicher Fadheit und — Bitterkeit wird. Wenn das am grünen Holze geschieht, was dann am dürren? und ich leugne nicht, daß mein Brief viel Dürres gehabt haben mag. Wie könnt' es anders sein? man giebt was man hat. Die Verhältnisse hatten mich sehr ausgetrocknet, es war Wüste überall: im Kopf, im Herzen und vor allem im Beutel. — Ich habe sehr traurige Monate zugebracht und so recht kennen gelernt, entweder wie schwer es überhaupt ist auch nur das bescheidenste Brot zu finden, oder aber wie wenig Leute es giebt, die bereit sind es Einem suchen zu helfen. Freilich darf ich mit Freude und Genugthuung hinzufügen, daß meine eigentlichen Freunde (Lepel an der Spitze) sich mit wahrer Generosität gegen mich benommen haben, aber solche Rettungsmittel von heut auf morgen frommten mir verhältnißmäßig wenig und wo es galt den Einfluß Fernerstehender (die mir meine Verse oft genug gelobt und mich ein liebenswürdiges Menschenkind genannt hatten) geltend zu machen, da waren die Maul-Mäcene, die da glaubten mit ihrer Thee-Lurke und ihren häßlichen Töchtern alles abgemacht zu haben, niemals zu Hause. Hol die Pest alle feigen Memmen, — der Himmel aber bewahre jeden ehrlichen Menschen vor Bittstellerei, Antichambriren und Bedientengesichtern.

Auf welche Weise ich mich schließlich aus der Affaire gezogen habe, das möge einem zweiten Briefe vorbehalten bleiben. Für heute nur die Mittheilung, daß ich seit November v. J. wenigstens wieder zu essen habe, wenn auch nicht allzuviel. Am 14ten August, just im höchsten Hunger-Stadium, ward mir ein kleiner Junge geboren, ein liebenswürdiges, reizendes Kind, das kein Mensch, mit Ausnahme seiner Eltern, schön finden will, — diese aber auch doppelt und dreifach. Würmchen heißt George Emile. Den Namen „Theodor" verweigerte ich, trotz Bitten meiner Frau, mit Beharrlichkeit, da ich meinen Ruhm auch mit meinem Erstgebornen nicht theilen will. Mag er selbst dafür sorgen, vielleicht als Staatsmann oder Feldherr.

Wend' ich mich vor Thores Schluß wieder zu Dir. Ich sehe binnen kürzester Zeit detaillirten Mittheilungen (ich kann nicht mal die Fragen aufschreiben, sie würden einen Brief füllen) von Dir entgegen; leicht möglich, daß ich mit einem Besuche (freilich dann allein, da meine Frau das Kind nicht verlassen kann) darauf antworte. Leider ist es mir versagt der Einladung eine Einladung folgen zu lassen, denn der beste Theil unserer Wohnung (Louisenstraße No. 35) ist chambre garni vermiethet und nur zwei Zimmerchen sind zu unsrer Verfügung. Leider bleibt mir nicht einmal der Trost beßrer Zeiten; ich muß Gott danken wenn es bleibt wie's ist. Nun leb mir wohl, empfiehl mich Deiner Frau, von der ich aus alten Zeiten her große Stücke halte und befriedige die Theilnahme und die Neugier Deines Th. Fontane.

Meine Frau grüßt herzlich! Schreib unter andern auch, wie Du mit Prutz auseinander gekommen bist; ich war sehr erstaunt.

Mein lieber Wolfsohn. Berlin d. 1ten Februar 52.

Ich kann den Carnevals-Monat nicht fröhlicher beginnen als mit einigen Zeilen an Dich und der Vorstellung, daß ich innerhalb weniger Tage Dich wiedersehen werde. Deiner freundlichen Einladung bin ich nicht im Stande zu widerstehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach komm' ich nächsten Mittwoch (den 4ten) mit dem ersten Zuge. Paßt Dir's nicht, so schreibe noch vorher; umgekehrt werd' ich Dich im Verhindrungsfall nicht nur durch mein Ausbleiben sondern auch durch einige Zeilen von meinem Abgehaltensein in Kenntnis setzen. Solchen Brief würdest Du aber auch erst am Mittwoch erhalten können, da ich immer erst Dienstag Mittag erfahre, ob meine Anwesenheit für den nächsten Tag nöthig ist oder nicht.

Für Katz was mitbringen wird seine Schwierigkeit haben; meine neuen Arbeiten füllen nicht annähernd einen Band und sind nur gerade ausreichend, um Früheres zu vervollständigen. Dies war sogar (so viel das bei freier Produktion noch möglich ist) bewußter Zweck beim Niederschreiben. Auf die Gefahr hin mich lächerlich zu machen und denen zugesellt zu werden, die einsame Wandrer auf der Landstraße anfallen um ihnen ihre Gedichte vorzulesen, — werd' ich trotz alledem und alledem eine leidliche Rocktasche voll Manuskript mitbringen, wobei ich Dir nicht einmal den Trost geben kann, daß die Tasche ein Loch hat. Sei also auf alles gefaßt, stärke Dich vorher durch kräftige Nahrungsmittel, laß aber Deinen Geist hungern, damit er allenfalls auch an dem ausgekochtesten Gedanken-Rindfleisch einigen Geschmack findet. Nun leb mir wohl, nimm Grüße von mir und meiner Frau an Dich und die Deine und recke die Arme zum Empfang Deines Th. Fontane.

Mein lieber Wolfsohn. Berlin d. 27ten Februar 52. Louisenstraße 35.

Auf die Gefahr hin, daß Du auch von mir mal schaudernd berichtest: „er schrieb an mich auf — Packpapier" — erhältst Du diese Zeilen dennoch auf nicht viel was Besserem. Ich hätte früher von mir hören und die Versicherung, daß ich mich über Deine Häuslichkeit herzlich gefreut habe — eher in Deine Hände gelangen lassen, wenn ich nicht Tag um Tag voll Erwartung des Briefes an Professor v. d. Hagen und einiger begleitenden Zeilen gewesen wäre. Sie blieben und — bleiben aus, so gönne mir denn die Initiative!

Meine Reise zu Dir hat allerhand Schönes in mir zurückgelassen: Anschauungen, Bilder, Erinnerungen und — einen Nasen-Polypen. Wenige Tage nach meiner Rückkehr erklärte mir mein Arzt, daß sich in Folge chronisch gewordenen Schnupfens ein liebliches Schmarotzergewächs der Art ausgebildet habe. Ich war sehr niedergeschlagen, und bin es meistentheils noch, da die Lästigkeiten beim Sprechen (das ewige Näseln) mich täglich hundertfach an meinen Jammer erinnern.

An Siegmund Wolff schrieb ich gleich und legte einige überaus anerkennende, herzlich wohlwollende Zeilen Varnhagens (an den ich mich in Deinem Auftrage gewandt hatte) bei. Die Antwort ersiehst Du aus der Anlage; — dummerweise hat das Wölfchen auch die Varnhagen'schen Zeilen verloren, so daß wir der besten Empfehlung wiederum entbehren. Ich frage hiermit bei Dir an, welche weiteren Schritte ich mit dem A. Jung'schen Manuskripte thun soll. Hat Hertz es schon in Händen gehabt?!

Meine eigenen Angelegenheiten stehen für den Augenblick nicht ganz schlecht. Bei Humboldt, — an den ich mich schriftlich wandte — erlebt' ich zwar einen glänzenden Abfall, doch hat sich die Preußische Zeitung bereit erklärt, mir gegen Einsendung von Feuilleton-Artikeln etc. mein jetziges Gehalt zu lassen, sodaß wenigstens für meine zurückbleibende Frau gesorgt ist. Ob ich das Reisegeld noch auftreiben werde, steht bei den Göttern; — es wäre hart, wenn an solcher Lumpensumme die ganze Angelegenheit scheiterte.

Mit Katz hast Du wohl noch nicht gesprochen? Es könnte auch ohnehin nichts draus werden, da — gleichviel ob ich reise oder nicht — mir alle Muße und Muse fehlen würde, die Übersetzungen zu vervollständigen.

Wie geht Dir's? Bist Du noch immer der einzige Mensch in Dessau, der vor einem herzoglichen Wagen nicht den Hut abnimmt? Ist das Haus des Conditors noch immer das einzige, in das Du aus und eingehst? Gieb mir Antwort auf meine Fragen; was Du aber auch über Deine Zukunft beschließen magst, — vor allem hüte Dich vor Berlin. Es hat alle Reize, die Du ihm giebst, aber die Concurrenz ist unglaublich und wird nur noch durch die Kargheit in Lob und Anerkennung übertroffen, die hier dem Strebsamen die geistige Lebensluft entzieht, deren er zu seiner inneren und äußeren Existenz bedarf. Du bedarfst befreundeter Herzen, ermunternder Worte — beides ist hier rar; aber an schlechten Witzen ist Überfluß und der Berliner ist das fleisch- und beingewordene nil admirari. — Darüber ein andermal mehr. Empfiehl mich Deiner lieben Frau, die ich aufs Neue schätzen und lieben gelernt habe, angelegentlichst, und laß gelegentlich von Dir hören. Th. Fontane.

Berlin d. 16ten Novemb. 52. Louisenstraße 35.

Mein lieber Wolfsohn aus Odessa.

Wenn ich mich frage, wie lang' ist es, daß Du an Wolfsohn aus Odessa schreiben willst, so krieg ich Lust mir die selbstgestellte Frage mit: „seit mehreren Jahrhunderten" zu beantworten; — so lange kommt es mir vor. Genauer betrachtet sind es dann freilich nur sechs Wochen, denn just so lange bin ich von England zurück. Ich habe inzwischen von Dir gehört; Dr. Pabst schöpft mit mir politische Weisheit an einer und derselben Quelle und brachte mir, auf gut Glück, Grüße von Dir. Ich wette, Du hast ihm gar keine aufgetragen.

Schreib' mir doch, was mein College eigentlich für ein Männecken ist; er hält so wohlgesetzte Reden (alles gleich druckreif) wie man sie nur in Elbflorenz zu hören kriegt, alles wunderschön aber langweilig, glatt aber auswendiggelernt, so daß man immer rufen möchte: „siehe Lessing, Theil III pag. 199." Meine erste Begegnung mit ihm war sehr komisch: „ah, Herr Fontane?! ich habe mehrere Artikel von Ihnen im Deutschen Museum gelesen; vortrefflich, geistvoll, interessant." Als er so sprach, sah ich die einsame Gestalt des „Tages von Hemmingstedt" (dieses Unicums meiner Museum-Thätigkeit) mit zwei sächsischen Kassenscheinen in jeder Hand, rasch an mir vorübergehn und wollte Herrn Pabst begreiflich machen, daß er trotz der Unfehlbarkeit seines Namens auf einem leidlichen Holzwege sei, als er mir, beschwichtigend, in die Rede fiel mit einem: „O bitte, bitte! interessant! ich erinnere mich sehr wohl." Die Lewald sagte mal: „Lepel, Ihre Liebeslieder kann ich nicht leiden," sie citirte dann als Beweis ein Gedicht, wo 2 Trasteveriner drin vorkommen, die sich 7 Strophen hindurch keilen und zuletzt faktisch todt schlagen. An dies Irrthümelchen mußt' ich wieder denken. Nun aber eine ungleich wichtigere Frage: hast Du auch von mir gehört? Ich sah Devrient oder wie Pabst und jeder ächte Drääsdner sagt: „den Emil" mehrfach in London, unter andern bei Bunsen, wo er der bewunderte Stern des Abends war, während ich auf einem ausgeblaßten blau-Atlas-Stuhl mich ennuyirte mit wenigstens 6 Möpse-Kraft. Wär ich „Stern" gewesen, hätt' ichs vermuthlich interessanter gefunden. So aber war meine Seele gelb vor Neid, viel gelber als meine Handschuh, die ich eine halbe Stunde lang mit Brotkrume gesäubert und auf die Art mich überhaupt erst erscheinbar gemacht hatte. Ach, man ist nichts, wenn man aus seinem eigentlichen Boden gerissen ist; Leute, die hier mit meiner Bekanntschaft renommiren würden, wandten mir dort den Rücken; aber ich habe sie mir alle gemerkt und wenn ich mal Gesandter werde — was ich durchaus nicht für unmöglich halte — so sollen sie alle auf verblaßten blau-Atlas sitzen und hungern (wie ich) daß ihnen die Schwarte knackt. — Vielleicht sind Dir auch „Londoner Briefe" im Feuilleton der langweiligsten Zeitung Deutschlands (und das will viel sagen) zu Gesicht gekommen; — ist dem so, so weißt Du auch annähernd, wie mir's in England ergangen ist, oder richtiger, wie ich's gefunden habe. Für jene Briefe such' ich jetzt einen Verleger; — kannst Du mir dabei behülflich sein? Katzen will ich weder, noch will er.

Meine Frau ward in meiner Abwesenheit entbunden; das Kind starb wieder; alles das beschleunigte meine Rückkehr, die ich sonst wohl noch um ein Paar Wochen verschoben hätte.

England ist groß, schön, erhebend, aber auch wieder klein, beschränkt und langweilig. Der äußere Mensch hat es dort weiter gebracht, jede Art der Repräsentation steht in Flor und läßt uns als bloße Stümper erscheinen, wir ver-

steigen uns knapp bis zur Nachahmung, auch dazu sind wir noch zu pauvre. Aber innerlich sind wir weiter und überhaupt wohl die ersten. Die Menschen sind überall bornirt, nur hier nicht; das macht, wir sind klug, bescheiden und gerecht. Vielleicht daß wir nach Gottes Fügung als Nation flöten gehn, dann aber werden wir der Sauerteig sein, der aus dem Mehl und Wasser der übrigen erst was macht. In Kunst und Wissenschaft sind wir Nonpareils; vor England haben wir beides voraus, vor Frankreich mindestens die letztere, wie wohl auch unsre Kunst solider ist und wir ihm das leidige Virtuosentum gönnen mögen. — Dieser Brief ist nur ein ausgestrecktes Fühlhorn, um zu erfahren, ob Du überhaupt da bist. Antworte mit Details und ich werde mit gleicher Münze zurückzahlen. Meine Frau empfiehlt sich der Deinen, so thu auch ich und bleibe wie immer Dein Th. Fontane.

Lieber Wolfsohn. Kränzlin bei Neu-Ruppin d. 7ten Juli 53.

Sehr schade, daß Deine freundlichen Zeilen nicht 2 × 24 Stunden eher in meinen Händen waren. — Ich würde dann Deiner Aufforderung mit tausend Freuden Folge geleistet und mich unverzüglich nach Dessau begeben haben. Nun ist es zu spät; ich stecke hier nicht weit von der mecklenburgischen Grenze, habe demgemäß Geschäft und Literatur (was leider ein und dasselbe ist) wie eine Zwangsjacke abgestreift und klettre hier in den Kirschbäumen umher als wär' ich schon bei Lebzeiten in den Balg eines Eichhörnchen gefahren.

Du schlechter Mensch renommirst mit den Vergißmeinnicht's (wenn Du noch mit „Veilchen" — L. Fort 1840 — renommirt hättest!!) die Du für mich auf der Brühlschen Terrasse oder im Großen Garten voll treuer Freundschaft gepflückt hast und hast doch einen leidlich verdrehten Brief (um desto strafbarer) unbeantwortet gelassen, den ich bald nach meiner Rückkehr von England an den „Dr. E. W. Wolfsohn aus Odessa" geschrieben und zur Post befördert habe. Der Brief hatte freilich den Fehler, ein Hurrah für Wolfsohn-Vater und eine ergebenste Empfehlung an Wolfsohn-Sohn nicht zu enthalten, aber der Ruhm Deiner Tapferkeit und Erfolg gekrönten Energie innerhalb Deines ehelichen Wirkungskreises war damals noch nicht über den Canal gedrungen und ich sprang in Ostende an's Ufer ohne eine Ahnung von der Katastrophe zu haben, die sich schon damals auf der Lüttichau-Straße vorbereitete. Verzeihung! Nimm heute, trotz vorstehender Faselei, meinen treu-gemeinten Glückwunsch und möge die Zahl Deiner Kinder mit der Deiner Pensionäre (sonst würden Mißverhältnisse unvermeidlich sein) stets gleichen Schritt halten.

Mir selbst geht es eigentlich schlecht. Ich soll die Schwindsucht haben und einem nun halbjährigen Husten nach muß ich's selber glauben. Ich war 4 Wochen in Bethanien und trank Ober-Salzbrunnen, hier trink ich Molken — dennoch wird es nicht besser und nehm' ich diesen Husten mit in den nächsten

Winter hinüber, so kann ich einpacken. Eine Reise nach Italien wäre ein Rettungsmittel, statt dessen werd' ich binnen wenigen Wochen wieder in der alten Tretmühle gehn und so lange Zeitungsartikel schreiben bis ich eines schönen Tages auf der Hinterseite der Zeitung unter den Annoncen zum letzten Mal und ohne mein Dazuthun die Aufmerksamkeit eines verehrlichen Publikums für mich in Anspruch nehmen werde. — Wie Gott will! Nur keine lange Quälerei wenn ich bitten darf. Empfiehl mich bei Deiner lieben Frau auf's angelegentlichste und behalte auch ferner ein Plätzchen in Deinem Herzen für Deinen.

Th. Fontane.

Mein lieber Wolffsohn. Berlin d. 27. Januar 55.

Deinen Brief vom November her, erhielt ich pünktlich durch Dr. Lazarus. Ich beantwortete ihn 8—10 Tage später und schickte meine Zeilen durch Buchhändlergelegenheit. Da ich indeß einen ziemlich verbummelten Vetter damit beauftragte, den Brief — nebst einem 2ten an den Dr. Gumprecht in Leipzig — in der Gropius'schen Buchhandlung abzugeben, so fürcht' ich daß er entweder beide Briefe verloren oder, was noch wahrscheinlicher, sie erbrochen und durchstöbert hat. Viel gefunden hat er nicht. Der Inhalt meines Briefes war eine Doppelgratulation — zum Jungen und zum Stück. Ich wünschte Dir dann lebhaft mit Darstellung letztrer fortzufahren und ersterer aufzuhören, denn Kinder sind eigentlich ein Luxusartikel, den nur, wie Pferde und Wagen, vornehme Leute zu halten berufen sind.

Vor 8—14 Tagen machte uns Frl. „Marie de Harder" ihren Besuch und gab Deine Empfehlungszeilen ab. Leider waren weder ich noch meine Frau zu Haus. Letztre ist nun vor Kurzem bei den Harder'schen Damen gewesen (mir ist es geradezu unmöglich Visitenzeit zu erübrigen) und hat ihnen, wie sich von selbst versteht, meine schwachen Dienste angeboten. Da ich erstens von Musik nichts verstehe und zweitens zu keiner einzigen hiesigen Zeitung in irgendwelcher Beziehung stehe, so werden selbstverständlich meine Dienste nur schwach sein können. Übrigens hat meine Frau beide Damen sehr liebenswürdig gefunden und wenn nichts dazwischen kommt, hoffen wir sie mit Nächstem 'mal zum Thee bei uns zu sehn.

Was mich selber angeht, so geht mir's ganz leidlich. Ich habe zu leben und das will in diesen hungrigen Zeiten eigentlich schon viel sagen. Freilich muß ich zu dem Behuf arbeiten wie ein Pferd und Zeitungsschreiben und Stundengeben sind der noblesté Theil meiner Thätigkeit. Von eigentlichem Produciren ist keine Rede. Indeß das Gefühl einer gewissen pekuniären Unabhängigkeit ist doch sehr süß und wiegt vieles auf. Dazu hofft man und wär's auch bis in's Grab. Man betrachtet diese Plackerei als ein Durchgangsstadium und schmeichelt sich, dahinter lägen die Inseln der Seligen, wo die Plüsch-Sophas stehn und

die Kalbsbraten wachsen und wo man Verse zu machen gedenkt von Morgens früh bis Abends spät. Kommt der Tod eher als diese Inseln, nun so hat man wenigstens den Vorgeschmack des Glücks und der Freude gehabt, der bekanntlich besser ist als die Sache selbst.

Verzeihe, daß ich Dich mit einer prosaischen Variation auf das alte Schillersche Thema von der „Hoffnung" behellige, grüße Frau und Kinder und sei selber herzlich gegrüßt von Deinem Th. Fontane.

Berlin d. 26. Mai 59. Potsdammerstraße 33.

Mein lieber alter Freund.

Wir saßen vorgestern beim Nachmittagskaffe in unsrer Geisblattlaube und sogen die ächte Berliner Gartenluft (Blumen vorne und Müllkute hinten) in vollen Zügen ein — Professor Magnus hat nämlich bewiesen, daß der gute Gesundheitszustand der Berliner in der schamlosen Unbedecktheit ihrer Rinnsteine wurzelt — als Deine liebenswürdigen Zeilen, nach kurzer Irrfahrt durch die Schönebergerstraße, hier eintrafen. Habe herzlichen Dank für den Ausdruck alter, unveränderter Liebe und Freundschaft. Man kommt nun allgemach in die Jahre wo man wahrnimmt, daß man nicht notwendig geliebt werden muß und wo man schon zufrieden ist dann und wann zu erkennen, daß man wenigstens noch geliebt werden kann. Ach, und wie's einem mit der Liebe geht, so geht's einem mit allem; man wird trostlos bescheiden in seinen Ansprüchen, giebt den Jugendglauben an eine gradlinige Abstammung von Schiller und Goethe völlig auf und legt sich ernsthaft die Frage vor, ob man größer ist als Karl Müchter oder nicht. Vielleicht steckt auch in dieser Frage noch ein gut Stück Arroganz.

Fast im Widerspruch damit scheint es zu stehen, wenn Du mir schreibst, daß Du mich gelegentlich der Welt verkündigt hast (beiläufig bemerkt die reine Wüstenpredigerei) und ich Dir nach dem Vorgange von Jean Bart, den Louis XIV. eben zum Admiral ernannt hatte, darauf antworte: „da haben Ew. Majestät ganz recht gethan". Es liegt kein Widerspruch darin, denn wenn einen auch noch die Freunde im Stich lassen, so ist man vollends verloren; außerdem wirst Du begreifen, daß ich weniger die Absicht gehabt habe selbstbewußt zu repliciren als eine passabel hübsche Anekdote zu erzählen.

Du fragst, wie es mir geht? und ich antworte wahrheitsgemäß gut und schlecht; gut, weil ich mich körperlich wohl fühle, Lust und Freude an der Arbeit habe und voll Vertrauen in die Zukunft blicke, schlecht, weil ich, nachdem ich mich ehrlich gequält habe, die Frucht und das Ziel meiner Arbeit weniger in Händen habe denn je und die neuste Belagstelle bin für das bekannte travailler pour le roi de Prusse. Schließe aber daraus nicht, daß ich zu den Malkontenten gehöre und scheel sehe zu dem sicherlich segensreichen Umschwunge, der in unsrem Lande stattgefunden hat. Das alte Regime war nicht schlecht aber dumm;

grade die mißliebigsten Träger desselben waren grundehrliche Leute; ihr Verbrechen war, daß sie gegen den Strom schwammen. Aus 2 Dingen baut sich der Typus des altpreußischen Volkscharakters auf, aus schlichtem Rechtsgefühl und einem Minimum von Glauben. Gegen beides hat man verstoßen, innerhalb des Rechts hat man gekünstelt, was fast noch toller ist als es brechen, und die Religion hat man per Nürnberger Trichter besorgen wollen. Die Intentionen waren nicht schlecht, aber sie waren urdumm, weil sich solche Sachen heutzutage nicht von oben herunter besorgen lassen. Die Zeit ist vorbei, wo man durch Hundehetzen das Böhmer-Land katholisch machen konnte. Verzeih' diese Abschweifung. Für Deine freundliche Einladung den herzlichsten Dank, ich kann sie jetzt aus mehreren Gründen nicht annehmen: a) hab ich zu arbeiten, b) muß ich daß Geld zu rathe halten, c) darf ich Berlin jetzt nicht verlassen, um wenigstens zur Hand zu sein, wenn ich hier oder dort gebraucht werden sollte. Aber vielleicht im Laufe des Sommers. — Hast Du Lazarus gesprochen? hat er Dir vielleicht von den Büchern (3 Bände über England u. Schottland) erzählt, die ich herausgeben möchte? Die Zeit ist ungünstig, aber ich möchte doch. Kannst Du mir vielleicht mit Rath und That dabei behülflich sein. Katz hat mir bereits einen Korb gegeben. Dein Th. Fontane.

Ps. Empfiehl mich Deiner lieben, sehr verehrten Frau und grüße die Herren Jungens. Mein ältester (wird 8 Jahr im August) ist in London geblieben, der jüngste (2½ Jahr) spielt um mich her. Meine Frau grüßt herzlich. Nochmals Dein Th. F.

Berlin d. 28. Nov. 59. Tempelhofer Straße 51.

Mein lieber, alter Freund.

Gestern vor 8 Tagen, als ich eben, Hut auf dem Kopf und mein anderthalb Hand breites Cache-nez wie ein Visir vorm Gesicht, ausrücken wollte, um im Tunnel, der nun bald nur noch aus Großvätern bestehn und jedes Mitglied unter 40 Jahren 'rausballotiren wird, zu präsidiren, trat ein Unbekannter mit jener eigentümlichen Rapidität in mein Zimmer, die mich besorgt hätte machen können, wenn ich nicht das gute Gewissen hätte, weder ein reicher Bankier noch der Staatsrath Kotzebue zu sein. Der Rapide entpuppte sich denn auch bald als eine harmlose Persönlichkeit, der nur darin mit Karl Sand eine leise Ähnlichkeit hatte, daß er auf Rußland schlecht zu sprechen war. Er schien einer von den Gesinnungstüchtigen, die sich darüber echauffiren, daß in der Welt viel gestohlen wird. Sein Name war Kauffmann; wie er mir beim Abschied sagte „Bürger von Berlin." (Ich hatte ihn nämlich für einen Ausländer gehalten und mich gewundert, daß er die Querstraßen der Lindenstraße kannte.)

Besagter freundlicher Herr brachte mir Grüße von Dir, die er ehrlich genug war für etwas alt-backen auszugeben. Aus einem Notizbuch las er mir dann

eine Bestellung vor, die durch das räthselhafte Dunkel worin sie sich hüllte, alle andren Schwächen vergessen ließ. Es scheint sich auf meine Aufsätze über Shakespeare und englisches Theater zu beziehen. Zu gleicher Zeit erfuhr ich (und das war die Hauptsache) daß es Dir gut gehe, daß Frau und Kinder wohl seien, daß neue Bücher, neue Dramen in Sicht ständen, enfin das Haus Wolfsohn auf gutem Boden etablirt sei. Mögen die Nachrichten immer gleich günstig lauten.

Ich nahm mir gleich vor Deine Grüße durch einige Zeilen zu beantworten, theils weil ich einige Fragen an Dich auf dem Herzen habe, theils um bei der Gelegenheit mal Bestimmteres über Dein Leben und Deine Schicksale von Dir zu erfahren.

Meine Fragen beziehen sich auf die lieben, alten Dinge: Mitarbeiterschaft hier oder dort und Herausgabe von Büchern. „Was sind das für Zeiten," sagte Heinrich Smidt im Jahre 1848 zu mir, „man schreibt und schreibt und keiner will's drucken." Da ich fürchte, daß die buchhändlerische Geneigtheit seitdem wenig gewachsen ist, so hab' ich vor allen Anfragen nach der Seite hin eine heillose Angst und verschiebe von Tag zu Tag, was doch endlich geschehen muß. Mein schottisches Reisebuch ist beendet, ich bin schwach genug es für gut und interessant zu halten und möchte es nun herausgeben. Die einzelnen Aufsätze und Schilderungen sind, beinah ausnahmelos, bereits gedruckt worden, ein Drittel im Beiblatt der Vossin, ein 2t. Drittel im Feuilleton der Kreuz-Zeitung, das letzte Drittel im Morgenblatt. Mit Rücksicht darauf verlang' ich nur 150 Thlr. Honorar. Kennst Du einen ehrenwerthen Mann, der anbeißen möchte, so laß es mich je eher je lieber wissen. Der Zöllner, der noch lauter heulte als Sturm und Wind, kann den braven Mann nicht mehr herbeigesehnt haben, wie ich diesen Buchhändler.

Die andre Frage bezieht sich also auf Mitarbeiterschaft. Ich unterhalte hier Feuilleton-Beziehungen zu 3 Zeitungen: Voß, Preußische und Kreuzzeitung, aber sie sind doch sehr oberflächlich und oft ganz unterbrochen. Ich fühle das Bedürfniß, noch wo anders unterkriechen zu können. Kannst Du mir dabei behülflich sein? Gute historische und belletristische Bücher, Memoiren, Biographen, Arbeiten die auf England Bezug nehmen u. dgl. m. würde ich gern kritisch besprechen, auch gern längere Arbeiten (für die „Gegenwart" etc.) für Brockhaus übernehmen. Unterhältst Du Beziehungen und Bekanntschaften, die dergleichen einleiten können? Zu dem gewöhnlichen Feuilleton-Quatsch möcht' ich mich nicht verstehn, alles was in die literarische Wurst-Fabrikation gehört, ist mir zuwider. Auf hohe Honorare bin ich nicht versessen, aber eine sichre, ständige Mitarbeiterschaft liegt mir am Herzen. Namentlich wär' es vielleicht gut, ich käme an Brockhaus heran; meine Kenntniß des Englischen könnte da bestens ausgebeutet werden. Laß bald von Dir hören. Apropos, eins meiner

Bücher über England wird unter dem Titel „Studien etc.“ bei Ebner in Stuttgart erscheinen. Empfiehl mich Deiner lieben Frau angelegentlichst. In alter Anhänglichkeit Dein Th. Fontane. Tempelhofer Straße 51.

Auf den Brief an Pabst (dem ich für Einsendung seiner Schiller-Stanzen gedankt habe) sei so gut eine Freimarke zu kleben, da ich dem alten Sohn auch nicht die Unkosten eines halben Neigroschens machen möchte. Dein Th. F.

Berlin d. 8. Dezeb. 59. Tempelhofer Straße 51.

Mein lieber, alter Freund.

Besten Dank für Deine freundlichen Zeilen und die Cultur en masse. Ich werde mich heute Abend durchbeißen und rechne auf die bekannte Reismauer, nicht auf harte Nüsse.

Die Mitarbeiterschaft für die „Leipziger Zeitung“ käme mir ganz gelegen; als wackrer Reaktionär hab' ich ohnehin einen gesteigerten Anspruch darauf. Etwas eigens dafür schreiben, kann ich jetzt nicht, da ich vom Januar an Vorlesungen halten will, die meine Zeit und Arbeit in Anspruch nehmen. Von diesen Vorlesungen selbst aber dürften sich einige zum Abdruck in der Leipziger eignen und wenn Du mir nicht Contre-Ordre giebst, so möcht' ich Dir im Lauf des Januar und Februar die eine oder andre zustellen. Die Themata sind folgende

1) Whigs und Tories.
2) Englische Presse und Times.
3) Englische Historienmalerei.
4) Tennyson und Longfellow.
5) Oxford und engl. Universitäten.
6) Hochland und die Hochländer.
7) Englisch-schottische Volkspoesie.

Nun wegen meiner Bücher. Die Shakespeare-Aufsätze, zusammen mit 2 Arbeiten von gleichem Umfang, werden als ein starker Band innerhalb einiger Monate bei Ebner in Stuttgart erscheinen. Das also ist abgemacht.

Es handelt sich nur noch um meine schottische Reise (etwa 400 Seiten stark). Dafür wäre allerdings Lorck der rechte Mann und ich würde mich sehr freun, wenn er seine Geneigtheit aussprechen wollte den Verlag des Buchs zu übernehmen. Preis 150 Thlr.; zahlbar wann er will innerhalb Jahresfrist. Das M. S. besteht aus so und so viel Feuilleton-Nummern, deren Ausschneidung und Zusammenstellung ich dann erst unternehmen kann, wenn ich die Geneigtheit Lorcks kenne das Buch zu nehmen. Er muß vorweg davon ausgehn, daß ich ihm keinen Schund schicken werde; außerdem sind 150 Thlr. ein Lumpengeld, mit denen ich mich natürlich nur in Rücksicht auf das schon Erschienensein der meisten Briefe und Aufsätze begnügen kann. — Auch die

Mitarbeiterschaft an seinem „Männer der Gegenwart" käme mir sehr gelegen. Meine neuliche Anfrage bei Brockhaus war nur ein Schuß in's Blaue. — Im nächsten Frühjahr (Mai), wenn Gott mich leben läßt, gedenk ich zu reisen; dann führt mich der Weg auch wohl mal wieder nach Elb-Athen und auf der Brühl'schen Terrasse, bei Kaffe und Sodawasser, wollen wir uns von den Leben und Thaten des Pastetenbäckers Zweckerlein (i. e. Du und ich) ausführlichst unterhalten. Gruß und Empfehlung Deiner lieben Frau. Wie immer Dein Th. Fontane.

Berlin, d. 7. Novb. 60. Tempelhofer Str. 51.

Hoch
das Geburtstagskind!
Heil und dreifachen Segen
über die Firma
Wolffsohn und Frau.
(Bim bam, Glockengeläut; bumm bumm, Kanonendonner)

Mein lieber alter Freund.

Dein Brief beobachtet ein hartnäckiges Stillschweigen über das Datum, an dem er geschrieben, er treibt sich in der Periode zwischen gestern und dem 25. Oktober unbestimmt umher, so daß es möglich ist, trotzdem ich umgehend antworte, daß dieser Geburtstagsbrief drei Tage nach dem Geburtstage Deiner lieben Frau bei Dir eintrifft, ja es ist sogar wahrscheinlich, da sich wohl die Fälle zählen lassen, wo man das Datum des Poststempels auch zugleich als das ursprüngliche Datum Deiner Briefe ansehen kann. Doch lassen wir das; jemandem der seit 6 Monaten hustet, hat man die Pflicht angenehmere Sachen zu sagen.

Du hast ganz recht: auch ich habe gehustet; wer hätte nicht. Wie jeder 'mal geliebt hat, so hat auch jeder mal gehustet; es kommt nur darauf an, wie lange es dauert und womit man die Sache kuriert. Doch nun ein vernünftiges Wort. Ich war im Winter 52 auf 53 sehr herunter, man sagte mir rund heraus, es sei nicht mehr viel los mit mir, aber ich glaubte es nicht. Ich ging in ein Krankenhaus (nach Bethanien), trank 3 oder 4 Wochen Salzbrunn, brauchte eine Nachkur auf dem Lande — frische Luft und Molke — und genas. Seitdem hab ich keinen Anfall mehr gehabt, wobei ich bemerken muß, daß ich sehr vorsichtig bin, bei Nacht zwei seidne Tücher umbinde und immer in einem cache nez stecke, nur 2 oder 3 Monate im Sommer trag ich's nicht direkt um den Hals, hab es aber immer bei mir, ganz ungenirt wie einen Spazierstock in der Hand, und bind es um so wie ich ein Lüftchen spüre. Dieser großen Vorsicht verdank' ich mein Wohlbefinden; die sogenannte „Abhärtungs-Theorie" halt' ich für puren Blödsinn; ich hab es auf Zureden immer wieder und wieder probiert, aber jedesmal mit dem schlechtesten Erfolg. Es ist ganz richtig:

gesunde Menschen können sich verweichlichen und hinterher auch wieder abhärten, es ist nur das Aufgeben einer schlechten Gewohnheit; Leuten aber die wirklich krank sind, die wirklich an Herz oder Hals oder Lunge leiden, ihre „Abhärtung" anpreisen wollen, ist pure Mörderei. Was Deinen Zustand angeht, so kann ich zunächst nur Vorsicht anempfehlen und so wie der Mai kommt „change of air". Dieser „Luftwechsel", den die englischen Aerzte beständig verordnen, scheint mir unter allen Heilmitteln, die die Natur hat, das schönste und wirksamste. Es kommt mit seiner stillen Macht gleich hinter der Wundermacht des Schlafs. — Zur Geburt des Töchterchens meinen herzlichsten Glückwunsch. Wir haben seit dem Frühlingsanfang (21. März) auch eins, ein freundliches liebes, kleines Dingelchen, das uns viel Freude macht; die Jungens sind auch gut. — „Cultur en masse", für deren Uebersendung ich Dir noch nachträglich danke, bring ich Dir zurück sobald ich nach Dresden komme, was hoffentlich so lange nicht mehr dauert. Vieles hab ich mit Interesse gelesen. Und nun lebe mir wohl und habe Dank für das Lebenszeichen von Dir, das Du mir freundlichst gegeben. Wie immer Dein Th. Fontane.

Theodor Fontane an Frau Dr. Emilie Wolfsohn

Berlin d. 19. August 65.

Aus den Blättern, hochzuverehrende Frau, haben wir hier zu unsrer größten Betrübniß ersehn, welch schwerer Verlust Sie betroffen hat. Gestatten Sie uns Ihnen zu sagen, daß wir Ihrer täglich in herzlicher Theilnahme gedenken. Das Bewußtsein der Liebe, deren der Heimgegangene sich in so hohem Maße erfreute — auch von seinen alten Freunden hat ihn wohl keiner vergessen —, wird Ihnen jetzt Trost und Stütze sein. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen noch ganz besonders. Neben dem Beistande Gottes, der das Beste bleibt, mögen Ihnen gute Menschen zur Seite stehn. Mit diesem aufrichtigen Wunsche und der Versicherung alter Anhänglichkeit Ihr ergebenster Th. Fontane.

Nachwort

„Alte Zeiten und ein altes Haus in Leipzig, wo ich Ihre Frau Mama vor 52 Jahren kennen lernte, traten mir wieder vor die Seele," schrieb Fontane „An die Hinterbliebenen der Frau Dr. Wilhelm Wohlfsohn, geb. Gey", als er im Juni 1894 erfuhr, daß die Gattin des Jugendfreunds dem schon lange Dahingeschiedenen im Tode gefolgt war.

Ueber diese alten Zeiten sprach er noch einmal mit mir. Ein kleiner Abglanz der Freundschaft mit meinem Vater war auf mich gefallen, „den einen von Wolfsohns Söhnen", von dem er in „Von Zwanzig bis Dreißig" spricht, und manches freundliche Wort über meine eigene Poeterei, manches vertrauliche über sich selbst, hatte er — mündlich und schriftlich — an mich gerichtet. An mich,

dem die Liebe zu dem Menschen wie dem Dichter Fontane sozusagen im Blute lag. Als ich ihn zum letzten Male, im Sommer 1898, dem letzten seines Lebens, auf dem „Weißen Hirsch" bei Dresden besuchte, traf es sich zufällig, daß er gerade das erste Exemplar von „Von Zwanzig bis Dreißig" aus Berlin erhalten hatte. „Mein Leipzig lob' ich mir" lautet der Titel des Abschnitts über die Jahre in der fröhlichen Pleißestadt. Er zeigte es mir voll Freude. Und ich konnte mich gleich revanchieren. Denn ich hatte sein Bild mitgebracht, das Aquarell von Ottensooser, das Unikum, das der Dreiundzwanzigjährige einst seinem Freunde in Leipzig schenkte, und das mir als Erbteil zugefallen war. So kamen wir ganz von selbst auf jene Tage zu sprechen.

„Bin ich's denn wirklich?" fragte er sinnend, indem er das Bild betrachtete.

Und ich erzählte ihm, wie oft meine Mutter es mir geschildert habe, daß die jungen Mädchen die Fenster aufgerissen und dem Originale dieses Bildes nachgeschaut hätten, wenn es durch das stille Schrötergäßchen nach eben jenem alten Hause schritt, in dem mein Vater wohnte.

Er lächelte. „Davon hab' ich gar nichts gemerkt. Und," fügte er hinzu, „ich möchte eigentlich wünschen, ich hätte anders ausgesehen: mir gefallen die gebräunten Unteroffiziersgesichter viel besser als die blassen Dichtergesichter."

An diese Worte erinnerte ich ihn, als ich kurze Zeit darauf bei ihm anfragte, ob er trotzdem damit einverstanden sei, daß ich das Bild an seinem achtzigsten Geburtstage veröffentlichte.

Und er antwortete (aus Karlsbad am 31. August 1898, also drei Wochen vor seinem Tode):

„Natürlich können mich Aufsatz und Bild nur freuen, und wenn letzteres mehr nach blassem Dichter als nach gebräuntem Unteroffizier aussieht, so verbessert das dem Publikum gegenüber, das den Dichter nicht blaß genug kriegen kann, nur meine Lage."

Und ich sah im Geiste das nämliche schalkhafte Lächeln im Gesichte des alten Fontane, das über seine Züge glitt, als er mir sagte, er wünschte, der junge Fontane hätte anders ausgesehen . . .

Dresden, am Tage der Enthüllung des Fontane-Denkmals in Berlin, dem 7. Mai 1910. W. W.

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Achte Fortsetzung)

Neunzehntes Kapitel



Als am Ostersonntag die Magd der Gärtners am frühen Morgen die Läden öffnete, fand sie zu ihrem großen Erstaunen sowohl den Platz vor dem Gartentor, als auch Feldweg und Brachfeld hinter der Mauer, von einigen Hunderten fremder Leute besetzt. Nun pflegten zwar an jedem Sonntag Patienten in einer gewissen Anzahl, mitunter bis vierzig, zum Schäfer zu kommen, von denen sich einige, um den Vortritt zu haben, auch wohl schon im Morgengrauen einstellten, woher aber diese zweihundert Menschen kamen und was sie wollten, begriff die Magd, die in ihrem Staunen mit ausgebreiteten Armen noch immer die Fensterladen hielt, einstweilen nicht.

Die Gärtnerburschen, die an den Frühbeeten arbeiteten, taten eben die Frage an sie, die der verdutzten Person durch die Seele ging. Sie wußte aber durchaus nichts zu antworten. Die Zahl der Wartenden mehrte sich. Und wie die Magd ihre Augen ausschickte, sah sie, wie allenthalben, da und dort, ein Mann, ein Weib, ein Kind über Feld heran und gegen die harrende Menschenmenge näher lief.

Die Sonne war eben aufgegangen. Frau Obergärtner Heidebrand, die durch die Magd geweckt worden war und nun, den Blick mit der Hand vor dem Lichte schützend, die sich immer vermehrende Menge musterte, begriff ebenfalls den Vorgang nicht. Sie sah, wie der Schäfer, augenscheinlich nicht minder befremdet, unten bereits mit der Menge verhandelte.

Er rief herauf: er wisse durchaus nicht, was den Leuten in die Glieder gefahren sei. Es wären nur wenige Kranke darunter und zu ihm kämen sie jedenfalls nicht.

Als der Herr Obergärtner erwachte, an diesem Ostersonntag nicht ganz so früh, als es sonst geschah, wußte er ebensowenig als die anderen für die Gegenwart dieser Menge von Landleuten einen Erklärungsgrund. Es wollte sich auch nichts herausbringen lassen, bis gegen die neunte Stunde eine seltsame Deputation von bärtigen Männern im Hause erschien, die sich nach Emanuel Quint erkundigten.

Sie standen im Hausflur — übrigens waren es beide Brüder Scharf, der böhmische Josef, Weber Schubert, Dibiez, Schneider Schwabe, Weber Zumpt, der Handelsmann Krezig und der Hufschmied John — sie standen im Hausflur, lebhaft redend und gestikulierend und es war seltsam, wie sehr ihr erregtes Betragen mit dem mehr als bescheidenen, dürftigen Äußeren dieser Leutchen in Widerspruch stand.

Heidebrand selber war sogleich, durch die mit Entsetzen fliehenden Mägde, von

dem Eintritt des wunderlichen Besuches verständigt worden: Sie sagten, es wären Menschen gekommen, bei denen unbedingt etwas nicht ganz in Ordnung sei.

Als Heidebrand schon geraume Weile, nicht ohne starke, innere Unruhe, unter der durcheinander sprechenden, ihn mit wirren Fragen bedrängenden, Rotte, stand, konnte er sich noch immer weder von ihrem Zustand noch ihren Absichten einen Begriff machen.

Ihr Betragen war ebenso aufgeregt als feierlich. Sie schienen dabei vorauszusetzen, daß man wissen müsse, weshalb sie kämen und weshalb das Gärtnerhaus des Miltzscher Schlosses heut von Menschen belagert sei. In allen diesen ebenso dürftigen, als verschiedenartigen Mannsgestalten, lebte, wie es schien, ein doppeltes Bewußtsein von Wichtigkeit: nämlich der Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks und der ihrer eignen Persönlichkeit.

Was der Herr Obergärtner zuerst begriff, nachdem er den Gedanken, es möchten schlechthin Betrunkene sein, verworfen hatte, war: Sie sind von einem gemeinsamen Wahn bewegt; und dieser mußte, erkannte er weiter, im Zusammenhang mit dem Osterfeste entstanden, also ein religiöser sein. Diese Leute betrugen sich, als ob ihnen das Gerücht von einem außerweltlich ungeheuren Ereignis zu Ohren gekommen wäre und als ob sie nun da wären, um es, nach tagelangem und atemlosem Lauf, mit ihren eignen Augen zu sehn.

Der Gärtner sah, daß diese hastig atmende, stoßweis redende, mit fieberglänzenden Augen vagierende Rotte eigentlich ein Kehricht von Menschen war. Ja, das Gesicht des böhmischen Josefs ließ ihn einen Augenblick lang an ausgebrochene Sträflinge denken. Dem Inhalt ihrer Rede nach konnten es aber weit eher Flüchtlinge aus der Provinzial-Irrenanstalt, aus dem Dasdorfer Rettungshaus oder aus Trinkerasylen sein. Josef rief in einem fort: „Christ ist erstanden". Er rückte mit seinen stechenden Pudelaugen ekelhaft nahe an des Herrn Obergärtners Gesicht und wiederholte: jeder Mensch auf Erden müsse doch wissen, daß Jesus Christus von den Toten erstanden ist. — „Jesus, er mein Heiland lebt!" wiederholte der gedrungene Hufschmied John redeweise. „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, die große Babel!" äußerte Schwabe bald gegen den Gärtner, bald gegen die Scharfs, bald gegen John, Schubert, Diebiez, bald gegen Zumpt und bald für sich selbst. Gefragt, was ihr Begehren wäre, sagte Anton Scharf dem bedrängten Gärtner dreimal hintereinander mit weitgeöffneten Augen und Nasenlöchern die Worte: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben!" in's Gesicht. Und wieder: „Wir haben den gefunden . . .", was immer mit wilder Freude durch den fast schreienden Chorus: „Wir haben den Messias gefunden!" bestätigt ward.

Indessen standen im Garten draußen, vor der geöffneten Tür, die Gärtnerburschen, hielten sich vor Lachen die Seiten und krümmten sich.

Ein Wort, das man immer wieder im Durcheinander überspannter Redensarten dieser verrückten Deputation zu hören bekam, war: „wir haben ein Geheimnis entdeckt". Mit diesem Ausspruch schienen sie, wie nach Übereinkunft, den eigentlichen Zweck ihres Kommens verdecken zu wollen. Er drückte denn auch in der Tat in zwiefacher Hinsicht, nämlich in der eben bezeichneten Weise und noch in einer anderen, tatsächlich eine Übereinkunft aus. Sie glaubten nämlich erkannt zu haben, was das eigentliche Geheimnis Quintens ausmache.

Ohne auf die einzelnen Umständen einzugehen, sei nur gesagt, daß sie sich nach Quintens Verschwinden wieder und wieder im engeren Kreise versammelt hatten. Zudem hatte das Gerücht vom Erscheinen des Wundertäters, der Talmühle einen geradezu hundertfältigen Zulauf verschafft. Es ist natürlich, wenn dieser Umstand wie etwas Wunderbares auf die Versammlung derer, die sich als Jünger und Auserwählte fühlten, zurückwirkte. So hatten sie denn eines Tages, in der närrischen Phantastik ihrer mehr und mehr sich von dem nüchternen Gange der Wirklichkeit entfernenden Seelen, gemeinsam, wie durch Erleuchtung, Quintens Geheimnis erkannt und sich, einer dem andern, zur Wahrheit bekräftigt: nämlich Quintens nun über jeden Zweifel erhabenes Messiastum, dessen Kraft, Leib, Blut und Geist über allen Worten der Bibel sei, über allen Wahrheiten der Verheißungen. Er war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Er war gekommen und würde das Reich in einer von niemand geahnten, auch nicht durch die Bibel vorhergesagten Art und Weise aufrichten. Kurz, die Gegenwart Quintens hatte den hellen Wahnsinn zum Ausbruch gebracht.

So traten sie vor die Menge hinaus, die, wie gesagt, sich täglich in größerer Anzahl um die Mühle versammelte, und predigten das Geheimnis des Reichs. Sie verrieten Emanuels Aufenthalt. Sie sprachen in Zungen und John, der Schmied, der vielleicht wirklich an diesem Tage über den Durst getrunken hatte, tat sich um Ostern dadurch hervor, daß er eine wunderbare, letzte Enthüllung des Geheimnisses für den Auferstehungstag, ja eine doppelte Auferstehung und Offenbarung des Heilands im Gärtnerhause zu Miltzsch fanatisch weissagte.

Während sie noch im Innern des Hauses wirre Dinge mit dem Obergärtner verhandelten, fing die versammelte Menge draußen mit gewaltigem Ausbruch den ersten Vers eines Osterliedes zu singen an:

Triumph! Triumph! Der Herr ist auferstanden,
er ist nicht hie! er ist nicht hie!
der weiland lag in Todes Strick und Banden,
er ist erstanden heute früh.

Ein solcher Gesang ist überaus eindrucksvoll, und Frau Heidebrand hielt es für ein Glück, daß Ruth nicht im Hause war. Man hatte das Kind, weil man Emanuel doch nicht so Hals über Kopf vor die Türe setzen wollte und um sie

auf andere Gedanken zu bringen, bei befreundeten Apothekersleuten untergebracht, deren Tochter im gleichen Alter und früher mit Ruth befreundet war. So war sie den Eindrücken dieses Morgens genugsam entrückt, die sonst vielleicht wiederum Krisen nervöser Natur bei dem Kinde zum Ausbruch gebracht hätten.

Frau Heidebrand, durch den elementaren Zug des Ereignisses ebenso wie ihr Gatte verdutzt, hatte dennoch, eher als dieser, den unglückseligen Pensionär als Ursache dieses Übels, gleichsam als den Magneten, der es herbeigezogen hatte, erkannt. Sie bedauerte nun, daß sie selbst und ihr Gatte nur an Emanuels Mutter geschrieben hatten, sie möge den Sohn nach Hause holen, anstatt dem Narren selbst gegenüber, im Sinne des Gurauer Fräuleins, entschlossen und offen zu sein.

Emanuel war an diesem Morgen, der kühl, ruhig und sonnig einsetzte, erst durch den Gesang vor den Fenstern geweckt worden. Er hatte am Abend vorher ein kleines Bündel mit Habseligkeiten zusammengepackt, nachdem er sich einig geworden war, in Gottes Namen seines Weges am kommenden Morgen von dannen zu gehen. Kaum war er notdürftig angekleidet, er hörte dabei ein Trampeln von Füßen und Laute rauher Stimmen im Haus, da pochte es, und Herr Heidebrand drang, gefolgt von den Talbrüdern, bei ihm ein.

„Diese Leute wollen zu Ihnen, Emanuel!" sagte in vorwurfsvollem Tone, die Röte des Unwillens im Gesicht, Herr Heidebrand. Worauf Emanuel kühl mit „Ich weiß es!" antwortete. Die Talbrüder aber waren verstummt und drehten, ein jeder mit einem Ausdruck, der in seiner bebenden Devotion etwas Verwirrendes an sich hatte, verlegen die Mütze in der Hand.

Der Obergärtner hat später erzählt, das Verhalten Quints, das Betragen der Talbrüder, wie es bei dieser ersten Begegnung zwischen Verführer und Verführten, der er beiwohnte, zutage trat, habe seinen eigenen gesunden Menschenverstand in Gefahr gebracht.

Herr Heidebrand stand vor dem Narren Quint, und es war ihm nicht anders zu Sinn, als wenn man ihm sein Konzept durcheinander gebracht hätte. Es lag wie ein Zwang, wie ein Druck um seine Stirn. Er fragte sich, ob er an Tollkraut gerochen hätte, und meinte, der Satan habe ihm ein Blendwerk, eine scheußliche Gaukelei, eine höhnische Spottgeburt der Wiederkunft Jesu und seiner Jünger eingebildet, die doch in mancher Beziehung von einer betörenden, ja überzeugenden Treue war.

Es war in Emanuel, nach vielen Krisen, ein starrer, unbeirrbarer Wille, verbunden mit einer Idee, zur Herrschaft gelangt, und was er dadurch gewonnen zu haben glaubte, war, wie der Narr in Christo es nannte: die kühne Freiheit des Gotteskindes zu christlicher Tat und zu christlichem Tod.

So war denn ein Feuer in seinen Augen, womit er die armen Jünger

anblitzte. Er wies ihnen das Bündel mit einer befehlenden Weisung der Hand, die keinesfalls ohne eine gewisse Hoheit war: worauf sie sich alle zugleich auf die Habseligkeiten Emanuels stürzten, eifersüchtig bestrebt, ihm zu Diensten zu sein. „Ich gehe mit euch," sagte der Narr, „obgleich ihr euch an mir ärgern werdet. Doch ich weiß, der Sohn Gottes kann bei euch jederzeit eines Trunks, eines Lagers und eines Bissen Brotes sicher sein."

Dann verließ er mit ihnen das Haus ohne Umblicken.

Hofknechte und Gärtnerburschen, zwischen denen der von Quint mit starken Schritten geführte, lächerlich stolpernde Trupp von Erweckten hindurch mußte, blieben zunächst verdutzt und lachten nicht. Man wartete ab, was geschehen würde. An den Grenzen jener singenden Gemeinde von „Kindern und Unmündigen", die in der Einfalt und gläubigen Torheit reiner Herzen auf den Eintritt des Wunders warteten, wodurch „das ängstliche Harren der Kreatur" endlich, endlich in eitel Freude verwandelt werden sollte, hatte sich bereits ein Zulauf feindlicher Elemente bemerklich gemacht.

Bei diesem fast blinden, aber entschlossenen Schreiten ins Unbekannte fühlte Emanuel etwas wie den felsenharten Drück einer Macht, die er herausfordern wollte und die ihm entgegenstand.

Nun ist es klar, ich fühle deutlich, wie ich dem Feind entgegenschreite, dachte Emanuel. Ich habe den Feind nie so Brust an Brust gefühlt, habe ihm nie so, wenn auch mit blinden Augen, ins Auge gesehen. Dieser Feind ist so alt wie die Menschenwelt, und ich unterfange mich als ein zweiter Christus auszuziehen und ihn zu besiegen. Und es war ihm, Quinten, als richte sich am Horizont wie ein Gebirgswall, von grimmigen Riesen bewohnt, der Feind empor! Oder war es die breite und unwiderstehliche Woge eines Urmeeres, die sich ihm drohend, sintflutartig, entgegenwälzte? Was würde sein Lichtlein, unter dem Scheffel hervorgeholt, wie würde die kleine Gemeinde der Hoffenden dieser Flut gegenüber standhalten? Wir werden, sprach es in ihm, unrettbar hinweggeschwemmt.

Aber „das schwankende Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen . . ." —? Und wie dem auch sei: der Schritt war geschehen und Emanuel dachte nicht an ein Zurück.

Wie es bei Wallfahrten üblich ist, einige Pilger hatten, trotzdem nur ein allgemeines, wunderbares Ereignis vorausgesagt worden war, dennoch die Kranken ihrer Familie mitgebracht. Sie versuchten mit ihnen Quint nahezukommen, weshalb sogleich ein Gedränge entstand, als der falsche Heilige endlich erschien. Man brachte einen Menschen heran, der ganz einfach das delirium potatorum hatte, ein Leiden, dessen Erscheinungsform jedem Arzte bekannt, auf den Laien indessen von einer grausigen Wirkung ist.

Wer hat nicht schon den Gedanken gehabt, daß weit mehr noch als hinter den

Gittern eines Gefängnisses, hinter den eisernen Stäben einer Irrenanstalt, das Inferno, die Hölle ist. Unter allen Zuständen, die dort behandelt werden, steht wohl das Trinkerdelirium an Furchtbarkeit obenan. Der breite und muskulöse Mensch, der, von einem schrecklichen Tremor geworfen, von vier Männern gehalten, vor Quinten stand, stieß angstvoll gepeinigte Laute aus und hatte schreckliche Visionen, wie aus seinen frostgeschüttelten Worten deutlich wurde, von Erdbeben und von Weltuntergang. Wo er hintreten wollte, riß sich ein Rachen des Abgrundes auf. Mitunter ward er hinuntergeschleudert, wo dann wiederum andere Abgründe unter ihm Flammen heraufloderten, oder er sich im Schlamm, überkrochen von Schlangen, Eidechsen und allerhand eklen Reptilien, fand.

Die Qual dieses Menschen wirkte ansteckend. Die übermenschliche Angst, die er litt, bewirkte etwas in der Menge, wie eine allgemeine, hilfeflehende Bangigkeit.

Als Emanuel, seiner nicht achtend, an dem gemarterten ehemaligen Hausknecht, oder Küfer, oder Bierkutscher, was er nun sein mochte, vorüberschritt, hörte man seine Stimme rufen, aber so, daß es einem heulenden Hunde weit ähnlicher als einer menschlichen Stimme war: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner.“

Der häßliche und vielleicht auch komische Laut, dessen Bedeutung von den Fernerstehenden nicht verstanden wurde, löste im Kreise der Unbeteiligten, deren Zahl sich ständig vermehrte, ein kolossales Gelächter aus.

Aber es schien an diesem Tage nichts in Quint zu sein von Mitleid und von Barmherzigkeit, wie er denn diese Tugenden überhaupt bisher nur als die natürlichen und gelegentlichen Äußerungen einer reinen Menschlichkeit geübt hatte. Alles an ihm schien heute Feuer, ja entschlossene Herzenshärtigkeit. Dabei schien seine Stunde noch nicht gekommen. Er redete da und dort, mit diesem und jenem einige Worte, schritt aber plötzlich, nur an der Spitze seiner neun Talbrüder, eiligen Gangs in die Felder fort.

Es war ein Brachfeld, das ein hügeliges Gelände überzog, auf dem er durch eine von allen Seiten strömende Menschenmenge gestellt wurde. Nicht nur Landleute, die auf dem Wege zur Kirche waren, eilten herbei, sondern auch bürgerliche Gestalten zeigten sich, und späterhin sah man sogar Jagdwagen heranfahren, die junge Söhne von Gutsbesitzern, ja die Väter selbst hatten anspannen lassen, um das ruchbar gewordene tolle Ereignis nahe zu sehen.

Kurt Simon hatte sich eingefunden. Der junge Beleites erschien bei den Heidebrands. Neugier, oder irgendein anderes Gefühl, hatte den Obergärtner bewogen, der Menge und Quinten nachzugehen, als sich der ganze Unfug feldein wälzte. Eben fing Emanuel Quint seine weit berüchtigte Rede an, als sich auch Pastor Beleites im Wagen mit Herrn von Kellwinkel einstellte.

Wie sehr gegen früher das Wesen Quintens verwandelt war, das konnte man

schon am Ton seiner Stimme bemerken, mit der er Ruhe gebot, an der Art, wie er drohend und furchtlos die Faust erhob und herrisch mit seinem Fuße aufstampfte. Noch mehr aber trat es durch den Inhalt der Rede hervor, die der Tor in flammenden Worten hinausschleuderte.

„Ihr Heuchler," rief er, „die ihr Mücken seiget und Kamele verschlucket, höret die Worte Jesu Christi, des Gottessohns! Höret die Worte des Menschensohns, wie sie ihm der Vater gibt auszusprechen. Der Vater ist bei mir, der mich gesalbet hat und gesandt: aber nicht, daß ich Frieden bringe, sondern das Schwert!

Wehe euch Heuchlern! Was seid ihr anders als ein ungläubiges, lügnerisches, betrügerisches und habgieriges Geschlecht? einer des andern Feind, geheim oder öffentlich! einer des andern Räuber: geheim oder öffentlich! Diebe! Ehebrecher! Verräter! Mörder! geheim oder öffentlich! Ich sage euch, ihr Knechte des Antichrist: ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset! Ich war durstig, und ihr tränktet mich nicht! Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht gepflegt! Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich aus dem Kerker, der ein Fenster hatte, hinab in den lichtlosen Keller zu Skorpionen und Schlangen gestoßen! Ihr habt mich gevierteilt, aufs Rad geflochten, habt mir mit glühenden Zangen den Leib zerfetzt! Ihr habt mich an den Galgen gehängt, geköpft, geschunden, geprügelt, geheim oder öffentlich . . ."

Bei diesen Worten lief um die Peripherie der Menge ein helles und tolles Lachen herum, und eine Stimme ließ sich vernehmen: „hätten sie dich doch gepökelt, gebacken, eingesalzen, in Fässer verpackt und zum Satan in die Hölle geschickt".

Quint rief dagegen: „Ich kenne dich, Stimme. Wundere dich nicht, du armer, verblendeter, grober Ackerknecht, daß diese Stimme durch deine Kehle gedrungen ist! Sie stammt dorther, wo alles das herstammt, was Gott nicht gereinigt hat. Es geht aus dem Munde hervor und machet dich, nicht mich, unrein. Du weißt, und es ist uns gesagt und ist wahr, daß nur, was aus dem Munde hervorgeht, den Menschen unrein macht. Aber wisse: nicht du bists, der da spricht, sondern es ist die Macht, so alt wie die Welt, die ihre Tage in Roheit verfinstert."

Unbeirrt fuhr der Narr dann fort:

„Ihr Heuchler! Öffentlich habt ihr meinen Namen und mich euren Herrn genannt, heimlich mich täglich ans Kreuz geschlagen! Berge, ja Gebirge von rostigen Nägeln genügten euch zu jahrtausendelanger Henkersarbeit nicht.

Ihr nahmt mich unzähligemal vom Kreuz, ihr schnittet mich vom Galgen herunter und verkauftet mich: Stück um Stück meines verwesenden Fleisches wurde verkauft! Stück um Stück meiner bröckelnden Knochen! Jeder Span meines Kreuzes! Jeder Flicken meines Gewands! Alles und alles habt ihr

zehntausendemal, samt Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem Geiste, dem Mammon geopfert! Aber die mich kauften, betrogen sich, die mich kauften, wurden durch euch betrogen. Zwar habt ihr den wahren Heiland unzählige Male ans Kreuz geheftet, aber den vom Kreuze herabzunehmen euch gegeben ist, ist des Menschen Sohn und der wahre Heiland nicht."

Herr von Kellwinkel war aus der Kutsche gesprungen und hatte den jungen Beleites herangewinkt. „Hören Sie, Doktor," sagte er ihm, „wenn dieser Verrückte so weiter spricht, dann müssen Sie mir den Gefallen tun, sich freundlichst in meinen Wagen zu setzen, nicht wahr? und Sie fahren dann schnell in meinem Auftrag zum Landrat hinein, denn es könnte zur Pflicht werden, ihn zu verständigen."

„Was seid ihr? Meinet ihr etwa Christen? Dann war Pilatus, dann war Judas, war der Hohe Priester, der ihn verdammte, waren die Kriegsknechte, die ihn verspotteten, war ein jeder von ihnen ein Christ! Dann war es christlich, ihn geißeln, christlich, ihn mit der Faust ins Gesicht schlagen, christlich, ihm mit einem Tuche die Augen verbinden, ihm eine Narrenpritsche in die Hand geben, ihm eine Narrenkrone aus Dornen auf das Haupt drücken und rufen: rate, Christe, wer dich schlug."

„Es ist ein Skandal," sagte Herr von Kellwinkel.

„Oder herrscht unter euch ein anderes Gesetz als Auge um Auge, Zahn um Zahn?" fuhr Emanuel fort. „Habt ihr nicht die Völker bewaffnet, die Welt mit Myriaden von furchtbaren Mordinstrumenten bedeckt? Schwimmen nicht eure ungeheuren eisernen Mordmaschinen auf allen Meeren, und meinet ihr, daß der Heiland eure Kanonen, eure Gewehre und eure scheußlichen Metzelfeste segnen wird? — Es ging ein Sämann aus zu säen! Meint ihr, daß dies die Saat des Heilandes, des Gottesreiches auf Erden ist? Ich aber sage euch, die ihr zuhört: liebet eure Feinde! tut denen wohl, die euch hassen! segnet die, die euch verfluchen! bittet für die, die euch beleidigen! und wer euch schlägt auf eine Backe, dem bietet die andere auch dar."

Der Narr fuhr fort:

„Meinet ihr, daß ihr zugleich Gott dienen könnt und dem Mammon? Wahrlich, ich sage euch: ihr werdet Gott dienen oder dem Mammon! Meinet ihr, ihr werdet euren Feinden Übles tun, denen fluchen, die euch fluchen, eure Beleidiger verfolgen, schlagen, die euch schlagen, und doch Kinder Gottes heißen? Ich sage euch: wer euch den Mantel von den Schultern reißt, den rufet zurück. Sagt ihm, du hast den Rock vergessen. Gebt ihm auch den Rock! Wer dich aber bittet, dem gib ein zehnfaches Maß dessen, worum er dich bittet. Wenn aber ein Dieb kommt und bricht in deine Vorratskammern, du Reicher, so gehe nicht hin und hetze die Schergen hinter ihm drein, sondern laß ihm, was er genommen hat und fordere es nicht wieder! Brechen sie aber in eure Gewölbe,

darin ihr eure Juwelen, den Schmuck eurer Weiber und euer gemünztes Gold verborgen habt, so lasset sie getrost davonschleichen mit ihrem Raub! Denn ich sage euch: ihr sollt nicht Schätze sammeln, die Motten und Rost fressen! Und was hilfe es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden an eurer Seele?"

„Noch besser!" sagte Herr von Kellwinkel, und auch bei den übrigen Zuhörern lösten diese seltsamen Grundsätze Äußerungen der Belustigung, der Erbitterung und des Hohnes aus.

Quint konnte bemerken, wie die Gesichter jener frommen Schäflein länger und länger wurden, die gekommen waren, um Zeugen von etwas Wunderbarem zu sein. Ebensowenig entging es ihm, wie sich auf den gleichsam erleuchteten Mienen, der, irgendeiner himmlischen Manifestation, eines Auferstehungswunders gewärtigen Talbrüder, die, wie ein Stab, ihm am nächsten standen . . . wie sich in ihren Mienen hier Enttäuschung, dort Bestürzung auszuprägen begann.

Waren sie denn nicht ehrliche Leute? und wenn sie es waren, und waren ihm außerdem gläubig nachgefolgt, was sollte denn dieser Hagel von Scheltworten? Sind wir denn Räuber? Diebe? Verräter? Mörder? Ehebrecher? dachten sie. Und sie gaben sich Antwort: wir sind es nicht! Wir sind auch nicht Knechte des Antichrist! außer daß jener, der uns so nennt und der vor uns steht, der Antichrist wäre.

Und was gehen ihn denn, da er es mit redlichen Menschen zu tun hat, die Diebe an? Sind wir denn Diebsgenossen und Diebsgelichter? Wann hätten wir ihn bestohlen, geköpft, geschunden, an den Galgen gehängt, geheim oder öffentlich?

Anton Scharf wurde dunkelrot vor Scham und Wut! Was? Ich und mein Bruder, wir wären nicht Christen? Wir wären Judas, wären Pilatus, wären den Kriegsknechten, die ihn marterten, gleich? Wann hätten wir ihm die Faust ins Gesicht geschlagen? Und was sagt er: wir sollen den Dieben und Räubern Vorschub tun?

„Sehet euren himmlischen Vater an," fuhr der Tor indessen mit stärker erhobener Stimme fort, „ist er nicht gütig über den Undankbaren? Freundlich über den Gottlosen und Boshaften? Läßt er nicht seine Sonne täglich aufgehen über euch, die ihr doch Böse und Gute und wenige Redliche unter Dieben, Betrügern, Verrätern, Mördern und Gottlosen seid?"

„Halt deine Schnauze," schrie ein betrunkener Hofeknecht, „sonst kriegst du den nächsten Stein an den Schädel." Ein Trupp junger Leute aber zog mit dem Wechselgesang von „O du lieber Augustin" und „Lott ist tot, Lott ist tot, Jule liegt im Sterben" augenscheinlich gelangweilt in den nächsten Dorfkretscham ab.

Unbeirrt aber ging die Strafrede fort:

„O, ich kenne euch wohl" — und Quint schickte einen zornigen Blick dorthin, wo die Jagdwagen und die gutgekleideten Leute standen — „ich kenne euch wohl, die ihr über eure Mitbrüder zu Gericht sitzet! Ihr Gottlosen! Ihr kennet weder Gott den Vater, noch Gott den Sohn, noch kennet ihr Gott den Geist! Und Gott der Geist, Gott der Sohn und Gott der Vater kennen euch nicht! Oder meint ihr, die ihr Gottes Sohn mit Handschellen an den Händen hinter die eisernen Türen eurer Gefängnisse transportiert, die ihr den Sünder, dem Gott verzeiht, mit Ketten belastet, die ihr den seiner leiblichen Freiheit beraubt, der des Königs Menschenmordwaffe nicht in die Hand nehmen will ... meinet ihr, sage ich, daß der Heiland eure Gerichte segnen wird? Ihr habt vergessen, daß der Vater gesagt hat: mein ist das Gericht! daß er gesagt hat: richtet nicht, so werdet ihr selbst nicht gerichtet! verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet! vergebet, so wird euch vergeben. Ihr seid allesamt abgewichen, du! du! du! und du!" — und er wies mit dem ausgestreckten Arm auf diesen und jenen beliebigen Zuhörer — „Willst du zu deinem Bruder hingehen und zu ihm sagen, laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen, bevor du den Balken aus deinem eigenen Auge gezogen hast? Ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, sage ich dir! dir! dir! und dir!" — wiederum wies er auf einige hin, die sich mit höhnischer Miene umwendeten — „und dann siehe zu, gehe hin, siehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen magst."

Und er erzählte ihnen das Gleichnis vom König, der mit seinen Knechten rechnen wollte:

„Ihm kam einer vor, der war ihm zehntausend Talente schuldig. Der Knecht fiel vor ihm nieder, und der König, der Gott war und auch der Vater ist, erließ ihm die Schuld. Derselbe Knecht aber ging hin und fand einen Mitknecht, der ihm ein Geringes schuldig war, den griff er an, den würgte er, den stellte er vor Gericht, über den saß er als Richter selbst zu Gericht, den ließ er foltern, stäupen, ins Gefängnis werfen. Er ließ ihn wieder herausholen und an den Galgen knüpfen. —

Tretet herzu, ihr Schalksknechte! Ihr, denen Gott einem jeden seine zehntausend Dukaten Schuld erlassen hat und die ihr täglich eure Brüder um einiger Pfennige willen kreuzigen laßt! Du Kaiser, du König auf deinem Thron! Ihr Generäle, Minister und hohen Geistlichen! Ihr Magnaten und Fürsten! Ihr Gerichtspräsidenten, Richter, Schöffen, Polizeiverwalter und Polizisten! Ihr Weiber, die ihr eure Dienerinnen mißhandelt! Ihr Landherren und ihr Fabrikherren! Tretet herzu: hier ist das Gericht des Menschensohnes! Oder wollt ihr sagen: lasset uns Übles tun, auf daß Gutes daraus komme? Ich sage euch: euer Gesetz ist darum gestiftet worden, daß die Sünde mächtiger würde.

Und wer sich auf das Gesetz beruft, beruft sich auf das Gesetz, nicht auf

Gott. Sofern ich gekreuzigt, gestorben und begraben bin, so ist es die Sünde gewesen, die mich gemartert und getötet hat! Eure Sünde ist es gewesen, die da Ursache nimmt am Gebot! Sie betrog und tötete mich durch dasselbe Gebot! Ja die Sünde mit ihren sündlichen Lüsten ist mächtig in euch durch das Gesetz erreget, und ihr seid willig dem Tode Frucht zu bringen! Euer Mund ist voll Fluchens! Unter euren Lippen ist Otterngift! Eure Zunge ist eitel Haß und Bitterkeit! Eure Füße sind eilig Blut zu vergießen! Was säet ihr aber Unfall und Herzeleid, statt daß ihr den Frieden Gottes aussäet?

Oder meinet ihr wirklich, daß der Heiland eure Gerichte, die Lippen eurer Richter, die nach toten Buchstaben Unrecht sprechen, Böses mit Bösem vergelten, Haß mit Haß, die unbarmherzig und kalt — ganz anders wie Gott! — den Sünder dem Kerker, dem Beil, dem Strang, dem Tod überliefern — meint ihr, daß Jesus die Arbeit eurer Henker, die Mauern eurer Zuchthäuser, die Richtblöcke eurer Richtstätten segnen wird? Meint ihr, er wird euren Staatsanwälten die Palme des ewigen Friedens geben?"

„Das ist die tollste Farce," sagte Herr von Kellwinkel zu Pastor Beleites, „und dabei die wildeste Blasphemie, die mir jemals begegnet ist."

Quint fuhr fort:

„Nehmt allen Jammer, alle blutige Mühsal, allen schrecklichen Wahnsinn, der außerhalb des Gesetzes gewütet hat, und stellt allen blutigen Wahnsinn dagegen, den das Gesetz verewigt hat! stellt den Fluch, der außerhalb des Gesetzes wütet, gegen den Fluch, der durch das Gesetz gewütet hat und wie ein Walfisch den Jonas verschlungen hat, so, sage ich euch, wird der Fluch der Sünde außerhalb des Gesetzes vom Fluch des Gesetzes verschlungen werden."

Nachdem Emanuel Quint auch noch die Kirchen und „sogenannten Gotteshäuser", sowohl protestantische als katholische, insgesamt als das wahre Golgatha Jesu Christi bezeichnet hatte, wofür ja auch das nachgemachte Kreuz und die Ausstellung seiner Martern den Beweis liefere, stieß er gleichsam dem Faß der Langmut seiner Zuhörer durch diesen Abschluß den Boden aus:

„Ihr Heuchler, unter denen ein jeder Jesum zu bekennen, die Taufe Jesu zu besitzen meint, ich sage euch, daß ihr ihn weder bekennet, noch je bekannt habt, noch je seine Taufe empfangen werdet. Wer da bekennet, der wird getauft! und die da wahrhaft Christum bekannt haben, die sind in seinem Tode getauft! Und die da in Christo lebendig geworden sind, die sind in seinem Tode lebendig geworden! Wäre es anders: ich müßte euch kennen und ihr müßtet mich kennen, aber ihr kennet mich nicht und ich kenne euch nicht! Und ich sage euch weiter und bekenne euch, ihr alle, nah und fern, die ihr mir zuhöret, ihr alle, die ihr Ohren zu hören habt, daß ihr mich sehen werdet taufen mit einer Taufe, von der ihr nichts wisset! mich, der ich, von Johannes getauft, Johannes' Taufe verworfen habe! mich, der ich, der wahre Gesalbte, durch die

Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geistes heut vor euch auferstanden bin und als der Heiland vor euch dastehe."

Emanuel schwieg und im gleichen Augenblick rann ihm ein fingerbreiter Blutstrom über die linke Stirnhälfte, über die rote Braue und tropfend über die roten Wimpern des linken Auges herab und rieselte eilig die Wange hinunter.

Der Narr in Christo bewegte sich nicht.

Pastor Beleites und Herr von Kellwinkel, denen der Schluß und Gipfel der Feldpredigt noch den Atem verschlagen hatte, wußten nicht, was geschehen war, dann aber mußte ein jeder, der Augen hatte, ob er nun wollte oder nicht, sich eingestehen, daß allbereits, da und dort vereinzelt geschleudert, Feldstein um Feldstein gegen den armen Bekenner flog.

Beleites sagte: „Sie werden ihn steinigen!"

Kellwinkel antwortete: „Was für den religiösen Geist der Menge nicht gerade ein schlechtes Zeugnis ist."

Noch hatte Kellwinkel nicht ausgesprochen, als der Raum über den Köpfen der Menge zwischen ihm und Quint durch eine Wolke taubeneigroßer Kieselsteine verfinstert wurde:

„In welchem Jahrhundert leben wir?" sagte ein hektisch emporgeschossener Student der Theologie, ein Pastorssohn, der eine große Brille trug und den Vorgang versonnen beobachtete.

Das Entstehen des unholden, immer dichter werdenden Schwarms von kantigen Vögeln, die auf Emanuel zustrebten, als sei er ein Zauberer und habe jeden einzelnen unter ihnen mit Namen gerufen, hatte zur Folge, daß vor aller Augen eine Weibsperson vor den noch immer ohne Regung verharrenden Narren sprang und ihn mit ihrem Körper deckte. Außer den Talbrüdern wußte niemand, daß es Therese Katzmarek war, jenes Mädchen, deren epileptischer Krampf den allgemeinen Paroxysmus in der Talmühle ausgelöst hatte. Ihr Heldenmut aber schien den Steinhagel noch zu verdichten. Nun aber stürzte plötzlich mit heller Kommandostimme schreiend Herr von Kellwinkel durch die Steinwerfer auf Quinten zu, neben dem er sich furchtlos mit gegen die Menge drohendem Stocke aufpflanzte.

„Schämt euch! Wißt ihr nicht, daß heut Ostersonntag ist? Ihr seid weder Türken noch Feuerländer, und im übrigen gebe ich euch die Versicherung, dieser ruchlose Possenreißer" — er berührte die Schulter Quints — „entgeht der gerechten Strafe nicht."

Die militärische Stimme und Person Herrn von Kellwinkels reinigte wie durch Zauber die Luft. Er hätte nicht mehr hinzuzusetzen brauchen, was ihm der Sicherheit wegen geboten erschien, nämlich: „Welcher Lümmel unter euch auch nur meine kleine Zehe mit einem Steine trifft, der hat ein Jahr Zuchthaus zu gewärtigen.

„Du hast nun dein Fett!" wandte er sich hierauf gegen Quint, den Therese Katzmarek eben, um das rinnende Blut zu stillen, mit ihrem Kopftuch wie mit einem bunten Turban umwickelt hatte. „Du hast nun dein Fett und wirst es dir zweimal überlegen, ehe du wieder unserem gesunden Landvolk deine Räuber- und Diebsmaximen predigen und dabei den Namen unseres gebenedeiten Heilands mißbrauchen wirst. Nimm es als verdiente Strafe, obgleich Steinigen aus der Mode ist. Ich würde dir noch ganz anders kommen, aber nach deinem Schluß, den Gott dir verzeihen mag, halte ich dich denn doch nicht für zurechnungsfähig."

Auf Pastor Beleites und die meisten gebildeten Zuhörer hatte der unerhörte Schluß von Quintens Rede den Eindruck eines elektrischen Schlages gemacht, der aber angesichts des rinnenden Bluts und des Steinhagels fast auf der Stelle vergessen ward. Beide Eindrücke flossen in einen zusammen: nämlich den eines drohenden schweren Unglücks, das unbedingt zu verhüten war. Hatten die Worte des Bibelnarren zuerst nach verkapptem Sozialismus oder Anarchismus geschmeckt — Eigentum ist Diebstahl: also sei Diebstahl Eigentum! — so hatten sie doch einen Schluß erhalten, der einen Zweifel an dem wahren Geisteszustand Emanuels nicht mehr aufkommen ließ. Von diesem Augenblick an jedoch mußte der einsichtsvollere Teil der Menge in dem instinkthaften Wunsch zur Verhütung eines Verbrechens an diesem armen Unzurechnungsfähigen einig sein.

Aus diesem Grunde standen nun auf einmal eine Anzahl Herren, Gutsbesitzer und Bürgersleute, junge und alte, nahe um Quint, unter denen auch Pastor Beleites, der junge Beleites, Kurt Simon, ein Jüngling namens Benjamin Glaser, Sohn eines Großgrundbesitzers in der Nachbarschaft, Heidebrand und endlich sogar Nathanael Schwarz zu sehen waren; dagegen hatten sich seltsamerweise alle neun Talbrüder aus der Nähe Emanuels fortgeschlichen.

Zwanzigstes Kapitel

Es kann nicht gelingen den notwendigen Gang eines Menschenschicksals in allen seinen Teilen faßlich zu machen, schon deshalb nicht, weil jeder Mensch zwischen Geburt und Tod ein zum ersten und letzten Male Erscheinendes ist, und weil der Betrachter jeden Gegenstand nur in den Grenzen seiner, des Betrachters, selbsteigenen Natur zu begreifen vermag. In bezug auf Emanuel und die Art seiner Bildung darf jedenfalls nicht vergessen werden, daß sie überall einer leidenschaftlichen, tiefen Einbildung gleichzusetzen ist. Er bildete Jesum in sein Inneres, er bildete ihn und sein Schicksal tief in sein eigenes Wesen hinein.

Emanuel trieb nicht Gottesgelehrsamkeit. Ihn hungerte, und er aß von der Hand in den Mund sein geistliches Brot. Ihn dürstete, und er trank vom

Wasser des Lebens, an einem Quell, den er für den Quell des Lebenswassers hielt. Und dies ist gewiß, ihm war zu Sinn, als ob er fortan nicht mehr dürsten würde. Als er nun rief: er habe Johannes Taufe verworfen, er sei als der wahre Gesalbte durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geistes als wahrhaftiger Heiland heut vor den Menschen auferstanden, so riß ihn zwar die Erregung des Augenblicks, das Bewußtsein des Auferstehungsmorgens, der Anblick der wundersüchtigen Menge ein wenig über sich selber fort, aber es war doch der innere Christus, der in ihn eingebildete Christus, der auch äußerlich nun sein Herrscher und, wie nie zuvor, ganz mit ihm eins geworden war.

Dieses absolute Bekenntnis war vielleicht nur das Erzeugnis eines Zustandes augenblicklicher Fortgerissenheit, es hing vielleicht mit dem Umstand zusammen, daß der im Grunde verachtete, wenn auch durch das Gurauer Fräulein zu Gnaden angenommene Mensch, Emanuel Quint, sich zum ersten Male gerade emporrichtete und also einem neu erstehenden Selbstgefühl diesen symbolischen Ausdruck gab. Jedenfalls gab es keine ärgere, keine unglückseligere Herausforderung, und es wäre nichts auszudenken gewesen, wodurch die Gefühle frommer Christen ebenso furchtbar verletzt werden konnten.

Sobald der Steinhagel überstanden war, Quint an einem Quell am Rande des Feldes sich das Blut von Gesicht und Händen gewaschen und dabei ein Kreuzfeuer vieler warnender, strafender und auch höhnender Stimmen erduldet hatte, ging er aufrechten Ganges davon. Er hatte mit kurzen, harten Worten jedermann und sogar Therese Katzmarek abgeschüttelt. Der Stimmen, die ihm Miltzscher Narr oder Langwaltersdorfer Heiland nachriefen, achtete er nicht.

Man sorgte dafür, daß er nicht verfolgt wurde. Erstlich hatte sich unter dem Volk eine gewisse Beschämung geltend gemacht, eine Beschämung, die jene ergriff und eilig nach allen Seiten davonjagte, die gekommen waren ein Wunder zu sehen, und ebenso jene andere Partei, die sich beinahe zur Lynchjustiz hatte hinreißen lassen. Auch die Mehrzahl der Steinwerfer schlich sich geduckt davon. Überdies hatten die Herren untereinander und mit Hilfe ihrer Kutscher und zufällig aufgegriffener Hofeleute eine Art Feldpolizei organisiert, die nun auch noch die Hefe dieses christlichen Meetings hinwegfegte, oder, wenn man will, den janhagelhaften Rest der Mitläufer auseinander trieb.

Alle Herren samt Herrn von Kellwinkel einigten sich: es wäre das Beste, man ließe Quint seiner Wege gehen. Sie hatten dafür dieselben Gründe, die seinerzeit Pastor Schimmelmann gegenüber dem Amtsvorsteher angeführt hatte, als man sich ebenfalls dahin entschied — es war nach der ersten Predigt Quints! — ihn mit einer Verwarnung ziehen zu lassen.

„Die christliche Kirche hat in unseren Tagen der sieghaften Gottlosigkeit", sagten sie, „sowieso einen schweren Stand. Wenn die Geschichte ruchbar würde, sie allein trüge wieder den Schaden davon. Wem anders als uns und der

Kirche würden wohl die Feinde des Heilands diesen ganzen Skandal in die Schuhe schieben?"

Inzwischen erreichte Emanuel Quint den Rand eines Forstes, der aus Fichten, Kiefern und einstweilen noch nackten Buchen gebildet war. Stückweise säumten Birken den Weg, der mit Nadeln und feuchtem Laube bedeckt den Schritt des Wanderers lautlos machte. Die Erde dampfte von Feuchtigkeit. Immer, wenn das durchbrochene Gewölk, das am Himmel ging, der Ostersonne ein Fenster öffnete, fiel ihr Strahl durch die Wipfel in den Nebel hinein, der dann als Lichtgewölk durch den Wald wogte. Krähen riefen, laut geigte der Fink, und sonderbarerweise mochte in diesem Augenblick schwerlich irgend jemandem in der Welt reiner, befreiter und glückseliger als Emanuel Quint zumute sein.

In seinem Innern sangen liebliche Engelstimmen Worte von einer rührenden Kindlichkeit. Wie denn überhaupt ein spielendes Lächeln von einem süßen und knabenhaften Reiz um die Lippen des neuen Erlösers spielte. Die Beulen der Steinwürfe thronten an seiner Stirn und wurden von ihm nicht anders empfunden, als wie die brennenden Gottesmale einer himmlischen Sanktion.

Auch seine eigene Kehle fing allmählich halblaut zu psalmodieren an. Es war ihm, als wenn die Harfner harften. Es war, wie wenn dabei der feierlich ewige Atem der Gottheit leise rauschend und segnend durch die Zweige der Fichten ging:

> Jesaia dem Propheten das geschah,
> daß er im Geist den Herren sitzen sah
> auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
> seines Kleides Saum den Chor füllet ganz.
> Es stunden zween Seraphim bey ihm dran:
> sechs Flügel sah er einen jeden han:
> Mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar,
> mit zween bedeckten sie ihre Füße gar,
> und mit den andern zween sie flogen frey;
> gegeneinander ruften sie mit groß'm Geschrey:
> Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
> Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
> Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
> Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat.
> Von dem Geschrei zittert Schwell und Balken gar;
> das Haus auch ganz voll Rauch und Nebel war.

Als Emanuel die Worte dieses lutherischen Sanktus so für sich hin mit Zunge und Lippen artikulierte, treuherzig liebe Verschen, die eine entzückende Schalkhaftigkeit zu enthalten scheinen, ließ ihn ein Knacken in den Zweigen plötzlich

aufmerken. Warum sollte nicht ein und der andere Verfolger auf seinen Spuren sein? Als er nun bald darauf schwere und eilige Schritte vernahm, wollte er dennoch von seiner seligen Andacht nicht ablassen, bis eine tiefe und wohlbekannte Stimme nahe an seiner Seite erklang.

„Ich bin dir gefolgt," sagte die Stimme zu Emanuel, der den Sprecher, Nathanael Schwarzen, ohne zu antworten, eine Weile gleichen Tritts mit sich fortwandeln ließ. „Ich bin dir gefolgt, denn ich bin es dir schuldig! Und wo ich es dir nicht schuldig wäre, so doch Gott, der vielleicht deine Seele am jüngsten Tage von mir fordert." Kurz, Nathanael erneuerte, diesmal mit einer großen und innigen Dringlichkeit, den Versuch, Quint auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Niemals hatte er ein gleiches Entsetzen wie heute beim Bekenntnis des Narren zu bestehen gehabt: daß er Jesus Christus der Heiland wäre. Sein Täufling schien ihm in diesem Augenblick geradezu vom Geprassel eines satanischen Feuerwerks umgeben, von Schwefel- und Phosphordämpfen umleuchtet zu sein. Als er nun so handgreiflich und augenscheinlich erkennen mußte, wieweit es mit Quint gekommen war, wurde jede Faser in ihm noch einmal zu einem letzten Versuche der Rettung aufgerufen.

„Ich werde heute nicht von dir gehen," sagte Nathanael, „bevor ich die Gewißheit erlangt habe, daß du deines entsetzlichen Frevels wegen zerknirscht und reuig bist. Denn ich halte dich nur für verirrt, nicht für wahnsinnig. Wenigstens glaube ich, daß aller Wahnsinn ein Werk des Teufels ist."

In ähnlichem Tone ging es fort.

Als aber hernach das erste, wartende Schweigen kam, wollte der Narr noch immer nicht antworten.

Nathanaels Eifer steigerte sich.

Er hielt Quint vor, wie er um seinetwillen und um der ruchbar gewordenen Taufe willen, die er an ihm vollzogen hätte, nicht mehr das alte Vertrauen wie früher in den Gemeinden gewinnen könne. So hatte sich jener Lehrer, in dessen Schule er Quinten zum ersten Male erblickt hatte, merkbar von ihm abgewandt. Er war mehrmals, wahrscheinlich auf die Anregung gewisser Pastoren hin, vor die Behörde gerufen und auch durch den Vorstand der Brüdergemeinde zur Vorsicht ermahnt worden. Da er es gewesen sei, der Emanuel der Gurauer Dame empfohlen habe, so trage er nun auch vor ihr und eigentlich in der ganzen Gegend für das schreckliche Ärgernis, das durch Quinten entstanden sei, die Verantwortung. Herr von Kellwinkel habe ihm noch aus dem fahrenden Wagen laut zugeschrien: daran ist kein anderer als Sie schuld, Bruder Nathanael.

Kurz, der Apostel der sogenannten Innern Mission, predigte, tobte, ja weinte vor Quint.

„Früher", sagte er, „hat mir der Pastor einer kleinen Gemeinde sogar seine

Kanzel eingeräumt, damit ich das Wort aus gläubigem Herzen verkünden konnte. Heute haben die Lehrer fast alle durch ihre Behörde den Wink erhalten, daß man mir nicht einmal mehr die kleinste Schulstube, um darin von Gott und dem Heiland zu reden, zur Verfügung stellt. Du hast mich", sagte er, „bei dem Gurauer Fräulein unmöglich gemacht, durch das ich früher reiche Spenden zur Verbreitung des Reiches Gottes empfangen habe. Verschlossen hast du mir außerdem die Tür im Hause der Heidebrands und die Schwelle der Schule meines alten, stets gütigen Freundes Krause, weil zum Dank für genossene Gastfreundschaft die Köpfe und Herzen der wohlerzogenen Töchter dieser gediegenen Christenfamilien durch dich verführt und verwirrt worden sind."

Da aber der Mensch sich von den Stürmen seiner Tiefen mitunter erlöst findet durch eine glückselige Oberflächlichkeit oder aus einem anderen Grunde, konnte Emanuel in den Ernst des geängstigten, ja fast gequälten Bruders nicht einstimmen. Noch immer spielte um seine Lippen und Nasenflügel das knabenhaft heitere Lächeln fort. Plötzlich hatte er, immer noch lächelnd, seinen Arm um Nathanaels Schultern gelegt: „Wir wollen dem Übel nicht widerstreben," sagte er, „Bruder Nathanael!" Dieser gab Antwort: „Wenn du nicht diesen Weg der entsetzlichsten Lästerung beschritten hättest, ich könnte für dich durch Wasser und Feuer gehen!" Quint sagte dagegen: „Ich weiß nichts von Lästerung, Bruder Nathanael!" „Hast du vergessen," fragte dieser, „weshalb du eben beinahe gesteinigt worden bist?" „Weil ich mich ganz als den bekannt habe," sagte Quint, „der in mir ist." „So sage, damit ich mich ganz davon überzeugen kann, ob deine Verstockung unrettbar ist!" fuhr Nathanael fort, „sage mir, ohne Zeugen, Auge in Auge, ob du nicht Emanuel Quint, der arme Giersdorfer Tischlerssohn, oder sage mir überhaupt, wer du bist!"

„Erstlich der, der ich mit dir rede," versetzte Emanuel und es wollte zunächst auf keine Weise gelingen, ihn zu bewegen, näher auf seinen Messiaswahnsinn einzugehen.

Jetzt überholte die beiden ein offener Jagdwagen, in dem Kurt Simon zur Rechten des jungen Benjamin Glaser saß. Die Jünglinge grüßten sehr ehrerbietig. Quint winkte zum Danke leicht mit der Hand.

„Der Friede Gottes sei mit uns allen! Amen!" sagte dann Quint. „Wer Gott und den Frieden vorgibt zu lieben, der muß frei sein von Menschenfurcht! Was anderes ist Menschenfurcht, als Todesfurcht und Liebe zum Leben dieser Welt? In dieser Welt leben, heißt in Unfrieden leben und seinen Nächsten bekämpfen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß wir unseren Nächsten nicht bekämpfen, sondern lieben sollen, wie uns selbst. Des Menschen Sohn ist in eine Welt von Feinden mitten hineingestellt, aber darum wird er doch nicht zum Friedensbrecher werden. Eher wird er die Riegel des Todes zurückschieben und durch die Pforte des Abgrundes treten. Des Menschen

Sohn hat den Tod überwunden. Was ist die Welt, daß ich darin sollte, Schritt um Schritt vordringend, durch Mord, Verrat und Betrug meines Nächsten, meines Bruders und meiner Schwester, festen Fuß fassen? Liebe ich doch meine Schwestern und meine Brüder mehr als die Welt! Ich bin nicht heimisch und mag und will nicht heimisch werden in dieser Welt. Es sei denn, daß Gott darin heimisch würde. Gott aber ist fremd in dieser Welt! So muß wohl der Feind, der Feind, der Feind! und nur der Feind darin heimisch sein!

Weil aber der Feind unter meinen Brüdern und Schwestern mächtig ist, so sind meine Brüder und Schwestern im Göttlichen ohnmächtig. Ja sogar der Sohn Gottes ist ohnmächtig, der in dem Menschensohn herabgestiegen ist! Noch immer muß der Sohn des Vaters, muß der Gesalbte, der Friedensbringer unter den Menschen vereinzelt, versteckt, verfolgt, verachtet, verflucht und endlich Henkern und Henkersknechten überantwortet sein. Denn siehe, das ist es: zu oberst über allen Werken der Menschen, wie sie der Feind ihnen eingibt zu verrichten, steht der Henkersknecht! Zuoberst auf den Palästen ihrer Könige, auf den Dächern ihrer Gerichtsgebäude, auf den Türmen ihrer Kirchen steht der Henkersknecht! Oder was wäre denn Obrigkeit ohne Strafe, Kerker und Henker?

Diese Welt hat der Feind gemacht! Allein das Reich, dessen Bürger ich, des Menschen Sohn, des Gottes Sohn, der Gesalbte bin, hat Gott gemacht! Das Geheimnis des Reiches aber ist der Friede! Ich sage dir, Bruder Nathanael, daß nichts anderes als der Friede Gottes der Schatz im Acker, das Licht unterm Scheffel, die Perle des Kaufmanns ist. Ich bin der Mann, der alles verkaufte und hinging, diesen Schatz zu gewinnen. Ich besitze ihn nun, Bruder Nathanael.

Das aber wisse, daß die Welt noch immer der Scheffel überm Lichte ist. Wer wäre des Menschensohnes Bruder und Schwester, wer wäre des Menschensohnes Nächster, wenn nicht der Mensch! Aber noch immer verfolgen seine Nächsten den Menschensohn, ohne zu wissen, was sie tun! Dagegen, sieh um dich, wem sie Altäre errichten? Wem bringen sie täglich, stündlich blutige Hekatomben ihrer Kinder, Weiber und Brüder zum Opfer dar? Es ist der Feind, der seine winselnden Beter und Knechte zum Lohne Tag und Nacht mit glühenden Ruten peitscht! Aus seinem Maule geht Haß, Neid, Wut und Gier. Die schlüpfrige Wollust ist sein Kissen! Ein Gebirge von rasselnden Ketten ist sein Thron! Sein Rachen ist mit Hauern geziert! Sein Blick ist Mord! Sein Atem ist Zwang, Furcht und Grauen sind seine Fäuste! Jeder Laut seiner Kehle ist zehnfacher Fluch, wofür meine Brüder und Schwestern ihn segnen.

Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Feind. Ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Deshalb dienet ihr dem Feind, dem Mammon und nicht Gott! Ich aber, der ich, ein Menschensohn, zum Sohne Gottes erhoben bin, diene nicht dem Feind, nicht dem Mammon, sondern

nur Gott! Des Menschen Sohn muß aber viel leiden und überantwortet werden seinen Peinigern! Denn siehe, ich gehe den schmalen Weg, den versteckten Weg, den vereinzelten Weg, den von allen gemiedenen Weg und durch die vereinzelte enge Tür, durch die man zum Reiche Gottes eingeht! Du aber gehest den breiten und bequemen Weg über alle die breiten Plätze und Straßen, die der Feind geebnet, durch alle die tausend Tore, die der Feind geöffnet hat! Wahrlich du bist des Feindes Knecht und also bist du der Sünde Knecht! Und bist in seinen Kerkern gebunden, dieweil die Welt nichts Besseres als ein ungeheures Gefängnis des Feindes ist. Mein aber, Nathanael, ist der Weg und das Ziel des Gottessohns und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Bei diesen Worten waren die Wanderer an ein kleines, mitten im Walde gelegenes Forsthaus gelangt, vor dessen Tür sie durch Kurt Simon und Benjamin Glaser begrüßt und gleichsam empfangen wurden. Die Haltung und Rede Emanuels hatte auf den Wanderapostel einen sinnverwirrenden Eindruck gemacht. Er spürte genau, wie er noch immer bei näherem Umgang dem Banne Emanuel Quints nicht standhalten konnte, diese seltsamen Folgerungen und Schlüsse spannen sich wie metallene Fäden einer gefährlichen Spinne um ihn herum, die sein eigenes Denken erdrosseln wollten.

Benjamin Glaser, dessen Äußeres den Juden erkennen ließ, trat an Quinten heran und fragte, die zarte Röte einer fast mädchenhaften Schüchternheit im Gesicht, ob er sich seiner noch erinnere. Man vergaß nicht leicht dieses schmale, hübsche Gesicht, das mit seinem runden Kinn, seinen großen Augen und seiner zarten Haut eine beinahe mädchenhafte Schönheit hatte. Emanuel, der den Jüngling im Hause seines Vaters Salo Glaser, des Großgrundbesitzers, kennen gelernt hatte, jenes einzige Mal, wo er in Begleitung des Lehrers Krause dort eingeladen gewesen war — Emanuel also erinnerte sich! worauf der junge Glaser sich mit der zweiten Frage hervorwagte: nämlich, ob er ihm die Ehre geben wolle, jetzt, zu Mittag, in der Försterei sein Gast zu sein.

Quint war ohne weiteres einverstanden und reichte erst Herrn Glaser und dann Kurt Simon die Hand.

Seit mehr als acht Tagen wußte Kurt, daß der Miltzscher Pensionär von einem dem Ausbruch entgegendrängenden Tatenfieber ergriffen war. Er hatte gefühlt, daß sich etwas ereignen würde. Deshalb war es ihm weniger als anderen verwunderlich gewesen, als er Emanuel predigend auf dem Hügel fand, von einer Menschenmenge umgeben. Übrigens hatte er beim ersten Blick seinen Freund und Mentor nicht wiedererkannt. Er brauchte eine Minute und länger Zeit, um sich klar zu werden, daß dieser fremde, festaufgerichtete und gewaltig redende Mann auf dem Hügel kein anderer als der stille und sanfte Emanuel war.

Natürlich war die Behauptung Quints, daß er Christus wäre, auch auf Kurt Simon nicht ohne Wirkung geblieben. Sie hatte in ihm, wie in allen übrigen,

Schreck und überdies noch Bedauern, Besorgnis und Mitleid erregt. Zugleich aber war ihm jene eigentümlich betäubende Kraft wiederum bemerklich geworden, von der er sich bei seinem ersten Gange mit Nathanael Schwarz und Quint vor nun beinahe einem Jahre durch eine Art Flucht gerettet hatte.

So oft er auch den Winter hindurch in freundschaftliche Berührungen mit dem Miltzscher Pensionär getreten war, hatte er doch nichts mehr von jenem überspannten Wesen bemerken können, das ihm nachgesagt wurde und von dem er ja selber im Anfang Proben erhalten hatte. Er sah nur einen immer freundlichen, zuweilen schalkhaft heiteren, nachdenklich herzlichen Menschen in ihm, dem gegenüber er die Fülle seiner Jugendsorgen ausschütten konnte. Freilich war ein gewisses Etwas in Quint vorhanden, über das Kurt Simon vergeblich nachgrübelte und das ihn, trotz aller Vertraulichkeit, immer in einer bestimmten Entfernung von seinem kameradschaftlichen Berater und Mentor hielt.

Er hatte Benjamin Glaser getroffen, der von der Strafpredigt Quintens, von ihrem Beschluß ergriffen, von dem Märtyrertum des Narren zum Mitleid erregt, von dem rohen Verhalten der Menge empört worden war. Beide Jünglinge, Kurt und Benjamin, waren überdies von dem ungewohnten, in seinen Ursachen ihnen dunklen Ereignis gepackt, mit fortgerissen und in einen Zustand außergewöhnlicher Art gehoben worden. Als sie den Narren davongehen sahen, sonderten sie sich von der Menge ab, nachdem sie noch einige heftige Wortwechsel mit anderen jungen Leuten, besonders aber mit Doktor Beleites gehabt hatten, und fuhren gemeinsam auf einem Umweg — trotz seiner Tollheit leidenschaftlich für Emanuel und sein Genie, wie sie sagten, inflammiert! — mit begeistert klopfenden Herzen dem Narren nach.

Nun, wo sie ihm gegenüber standen, setzte sie doch das Bewußtsein, es mit einem Manne zu tun zu haben, dessen Geist zum mindesten eine morbide Stelle besaß, in Verlegenheit. Ohne es recht zu wollen, wechselten sie mit dem plumpen und bärtigen Menschen in Schlapphut und Düffelpaletot, der neben ihm ging, und in dem Kurt Nathanael Schwarz erkannte, heimlich forschende Blicke der Verständigung.

Ihre Sorge indessen, daß die Verrücktheit Quints sich womöglich noch weiter gesteigert hätte, zerstreute sich angesichts der gänzlich unbefangenen Heiterkeit, die im Wesen des Narren zutage trat. Er lockte die Tauben, er streichelte mehrere wedelnde Dachshunde und einen ruppigen, stichelhaarigen Hühnerhund, der, durch die Güte des neuen Gastes ermutigt, auf die Hinterbeine gestellt, sich gähnend und wedelnd an ihm aufrichtete. Die jungen Menschen bewunderten Quint, weil er sich mutig in Gegensatz zur gesamten Welt zu stellen getraute, einer Welt, die überall im Gegensatz auch zu ihren Naturen stand. Ihre Seelen waren erfüllt von einer gut Schillerischen, gegenstandslosen Begeisterung: oder wenigstens wird man nicht zugeben wollen, daß ihre Schwärmerei für soziale

Gerechtigkeit, geistigen Fortschritt und geistige Freiheit bei wütendem Haß gegen Unterdrückung, Kirchen-, Schul- und Staatstyrannei, sich auf die rechten Gegenstände bezogen hätte.

Nach einiger Zeit saßen die jungen Leute mit Quint und Nathanael Schwarz, der sich hatte zum Bleiben bewegen lassen, in einem langen und niedrigen Dachzimmer, durch dessen beide Fenster der Wald hereinrauschte. Forst und Forsthaus gehörten zum Glaserschen Grundbesitz und es war vorgesorgt, daß der alte Glaser sowie sein Sohn, auch ein Jagdgast, gelegentlich Quartier und Verpflegung finden konnten.

Die Mittagssonne schien durch das Fenster der Frontspitze über einen mit sauberem Linnen gedeckten Tisch, auf den der behagliche Förster selbst die dampfende Suppenterrine gestellt hatte, wie er denn überhaupt nach alter patriarchalischer Sitte eigenhändig den Wein dem für die Glasers reservierten Keller entnahm, entkorkte und nicht ohne Humor in die Gläser goß. Es bediente außer ihm eine Magd, die es aber dem Alten nur selten recht machte.

„Wo werden Sie sich jetzt hinwenden?" fragte möglichst harmlos der junge Glaser Emanuel Quint. Jener, der mit Gelassenheit seine Suppe gelöffelt hatte, meinte, er wolle jetzt nach der Hauptstadt der Provinz, nach Breslau, gehen. Kurt Simon kannte die Absicht Quints, aber ohne je zu erfahren, was Emanuels Zweck in Breslau sein mochte. In Wirklichkeit hatte Emanuel einen Brief von den Brüdern Hassenpflug, der ihn an Freunde in Breslau wies.

Es ist ein seltsamer Vorgang, wenn eine neue Generation die Fäden ihrer Geistesgemeinschaft über die Erde spinnt. Junge Leute, die ihre Aufgabe, einen besonderen Lebensberuf zu finden, noch nicht erfüllt haben, fühlen den allgemeinsten Beruf, die alte verrottete Welt zu verjüngen, fühlen die ungeheure Aufgabe umfassendster Reformation und Revolution einer Menschengesellschaft, die ihrer Ansicht nach bis zum Augenblick ihres Erscheinens — nämlich der neuen Generation! — Jahrtausende und Jahrtausende lang auf falschem Wege gewesen ist.

„Was wollen Sie denn in Breslau, Emanuel?" fragte, Suppentropfen am Bart, der Herrnhuter. Man sah seinen bleichen Mienen an: jeder neue Schritt, jede neue Absicht Quints war für ihn eine Ursache neuer peinlicher Unruhe.

Die Magd und der Förster traten herein, wodurch die mit Spannung erwartete Antwort verschoben wurde. „Da, sehen Sie," sagte der Förster zu Benjamin, „hat meine Alte Ihnen nicht eine Schüssel für einen König zurecht gemacht?" Es war eine dampfende Platte gekochter Forellen, von jenen, wie sie der Förster, der auch Fischmeister war, in einem bestimmten Bache des Forstes fing. Übrigens kannte der Forstmann Quint und hatte den Sohn seines Herrn bereits lachend danach gefragt, wo der Narr seine Beulen herhabe.

Es herrschte von jetzt an während des Mahles eine harmlose, etwas nachdenkliche Heiterkeit. Ein kurzes, ernstes Frage- und Antwortspiel entstand eigentlich nur, als Emanuel von einem Gericht junger Tauben nicht essen wollte. Er sagte, es widerstreite ihm, obgleich das Gegenteil jedem freistehe, von einem Vogel zu essen, der Noah den ersten Ölzweig des Friedens gebracht habe und außerdem Symbol des heiligen Geistes sei.

Nachdem Äpfel und Käse gebracht worden waren, fing Benjamin an, aus seinem aufgewühlten und wißbegierigen Inneren alle jene fragenden, suchenden kleinen Geister zu befreien, die ihn beunruhigten. „Sagen Sie mir," begann er, „verehrter Herr Emanuel Quint, wie soll man handeln, um in Ihrem Sinne vollkommen zu sein?" Quint gab zurück: „Tut Gottes Werke!" „Wie kann ich, ein Mensch," sagte Benjamin, „Gottes Werke tun"? „Dadurch, daß du vollkommen wirst wie Gott!" „Vollkommen werden wie Gott," sagte Benjamin, „das hieße ja doch nichts Geringeres, als aus einem Menschen zum Gotte werden!?" „Und nichts Geringeres," erwiderte Quint, „ist der Beruf des Menschensohns."

Jetzt verbreitete sich jene eigentümliche Stimmung gespannter und mysteriöser Art, die immer eintritt, wenn man erwartet ein von der Hand des Verhängnisses gestreifter Mensch werde den ungereimten Wahn seines Innern aufdecken. Ein solcher Wahn, der etwas absolut Unbegreifliches hat, besitzt außerdem eine geradezu majestätische Unantastbarkeit. Er ist unbeirrbar und wunderbar, weshalb er denn auch auf naive Gemüter und Völker immer von stärkstem Eindruck gewesen ist. Man weiß, daß Schwachsinn und Wahnsinn nicht nur bei den Indianerstämmen von Nordamerika als göttlich verehrt werden.

„Jawohl, es war der Beruf des Menschensohns," mit diesen Worten wandte sich Natanael Schwarz an Benjamin, „des Menschensohns, der für uns am Kreuze gestorben ist, der Blinde sehend, Aussätzige rein und den armen Lazarus der drei Tage im Grabe gelegen hatte, durch ein Wort seines Mundes lebendig machte. Es war Jesus, der Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain, die gestorben waren, mit dem allmächtigen Hauch seines Mundes ins Leben rief, trockenen Fußes über das Wasser des Meeres ging und lebendig vor aller Augen zu seinem himmlischen Vater entrückt wurde. Dieser war es, der vollkommen war wie Gott und der an seine Jünger die Frage richtete: Könnet ihr meine Werke tun?"

Dagegen sagte Emanuel Quint, mit einem silbernen Teelöffel nachdenklich auf den Tisch pochend:

„Wer einen Menschen vom leiblichen Tode erweckt, was tut er dem? Er schenkt ihm den zweiten Tod! Wer auf dem Meere zu gehen begehrt, der weiß nicht, wie der Geist Gottes über und in den Wassern, in und über den Himmeln schwebt! Wüßtet ihr, was ich weiß, ihr bedürftet des Glaubens nicht. Aber da

euch zu wissen nicht gegeben ist, so sage ich euch: der da leiblich blind ist, kann dennoch mehr sehen und wissen als ihr und wenn ihr auch leiblich sehet, könnt ihr doch geistlich in Blindheit gebunden sein. Selig sind, die da nicht mit leiblichen Augen Leibliches sehen und, wenn sie schon nicht wissen, doch glauben!"

„Und was ist es," fragte Benjamin, „was wir nach Ihrer Ansicht glauben sollen, Herr Emanuel?"

„Habe ich je um eine Seele geworben, um die Gott nicht warb?" erhielt er zur Antwort.

Der Narr fuhr fort:

„Wahrlich, wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, könnet ihr Berge versetzen, wenn ihr aber das Wissen habt, wie ich, so tut es nicht not zu irgendeinem Berge zu sagen: hebe dich weg und wirf dich ins Meer."

Kurt Simon warf ein:

„Was sind die Werke, die wir nun tun sollen?"

„Haltet die Gebote!" sprach Quint.

Die jungen Leute, die enttäuscht waren, behaupteten, daß ihnen viele Menschen bekannt wären, die im allgemeinen nicht gegen die zehn Gebote sündigten und dennoch nichts weniger als vollkommen seien. „Nun, so weiß ich euch nichts zu sagen, die ihr nach der Vollkommenheit hungrig und durstig seid," gab Quint zurück, „als: folget mir nach."

Nathanael Schwarz, der im Grunde entrüstet, und, in Angst um die Seelen der jungen Leute, losschlagen wollte, bezähmte sich. Doch machte er viele heimliche Zeichen hinüber zu Kurt und Benjamin, womit er den Eindruck des Narren entwurzeln wollte.

Kurt Simon sagte: „Wenn wir Ihnen nun wirklich nachfolgen wollten. Emanuel was hätten wir dann zunächst wohl zu tun?" Der Gefragte ließ eine Bibel herbeibringen, öffnete sie und legte den Finger auf jene Stelle der Apostelgeschichte St. Lucae — es ist ihr Beginn — die also lautet: „Die erste Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile, von allem dem, das Jesus anfing, beides zu tun und zu lehren". — Dann sagte er: „Es hilft nichts zu lehren was man nicht tut, deshalb sollt ihr tun, was ich lehre, wie ich tun werde, was ich gelehrt habe! Oder habt ihr vergessen, wie geschrieben ist: ihr sollt sie an ihren Früchten erkennen? Wer meine Rede höret und tut sie nicht, der hat seine Hütte aus Flugsand errichtet! Wer sie dagegen tut, der baut auf Stein, der baut auf den Grund und Eckstein, den die Bauleute verworfen haben und sein Baugeld ist der Schatz, der im Acker gefunden worden ist. Wer mir folgen will, tue meine Werke!"

Der Förster, der hinter Emanuel stand, war verdutzt und begann zu Benjamin Glaser hinüber Grimassen zu schneiden. Er kratzte den Kopf, spitzte den Mund, riß die Augen auf, um anzudeuten, der Vorfall komme ihm im alleräußersten Grade bedenklich vor. Übrigens kannte er die Exzentrizitäten seines

jungen Herrn, der keine Geschwister und einen verwitweten Vater hatte, und wußte, daß der Alte seinem zärtlich geliebten Sohne, den er zugleich bewunderte, völlige Freiheit ließ.

Es schien indessen, als wenn Benjamin das Gebaren des Försters gar nicht bemerkt hätte. Er sagte, die langen und bleichen Hände voll zarten Geäders übereinander aufs Knie gelegt: „Ihre Lehre war, wie mir schien, die der Selbstlosigkeit. Sie meinen, daß Selbstsucht die Mutter aller irdischen Übel ist. Andere behaupten das Gegenteil, nämlich Selbstsucht sei die Mutter jeden irdischen Fortschrittes. Unser Deutsches Reich erlebt im Augenblick infolge eines blutigen Krieges, der immer selbstsüchtig ist, einen großen Aufschwung auf allen Gebieten. Sein Wohlstand mehrt sich. Das Land wird reich. Unsere Kaufleute treten unter die Mächtigsten. Überhaupt: dem Kaufmann gehört die Welt. Der Kaufmann hat den Verkehr gestaltet. Im Austausch der Waren ist die Welt zu einer gewaltigen Einheit geworden, wie nie zuvor. Könnte nun aber ein Kaufmann sein ohne Eigentum? ohne Gewissenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? Würde das ganze Erwerbsleben unserer Tage nicht zusammenbrechen ohne Gewissenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? oder wenn wir Diebstahl, Mord, Betrug unbestraft lassen wollten?"

Quint sprach:

„Es war ein reicher Mann, der über alle Reichen hoch erhaben ist, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Und er sprach zu ihm: Tue Rechnung. Der Haushalter gab Antwort: Ich bin bei einem gewesen, der war dein Schuldner, dem hatte ich dein irdisches Gut dargeliehen, fünfzigtausend Taler und mehr. Er konnte es nicht zurückgeben. Ich erließ es ihm. Ein anderer war dir hundert Tonnen Öl schuldig. Ich zerriß seinen Schuldbrief und so fort. — Der Herr aber lobte den ungerechten Haushalter!

Wer es fassen mag, fasse es!" fügte Quint seiner Rede hinzu.

Man hörte jetzt Stimmen vor dem Haus. Die Jagdhunde hatten schon eine geraume Weile angeschlagen. Eine Anzahl Menschen mit groben Stiefeln traten, wie man deutlich hören konnte, in den mit Ziegeln gepflasterten Hausflur ein. Mit einem Ausruf: „Nun, was ist das?" horchte der Förster befremdet auf und ging dann sogleich in den Hausflur hinunter. Alle lauschten. Emanuel aber, der mit dem Antlitz gegen die Tür gerichtet saß und eben noch in freier, unbefangener, beinahe heiterer Weise gesprochen hatte, zitterte leicht und entfärbte sich.

Was nun geschah, glich nach den Berichten, die später durch Benjamin Glaser und Kurt Simon erteilt wurden, einem Überfall. Ächzend, mit hastig ausgestoßenen Worten, unter Getrampel und Gestampf, dem die Treppe kaum stand zu halten schien, unter Gequietsch des von harten Fäusten gepackten Treppengeländers, kam irgendeine Rotte Menschen heraufgestürmt, so zwar daß Nathanael

Schwarz im gleichen Augenblicke mit den beiden Jünglingen blitzschnell vom Stuhle sprang. Nathanael hatte den Stuhl umgeworfen. Er dachte nicht anders und ebenso dachten Kurt Simon und Benjamin, es möchte ein wütender Pöbel sein, der Emanuel auf den Fersen war und in bestialischer Raserei sich vorgesetzt hatte die begonnene Lynchjustiz jetzt zu vollenden.

Emanuel sagte zwar: „Fürchtet euch nicht!" denn er hatte erkannt, wie es allerdings wohl Verfolger, aber nicht im Sinne derer waren, die ihn steinigen wollten. Allein es schien doch, obgleich er sitzen geblieben und äußerlich ruhig war, als trete ein Grauen in seinen Blick. Die Tür ging auf und es glotzte eine gedrängte Menge wildzerzauster, struppiger Köpfe herein, verzehrte, vom Laufen gedunsene Gesichter und es war wie ein Machtwort, oder war es der Blick des Narren? — das, einem magischen Banne gleich, sie nicht über die Schwelle treten ließ.

Diese Eindringlinge hatten Emanuel und jener sie fest ins Auge gefaßt. Natürlich wußte der Narr wer sie waren und daß in ihnen — den Talbrüdern nämlich! — sein Schicksal mit allem Wohl und Wehe beschlossen lag. Er wußte das — und die Sinne entschwanden ihm. Er schlug mit dem Kopf auf den Tisch und ward ohnmächtig.

Es waren aber nur acht Talbrüder beieinander geblieben und hatten die Spur des Toren und endlich ihn selber aufgefunden.

Quintens Rede, die unvermutete Wirkung, die sie auf die Menge ausübte, und besonders der Steinhagel am Schluß, von dem auch sie als die Nächststehenden teilweise mitbetroffen worden waren, hatten sie aus der Fassung gebracht. Der in jedem Menschen verborgene Fuchsinstinkt hatte alsbald einem jeden von ihnen eingegeben, sich unter der Menge zu verbergen. Sie selber wußten, wie oft sie auch dort noch von Leuten, die ihnen bekannt waren, als Genossen des Gotteslästerers, angerufen wurden und wieviele Male sie seinen Umgang verleugnet hatten.

Schlotternd vor Angst hatte sich die versprengte kleine Herde dennoch nach und nach in einer entlegenen Ziegelei zusammengefunden, in der, da es Sonntag war, nicht gearbeitet wurde. Schon bevor sie Quinten aus der Gärtnerei abgeholt hatten, diente ihnen die gleiche Lehmgrube, die von vielen Krähen umschwärmt wurde, als Versammlungsort.

Als erste trafen sich hier der böhmische Josef und die Brüder Scharf: auch diese noch von Entsetzen ergriffen. Es war, als hätte sie jemand aus langem Traum soeben mit harter Faust in die Wirklichkeit aufgeweckt. Der böhmische Josef, der übrigens durch einen Trupp junger Burschen seiner Häßlichkeit wegen besonders verfolgt worden war — sie hatten ihm Steine nachgeworfen, ihm Hund, Satan, Teufel, Gottseibeiuns, Lucifer und dergleichen nachgeschrien! — schien dennoch voll bei Besinnung zu sein.

Aber er wollte von Quint nichts mehr wissen.

Seine Bemerkungen über ihn strotzten plötzlich von einem zurückgedrängten Ärger und troffen von dem Gifte der Boshaftigkeit. Er hörte nicht auf und reizte mit galligen Redensarten die schlotternden Brüder Scharf, bis sie mit Heftigkeit auf ihn losfuhren und dadurch etwas von ihrer verlorenen Haltung wiedergewannen.

Auch nachdem sich der Weber Schubert, vom Laufen erhitzt und dennoch bleich vor Entsetzen, und später John, der Schmied, hinzugefunden hatten, der noch immer unter dem Druck der Ereignisse sprachlos war, fuhr das kleine böhmische Scheusal mit dem Pudelgesicht fort, Emanuel zu verlästern: er habe niemals an ihn geglaubt und immer gewußt, daß er ein Maulmacher und Betrüger wäre. Das Schlimmste von allem, was er vorbrachte, war aber ein höchst gemeiner Verdacht, der sich auf jene Nacht bezog, in der er in Quintens Zimmer gedrungen war und Ruth Heidebrand bei ihm getroffen hatte.

Weber Zumpt, der mit seiner aufs ärgste ernüchterten Frau erschien, erlitt von dieser die schwersten Vorwürfe. Sie weinte, sie schrie, sie beschwor ihn nach Hause zurück. Er wolle die Kinder verhungern, den Webstuhl verfallen, das bißchen Acker, das sie besäßen, wüst liegen lassen. Die Kuh sei fort. Es fehle an Dünger, fehle an Saat. Die einzige Ziege sei übrig geblieben. Sie griff dann den Talmüller Straube und seine geheimen Praktiken an, mit einer Stimme, die überschnappte in Raserei, und mit Bewegungen beider Arme, durch die besonders die Scharfs bedroht wurden. Diese sah sie mit Recht als die Urheber des, wie sie sagte, ganzen verfluchten Handels an.

„Ihr Dummköpfe," rief sie, „ihr seid die Betrogenen, und der Talmüller hat seinen Schnitt gemacht."

Es lag am Tage, was das Weib in ihrer Verzweiflung herausheulte, entsprach der Wirklichkeit. Ein gut Teil von dem, was die anderen in die kommunistische Kasse zusammengekratzt und oft mit großen Opfern erlegt hatten, fand in der Tasche des schlauen Müllers Unterschlupf.

Als der Huffschmied John seine verlorene Sprache wiederfand, waren dies seine ersten Worte: „Ich werde den Müller Straube totschlagen."

Geraume Weile tobte der Streit der Brüder mit Heftigkeit.

Plötzlich aber, nachdem sich Zweifel und Kleinmütigkeit, wie am Ende eines besiegelten Fehlschlags, eines Vernichtungsschlags aller Hoffnungen, fast ganz der Köpfe bemächtigt hatten, fühlte der Schneider Schwabe einen erneuten Bekenntnisdrang. Mit einer Kraft der Überzeugung, die auf alle, sogar den böhmischen Josef, einen gewaltigen Eindruck machte, trat der kleine bucklige Mann mit erhobenen Schwurfingern vor sie hin und sagte: „Schlagt mich tot, aber ich glaube, ich glaube an ihn!"

Durch diese Erklärung wurde der Panik Halt geboten. Man zeigte sich über Erwarten bereit, den Gründen des eifrigen Schneiders Gehör zu schenken.

Den Scharfs besonders schien damit eine große Last von der Seele genommen zu sein. Nicht lange, so fingen die Männer an, sich gegenseitig der Feigheit, ja des Verrats zu beschuldigen. „Warum sind wir geflohen?" sagte Schmied John. „Aus keinem anderen Grunde als weil wir feige und nichtswürdig sind." Vergeblich versuchten der böhmische Josef mit höhnischen Einwürfen und die Frau des Webers Zumpt gegen diese veränderte Strömung anzukommen. Besonders die Frau, deren Bruder ja der arme, von Fanatismus und Nachtwachen bleiche und ausgemergelte Schneider war, ward durch sein Zeugnis in eine hilflose Lage gebracht. Sie warf ihm vor, wie kein anderer als er es gewesen wäre, der ihr die Brüder Scharf über den Hals geschleppt und sie dadurch in die Sache des Betrügers Quint verwickelt hätte. Der Bruder schrie: „Halt dein Maul, Weib! lästere nicht! versündige dich nicht! verwirke nicht deine arme Seele!" „Ihr seid ja so dumm und dümmer als Hornvieh," rief das zur Verzweiflung gebrachte, entsetzte Weib; „ihr seid nicht bloß dumm, ihr seid ja wahnwitzig!" Schmied John aber rief: „Jawohl, es ist der Wahnsinn des Herrn! der Wahnsinn des Heilands! der Wahnsinn des Kreuzes! und der Wahnsinn des Gottesreichs!" Das Weib erwiderte: „Komm du noch einmal in mein Haus, Schmied John, und halte deine labbriche, wabblige Betstunde ab! Du kriegst Teller, Eimer, Töpfe und Kochlöffel um den Kopf und ich bring dich beim Amtsvorsteher zur Anzeige."

Dibiez meinte, daß ihm bei dem Geständnis Quints, daß er Jesus wäre, ein Schauer über den Körper wie von einem eiskalten Winde gekommen sei. Er fragte, im Reden sich selbst immer mehr erhitzend, ob denn keiner der Brüder das Zucken, Leuchten und Strömen von Licht um Emanuels Haupt erblickt habe, als das furchtbare Wort, auf das der Steinhagel folgte, seinen Lippen entglitten sei.

Im Handumdrehen gewann so jeder der Brüder wieder die alte Wichtigkeit. Ihre Erstarrung löste sich. Ihr Inneres geriet in das ihnen wie irgendein Narkotikum zum Lebenselemente gewordene Dunstgewölk ihres Wahnes hinein. Es geriet in die alten, wilden Bewegungen. Was noch eben gefroren war, taute zu einem reichen, breiten, reißenden Strome auf, auf dem sie mit klingendem Spiel dahinfuhren, wie sie meinten nach dem Eden der ewigen Seligkeit, aber, ohne Stromschnellen, Wasserstürze und verborgene Klippen zu berücksichtigen.

In den Brüdern Scharf allein war eine rührende, starke Liebe zu Quint, die jeder guten und besseren Sache würdig schien. Diese Liebe war wiederum aufgebrochen. Sie schlugen an ihre Brust, dieweil sie so schmählich geflohen waren, und erklärten laut, daß sie entweder wieder zu Gnaden angenommen würden von Emanuel Quint, oder sie wollten ihr Leben lang Treber fressen.

So hatte der alte, enge Wahn, der die Männer beherrschte, eine gegen früher verstärkte Herrschaft erlangt.

Nur der böhmische Josef blieb fest und bockbeinig.

Krezig, der Handelsmann, dessen langes Schweigen die unheildrohende Blässe innerer Wut kennzeichnete, sprang ihn aber plötzlich mit geballten Fäusten und diesen rasenden Worten an:

„Ich sage dir, Josef, daß du lügst. Wenn es so wäre, wie du sagst, glaubst du, daß das so einfach ablaufen könnte?" — Was er nun sagte, glaubte er, ja glaubten alle, obgleich es der Wahrheit, wie man erkennen wird, nicht entsprach: „Er ist in unsere Häuser gekommen! er hat uns beredet! er hat uns verlockt! er hat sich als Wundertäter ausgespielt! euch hat er verführt!" — er meinte die Scharfs — „er hat euch keine Ruhe gelassen, bis ihr alles, was ihr besessen, zu Geld gemacht, Hof, Haus und Arbeit verlassen habt! Was ist denn in unserer Kasse noch drin? und was haben wir alles hineingeschüttet? Wenn er uns also betrogen hätte, so sage ich euch: er müßte der allergrößte Betrüger, der allergrößte Teufel der Erde sein! Hat er nicht goldene Berge versprochen? oder denkt er, man werde um nichts und wieder nichts, ohne auch nur einen Pfennig Tagelohn, hinter ihm dreinhetzen? Er hat nicht gelogen, sage ich dir! Hätte er das, dann: wehe! wehe!"

Und der Wütende machte eine Bewegung, die über das Ziel seiner Rachsucht, falls er wirklich getäuscht sein sollte, und über die Gründlichkeit seiner Rache keinen Zweifel mehr aufkommen ließ.

Nun hatte sich noch zuguterletzt mit verschwollenen Augen und stierem Blick die Katzmarek zu den Brüdern gefunden. Die verrückte Magd fing nun vollkommen furchtlos die ganze Gesellschaft wegen ihrer Altweiberfeigheit abzukanzeln an. Aber was sie vorher und nachher tat, war noch mehr geeignet die Schuldbewußten zu beängstigen. Auf langen Regalen waren frischgestrichene Ziegeln zum Trocken gestellt. Diese Regale lief sie entlang, kehrte knapp um, wenn sie das Ende erreicht hatte und kam mit dem gleichen Schritt und dem gleichen zur Erde gerichteten, stieren Blick zurück, beinahe in den gleichen Fußstapfen, wo sie dann wiederum Kehrt machte, an das andere Ende gelangt, um immer den gleichen Weg zu gehen. Dabei stieß sie jedesmal nach drei, vier Schritten die Worte hervor: „Wir sind verflucht! verflucht! verflucht!"

Kurz, die sieben Männer hatten sich, nachdem sie zuvor verhängnisvollerweise den böhmischen Josef in aller Form aus ihrem Kreise gestoßen hatten, zerknirscht und reuig wiederum auf Emanuels Spur gemacht.

Sie hatten Quinten im Forsthaus gefunden.

Einundzwanzigstes Kapitel

Es ist schwer zu sagen, warum der Meister dieser acht Jünger bei ihrem Erscheinen in Ohnmacht fiel. Nehmen wir an, es sei aus Ursache großer und widerstreitender Erregungen und aus Übermüdung geschehen. Jedenfalls dauerte

Quintens Bewußtlosigkeit beinahe eine Viertelstunde lang. Bevor noch Kurt und der junge Benjamin den Vorfall richtig begreifen konnten, hatten sich die neuen Ankömmlinge um Quintens Stuhl auf die Knie geworfen und hatten mit ächzenden Lauten, ja weinend, ihm Hände und Knie geküßt. Dann bemerkten sie, daß er bewußtlos war. Und nun hoben sie ihn so leicht wie ein Kind vom Tisch, um ihn unter einem tiefen Schweigen des Grauens auf einem langen, geblümten, altväterischen Sofa an der Schmalwand des Zimmers auszustrecken.

Es genügt nicht zu sagen, daß jeder von diesen Männern in diesem Augenblick einem Vater glich, der sein einziges Kind zu verlieren fürchtet. Das Verhalten des einzelnen unter ihnen ähnelte in Bestürzung und törichter Ratlosigkeit vielmehr dem Betragen einer Mutter, die das Kind ihres Herzens im Leben zurückhalten will, das sie in den unerbittlichen Händen des Todes sieht.

Als Emanuel, dem Benjamin Glaser die Schläfen, die noch blutrünstig waren, mit kölnischem Wasser gerieben und dem der Förster, die herzugelaufene Försterin und die Magd nasse Kompressen auf die Brust gelegt hatten ... als Emanuel wieder erwachte, schien er im Geist noch fern von jener Umgebung zu sein, in der er sich nach der Wahrheit befand. Seine Augen waren nach oben gerichtet, und auf seinem Gesicht lag der Widerschein des Erlebens einer fremden und tiefen Glückseligkeit.

So lieblich war dieser Ausdruck des Glücks und das kindliche Lächeln um Quintens Lippen, daß alle, die um ihn standen, es sehen mußten und jeden bis herunter zur Magd eine tiefe Rührung ergriff.

Endlich schien der Bekenner Emanuel wenigstens teilweise wieder dort, wo sein Körper war, nämlich in dem noch immer sonnigen Zimmer der Försterei, mit der Seele zu sein. Er blickte lächelnd von einem zum anderen, betrachtete die Äpfel, die Kaffeetassen auf dem länglichen, weißgedeckten Tisch, schickte den Blick über die Rehgehörne und harmlosen, bunten Bildchen, Jagdszenen darstellend, längs der Wände des Zimmers herum, horchte, wie wenn er es nie gehört hätte, dem endlos schmetternden Triller, mit dem ein Harzer Roller, in einem unteren Zimmer, das Haus durchdrang, und streckte dann still beide Arme aus, um jedem der Brüder die Hand zu reichen. Dies tat er auf eine den Brüdern an ihm neue Art und Weise, unendlich innig und liebevoll.

„Wißt ihr, liebe Getreue meiner Seele" — er hatte sie niemals bisher mit einem ähnlichen zärtlichen Worte genannt — „wißt ihr, wo ich in diesen hunderttausend Jahren, die ich fern von euch war, gewesen bin?" Als sie verneint hatten, schwieg er lange. „Ich war in dem ersten Himmel," sagte er dann, „tief! tief! Ich war in dem zweiten Himmel, tiefer, tief! Ich sage Worte. Aber was ich durch die Gnade des Vaters dort in der tiefen Tiefe erfahren habe, davon können Worte nichts aussprechen!"

Auf dem Hausflur sagte zu ihrem Manne die Förstersfrau: „Wenn einer so spricht, der muß bald sterben!“ Sie erzählte dann: ihrem Großvater und ihrem Vater, beiden, hätte Gott kurz vor ihrem Tode ebenfalls schon das Paradies gezeigt. Und wem dies geschehe, wer eines Vorschmacks der ewigen Seligkeit gewürdigt werde, dessen letztes Stündlein müsse schon vor der Türe sein.

Emanuel hatte sich aufgerichtet. Und wie er mit seinen länglichen sommersprossigen Händen, die für harte Arbeit nicht gemacht noch durch sie verdorben waren, erst Anton und Martin Scharf, hernach dem Schmied John, dann dem Schneider Schwabe und den übrigen zärtlich streichelnd über die struppigen Köpfe fuhr, fingen sie alle rettungslos und nicht anders wie alte Weiber zu flennen an.

An diesem Tage wurde der Bund dieser Menschen in Wahrheit erst zusammengeschweißt, und es hatte den Anschein, als wären jetzt erst unter ihnen die Quellen der Liebe aufgebrochen.

Quint war vom Sofa emporgesprungen. Er sagte, nie habe sein Geist so tief und so herrlich ausgeruht, was den Förster zu einer Bemerkung veranlaßte, die er seiner Frau gegenüber tat, und worin er ihre trübe Ahnung mit der heiteren Behauptung niederschlug, das gute und reichliche Essen und Trinken möge die einzige Ursache der Himmelfahrt des Miltzscher Heilands gewesen sein.

Wie dem auch sei, Quint winkte den Brüdern, reichte dem jungen Glaser und Kurt die Hand und war im Begriff davonzugehen, als Nathanael Schwarz, der ihn lange mit brennenden Augen angesehen, plötzlich den reinen Toren an sich riß und in beide Arme schloß. „Ich verstehe dich nicht,“ sagte er, „ich begreife dich nicht, aber Gott wird eine Seele, wie die deine, die zwar verirrt ist, doch ohne Falsch, nicht in der Irre verkommen lassen.“ Damit küßte er Quint, nahm seinen Hut und rannte davon.

Es begann zu dunkeln, und bald nachdem Nathanael Schwarz gegangen war, fanden sich Benjamin Glaser und Kurt Simon allein geblieben. Sie hatten beide den Eindruck gehabt, als wenn nach dem Eindringen der bäurischen Rotte Quint nicht eigentlich mehr ein Auge für sie gehabt hätte. Gerüchtweis war ihnen das Vorhandensein eines an Quint gebundenen Jüngerkreises zu Ohren gekommen. Weil aber der Meister nie, auch nicht zu Kurt Simon, von ihnen gesprochen hatte, nahmen sie das Gerücht für eine bloße, grundlose Nachrede hin, bis ihnen, in Gestalt der acht Talbrüder, die Wahrheit vor Augen trat.

Man ist nicht gewohnt, Leute aus schlichtem Stande anders als bei ihren Geschäften oder von ihren Geschäften reden zu hören. Ein Schmied, ein Kätner, ein Schneider, ein Handelsmann der breiteren Volksschichten, besonders in vorwiegend protestantischen Ländern, wird selten, außer mit kurzen, sarkastischen Worten, ein Verräter an seinem Innenleben sein, das er mit eifersüchtiger Angst vor jedem verbirgt. Um so überraschender und auch fremdartiger war der Eindruck dieser weichmütigen Schwärmer, die dagegen so grobe Knochen

und Arbeitsfäuste hatten, und besonders des kernigen Schmiedes John, der die Jacke umhängen hatte und dessen über die Arme heraufgestreiftes und über der Brust offenstehendes Hemd blaue Tätowierungen sehen ließ.

Es war das Gemisch von Brutalität und einer fast läppischen Empfindelei, was den Jünglingen auffiel, und worüber sie, beim Glase Wein allein geblieben oder, wenn der Förster hinzutrat, auch mit ihm noch lange ihre Ansichten austauschten. Sie sahen und fühlten wohl, wie hier eine rätselvolle Kraft wirksam war, wurden aber selbst nur teilweise von ihr angezogen, während viel Fremdes und Abstoßendes für sie im Schlusse des ganzen Erlebnisses lag. Eines stand fest: es war ein Krampf und ein Wahn der Enterbten, und in Quinten lag ein Zug zum Martyrium, der auch in diesen jungen Seelen vorhanden war. Darum hatte die Anziehungskraft des undurchschaubaren Reformators, der ihnen abwechselnd lächerlich und verehrungswürdig, verächtlich oder bewundernswert, gemein oder göttlich schien, noch immer nicht nachgelassen und bewirkte, daß beide junge Menschen den Weg des Narren noch mehrmals kreuzten.

Quint selber, nachdem er das Forsthaus verlassen hatte, trat an jenem Abend mit seinen Jüngern jene lange Wanderung an, die, wenn irgend etwas in seinem Leben, eine gewisse Denkwürdigkeit auszeichnet. Er sagte den ungeduldigen Bürgern des kommenden tausendjährigen Reichs, die ihn eigentlich in die Bahn seines Schicksals hineingedrängt hatten, er sagte ihnen zum Anbeginn, wie es nun seine Hoffnung wäre, daß sie sich bis zu dem Tage, wo alles geschehen würde, was er voraussehe, nicht mehr trennen würden. Er fuhr fort sie zu streicheln, abwechselnd jedem im Gehen die Hände zu reichen und sie zu liebkosen.

Nach einiger Zeit begann eine milde, unerhört reine und ruhighelle Vollmondnacht. Da ersuchte er seine Anhänger, sie möchten ihm immer von jetzt ab, sofern er nichts anderes bestimme, im Gehen eines Steinwurfs Weite den Vorsprung lassen. Und so geschah es. Er blieb ihnen, einsam, meist in dieser Entfernung voran. So oft er stillstand, blieben auch seine Jünger stehen, wie denn überhaupt von nun an ein Gehorsam bis zur Unmündigkeit ihr Glück und ihre Genugtuung ward.

In ihrer Ordnung waren sie bis in die Nähe des Miltzschen Schlosses gelangt, dessen erleuchtete Bibliothek samt dem Speisesaal — da die Gurauer Dame gekommen war — mit vielen hohen Fenstern durch die Bäume des Parkes schimmerte. Ungesehen und unbemerkt zog der ehemalige Günstling und Narr in Christo, Emanuel Quint, durch die verlassenen Wege des Parkes längs des stillen Sees, in dem er zu baden pflegte, dahin. Schweigend folgten ihm seine Begleiter. Da sahen sie, wie er stille stand, und wie ein Schwan und nachher ein zweiter, glänzend weiß, aus dem dunklen Teile der Spiegelfläche in jenen hellen, darin sich der Mond und der Himmel spiegelte, zu ihrem Meister herüber-

gerudert kam. Sie sahen, wie er die Tiere fütterte. Quint winkte den Brüdern und sagte halblaut: „Sie wissen noch nicht, daß ich geächtet bin.“

„Aber des Menschen Sohn“, fuhr er fort, „war von jeher von seinen Brüdern und Schwestern verachtet und von seinen Nächsten verfolgt! Er muß auch jetzt noch verachtet, geknechtet und geächtet sein.“

Furchtlos ging er mit seinen Jüngern an dem von Stimmengewirr erfüllten Schlosse vorbei, durch ein Mauerpförtchen in das Bereich des Nutzgartens hinein, wo ein unendlich langer, schnurgerader Weg durch verpackte Rosenstöcke, Johannisbeersträucher und gedüngte Beete führte, der im Mondschein gleißend vor ihm und den ängstlich flüsternden, leisetretenden Jüngern lag. Diese sahen nach einiger Zeit, wie Emanuel wiederum stehen blieb und lange nach einem von Efeu dicht übersponnenen Giebel blickte, aber es war nicht die Seite des Hauses, darin sein eigenes Zimmer, sondern die andere, der Ruth Heidebrands kleines, reinlich gehaltenes Gemach gelegen war.

Die Jünger hörten den Meister aufseufzen.

Gleich darauf stürzte mit Gebell ein Hund durch die Haustür in die Tageshelle des Mondes heraus. Er schwieg aber bald und begann zu wittern. Danach war er mit wenigen langen Sätzen bei Quint, der in ihm sogleich einen alten, halbblinden Pudel erkannt hatte; ein armes Tier, das, von allen vernachlässigt, lange Zeit sein besonderer Freund und treuer Begleiter gewesen war. Die Begrüßungen nahmen von seiten des Pudels die überschwänglichsten Formen an, und es war nicht leicht, ihn am Ausgang des Gartens loszuwerden. Noch lange hörten sie sein klägliches Winseln hinter der Gittertür.

Emanuel hatte seine Begleiter um den verschlossenen Gutshof langsam einmal herumgeführt, in dessen Inneren die von ihren Ketten befreiten Wachthunde gleich Wölfen herumfuhren. Er nahm dann den Weg zwischen den flachen Feldern gen Dronsdorf hin, wo Meister und Jünger durch eine weite Bresche der Mauer in den Kirchhof eindrangen. Hier verweilte Quint in tiefem Nachdenken, während das Käuzchen schrie und das Mondlicht auf den enggedrängten, eingesunkenen Grabsteinen gleißte, wohl eine halbe Stunde lang. Das einzige, was er in dieser Zeit, und zwar beim Verlassen des Kirchhofes sagte, war: „es gibt keine Gräber, außer die da wandeln, sprechen und handeln!“

Wenige Augenblicke später traten Emanuel und die Seinen furchtlos in das kleine Höfchen der Dronsdorfer Schule ein, das im Sommer fast ganz durch den Schatten eines großen Nußbaumes, der jetzt kahl war, bedeckt wurde. Das Haus, dessen Bewohner längst zur Ruhe gegangen waren, schien selber in tiefen Schlaf versenkt. Hier nahmen die Wanderer, Quint auf dem Fundamente des Schwengelbrunnens sitzend, kaum längeren Aufenthalt als bis die Schloßuhr im nahen Park ihre zwölf langsamen Schläge vollendet hatte. „Ich sehe

dies alles zum letztenmal!" sagte, wie entschuldigend, Quint, als sie wiederum auf der Dorfstraße dahinschritten.

Wortlos und mit kräftigem Schritt wurde von jetzt ab die Wanderung fortgesetzt, Quint voran, die Seinen im Abstand hinterdrein: und sie wagten es nicht, nach dem Ziele zu fragen. Als sie einige Dörfer passiert hatten, stand Emanuel einmal und dann nach einiger Zeit ein zweites Mal mitten im Lauf und mitten im Wege still und schien nicht zu merken, daß seine Begleiter ihm nahe kamen und sich beunruhigten. Als Martin Scharf den Eindruck gewann, Quint horche in die Stille der Nacht hinein, faßte er sich ein Herz und trat an seinen Meister mit der Frage heran, was ihn beunruhige. Worauf er nur diese Worte: „Der Ruf! Der Ruf!" in geheimnisvollem Tone zur Antwort bekam.

Der Mond verblaßte. Im Osten zeigte eine erste schwache Röte das wiederkehrende Licht des Tages an, als die kleine Genossenschaft der armen Törichten, wie man sie nennen kann, sich in einen etwas hügelig gelegenen Marktflecken hineinbewegte. Hier winkte Emanuel erst Martin, dann Anton Scharf heran. Er sagte zu Martin: „Ich habe ein Anliegen. Ich möchte meinen Bruder Gustav" — gemeint war der Zwölfjährige! — „noch einmal wiedersehen. Du wirst gehen und wirst ihn zu mir bringen!" Und er bezeichnete ihm als Ort der Wiederbegegnung, wo er auch den Knaben zu sehen wünschte, Breslau und das Gasthaus zum grünen Baum.

Sein Wort war Befehl. Es gab in der Seele des ehemaligen Webers, die in schwerer Betäubung lag, allbereits nur noch blinden Gehorsam, ohne jeden Gedanken an Widerspruch. So müde und abgeschlagen er sein mochte und so schwierig, bei dem Charakter des alten Quint — so ungewöhnlich sein Auftrag auch war, begab er sich doch sogleich, nachdem er die Kasse, die er führte, an seinen Bruder gegeben und selbst nur einen kargen Zehrpfennig zurückbehalten hatte, auf die Wanderung.

Er hatte kaum seinen Abschied genommen, als Quint sich auf einer Brückenmauer angesichts des wie ausgestorbenen Fleckens niederließ und zu Anton Scharf etwa dieses sagte:

„Siehst du die Kirche?" Er wies mit dem ausgestreckten Arm auf eine höher und ziemlich am Rande des Städtchens gelegene, nach ihrer Bauart zu schließen und nach den Kruzifixen, die in der Nähe errichtet waren, katholisch geweihten Kapelle hin. „Gut! Du siehst in der Nähe ein kleines Haus. Es hat nur ein Erdgeschoß und, außer denen im Dach, vorn sechs Fenster. In dieses Haus werdet ihr mich hineingehen sehen und ich werde darin vielleicht eine halbe Stunde und länger verweilen. Sollte ich aber auch einen Tag darin verweilen, so geht in die nächste Herberge und wartet auf mich."

Noch während er sprach, hub das kleine Meßglöckchen eben jener Kapelle, von der er gesprochen hatte, hurtig zu bimmeln an.

Natürlich schien diese Sache den Begleitern des armen Quint besonders geheimnisvoll. Sie hing mit gewissen häßlichen Briefen zusammen, die ihm sein Stiefvater hatte zugehen lassen, und mit anderen, die er mit seiner Mutter gewechselt hatte. Es war in der Gärtnerei bekannt, daß Emanuel von einem kriechend freundlichen Manne aus dem Volke, der als sein Stiefvater bezeichnet wurde, eines Tages besucht worden war. Als er, wahrscheinlich mit leeren Händen, davonging, war dieser Mann nicht mehr kriechend und demütig, dagegen umsomehr dreist und aufgebracht. Bald darauf waren offene Karten mit Unflätigkeiten und ein Brief mit einer beleidigenden Aufschrift für Emanuel eingelaufen. Was in dem Briefe gestanden hatte, wußte, trotz des Vertrauens, das Quint ihr mitunter entgegenbrachte, nicht einmal Frau Heidebrand, die andrerseits doch bemerken konnte, wie Quint durch den Inhalt des Briefes besorgt und beunruhigt war.

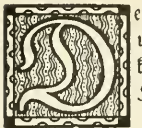
Um es nun mit zwei Worten zu sagen: das letzte holprige Schreiben der Mutter hatte, auf Drängen ihres Sohnes, den Namen eines Marktflecken und eines katholischen Pfarrers genannt, beides Namen, die ihm bekannt waren. Er hatte als Kind, wie er sich erinnerte, in Begleitung der Mutter zwei Krüge mit Erdbeeren in das Haus des Pfarrherrn gebracht und war mit einem Paar Stiefel, einem Anzug und einer Mütze dafür belohnt worden. Noch heute konnte er aber nur mutmaßen, in welcher Beziehung dieser Mann zu seiner Mutter und zu ihm selber stand, da irgend etwas die Mutter, ja selbst den rücksichtslosen Stiefvater an der restlosen Offenbarung der nackten und vollen Wahrheit hinderte.

Seiner Absicht gemäß trat der Narr in Christo nach einiger Zeit, der Pfarrer war eben vom Messelesen zurückgekehrt, in den Flur des Pfarrhauses und seine Anhänger sahen noch, wie er mit einer Magd ins Gespräch geriet. Durch diese Magd wurde hernach mit einem flüchtigen Blick voll Mißtrauen, der von den in gemessener Entfernung wartenden Jüngern aufgefangen wurde, die schwere Haustür ins Schloß gezogen und der Schlüssel herumgedreht.

Die ehemaligen Talbrüder hatten auf der Mauer am Rande einer wohl hundertstufigen Steintreppe, die zur Kapelle führte, im grauenden Morgen erheblich fröstelnd, Platz genommen. Einige alte Weibchen, die nach der Messe noch eine Weile gebetet hatten, stiegen langsam und hüstelnd, Stufe um Stufe, die Treppe herab. Die Wartenden sahen, wie in einigen Zimmern des Pfarrhauses Licht gemacht wurde und wie der Schatten des wohlbeleibten Pfarrherrn, abwechselnd mit dem Schatten Emanuels Quints, über die heruntergelassenen weißen Rouleaux der Fenster ging.

(Fortsetzung folgt)

Der Literat als Psycholog/ von Jakob Wassermann



Der Literat, ein geheimnisvoll beschlossenes Wesen, hat der Kultur unserer Zeit seinen unverwischbaren Stempel aufgeprägt. Man könnte sagen, daß alles, was sich heute gemeinhin unter dem Titel Kultur begreift, ein Werk des Literaten ist.

Ich verstehe unter dem Literaten den vom Mythos losgelösten Menschen.

Er ist auch der von der Gesellschaft losgelöste Mensch, der Einzelne, der Einsiedler, der Spezialist innerhalb eines nur durch äußere Gesetze verkitteten Gemeinwesens.

So wie er aber ohne das Vorbild des schöpferischen Menschen nicht zu denken ist, bleibt er auch in seinem Tun und Lassen, durch sein Persönlichkeitsbestreben, durch die Notwendigkeit der Spiegelung, durch das Element des Ehrgeizes und besonders durch das Element des Verrats der Gesellschaft verbunden.

Unter den mannigfachen Erscheinungsformen des Literaten, die ich als durchaus repräsentativ empfinde, wird im folgenden diejenige des Psychologen aufgestellt und zu zeichnen versucht.

Die Psychologie des schöpferischen Menschen ist, chemisch betrachtet, ein Nebenprodukt. Dem Literaten wird die Psychologie zur Idee, was ungefähr soviel sagen will, als ließe sich jemand nur darum ein Schiff bauen, weil er einen Kompaß besitzt.

Dem Psychologen ist alles erlaubt, denn er kann alles erklären. Er hat für jede Tat ein Für und Wider, für keine ein Entweder-Oder.

Der schöpferische Mensch ist Wahrheitszeuge, Blutzeuge, indes der Psycholog die Menschheit und sich selbst verrät. Dieser Prozeß des Verrats ist wichtig genug, um näher betrachtet zu werden.

Ebenso wie der Literat als Dilettant ist der Literat als Psycholog ein isolierter Mensch. Aber er ist die ungleich reichere und tiefere Natur. Er ist auch die kompliziertere Natur, ja, im Gegensatz zum schöpferischen, der kompliziert geborene Mensch, das will sagen, daß seine Eigenschaften, Triebe und Instinkte nicht aus einem einheitlichen Gefühl, nicht aus einem elementaren Sein und Betrachten erwachsen, sondern daß sie vielfache Wurzeln haben, daß kein reiner, einfacher Strom des Lebens ihn trägt, sondern daß er ein Spiel vieler, verschiedener, oft einander entgegengesetzter Strömungen ist, wider die er sich zu behaupten hat, woraus sich ergibt, daß er sich fortwährend im Zustand der Abwehr, der Verteidigung und des Kampfes befindet. Er ist ein wirklich Kämpfender, nicht bloß, wie der Literat als Dilettant, einer, der in den hintersten Reihen zuschaut.

Der Wilde, das Kind, das Naturkind sind schlechthin unkomplizierte Menschen; sie sind unkompliziert geboren. Der schöpferische Mensch ist ebenfalls unkompliziert, aber dort, wo sich der Ring wieder schließt, auf der anderen Seite der Erscheinungen; er ist der einfach gewordene, derjenige, der seine Einheit gefunden hat, nicht nur durch eigenes Streben und eigene Bestimmung, sondern auch durch unbewußte Mitwirkung der Geschlechter, die ihn hervorgebracht haben und deren Aufgabe es war, ihn hervorzubringen. Der Psycholog hat nun gleichsam diese Kette stummer Vorbereitung selbstherrlich verlassen, er hat sich losgelöst und tritt mit dem ganzen Willen der „Kette", mit Belastungen von rückwärts und vorwärts, mit unerledigten Verantwortungen, eigentlich als ein Deserteur, allein auf den Plan. Schon dies setzt schwere und nachhaltige Erlebnisse voraus, innerhalb des eigenen Gemüts wie gegen den Kreis der Welt und des Lebens. Sein Los ist: sich zu verantworten, ununterbrochen sich zu verantworten, gegen Gott, gegen die Menschen und gegen sich selbst. Der schöpferische Mensch hat nicht nötig, sich zu verantworten, er ist eben da, er empfindet sich als notwendig und gesetzmäßig, seine ganze Existenz heißt: Ja; seine Anschauung des Lebens ist daher ein klarer, ethisch legitimer Optimismus. Jenem andern aber ist immer zumute, als ob er verneint würde, er fühlt sich als zufällig, er spürt keine Sicherheit, in ihm selbst steckt eine glühende Verneinung, und deshalb ist sein Tun und Wesen, ob er will oder nicht will, der Pessimismus. Will er ihn, so ist er ehrlich, und es gelingen ihm bisweilen Werke dämonischer Art; will er ihn nicht, so verstellt er sich nur, und was er zutage fördert, trägt den Fluch einer geheimen Lüge.

So wie er nur ein Teil ist, Glied aus der Kette, vermag er nur eine Teilwelt zu geben; er sieht nicht mehr als den Teil, er lebt nicht mehr als den Teil, das ist sein Schicksal. Nun ist es aber menschlich wie im Wesen der Kunst begründet, daß sein Werk ein Ganzes, ein Gebilde von allgemeiner Gültigkeit und Glaubhaftigkeit vorzustellen strebt. Da klafft nun der Abgrund. Je mehr er sich bescheidet, je enger und bedingter, je mehr persönlich gebunden stellt sich sein Geschaffenes dar; je weniger er sich bescheidet, je auffälliger und schmerzlicher tritt die Kluft zwischen dem Persönlichen und dem objektiven Gebilde hervor. Es gibt keine Rettung, keinen Ausgleich. Je stärker Talent und Potenz sind, je mehr verführt ihn die Sprache, das Erlebnis, die Leidenschaft, die Intensität der Vision, sich auf sich selbst zu stellen und sich selbst gegen Welt und Gott auszuspielen, je mehr verführt er die Menschen, an ihn zu glauben statt an seine Welt und an Gott. Er ist immer zugleich Verführer und Verführter, während der schöpferische Mensch Führer ist; er ist stets der Sklave seiner Eingebungen, Ideen, Worte und Gestalten, indes der schöpferische Mensch immer Herr ist. Und je mehr er seinem Werk Notwendigkeit, Freiheit und Gültigkeit verleihen will, je mehr muß er seine Fähigkeit überspannen, die Emp-

fänglichkeit seiner Sinne dem Krampfhaften, also dem der Natur Feindlichen nähern, und niemals das Göttliche, höchstens das Titanische ist sein Gipfel.

Dieser unausgesetzte Kampf ist ohne die äußerste Wachsamkeit kaum zu denken; in der Tat ist der Psycholog das wachsamste Geschöpf der Welt. Wo der Dichter träumt, ist er wachsam. Eine solche Wachsamkeit hat zur Folge, daß er über alle Vorgänge seines Innern und zuletzt über die Art und Wirkung des Zwiespalts, in dem er sich befindet, aufs genaueste unterrichtet ist. Jener Kampf führt nie zu dauernder Entscheidung; in jedem Augenblick fällt die Entscheidung anders, und er selbst darf die Waffen nicht ablegen. Niemals sieht er ruhend die Welt. Und nun: im Zustand der Unruhe und der Bewegung alles von sich selbst zu wissen; sich von sich selbst loslösen wollen und doch einsehen müssen, daß man unlösbar mit und in sich selbst verstrickt ist, sich ununterbrochen rechtfertigen zu müssen, gegen das Werk, gegen die Menschheit, gegen Gott und gegen die eigene Seele, in einem derartigen Zustand ist das dringendste Verlangen das nach einem Heilmittel oder einem Betäubungsmittel, nach einem Stimulans; dieses Stimulans ist eben die Psychologie.

Die Psychologie entspringt der Wachsamkeit. Sie kann sich bis zu halluzinatorischer Kraft steigern. Sie ist beim schöpferischen Menschen in den Phasen vor der Entscheidung, beim Literaten ist sie die Entscheidung selbst, und zwar in jeder Bewegung. Jede Bewegung bringt eine Wandlung hervor, jedoch diese Fülle von Wandlungen führt keineswegs zu einer Verwandlung, das erklärt sich schon durch das Gesetz der Ökonomie: die Mittel sind auf dem Weg verausgabt worden, so daß es ein Ziel darüberhinaus nicht mehr gibt. Der Literat hat den Weg, der schöpferische Mensch hat das Ziel. Der Literat wandelt sich, — auf dem Weg, und das beständig, der schöpferische Mensch verwandelt sich, — am Ziel. Ein Mann, der nicht an das jenseitige Leben glaubt, wird aus dem diesseitigen die ganze Summe von Genüssen hervorpressen, die nach seiner Ansicht darin enthalten sind. Dermaßen ist das Verhältnis des Literaten zur Psychologie beschaffen, und so kommt es auch, daß die Psychologie ein fortgesetzter Verrat am Ziel, an Gott ist.

Man verfolge dies im einzelnen, und man wird stets bemerken, daß das schlechthin, das Nur-Psychologische immer den Verrat in sich birgt. Es mag so erstaunlich wie möglich beobachtet sein, nie wird man es ohne die Überwindung einer geheimen und tiefen Scham hinnehmen, als ob sich ein Mensch vor uns entblößte. Der Psycholog verrät die Welt, indem er sich selbst in seinen geheimsten und tiefsten Regungen verrät. Dies ist ihm die Brücke zur Welt, denn eine andere hat er nicht in seiner Isolierung. Der Psycholog kennt keine Scham; das ist sein Rausch, ja seine Ekstase. Er trifft dich mit den Entdeckungen, die er in seiner Seele gemacht hat, er reißt dich in seine Abgründe, begräbt dich in seinen Finsternissen, schleift dich durch seine Zweifel und seine

Qualen, und am Ausgang und am Eingang steht er, nur er, Pförtner und Totengräber. Der schöpferische, der handelnde Mensch übernimmt die Leiden der Welt und reinigt die Menschheit davon, der Psycholog gießt seine Leiden über die Welt, und die Psychologie ist ihm der Schlüssel zur Welt, das Mittel, um dir zu sagen: Du bist wie ich! Ein umgekehrter Buddha. Dieses „du bist wie ich", mit Hilfe der Psychologie, des fortwährenden Belauerns konstatiert, bringt etwas wie eine künstliche Sozialität bei ihm hervor, indes ihm die natürliche von Anfang an fehlt. Wo er haßt, ist sein Verrat ohne Hemmung, gewissermaßen sachlich; wo er liebt, glaubt er sich zu opfern durch den Verrat, und er muß verraten, weil die einzige Form seiner Produktivität darin besteht, das Ganze der Welt in Stücke zu reißen und in dem Schmerz über die Zerstörung und Zertrümmerung die Unvollkommenheit der Dinge zu gestalten. Während der schöpferische Mensch in einem göttlichen Sinne grausam ist, ist der Psycholog in einem menschlichen Sinne grausam, da er durch ein tragisch widerspruchsvolles Gesetz trotz seiner Einsamkeit immer an die Menschheit gefesselt bleibt und sich so wenig wie von sich selbst richtend von ihr lösen kann. Er richtet nicht, er klagt an; es geht bei ihm um Recht oder Unrecht, doch nie um Gerechtigkeit, um Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, doch nie um Wahrheit.

Psychologie ist Naturalismus. Wie sie sich auch gebärden mag, ist sie der Feind und der Gegensatz der Schonung, der Scham, der Abbreviatur, der Andeutung, der Deutung, der Ahnung, der Sehnsucht, der Religion. Sie ist immer ein irdisch Erfülltes, rationalistisch Fertiges; sie ist das Wörtliche, nicht das Bildliche, das Allegorische, nicht das Symbolische, der Weg und nicht das Ziel.

Nun entsteht die Frage: Wie verhält sich die Welt, die Gesellschaft hiezu, wie nehmen die Verratenen den Verrat auf? Sie werden ja beständig in Anklagezustand versetzt, beständig ihrer Geheimnisse beraubt, beständig in ihrer Scham beleidigt, wie können sie das ertragen?

Die Antwort ist: Der Psycholog bedient sich des Kniffs, daß er alles Einzelne, Vereinzelte und Sonderliche zum Typus verdichtet; (während der schöpferische Mensch umgekehrt den Typus individualisiert.) Dadurch wird allem Widerspruch die Spitze gebrochen, und es entsteht ein Werk von großer Leidenschaftlichkeit, gegründeter Bewegtheit und seelischer Durchfühlung, ein Werk von je stärkerer persönlicher Einheit zumeist, je geringer eben die Objektivierung der Welt darinnen ist. Obwohl jene Eigenschaften nur mittelst der Kunst und zwar einer bedeutenden Kunst zur Erscheinung gelangen können, nenne ich doch das Verfahren des Psychologen — in höherem Betracht — einen Kniff, denn er deckt sich damit nach zwei Seiten: nach der einen gegen die Menschen, denen er einen Zerrspiegel vorhält und sie dabei durch seine Leidenschaft, sein Gefühl, seine

Kunst, seine Persönlichkeit verhindert, die Willkür in den Zerrbildern zu erkennen; nach der andern Seite gegen Gott, oder, wenn man will, gegen das schöpferische Prinzip, indem er sich als einen leidenden, leidenschaftlich ergriffenen Menschen preisgibt, aufgibt und zugleich darauf pocht, daß er in unabhängigen Gestaltungen zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit strebt.

Ich spreche selbstverständlich nicht von der Psychologie als Wissenschaft; diese ist eine gerade Sache und hat mit der Psychologie in der Kunst wenig oder nichts gemein. In der Kunst ist sie nicht nur eine analytische Methode, sondern eine Empirie höherer Ordnung, nicht mehr eine Disziplin, die von Realitäten ausgeht, sondern eine Realität an sich. Sie verpflichtet und verbindet das künstlerische Gebilde der Erde, verleiht der Vision, dem Gleichnis, dem Schwebenden, dem schon Zusammengefaßten, Verdichteten sein unverrückbares Gesetz, seelische Anwendung, wechselvolles Leben und die Glaubhaftigkeit, die sich auf die Erfahrung beruft. Der Literat als Psycholog will aber durch die Psychologie die Vision, das Gleichnis, das Verdichtete, das Gedicht erst erzeugen. Ihm ist der Teil mehr als das Ganze, das Kleinspiel wichtiger als die Zusammenfassung, und bevor er zur Idee gelangt ist, erlahmt er in den Wirklichkeiten. Die Wirklichkeit vermag er zu erschöpfen, er weiß sie immer neu, anziehend, seltsam und treffend zu gestalten, denn sie ist ja sein Persönliches, sein Erbe, während die Idee das Göttliche vorstellt, von dem er abgeschnitten ist.

Durch das außerordentliche, zauberhafte, verführerische Talent, die in sich selbst beschlossene Realität zu gestalten, wird nun die Menschheit, die Gesellschaft oder das, was man Publikum nennt, über den begangenen Verrat hinweggetäuscht. Und zwar nicht erst seit gestern.

Mit dem Eintritt des Christentums in die Welt hat die geistige und sittliche Individualisierung der Menschheit begonnen. Wie Kierkegaard mit so ungewöhnlicher Überzeugungswucht nachweist, ist der christliche Kerngedanke eigentlich die vollständige und freiwillige Selbstisolierung des Individuums unter jedem Verzicht auf soziale Mission. Im Geist des Evangeliums Christ sein heißt: allein dastehen gegen Gott; im einzelnen, der sich erlöst, wird die Menschheit erlöst. Es konnte, bei der Sublimität einer derart aufs äußerste getriebenen Idee, nicht ausbleiben, daß sie, um eine Wirkung zu üben, mißverstanden werden mußte, und daß Christsein schließlich nur hieß: Erlöstwerden durch das Leiden eines andern, dessen nämlich, der seiner Lehre das welthistorische Beispiel gegeben. Dadurch wurde das Christentum nach der sozialen Seite hin nutzbar gemacht.

Die christliche, den Leib leugnende, die Form zerstörende Idee ist die der Kunst entgegengesetzte Idee schlechthin. Der christliche Mythos konnte der Kunst nur dort Nahrung zuführen, wo entweder gläubige Gemüter den gläubig Schaffenden umgaben, oder wo sein menschlicher Gehalt die Strenge der Überlieferung sprengte und Motive und gewisse Freiheiten der Darstellung bekam, die eher

alttestamentarisch oder, im ganzen Marienkult, antikisierend und dem Erlösergedanken fremd waren. Es konnte also nur das leidende, inbrünstige, ekstatische, lebenverzichtende Gefühl zum Ausdruck gelangen, wozu die volle naive Frömmigkeit erforderlich war, oder es mußten übernommene Vorstellungskomplexe eine immer wiederholte Darstellung finden, deren persönliche Beseelung aber unmöglich wurde, als die Tradition ermattet und die Zahl ihrer Motive verbraucht war. Die bildende Kunst und die Musik, deren Symbole ausschließlich in der Empfindung wurzeln, die ihren geistigen Gehalt in Form und Rhythmus verlegen, konnten einen, wenn auch meist nur scheinbaren Zusammenhang mit dem Christentum am längsten bewahren; die Literatur hingegen, Drama, Epos und Gedicht, sind schon durch das Wesen der Sprache und des Wortes auf eine stärkere geistige Existenz gestellt. Dies bedingt einerseits eine größere Kälte, größere Ferne und geringere Unmittelbarkeit der Gefühlswerte, andererseits wird aber dadurch jede Verschleierung und Verdunkelung der Idee erschwert, da die Auflösung der unerläßlichen Harmonie zwischen Idee und Ausdruck zur Wirkungslosigkeit führen würde.

Der Dichter mußte sich also um so eher und nachhaltiger vom Religiösen befreien, je mehr dies Religiöse seines ursprünglichen Gehalts verlustig ging und zu einer staatlichen und sozialen Einrichtung wurde. Das christliche Gebot der Absonderung, der lebens-, form- und freudezerstörenden Individualisierung zwang ihn, sozusagen wider seinen Willen, zu einer Individualisierung auf geistigem Weg, vor allem zu einer losgelösten, vom Volk abgesonderten Existenz. Das Christentum hatte ihn des lebendigen, aus dem Volk ihm zuströmenden Mythos beraubt, und dies bedeutete: daß er seinen Mythos selbst erschaffen mußte, aus seiner eigenen Brust heraus. Die antiken Dichter oder, um genauer zu sein, die vorchristlichen, befanden sich im Kreise des religiösen Mythos ihres Volkes, der stets identisch war mit dem nationalen Mythos. Das Christentum zerbrach diese Einheit nicht nur, sondern sein lebensfeindlicher und alles Schöpferische verneinender Mythos entzog den Dichtern auch die wesentlichste Nahrung, entzog ihrem Dasein die wunderbar tiefe Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, die jene Genien besaßen, die von einem ununterbrochenen Strom mythisch vorhandener Gestalten schon getragen wurden, bevor sie ans Werk gingen. Wie wäre denn sonst das christliche Mittelalter, insonderheit das deutsche, so arm an großen Dichterpersönlichkeiten? Die wenigen von Rang führten nur ein privates Dasein, das nationale Nibelungenepos geriet in jahrhundertelange Vergessenheit; nur im Süden triumphierte der Geist der Rasse über die lebenleugnende Idee, auch in der divina comedia. Der katholische Mythos ist nicht mehr christlicher Mythos, und die Liebe von Dante und Beatrice wäre künstlerisch belanglos, wenn sie nicht den sensuellen Kern von geborener Leidenschaft hätte. Aber es ist hier nicht der Platz für literaturgeschichtliche Nachweise.

Der Dichter mußte also seinen Mythos selbst erschaffen. Dabei ist es geblieben. Die Entwickelung der Gesellschaft, der Staaten, der Völker, die geistigen und sozialen Revolutionen, die ungeheure, durch die fortschreitende Dezentralisation und die beständige Verschiebung der Kasten und Klassen beständig wachsende Fülle von Schicksalsmöglichkeiten, alle diese Umstände haben die Tendenz zur Vereinzelung verstärkt. Kaum daß noch Familien ein natürliches, auf dem Herkommen beruhendes Ganzes bilden; die Gemeinde, die Polis, der Staat, die Nation sind schon künstliche und zufällige Zusammensetzungen. Das seelische Erwachen von Millionen Einzelnen bietet freilich ein großes Schauspiel; es ist nur die Frage, ob es durch die gegebene Freiheit im Grenzenlosen nicht eben ins Grenzenlose und Verhängnisvolle gesteigert wird.

Da dem Dichter also die geglaubte und gesicherte Grundlage des nationalen Mythos fehlt, muß er ihn aus seinem Innern ersetzen. An die Stelle der lebendigen Überlieferung tritt diejenige des Schrifttums, und statt der natürlichen Sprache, die der Mythos hat und in der er zu allen spricht, ergibt sich der Stil. Sein Gedachtes, sein Geschautes, sein Geträumtes, sein Werden, sein persönliches Erleben, seine Anschauung der Welt, sein Kampf gegen die Gesellschaft, sein Verhältnis zur Natur, dies alles verdichtet, vereinfacht, verbildlicht und zur Schönheit verwandelt, wird nun für den Dichter zum Mythos, wird es erst dann, wenn er zugleich Künstler ist, wenn er alle Lebenselemente zu Kunstelementen umgeschmolzen und das Persönliche in ein Göttliches verwandelt hat. Was in antiken Zeiten ein ganzes Volk dem Dichter vorausschuf und zu freier Gestaltung überließ, das muß er aus seinem Blut und Geiste selber schaffen, und er hat keine andern Hilfsmittel dabei als sich selbst und die Traditionen der Literatur, die Formen der Sprache, die Gesetze des Stils, die er sich aneignet, nur um im Kampf gegen sie auch hier Meister seiner persönlichen Art zu werden. Dies setzt nicht nur eine gewaltige Arbeit, einen heiligen Ernst voraus, eine Kraft zur Entsagung und einen Willen zur Einsamkeit und Selbstvertiefung, die den Dichter vollkommen zum Sklaven seiner Aufgabe machen müssen, damit er Herr des Werkes werde, sondern es fordert auch bei den Empfangenden eine Eigenschaft, die fast Kongenialität zu nennen ist und die sich natürlich nur bei erwählten Geistern findet, zunächst wenigstens; später greift dann wieder die Tradition von Bildung, Stil und Kultur ein, dieselbe Tradition, deren sich der Nachfahr bedienen und die er zugleich bekämpfen muß, um sich selbst zu finden. So vollzieht sich nie ein harmonisches Kräftespiel; alles ist Kampf und Absonderung, und das Mißverständnis zeugt, nicht das Einverständnis.

In Kürze: Der schöpferische Mensch ersetzt das Real-Mythische durch das Fiktiv-Mythische, das je bedeutender und großartiger ist, je größer eben sein Geist, sein Blick, seine innere Welt, sein Genie sind. Es gelingt ihm durch

unermüdlichen Fleiß, durch glühendes Welterraffen, selbstvergessenes Welterschauen, sein Egoistisch-Persönliches gleichsam auszutilgen und dafür das Fiktiv-Persönliche zu geben: das Göttliche. Dies ist dem Literaten versagt; also auch dem Psychologen. Wohl schöpft er ebenfalls alle Nahrung aus sich selbst, gräbt eine Welt aus seiner Brust, erlebt tief und wahrhaftig, aber da er nicht die Gabe der Verwandlung besitzt, bleibt er immer der er war, wandelt sich nur von einem Werk in das andere, von einer Gestalt in die andere, nie in das Göttliche empor, und er ist fern von den Menschen, — wie der schöpferische Mensch, und fern von Gott, — wie die Menschen. Er verwandelt sich nicht in das Herrlich-Fiktive; auch seine Gestalten nicht; sie treten nicht in die ewige Region, in die Sphäre der höheren Wahrheit, des vereinfachten Lebens, sie bleiben ihm zugeschmiedet, bleiben Suchende, Irrende, Leidende, Unbefreite, und sie sollen Boten sein von ihm zur Welt, von ihm zu Gott, Boten, die er dingt, um sich selbst, seine Schmerzen, seine Scham, seinen Ehrgeiz, seine Einsamkeit, (die ihm doch ein errungenes Gut, nicht ein erzwungenes Joch sein müßte), zu bezeugen, zu verraten. Die Menschen aber, in ihrer Neugierde, ihrer Eitelkeit, ihrer Lust an Spiegelbildern, an Enthüllungen, entschleierten Geheimnissen, zerstörten Vorbehalten und unter dem Druck ihrer Not gewahren in ihm nicht ein Gleichnis für Göttliches, nicht eine Idee, sondern für Menschliches, eine Wirklichkeit. Das danken sie ihm, das bewundern sie an ihm, das zieht sie zu ihm. Seine Wachsamkeit hält sie wach, seine Bewegtheit zerstreut sie, seine Treffsicherheit trifft sie, seine Gespanntheit ergötzt sie, seine Einsamkeit verstehen und betrauern sie, in allem finden sie ein Gleichnis für sich selbst, und das ist etwas anderes, viel Lustigeres, Glaubhafteres und Reizenderes als beim schöpferischen Menschen, wo sie ein Gleichnis für das Göttliche finden, die Synthese.

Freilich, so wenig der schöpferische Mensch heute das Volk für sich hat, die belebte, organische Gesamtheit einer Kulturperiode, so wenig der Literat als Psycholog. Jener hat eine Gemeinde, eine geistige Polis, die an Macht zunimmt; der Psycholog hat ein Publikum. Und was ist ein Publikum? Es sind die „Getroffenen", die Neugierigen, die Gelangweilten, eine ungeordnete Horde von Freischärlern der Bildung, die Wahllosen, Gesetzlosen, Zusammenhanglosen und völlig Gottlosen. Darin beruht der tiefste Schmerz des Psychologen, und deshalb wird ihm Erfolg, Beifall und Echo niemals zur reinen Freude. Was kann es ihm auch bedeuten, die Gottlosen für sich zu haben? ihm, der doch daran leidet, daß er gottlos ist?

Olga Frohgemuth/ Novelle von Felix Salten

(Fortsetzung)



Es war ein himmelblauer Vormittag. Olga stand auf ihrem Balkon und schaute umher. Drunten lag die Straße wie ein weißer Streifen, lag der Rathauspark hingebreitet, wie ein grünes Stück Teppich mit üppigen Kissen darauf. Jenseits dieser Bäume und Bänke schimmerte der blanke Marmorbau des Burgtheaters, schimmerten die Paläste der Ringstraße. Alles funkelte und leuchtete in der Sonne, und sah freudig aus.

Die Uhr am Rathausturm rückte vor. In zehn Minuten elf. In zehn Minuten mußte Emanuel Ferdinand kommen. Olga wartete jetzt darauf, den wohlbekannten Fiaker mit dem hochgestellten Wagendach vom Ring her in die helle Straße zu ihren Füßen einbiegen zu sehen. Was für ein schöner Tag fing dann wieder für sie an. Eine Stunde konnten sie da auf dem Balkon beisammen sitzen; dann miteinander in dem dunklen Eßzimmer zu Mittag speisen. Nachher wollten sie zum Wettrennen fahren, Olga in ihrer Equipage, der Prinz in seinem Kutschierwagen. Abends mußte sie Theater spielen; zuletzt aber war er wiederum bei ihr. Wie ein reich gestickter Teppich lag dieser Tag hingebreitet vor ihr, und sie war im Begriffe, den Fuß darauf zu setzen.

Fünf Minuten vor elf. Olgas Herz begann laut zu pochen. Sie genoß dieses Herzklopfen und seine drängende Bangigkeit jedesmal wie eine kleine schmerzliche Wonne. Sie liebte es als einen Vorboten der Freude. Die Uhr wies auf elf und Olga sagte lächelnd vor sich hin: „Herein!" Aber die Straße unten blieb leer. Als die Turmglocke die Stunde ausgeschlagen hatte, und der Fiaker mit dem hochgestellten Dach noch immer nicht erschien, wußte Olga, daß Emanuel Ferdinand nicht kommen werde.

Sie staunte, daß dieser reiche Tag ihr zulächle und sie dennoch unbeschenkt ließ. Eine flüchtige Unruhe ergriff sie. Sie sagte sich: Emanuel Ferdinand kommt nicht! Aber ihr Warten wollte nichts davon wissen. Ihr Warten wurde eigensinnig und erstarrte. Eine Stunde lang blieb sie auf dem Balkon stehen, alles verschwamm in ihren Augen, sie sah überhaupt nur webende Schleier grellen Sonnenlichtes, aber sie blieb, über die Brüstung geneigt. Sie war guten Mutes dabei. Es gab so viele nichtige Dinge, die den Prinzen aufhalten konnten. Dennoch war plötzlich der Keim einer Ahnung in ihr, als kämen Schmerz und Kummer langsam heran. Es war ein winziger Keim, ein Pünktchen, gar nicht wahrnehmbar in ihrem Bewußtsein, trotzdem ging ein feiner Schauer davon aus, und ihr Wesen war auf einmal von einem Angsthauch, wie von einem Reif überzogen.

Sie aß allein, zerstreut und schon stärker gequält. Das Gefühl, es sei etwas Schlimmes vorgefallen, ergriff sie heftiger; eine unbestimmte, gestaltlose Schuld baute sich in ihr auf, drohender und düsterer, je mehr ihre Sicherheit dahin-

schwand. Sie wußte, daß sie den Prinzen beim Wettrennen finden würde; allein sie zögerte und hatte Furcht, dahin zu fahren. Zuletzt aber stieg sie dennoch in den Wagen und mahnte den Kutscher zur Eile.

Eben war ein Rennen vorbei, als Olga den Platz vor den Tribünen betrat. Ihr erster Blick galt der großen Prinzen-Loge. Emanuel Ferdinand war nicht da. Vor dem Häuschen, in das die Jockeys jetzt die Pferde zur Wage brachten, erblickte sie ihn. Er stand in dem kleinen abgesperrten Raum, von einer Gruppe junger Kavaliere umringt. Olga stellte sich zu den Leuten, die das niedrige Gitter umdrängten und schaute ihn an. Es war ihr völlig neu und überraschend, ihn unter Fremden wie einen Fremden zu sehen.

Er hatte sie erblickt, aber er drehte den Kopf und tat so, als habe er sie nicht bemerkt. Erschrocken starrte sie zu ihm hinüber. Dreimal glitten seine Augen an ihr vorbei, dann entschloß er sich endlich, sie zu grüßen, streifte sie mit flüchtigem Blick und salutierte mit befangener Gebärde. Da ein neues Rennen eingeläutet wurde, verließ Emanuel Ferdinand den abgesperrten Raum vor der Wage. Mit seinem Adjutanten und einem kleinen Gefolge von Herren schritt er heraus. Die Leute sahen Olga an und wichen im Kreis zurück. Alle, die hier waren, kannten die Verbindung zwischen Olga Frohgemuth und dem Prinzen. So wurden die beiden jetzt von der wissenden Bereitwilligkeit der Gesellschaft eingeschlossen und allein gelassen, wurden einander dargereicht, ohne es gewollt zu haben. Emanuel Ferdinand sah, daß er Olga, die inmitten des kleinen Zuschauerrundes wie verlassen stehen geblieben war, nicht vermeiden konnte. Ein Schatten von Verlegenheit zog über sein Gesicht. Er kam näher, hob mit lässiger Freundlichkeit die Hand an den Schirm seiner Mütze und redete Olga an, leutselig und fern. „Ein interessantes Meeting . . .“

Olga fragte ihn mit den Augen: Warum bist Du nicht gekommen? Ihre Blicke fragten: Warum? flehend und drängend und so laut, daß ihm war, alle müßten es hören.

„. . . wirklich sehr interessant . . . sehr . . .“ sprach er weiter.

Sie gewahrte nichts in seinem ruhigen, verhängten Gesicht, keine Antwort, keinen Gruß, kein Zeichen in seiner gefaßten und beherrschten Haltung. Nur ein ganz feiner Zug von Kränkung und Verletztheit war um seinen Mund. Sie gewahrte ihn und wurde dunkelrot.

„Jetzt kommt die Steeple-chase . . .“ sagte Emanuel Ferdinand über sie hinweg, legte wieder die Hand an die Kappe, mit kühler Herablassung, und ging vorüber.

Olga blieb zurück mit einem Gefühl der Vernichtung und der Hilflosigkeit, wie sie manchesmal als Kind zurückgeblieben war, wenn der kleine Prinz nach beendigtem Besuch und Spiel sich abgewendet hatte, um davon zu gehen. Dann hatte sie die verschlossene und gleichgültige Miene, mit der er zur Türe hinausschritt, immer voll Bestürzung zurückgelassen.

Auf der breiten Terrasse der Prinzen-Loge erschien jetzt Emanuel Ferdinand, stand unerreichbar und entrückt dort oben und von dem unzerstörbaren Glanz seiner mühelosen geborgenen Existenz umgeben; und Olga löschte hier aus in der Menge.

Sie fuhr ohne Ziel im Prater und in der Stadt herum. Abends schleuderte sie sich dann in ihre Rolle, wie in eine willkommene Zerstreuung, entfachte den Beifall im Theater, um sich daran zu wärmen, entzündete Flammen von Begeisterung, um sich an diesem Aufbrausen zu betäuben. Von Minute zu Minute aber spähte sie in die teppichüberhangene Loge hinauf. Sie war leer.

Olga nahm ihre Ankleidefrau mit nach Hause. Es war ihr unmöglich, still und allein im Zimmer da zu sitzen und zu leiden. Sie konnte nicht stundenlang Sehnsucht empfinden, Angst ausstehen und sich grämen. Sie zerbrach daran. Den ganzen Abend hatte der Wunsch in ihr gewühlt, die Mutter möge kommen. Allein die Mutter kam nicht. Einen Augenblick faßte Olga den Gedanken, nach der Mutter zu schicken, aber sie wußte, daß der Vater ihren Boten davonjagen werde. War der Vater nicht daheim, dann wagte die Mutter dennoch nicht, so spät zu Olga zu gehen. Sie getraute sich ja niemals länger als bis nach dem ersten Akt zu bleiben, wenn sie die Tochter in der Garderobe besuchte, aus Furcht, der Vater könne die geheimen Zusammenkünfte entdecken. Einen Augenblick hatte Olga noch einen anderen Gedanken. Sollte sie selbst, wenn die Vorstellung zu Ende war, in die Hechtengasse hinausfahren, in das alte düstere Haus, und wiederum wie vor drei Jahren an jene Türe pochen? Um Einlaß betteln, Verzeihung erflehen, einfach mitten in die Gefahr sich begeben, alles herausfordern, den Schmerz und Sturm über sich hinfegen lassen? Vielleicht aber würde der Vater sie heute dulden; vielleicht würde sein strenges Antlitz sich still über sie neigen, und sie würde weinen dürfen, mit dem Gesicht auf seinen Knien.

Daran zu denken aber war nur ein neues Leid zu ihrem jetzigen Leiden. Gestern hätte sie noch den Mut gehabt. Ihr Glück, ihr Erfolg, und ihre Liebe hätten ihr Kraft gegeben, auf den Zorn des Vaters einzudringen, ihn vielleicht zu überwältigen. Heute jedoch fühlte sie sich schwach und schuldig, fühlte sich weggeworfen und nichtig, und war zu wund, um eine unsanfte Berührung auszuhalten.

So nahm sie die Ankleidefrau mit nach Hause, ließ sie bei sich am Tisch sitzen und essen, forderte sie auf, ihr den Theaterklatsch zu erzählen, beredete selbst mit atemlosem Interesse alle Kollegen und Kolleginnen, holte Erinnerungen hervor an Premierenerfolge, an komische Unfälle und Begebenheiten, an Zank und Zwist auf den Proben und an Intrigen von Nebenbuhlerinnen. Dann spielte sie Karten mit der alten Frau, warf nach einer Stunde das Spiel wieder zusammen und holte das Domino hervor, sank endlich ermattet ins Bett und ließ die Alte bei sich sitzen. Die mußte von ihrer Glanzzeit erzählen, in der sie Choristin gewesen und mit den vornehmen Herren soupieren gegangen war, von

ihrem verstorbenen Manne und von allem Unglück, das sie getroffen hatte, bis Olga zuletzt fest einschlief wie ein müdes Kind.

Den anderen Morgen saß sie im Hemd an ihrem Toilettetisch und schrieb an Emanuel Ferdinand. Der Brief war wirr, kaum verständlich, abgerissen, und die Worte drehten sich in beständigen Wiederholungen taumelnd um sich selbst. Aber Olgas ganze Sehnsucht, Angst und Unrast pulsierten in diesen Zeilen. Die Ankleidefrau, die den Brief hatte besorgen sollen, brachte ihn wieder zurück. Der Prinz war gestern abends zur Jagd nach Steiermark gereist.

Emanuel Ferdinand befand sich auf der Flucht. Er hatte Schmerzliches erlebt und war darüber in eine hilflose Verwirrung geraten. Im Jockeyklub, wo er nachts auf dem Heimweg von Olga noch eine Tasse Tee trank, hatte sich der Graf Dittersberg zu ihm gesetzt, ein alter, halb schon schwachsinniger Mann, und hatte ein Gespräch über Olga mit ihm begonnen. Der Greis war ganz harmlos begeistert von ihr, hatte sie in allen ihren Rollen gesehen, und wußte das Datum anzugeben, an welchem ihr dieser oder jener Erfolg beschieden gewesen war.

„Sie interessieren sich wohl sehr für Fräulein Frohgemuth?" hatte der Prinz gefragt, nur um überhaupt etwas zu sagen, denn es genierte ihn, daß jemand so geradezu von Olga mit ihm sprach. Da war der alte Herr übergelaufen, wollte dem Prinzen beweisen, wie genau er in Olga Frohgemuths Biographie Bescheid wisse, und hatte alle Liebhaber Olgas aufgezählt, alle Geschichten, die von ihr im Umlauf waren, ihre ganze Vergangenheit, von der niemals ein Mensch zu dem Prinzen geredet hatte, und die ihm selbst nur undeutlich, nur in einem hellen Schein von Kunst und Erfolg vorgeschwebt war. Emanuel Ferdinand saß dabei, mit geschnürtem Atem, nahm ein starres Lächeln an und verbarg dahinter seine steigende Beschämtheit und war verwundert darüber, wie weh das alles tat, was er zu hören bekam.

Daheim in seinem Zimmer war er so erschöpft, daß er sogleich in einen tiefen Schlaf verfiel. Als er den anderen Morgen erwachte, saß ihm ein nagender Kummer in der Brust, an dessen Ursache er sich aber nicht mehr erinnern konnte. Er wollte an Olga denken, und da bemerkte er, daß ihr Bild in seinem Innern zerstört sei. Nun fiel ihm alles wieder ein, und durchwühlte ihn mit neuer Qual. Er entdeckte, daß es ihm unmöglich sei, jetzt zu Olga zu gehen. Seinen Gram hätte er ihr nicht verbergen können, und mit ihr davon zu sprechen, war er noch weniger imstande. Ihm war etwas Kostbares vernichtet worden: dieses kleine Mädchen, mit dem er in fernen Kinderzeiten gespielt hatte, die behütete Tochter seines Lehrers, an die zu denken er in seinen aufwachenden Jünglingsjahren für vermessen hielt, und die dann in seinen Armen lag, als hätte sie auf ihn gewartet. Wie viele fremde Hände griffen jetzt in diese zarte Empfindung und zerrissen sie, wie viele fremde Gesichter drängten sich dazwischen, und wie viele Stimmen von einem fremden und verhaßten Klang wurden nun laut.

Er wollte sich erst beschwichtigen, wollte erst alles allein auskämpfen, ehe er wieder zu Olga ging. Als er sie aber beim Rennen plötzlich sah, ergriff ihn, während er mit ihr sprach, eine solche Pein, daß er nur mühsam an sich hielt. Aus den Wurzeln seiner Mannheit stieg ein qualvoller Zorn in ihm auf. Er war nach ihrer Begegnung in die Prinzen-Loge gegangen, um allein zu sein; aber seine Phantasie war nun erwacht, begann zu fiebern, tauchte in Olgas Leben unter und folterte ihn mit all den Bildern, die sie daraus hervorholte. Zu Hause befahl er seine Abreise und fuhr mit dem Abendzug nach Steiermark in sein einsames Jagdhaus, nur um sich in Sicherheit zu bringen, um sich an einen entlegenen Ort zu bannen, wo er davor bewahrt blieb, etwas Unbedachtes zu tun. Vielleicht würde er sich mit allem, was er nun wußte, abfinden; vielleicht diese Liebe überhaupt in sich ersticken, Urlaub verlangen und, irgendwo im Ausland umherschlendernd, Olga zu vergessen suchen. Vielleicht würde er auch zu Olga zurückkehren, sich mit ihr aussprechen und ihr verzeihen. Er wußte noch nicht, was geschehen werde, er war verstört und wollte erst mit sich selbst in Ordnung kommen. Olga mußte so lange warten.

Aber Olga konnte nicht warten. Als der Vater sich von ihr abwendete, hatte sie das Theater, hatte den einwiegenden Trost der hellen, vom Beifall durchrauschten Abende, hatte einen lockenden Weg vor sich, war von einer wunderbaren Erwartung entfacht und gestärkt. Nun war all ihr Erwarten in Emanuel Ferdinand erfüllt. Jenseits davon gab es keinen Trost, gab keinen Weg und kein Erwarten mehr. Nun war sie zum zweitenmal verstoßen, aber nun besaß sie nicht mehr die Kraft, es zu ertragen. Zum zweitenmal sollte sie ihr Leben allein anfassen und vorwärtstragen, aber jetzt hatte es einen Sprung, es zerbrach wie Glas, und sie hielt noch die Scherben davon in ihren mutlosen Händen.

Wie in einem wüsten Traum irrte sie durch den Tag. Sie schickte nach Eugen. Plötzlich erinnerte sie sich seines blassen, gramentstellten Gesichtes, das in jener Stunde wie in Luft zerflossen und verschwunden war, als sie davonfuhr, um den Prinzen zu treffen. Vor wenigen Wochen erst war das gewesen. Mit einer Ungeduld, die völlig im Zwecklosen umherflatterte, erwartete sie jetzt Eugen zu sprechen. Als er aber kam, verbot sie, ihn einzulassen. Er stand zitternd im Vorzimmer und erhielt den Bescheid, abends, nach dem Theater wolle sie mit ihm beisammen sein. Dann wurde er noch auf der Treppe zurückgerufen, und das Stubenmädchen sagte ihm, er müsse aber noch andere Leute einladen. Er fragte: wen? mußte wieder warten, und hörte dann eine ganze Menge Namen, Schauspieler, Sängerinnen, Offiziere, und auch der Saal beim Sacher wurde ihm bezeichnet, wo die Gesellschaft sich versammeln solle.

Olga fürchtete sich davor, den Abend wieder allein zu sein. Eigentlich verging ihr der Tag nur in der Angst vor den leeren Abendstunden. Jetzt, da sie sich davor bewahrt hatte, einsam zu Hause zu sitzen, die Nacht langsam vor sich

hindunkeln zu sehen und in die Finsternis zu weinen, wurde sie ein wenig ruhiger. Sie fuhr ins Theater mit der jählings ausbrechenden Hoffnung, dort werde sie einen Brief von Emanuel Ferdinand finden, eine Depesche werde da sein, irgendeine Botschaft von ihm. Sie spielte ihre Rolle in der beständigen Aufregung, es müsse eine Nachricht kommen. Dann wollte sie nach Hause, wollte die Gesellschaft bei Sacher sitzen lassen und ausruhen. So oft sie von der Szene abging, und die gemalte Türe aufstieß, dachte sie daran, daß jetzt der Brief da sein müsse. Sie ließ den Beifall verbrausen, rannte in ihre Garderobe, um nachzuschauen.

Als dann die Vorstellung zu Ende war, überschrie sie ihr enttäuschtes Hoffen mit einer erzwungenen Munterkeit, suchte lachend und singend ein prächtiges Ballkleid aus ihren Schränken, ließ sich frisieren und anziehen und fuhr zum Souper. Ungestüm trat sie in den Saal, und der lärmende Zuruf, mit dem sie empfangen wurde, tat ihr wohl. Sie saß neben Eugen an der langen Tafel; ihr gegenüber ein junger Leutnant, den sie nicht kannte, und der sie beständig mit aufgerissenen Augen anschaute, wie eine Erscheinung. Olga bemächtigte sich des Gespräches, lachte und erhitzte sich, trank wie eine Verdurstete eisigen Champagner und sang laut alle ihre berühmten Lieder.

Eugen wagte es nicht, sie anzurühren. Alle lasen es ihm vom Gesicht, wie er litt und wie er hoffte; nur Olga kümmerte sich nicht um ihn. Er rief sie manchmal ganz leise und ganz nahe an ihrem Ohr beim Namen. Sie hörte seinen tiefen Kummer, hörte seine Verzweiflung aus dem Klang seiner Stimme, und lachte jedesmal bitter auf. Ihr war, als ob sie sich selber höre, als vernehme sie ihren eigenen Gram, der sie da anredete: Olga! Zugleich aber empfand sie es mit Lust, daß auch ein anderer leiden müsse, und daß sie sehen konnte, wie auch ein anderer unglücklich sei. Es schien ihr, sie würde damit eine Art Vergeltung üben, könne sich damit irgendwie zur Wehr setzen.

Sie sprang auf und verlangte, der Tisch solle weggeräumt werden, damit man tanzen könne. Als Eugen mit ihr einen Walzer begann, riß sie sich nach wenigen Schritten von ihm los. „Nein," rief sie, „mit dir — nicht." Es war ihr unerträglich, daß er seinen Arm um sie schlang und daß sein Atem ihre Wange streifte. Sie gewahrte den Leutnant, der sie immer noch bewundernd anstarrte, und winkte ihn heran. Er kam ganz verstört vor Befangenheit. Ehe er sie um die Mitte nahm, stammelte er: „Mein gnädiges Fräulein . . . es ist mir . . . was für eine Ehre für mich . . . eine so große Künstlerin". . . . Sie schaute ihm kurz und eindringlich in die jungen Augen, lehnte sich dann mit einem Ruck an seine Schultern und sagte schroff: „Tanzen wir." Als er sie behutsam zu drehen begann, preßte sie seine Hand und befahl: „Rascher!" Dann riß sie ihn mit sich fort, bis er schwindlig wurde und taumelte. Sie ließ ihn stehen und sank einem andern an die Brust, und als dieser erschöpft war, stand wieder der Leutnant vor ihr. Während sie mit ihm tanzte, sprach er auf einmal unbefangen und herzlich:

„Es tut mir leid, daß Sie unglücklich sind." Getroffen blieb Olga stehen und fragte schüchtern: „Wer hat Ihnen das gesagt?" Er blickte sie an, und antwortete: „Niemand. Ich sehe es."

Sie lachte laut auf, schwenkte sich im Kreise und rief überlaut, als wolle sie eine Rede halten: „Kinder, ich fahre nach Hause! . . . Kinder . . . ich habe genug!" Sie wiederholte: „Ich habe genug, ich habe genug . . ." Sie war erhitzt, ihre Wangen brannten und ihr Atem keuchte. Ein unaufhörliches lärmendes Lachen hatte sie ergriffen und zerriß ihre Worte. Alle sahen jetzt, daß sie außer sich geraten war.

„Meinen Mantel . . ." rief sie. „Rittersmann oder Knapp' . . . meinen Mantel!" Sie wußte nicht, wie ihr das eingefallen war, und lachte auf. Eugen hing ihr den Mantel um. Sie merkte, daß er seinen Hut in der Hand hielt. „Nein," schrie sie kreischend vor Lustigkeit, „du begleitest mich nicht! . . . Niemand begleitet mich . . . Rittersmann oder Knapp' . . . niemand! Ich habe genug! Ich habe genug!"

Plötzlich trat sie vor, sah mit ihrer verdutzten Miene und mit irrenden Augen umher, verbeugte sich und begann in ruhigem Ton: „Ich bin eine Verstoßene. Ich muß es freiwillig eingestehen, ich bin eine Verstoßene. Das ist die Wahrheit. Mein Vater hat mich verstoßen, meine Mutter hat mich verstoßen, . . . mein Geliebter hat mich verstoßen . . . Jetzt muß ich gehen, . . . erst muß ich weinen, dann muß ich mich daran gewöhnen . . . Ich habe die Ehre." Sie verbeugte sich und schlüpfte hinaus.

Eugen, ein paar von den Damen und ein paar Herren liefen ihr erschrocken nach. Aber sie wehrte ab. Als sei sie nun wieder ganz zur Besinnung gekommen, sagte sie: „Was wollt ihr denn? Mir ist doch nichts." Und alle waren überrascht, wie gelassen und beinahe hochmütig ihre Stimme nun auf einmal klang. Dann gab sie Eugen verbindlich die Hand, und lächelte ihn an: „Ich danke dir . . . es war sehr lieb von dir."

Alle begleiteten sie an den Wagen. Sie winkte ihnen zu und fuhr davon. Bei der Operneche aber rief sie zum Kutscher hinauf: „In den Prater . . . und schnell fahren!" Der Kutscher wandte sich zu ihr und sagte bedenklich: „. . . aber Fräul'n . . . mir scheint, es kommt ein Wetter . . ."

Sie erwiderte kurz: „Das macht nichts."

Olga fuhr durch die tiefe Finsternis der Hauptallee, lag in die Ecke des Wagens gedrückt, hatte den Mantel abgeworfen, und über ihre entblößten, heißen Schultern strich der kalte Nachtwind dahin. Sie atmete die herbe Luft, die vom Geruch des aufgewirbelten Staubes und vom Duft der Blätter erfüllt war. Abgründe von Dunkelheit taten sich überall auf, unendliche Leere lag zu beiden Seiten ihres Weges, lag vor ihr und hinter ihr, und die Blicke fanden weder Halt noch Grund, blieben nirgendwo haften, versanken im Unsichtbaren

und erblindeten darin. Olga dachte flüchtig der Tage, da sie hier mitten durch einen hochaufschäumenden Wirbel von Lebendigkeit gefahren war, gegrüßt, bewundert und geliebt. Das war nun alles verschwunden wie ein Traum. Sie fühlte sich allein gelassen und verschmäht, nicht bloß von Emanuel Ferdinand, sondern von allen Menschen, die ihr so manchesmal hier zugewinkt und zugelacht hatten. Sie war vergessen und ausgesetzt.

Ihr ganzer Kummer faßte sie wieder an und loderte auf in ihr wie ein Brand. Gequält und lechzend und wild gemacht, hielt sie die glühende Brust der großen Kühlung hier entgegen. Etwas Furchtbares sollte geschehen; dieser Wunsch fieberte in ihr. Den ganzen Abend hatte dieser Wunsch sie gepeinigt, den ganzen Abend hatte sie sich danach gesehnt. Etwas Vernichtendes sollte hereinbrechen, sollte sie hinwegnehmen und auflösen; und die anderen würden dann die Schuld daran haben, Emanuel Ferdinand und alle die übrigen, die von ihr gewichen waren und sie allein ließen.

Die Wipfel der alten Bäume waren schattenhaft über ihr wie eine schwarze rauschende Flut. Olga fürchtete sich, wie sie sich als Kind gefürchtet hatte, wenn sie nachts im finsteren Zimmer aufgewacht war. Jetzt labte sie ihren Trotz an dieser Angst und nahm sie als ein Vorzeichen der entscheidenden Dinge, nach denen sie ein so heftiges Verlangen trug. Das ungeheure Rauschen über ihr erschütterte sie, als ob nun auf einer riesigen Orgel das Lied ihres Unglücks gewaltig angestimmt werde. Sie neigte das Haupt unter der Wucht dieses Brausens und begehrte weinen zu können; aber sie hatte keine Tränen. Ein Regentropfen fiel plötzlich auf ihre nackte Schulter; sie zuckte erschreckt zusammen, als habe ein kalter Finger sie angerührt. Dann klatschten viele Regentropfen nacheinander breit und kalt auf ihren Hals, auf ihre Brust, in ihr Haar. Sie spürte einen Schauer, der ihr über den Rücken flog, aber sie blieb unbeweglich sitzen, wie sie saß. Jetzt brach das Wetter los und wie ein dichter, in der Dunkelheit sichtbarer grauer Schleier fiel der Platzregen nieder. Der Kutscher hielt die Pferde, die sich bäumten, fest in den Zügeln und beruhigte sie brummend; dann stieg er rasch vom Bock, um das Wagendach hoch zu klappen. Inzwischen aber war Olga schon überströmt, ihr dünnes Kleid war getränkt schwer vom Regen und klebte naß an ihrem Leib. Sie lachte spöttisch auf, als sie die Bemühungen des Kutschers sah und sein erschrockenes Murmeln hörte. Er stieg wieder auf seinen Platz, ließ die Pferde umkehren und fuhr im Galopp nach Hause, ohne Olga weiter zu fragen. Erschöpft lehnte sie sich in die Kissen zurück; sie fühlte deren Nässe breit und kalt an ihrem Rücken, und es fiel sie wie Schwäche an. Wie mit eisigen Händen tastete es über ihren Körper hin, lag mit kalten klammernden Griffen um ihre Schultern und um ihre Hüften; die entblößten Arme begannen langsam starr zu werden, ihre Schläfen fingen an zu hämmern, und ihr Atem wurde allmählich schwer. Nun war auf einmal ein leises, scharfes Erschrecken in ihr und verbreitete sich langsam. Aber tief auf dem Grund ihres Herzens wühlte ein schmerzender Trotz weiter.

Zu Hause mußten ihre Dienstboten geweckt werden. Der Kutscher und der Portier hatten Olga aus dem Wagen geholfen, aber sie konnte nicht stehen und wäre beinahe im Torbogen hingestürzt. Der Frost schüttelte sie mit solcher Heftigkeit, daß ihre Knie davon einknickten. Sie wehrte sich des Beistandes, sprach unaufhörlich und eifrig in einem Ton als ob sie scherzen wolle, aber was sie redete, war nicht mehr zu verstehen. Die Fieberschauer zerrissen ihren Atem und ihre Worte. Man trug sie ins Bett, hüllte sie in warme Tücher, allein ihr Körper warf und bäumte sich, vom Frost gepeitscht, zuckend unter den Decken. Glühendes Rot flammte an ihren Wangen auf; ihre Augen waren gläsern geworden, und irrten wie staunend im Zimmer umher. Sie redete immerzu, undeutlich, hastig, und immer mehr erregt. Als der Arzt endlich kam, lag sie in tiefer Bewußtlosigkeit.

Olga schlug am Vormittag einmal die Augen auf, geweckt von dem Geruch scharfer Essenzen. Ein Gefühl von ruhiger Neugierde bewegte sich in ihr und von merkwürdig spannender Fremdheit, als sei nun mit einem Mal alles anders geworden. Da war noch ihr Zimmer mit den seidenschimmernden Wänden, mit dem kristallenen Gefunkel der Karaffen und Flacons vor dem Ankleidespiegel, und den heiteren hellfarbigen Bildern, die zu ihr niederblickten. Da lag sie in ihrem Bett, unter dem feierlich anmutigen Baldachin, dessen prachtvoll fließende Falten sie Zug um Zug kannte. Und da draußen, vor dem Fenster war der sonnenleuchtende Frühlingstag. Aber dies alles war nun so, als sei es in weite Ferne gerückt, als schaue sie selbst von irgendwoher darauf zurück, als sei es überhaupt nicht mehr ihr wirkliches Zimmer, ihr wirkliches Bett und nicht mehr der wirkliche Frühlingstag, sondern nur noch ein Widerschein und dämmernder Abglanz gewesener Dinge. Olga empfand eine schwebende Leichtigkeit in ihrem Wesen. Ihr Schmerz und ihre Sehnsucht lagen nur mehr noch wie zarte Schleier auf ihrer Seele; sie konnte durch sie hindurchsehen, aber da war nur eine flimmernde Leere, wohin sie schaute. Wie von einer gelinden, aber unaufhaltsamen Strömung war sie hinausgetragen, fort von den Ufern, an denen sie einst gewandelt war. Das glitt nun an ihr vorüber, wurde Entfernung und Vergangenheit. Sie war nicht mehr beteiligt an diesen Dingen, sie blickte nach ihnen, wie man vom Bord eines Schiffes aus nach seiner verlassenen Wohnstätte blickt. Wie lange war das her, seit sie dort gewesen, bei den andren? Sie wußte es nicht, aber es schien ihr lange Zeit zu sein. Die Bande, die sie einst mit andren verknüpft und verschlungen hielten, lösten sich nun wie unter den entwirrenden Fingern unsichtbarer, sanfter Hände, sie fielen jetzt ab von ihr, so daß alles Festgehaltensein in ihr aufhörte und sie sich weggeweht fühlte in gewichtlos schwebender Freiheit.

Von der Wand schaute das Bildnis des Prinzen Emanuel Ferdinand zu ihr her. Sie entdeckte es plötzlich und wunderte sich, denn ihr war, als sei dieses Bildnis, vor langen Jahren ungefähr, aus dem Rahmen gestiegen und stürmisch

davon gegangen, und als habe sie damals sehr darüber geweint. Jetzt schien es wieder zurückgekehrt, wollte wieder bei ihr sein, und das war sicherlich eine große Freundlichkeit. Olga lächelte das Bildnis an, wollte ihre Hand erheben und ihm zuwinken, aber das gelang ihr nicht. Nun staunte sie wieder, weil es eine so merkwürdige Welt geworden war, in der man nicht mehr, wie sonst wohl einmal, mit der Hand winken konnte.

Der Arzt beugte sich über sie und fragte gütig: „Haben Sie jetzt geschlafen, Fräulein Frohgemuth?" Sie vernahm, was er sagte, und sie sah seinen weißen Vollbart, seine alte runde Nase, seine verkniffenen Augen ganz genau. Aber da stand doch auf einmal Emanuel Ferdinand vor ihr, beugte sich herab und sprach: „Jetzt bin ich ja wieder da!" . . . und im Rahmen an der Wand war der Arzt, wie ein Bild, und durfte sich nicht rühren. Olga begriff, daß dies nur eine Täuschung sei, sie begriff auch, daß sie den Arzt dahier und das Bildnis des Prinzen dort an der Wand in gehöriger Ordnung auseinanderhalten müsse, aber das war ihr zu mühsam. Sie konnte es nicht verhindern, daß die beiden ineinanderflossen, und die Aufmerksamkeit, die sie anwenden mußte, um so viel unruhige Erscheinungen zu unterscheiden, schmerzte sie irgendwo im Kopf und in der Brust. Sie seufzte leicht, und während ihr die Sinne schwanden, lächelte sie, als wolle sie sagen, daß sie nichts dafür könne, wenn sie mitten im Gespräch entschlüpfe.

Immer wieder versank sie während des Tages in die Dunkelheit der Ohnmacht, wurde immer wieder daraus hervorgeholt, tauchte auf aus Schlaf und Finsternis, sah das Zimmer und das Tageslicht immer ferner und ferner, und versank von neuem, jedesmal tiefer und länger, so daß sie beinahe nicht mehr zu erreichen war, und die Ärzte zu fürchten begannen, sie sei ihnen für immer entglitten. Als sie wieder einmal an die Oberfläche des Lebens gerissen wurde, schlug eine plötzliche Bangigkeit in ihr hervor. Man wußte nicht, ob es ein Grauen sei, davon sie in der geheimnisvollen Tiefe ihrer Umnachtung angerührt worden war, und das sie mit heraufgebracht hatte, oder ob es ihr jetzt schon Furcht einflößte, wieder zur atmenden Wirklichkeit zu erwachen. Sie aber hob ihr Gesicht aus den Kissen, schaute flehend und gehetzt umher und heftete die Augen dann an die Türe. Wirr und fieberheiß bebte der Wunsch in ihr, es möchte jetzt Einer durch die Tür hereinkommen, ihre Hand fassen und sie, wenn es sie wieder fortreißen wollte, mit Kraft und Güte zurückhalten. Ohne diese Stütze konnte sie nicht bleiben, das wußte sie. Dazu war sie zu schwach und der Sturz, der sie hinunterfegte, zu wuchtig. Ihre ganze Sehnsucht glühte noch einmal in ihr auf, während sie dalag, das mühsam erhobene Haupt von den Ärzten gestützt, und die Blicke nicht von der Türe wendete. Aber diese Aufwallung verflog wie das letzte Rauchwölkchen, das einem niedergebrannten Feuer entschwebt. Nicht einmal den Schmerz darüber, daß man sie vergeblich warten ließ, konnte sie mehr empfinden, so rasch versank sie wieder in Ohnmacht.

Abends war die Mutter da. Man hatte sie schon am Vormittag herbeigeholt, als der Professor noch in der Schule weilte. Doch sie hatte es nicht gewagt, gleich zu kommen und den Tag über fortzubleiben, aus Angst vor ihrem Manne. Nun saß sie an Olgas Bett, niedergedrückt und eingeschüchtert wie immer, und fand nicht einmal den Mut, sich diesem neuen Kummer hinzugeben. Um halb neun ging sie nach Hause, wie sie sonst immer, wenn sie bei Olga im Theater war, nach dem ersten Akt heimging.

Hermine und Anton fragten, als die Mutter kam, wie es stünde. Sie flüsterte nur: „Schlecht . . .“ und drängte die Tränen zurück, die ihren alten Augen entstürzten. Dann trat der Professor herein, und sie saßen alle miteinander um den Tisch. Er merkte nicht daß seine Frau geweint hatte und daß ihre Lippen bebten; er merkte nicht, daß Hermine trotzig nach ihm schaute, und manchmal entschlossen schien, ihn anzureden; und daß Antons Gesicht ganz blaß und von Aufregung verzerrt war, merkte er nicht. Nach dem Essen nahm er ein Buch zur Hand und las, wie er immer tat. Die Kinder nahmen Bücher, wie ihnen geboten war, und blickten hinein; die Mutter strickte. Um zehn Uhr befahl der Professor, wie jeden Abend, man solle schlafen gehen, und man legte sich zu Bett wie jeden Abend. Hermine und Anton beschlossen noch eilig und heimlich tuschelnd, am nächsten Morgen mit der Mutter zu Olga zu gehen. Flüsternd sagten sie es noch der Mutter, und erklärten ihr schnell, sie könnten alle drei noch rechtzeitig zurück sein. Der Vater würde gewiß nichts erfahren.

Aber Olga lebte nur noch bis zum Tagesanbruch. Ihr Todeskampf war leicht, und von den Schleiern mancher Ohnmacht sanft umhüllt. Als die ersten Stimmen des Tages auf der Straße unten laut wurden, und sie das Rollen eines Wagens vernahm, horchte sie auf. Sie war mit einem Mal ganz erleuchtet von der Gewißheit, daß nun jemand kommen und ihre Sehnsucht, die gleich einer Wunde in ihr war, heilen werde. Nun begann sie zu singen; ein lustiges Lied aus einer alten Rolle, die sie einst gespielt hatte. Das sprang plötzlich aus ihrem Gedächtnis hervor, trillernd und mit behenden, freudigen Worten. Sie sang, damit der Eintretende nicht merken solle, daß sie krank sei, und damit er ihr nicht von neuem wieder böse werde. Der Arzt aber, der an ihrem Bette saß, hörte nicht, daß Olga jetzt sang; er sah nur, daß sie ihre Lippen bewegte, und konnte deshalb auch nicht wissen, welch eine große Anstrengung ihr das Lied bereitete. Olga sang weiter, und ihr Ohr war erfüllt von dem Tönen der eigenen Stimme. Die schwoll zu lautem Jubel an und umfing sie allmählich mit ungeheurem Brausen. Sie meinte zu sehen, daß jemand die Treppe heraufsteige. Wie merkwürdig war das. Ihr Bett stand draußen, auf dem Flur, und da kam Emanuel Ferdinand mit ihrem Vater die Treppen herauf, aber ganz langsam. Nun brach eine tiefe Finsternis jählings und rauschend über sie herein. Nun würde man sie nicht finden und sie mußte sich entschuldigen. „Ich hab' leider

nicht warten können," wollte sie rufen; aber sie vermochte nur mehr zu lächeln, während sie dahinschwand.

Der Professor hatte gefrühstückt, und war eben dabei, die paar Bücher zurecht zu legen, die er für heute in die Schule mitnehmen mußte. Die Mutter, Hermine und Anton schauten zu, wie er hantierte, blickten nach der Uhr und wußten, um halb acht werde er pünktlich wie immer das Haus verlassen. Es fehlten nur noch wenige Minuten, und sie warteten ohne Ungeduld. Die Bangigkeit, die sie gestern abends um Olgas willen empfunden hatten, war jetzt beinahe gänzlich von ihnen gewichen. Durch das offene Fenster kam der linde Hauch des jungen Tages herein, die Frühsonne brach mit breitem Strahl durch die weißen Spitzengardinen, ließ die Kanten der Möbel aufschimmern und lag in einem goldenen Streif quer auf dem Fußboden. Auf dem Tisch blinkte das Frühstücksgeschirr und in dieser ganzen Morgenstunde war ein solches Fortschreiten des Lebens, daß sie sich alle drei beschwichtigt und zuversichtlich fühlten.

Da wurde draußen an der Wohnungstüre die Klingel gezogen. Sie horchten auf, sahen einander flüchtig an und meinten, es sei der Briefträger. Anton sprang neugierig hinaus, als er das Dienstmädchen aufschließen hörte. Die Mutter begann unruhig zu werden, und rückte die Kaffeetassen zusammen. Eine fremde Stimme klang gedämpft herein, jemand, der draußen auf dem Treppenflur stand und sehr schnell, wie erhitzt redete. Im Zimmer lauschten sie, ohne etwas zu verstehen und waren gespannt.

Aus dem Gemurmel da draußen drang plötzlich ein Schrei. Anton hatte geschrien. Mit einem wehen kindischen Laut, wie vor Zeiten, wenn er als kleiner Junge geschlagen worden war. Der Professor hob die Augen von den Büchern und schaute fragend umher. Die Mutter hatte sich setzen müssen und hielt mit beiden Händen ihre bebenden Knie. Nun schrie Anton zum zweiten Male, und da brach er auch schon zur Türe herein, blaß und nach Atem ringend, stand wankend vor dem Tisch, und rief, während ihm die Tränen über die Wangen stürzten: „Die Olga ist gestorben . . .!" Dann wieder, jammernd und beinahe fragend, wie einer, der noch nicht begreift, was er sagt: „ . . . . die Olga ist gestorben . . . ." Er fiel in einen Stuhl, legte die Arme verschränkt auf den Tisch, vergrub den Kopf hinein, schluchzte fassungslos vor sich hin, und die anderen sahen nur sein dunkles Haar und seine Schultern, die wie in einem Krampf geschüttelt waren.

Der Professor war bleich geworden und eine furchtbare Verwirrung überfiel ihn. Gleich einem Gefäß, das zu Boden stürzt und in Stücke springt, brach da irgendwas in seinem Innern entzwei, lag geborsten und in Scherben da und durchdrang ihn mit dem Nachhall der Vernichtung. Er hatte nichts von dieser Hoffnung gewußt, die ihm nun auf einmal entsank. Sie war ganz verdeckt und

verborgen dagewesen, und er bemerkte sie jetzt erst, da sie unter Antons Worten wie unter einem Schlag und Sturz laut klirrend in ihm zerbrach. Und wie ein zertrümmertes Gefäß seinen Inhalt verströmt, fühlte er sich plötzlich überschüttet von dem flutenden Schmerz eines enttäuschten Erwartens, fühlte sein Wesen jählings bespritzt und gefärbt davon. Auch von diesem Erwarten hatte er nichts gewußt, hatte nicht gewußt, daß er irgendeiner Genugtuung entgegen geharrt habe, irgendeinem fernen Augenblick entgegen gelebt, der ihm groß und feierlich recht geben und ihm Verlorenes wiederbringen solle. Das hatte tief in ihm gewurzelt, trieb nun mächtig nach oben, ward in der Erschütterung dieser Sekunde aus dem Grund seiner Seele heraufgespült, und nahm ihm die Fassung.

Dann aber, wie jemand, der sein Haus vor dem herandringenden Unwetter verrammelt, schloß er alle die Zugänge zu seinem Herzen, die unter dem jähen Anprall zu klaffen drohten. Mit zusammengepreßten Lippen schaute er streng umher. Hermine stand bei Anton, hatte ihm ihre Hand aufs Haar gelegt und sah zum Vater her, mit einer bohrenden Frage in den Augen. Die Mutter hob ihren Arm zu ihm auf, als wolle sie nach ihm greifen. Der Professor fürchtete diese Berührung; er fürchtete, mit diesem leisen Anrühren könne ihm jetzt alles entwunden, könne alles von ihm abgestreift werden, was er in seinem beleidigten Herzen zwischen sich und den Geschehnissen der letzten Jahre aufgerichtet hatte. Er wollte sich verständlich machen. Er fühlte sich verirrt und allein, als sei er plötzlich vor eine Mauer gestellt, die ihm den Schritt sperrte. Er wollte seine Frau und seine Kinder mit einem starken Wort erreichen, denn sie schienen ihm fern und von ihm getrennt. Aber er konnte jetzt nichts denken, und hörte sich mit einem Male sagen: „Diejenige, von der hier gesprochen wird, ist längst gestorben .... das sollte man wissen ..." Es klang gepreßt, und ein mühsam verhehltes Zittern schwebte durch die harten Worte. Er hörte sich selber sprechen. Sein Wesen war entzwei geteilt, die eine Hälfte redete gleichsam von selbst, ohne daß er es zu hindern vermochte und die andere Hälfte lauschte, erstaunt, überrascht und erschrocken.

Antons Weinen verstummte augenblicklich und es war eine Sekunde lang ganz still im Zimmer. Dann wehte ein leises Stöhnen durch den Raum, das von den Lippen der Mutter glitt. Es kam wie von weither. Es war ein Laut, als ob er bluten würde, und es hörte nicht auf. Alle sahen, daß die Mutter reden wollte und daß sie es nicht konnte. Der Professor fühlte, daß eine vollkommene Mutlosigkeit ihn überkroch und daß er sich jetzt in alles ergeben werde.

Da sprach Hermine. „Das gibt es nicht!" stieß sie hervor, „das gibt es nicht!" Sie war außer sich. Trotz und Drohung sprühten von ihren Mienen zum Vater hinüber. Den Professor aber riß es aus seiner Schwäche. Seine ganze Strenge erhob sich in ihm gegen die Auflehnung. Er sah jetzt nur die Tochter, die sich herausnahm wider den Vater zu streiten; er sah nur daß seine Weltordnung gestört und verletzt werden sollte, und augenblicklich wurde er hart.

„Du schweigst!" herrschte er Hermine an, daß sie zurückprallte. „Niemand hat hier zu reden . . . . . . schweige!" schrie er noch stärker, als er sah, daß sie entgegnen wollte. Je lauter er schrie, desto quälender empfand er, daß er allein sei. Er wußte, daß er den anderen weh tat, und das war wie eine schmerzende Berauschtheit in ihm, die ihn mit fortriß. Sein Schreien deckte das Stöhnen der Mutter zu, das unaufhörlich und wie aus tiefen Wunden dahinfloß. Er flüchtete vor diesem Stöhnen in eine tobende Heftigkeit und der Schall seiner Stimme war wie ein wallender Nebel um ihn, darin er sich geborgen, aber auch festgehalten und gefangen vorkam, und den er nicht zu durchdringen vermochte.

„Was ich gesagt habe, ist gesagt, . . . heute wie vor vier Jahren!" schrie er Hermine zu. „Du kannst das Haus verlassen, wenn du nicht gehorchen willst . . . . auf der Stelle . . . . du wärst ja die erste nicht, die aus dem Haus geht . ., die erste nicht . . ." keuchte er. „Wer weiß, . . . vielleicht ist das eine Mode dahier . . . eine nach der anderen . . . ."

Er raffte seine Bücher zusammen, riß den Hut von der Wand, ging stürmisch hinaus und schmetterte die Türe hinter sich zu.

Auf dem Weg zur Schule machte der Professor Ordnung mit sich selbst. Hatte er diese ganzen Jahre her nicht immer daran festgehalten, daß Olga für ihn und die Seinigen tot sei? Dieses Kind hatte ihm damals, als sie aus dem Elternhause floh, all die Jahre des Beisammenseins, des Aufwachsens, der Sorge und Erziehung, den ganzen Schatz von gegenseitiger Neigung und Nähe, den er in ihrem Gemüt aufgespeichert wähnte, vor die Füße geworfen. Was er für Olga in seinem Herzen hegte, das hatte nun nicht mehr zu den Trümmern gepaßt, die da vor ihm am Boden lagen, das war nun auch entwertet, sinnlos geworden und zerstört. Er kam sich gescheitert vor, verleugnet als Vater, in seiner ganzen Menschlichkeit bloßgestellt und ruiniert, weil nun ein Kind an ihm vorbei, über ihn hinweg, ins Leben hinaus entsprungen war.

Um sich zu retten hatte er damals, beinahe aus seinen Instinkten heraus, sich von Olga abgewendet, hatte sich entschieden, die Davongelaufene zu verwerfen, Schluß zu machen mit ihr, einen Sargdeckel über sie zu legen, und sie wie eine für immer Dahingeschiedene zu betrachten. Schlimmer noch und strenger war er zu Werke gegangen, hatte, als die Zeit verging und Olga nicht zurückkam, ihr ganzes Dasein gewaltsam in sich ausgelöscht, alle Erinnerungen an sie verwischt, alle ihre Spuren in seinem Haus getilgt, und sich geübt, wenn seine Gedanken in die Vergangenheit schauten, über Olgas Gestalt hinwegzusehen, wo immer sie auch auftauchen mochte. Ihr rosiges Daliegen in der Wiege, ihr lallender Kinderjubel, mit dem sie ihm einst ins Herz griff, ihr unschuldiges kleines Gesicht, das immer lachte, ihr helles Singen durch das ganze Haus, als sie größer wurde, all das hatte er in sich begraben, und das war nicht leicht gewesen. Er war hart geworden in diesem Kampf, alt und in sich selbst verkrochen.

Aber das war nun ausgekämpft, war nun durchgelitten. Sollte er diesen Kampf heute zum zweitenmal aufnehmen, zum zweitenmal der Trauer und dem Schmerz sich öffnen? Sollte er jetzt sagen: meine Tochter ist gestorben ..., und damit zugeben, daß sie bis heute gelebt habe? Da würde der Vater, der sein Kind hatte verstoßen wollen, gerade so zu Schanden werden, wie vordem der Vater, der sichs eingebildet hatte, er könne sein Kind zum Gehorsam zwingen. Zum zweitenmal würde er an Olga scheitern.

Mit festen Schritten betrat er die Schule. Ganz zugeschlossen war sein Gesicht und in allen Zügen verhärtet, und hart gingen seine Augen über die Klasse hin.

Wenn er sprach, dann schwoll manchmal durch die strenge Kälte seiner Stimme das Atmen einer gewaltsam geschnürten, heißen Bitterkeit. Der Professor merkte, daß sein Inneres wie kochend überlief, und seine Mienen wurden noch starrer.

Da fühlte er sich von irgendwoher angeschaut, fühlte sich berührt und belauert von zwei spähenden Augen. Er wandte sich schnell danach um, und Adalbert Klinger senkte wie ertappt das Haupt. Eine Sekunde lang betrachtete er Klinger aufmerksam und war betroffen, denn Klinger saß da wie einer, der jeden Moment zusammenzubrechen droht, verstört und leichenblaß, und als ob der Boden unter ihm wanken würde. Im Herzen des Professors stieg ein jäher Zorn auf, der ihn aber gar nicht ergriff und ihn nicht mit sich fortriß, sondern gleich wieder spurlos verlöschte. Erstaunt darüber und geschwächt davon, bestieg er das Katheder, setzte sich nieder, verschanzte sich hinter dem Pult vor dem Knaben dort, der ihm abstoßend und aufregend erschien, und dem er sich jetzt doch wieder auf eine unerklärliche Weise verbunden fühlte.

Nachmittags hatte der Professor die Schülerhefte hervorgeholt, um die schriftlichen Aufgaben zu korrigieren. So saß er jetzt, die Arbeit ausgebreitet am Tisch, mitten im Zimmer und zeigte, daß wenigstens sein eigenes Leben hier im Hause weitergehe, als sei nichts geschehen. Er sprach weder mit seiner Frau noch mit seinen Kindern; er sah über sie hinweg, und wenn sie untereinander flüsterten, tat er, als merke er nichts davon. Er hob nicht den Kopf, wenn sie aus dem Zimmer gingen, und er schaute nicht auf, wenn sie zur Türe hereinkamen. Er hatte sein Fläschchen rote Tinte vor sich stehen, strich die Fehler in den Schreibheften an, mit einem Eifer, der sich gegen jede Störung zu verwahren schien.

Die Mutter saß mit Hermine am Fenster; Anton stand bei ihnen und schaute ihnen zu, wie sie arbeiteten. Der Professor wußte, daß sie dort beschäftigt waren, Trauerkleider zurechtzumachen, schwarze Knöpfe anzunähen und Kreppschleier um die Hüte zu winden. Ganz offen geschah das, ohne daß sie sich vor ihm in

acht nahmen. Was er heute morgen gesagt hatte, das galt ihnen also für nichts, sie schoben es beiseite.

Ließ ihn Olga nicht auch jetzt wieder fühlen, wie sein Wille im Grunde nichtig, sein Beschließen vergeblich, sein Gebot ohnmächtig sei? Anton war diesen Morgen ins Zimmer gestürzt, hatte geschluchzt und gerufen: die Olga ist gestorben . . . als habe Olga Tag für Tag im Hause hier gelebt, als sei sie der geschwisterlichen Gemeinschaft heute erst, an diesem Morgen erst entrissen worden. Und seine Frau . . .? . . . und Hermine . .? Für alle hatte Olga niemals aufgehört, die geliebte Tochter, die geliebte Schwester zu sein. Man hatte wider sein Gebot an ihr festgehalten, sie standen alle auf Olgas Seite.

Hermine war an den Tisch getreten, hatte da irgendwas ausgebreitet, und der Professor hörte, wie die Schere, mit der sie hantierte, über die Tischplatte hinstoßend, durch weichen Stoff schnitt. Da zipfelte ein Endchen Flor bis ganz zu ihm heran, und lag plötzlich auf dem offenen Schreibheft vor ihm. Es war nur eine Sekunde, dann zog es Hermine gleich wieder zurück, aber wie es da schwarz auf dem weißen Papiere gelegen hatte, war er darüber erschrocken, als sähe er jetzt erst das Wirkliche des Geschehens, die Unwiderruflichkeit des Sterbens deutlich und greifbar vor sich. Ihm wurde auf einmal, als habe er nun alles versäumt, als sei ihm irgendeine feindselige Macht zuvorgekommen, und als sei ihm nun jeder Weg abgeschnitten. Er fühlte sich beraubt, und wußte nicht, welcher Dinge; er fühlte sich betrogen und wußte nicht, um was. Eine Bitternis wie von erduldetem Unrecht nagte an ihm, und ihm war, als habe ihn Olga im Stiche gelassen, als sei sie ihm wiederum, zum zweiten Male, eigensinnig und widerspenstig entflohen.

Draußen wurde so heftig geläutet, daß sie alle aufzuckten. Aber noch ehe sie sich regen konnten, kamen schnelle Schritte durch das Vorzimmer, ein kurzes Pochen war wie eine eilige Frage an der Türe, die aufgestoßen wurde, und auf der Schwelle stand der Prinz Emanuel Ferdinand.

Es blieb ihnen keine Zeit, ihre eigene Verwirrung zu empfinden, soviel Verwirrung schaute von dem bleichen Antlitz des Prinzen zu ihnen her. Emanuel Ferdinand ging an Hermine vorbei, die ihm sprachlos entgegenstarrte, ging um den Tisch herum bis an das Fenster, wo die Mutter saß.

„Verzeihen Sie . . . ." sagte er leise und mit einer mühsam durch Schmerz und Entsetzen hindurchbrechenden Stimme, „ . . . verzeihen Sie, gnädige Frau . . . . ich mußte . . . . ich komme eben . . ."

Die Mutter war aufgestanden, und wie sie nun, da er dicht bei ihr war, merkte, daß er am ganzen Leibe bebte, gab sie ihm die Hand.

Er fing von neuem an: „Verzeihen Sie . . . ich habe nämlich heute . . . ich bin gerade jetzt aus Steiermark . . ." Er brach ab und schwieg. Durch Geberden deutete er an, daß er unfähig sei, jetzt weiter zu sprechen.

Er fand sich jetzt beinahe unerwartet von Gesichtern umgeben, die er aus vergangenen Tagen kannte, und deren plötzlicher Anblick ihn mit Erstaunen und Erschrecken überflog. Ohne daß er sich erst umschauen brauchte, spürte er sich von dieser Stube mit Vertrautheit angeweht. Etwas, das vor langer Zeit abgerissen war, regte sich um ihn her, wurde lebendig, und begann sich mit tausend Fäden wieder anzuknüpfen. Aber das half ihm nicht, sondern verstörte ihn nur noch mehr.

Olga . . . Olga . . ., der Name war in ihm wie ein Schrei, wie ein beständiges, immer erneutes, erschrockenes Rufen. Das hatte ihn hergetrieben. Er war ohne Güte von Olga weggegangen, und hatte ihr nur das Gefühl seiner Strenge zurückgelassen; nun traf ihn ihr Sterben wie eine furchtbare Antwort. Ohne Überlegen, ohne Zögern hatte es ihn hierhergehetzt, als könne er jetzt noch irgendwas retten. Er hatte sich nach der Nähe von Menschen gesehnt, mit denen man nicht allein war. Er hatte nur eines gedacht: daß es Menschen gab, die jetzt um Olga weinten, wie er. Eine Stimme hatte sich in ihm geregt, um zu reden, und er hatte gewußt, daß sie einen Vorwurf aussprechen, ein Wort dunkler Schuld in sein Herz schleudern wollte. Er entsetzte sich darüber wie man sich vor der Folter entsetzt. Er hatte dieser Stimme den Mund zugehalten, und war vor ihr hierher geflohen. Er hatte eine Hand ergreifen wollen, die Olgas Händen verwandt war, in Augen schauen, in denen ein Strahl von Olgas Augen leuchtete. Eine Sehnsucht pochte drängend in ihm, sich vor diesen Menschen zu Olga zu bekennen, Dinge zu sagen, mit denen er sich anklagen würde und rechtfertigen zugleich; Dinge von solcher Kraft, daß sie Olga hoch emporheben und erkären würden.

Nun stand er da, als habe ihn ein Sturm hier herein gefegt. Er fühlte, daß er jetzt Wände und Schranken von Zurückhaltung niedergerissen habe, die ihn sonst schützend umgaben; er fühlte auch, daß er in das Gehege von Zurückhaltung der Anderen eingebrochen war, und so heftig wallte die Beschämung in ihm auf, daß ihm schwindlig wurde. Hilflos und des Sprechens beraubt, sah er die Mutter an, und da war in ihren kummervollen, verstehenden Augen alles, was er hatte sagen wollen. Alles, was der Wirbel dieser Sekunden jetzt von seinem Denken und Wollen verschlungen hatte, und was er mit Worten nicht mehr hätte erhaschen können, las er jetzt aus den Augen der alten Frau. Sie schien jetzt zu wissen, daß er in Olgas Geschick verstrickt war, daß noch eine quälende, fernher drohende Angst seinem Schmerz beigemengt sei; sie nahm es hin, indem sie ihr Haupt noch tiefer senkte, atmete es mit einem schweren Aufseufzen in sich ein, und wandte ihr Antlitz nicht von ihm ab. Es war, als ob sie das Rufen in seinem Innern hören würde: Olga . . . Olga . . . Plötzlich schluchzte er laut und warf sich der Mutter an die Brust. Sie umfing ihn mit ihren Armen und hielt ihn, wie er, geschüttelt vom Weinen, seinen Kopf auf

ihre Schulter legte. Ihre leisen Tränen begannen zu fließen, aber eine schimmernde Ruhe überbreitete ihr altes mütterliches Gesicht.

Emanuel Ferdinand raffte sich auf. Noch ganz überströmt vom Weinen und verwirrt blickte er umher und schien jetzt auch den Professor zu bemerken, der sich erhoben hatte und allein am Tisch stand. Eine fliegende Röte stieg ihm in die Wangen, als er seinen alten Lehrer sah, und alles, was zwischen ihnen geschehen war, sprach aus diesem Erröten. Schüchtern trat der Prinz heran, und in seinen Blicken war eine Bitte und ein Bekenntnis zugleich und eine Trauer, die sich jedem Wort entzog. Wie unter einem Zwang nahm der Professor die hingestreckte Hand, fühlte ihren heißen Druck, und hörte aus dem Flüstern des Prinzen nur das eine Wort: Beileid, das wie aus höflicher Entfernung an sein Ohr drang. Er verbeugte sich und blieb stumm.

Emanuel Ferdinand schaute an seinem Lehrer vorbei, die Wände entlang, als denke er über irgendein Mittel nach, um jetzt mit ihm zu sprechen. Aber da ward er plötzlich von der Erinnerung an die Stunden, die er einst hier verlebt hatte, gepackt. Dieses Zimmer fing plötzlich an, lauter und eindringlicher zu ihm zu reden; er sah Hermine und Anton an und ihm schien, als blickten sie ihm noch immer mit denselben scheuen Mienen entgegen, wie damals, da er als Kind unter diese Kinder getreten war. Nur eine hatte ihn hier anders angeschaut, damals schon, zutraulich und heiter und aufmunternd herzlich. Es überwältigte ihn; er lief zu Hermine, er lief zu Anton hin, er führte sie zusammen, nahm sie unterm Arm, wie vor Zeiten, und er stand fassungslos neben ihnen, und hatte das Gefühl, es sei nun ein Bündnis zwischen ihnen geknüpft, sei zerrissen und wieder geknüpft, und als käme ihm aus der Nähe dieser Beiden Hilfe oder Antwort für seinen Jammer.

„Olga . . .“ sagte er leise und schaute ihnen in die Augen, und sie kamen ihm beide wie Übriggebliebene nach einem Weltuntergang vor.

Er senkte das Haupt und wiederholte noch leiser: „Olga . . .“ aber alle erschraken, denn es war, als wolle er sie herbeirufen.

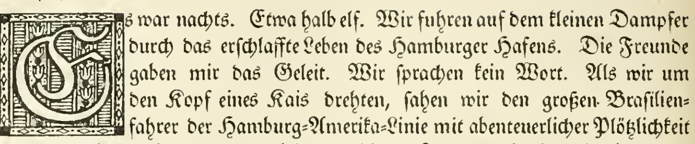
Seine Knie wankten und er sank auf einen Stuhl. Nun saß er am Tisch, weinte still vor sich hin, und als die Mutter zu ihm trat, haschte er nach ihrer Hand und küßte sie wie demütig und wie voll Ehrfurcht. Sie streichelte sanft sein blondes Haar, wie man einen Knaben streichelt. Anton und Hermine standen dabei und weinten mit ihm, und sie waren alle in ihrem Schmerz nah verwandt miteinander und eng beisammen.

Der Professor ging hinaus, ohne daß sie ihn hörten.

(Schluß folgt)

Atlantik / von Norbert Jacques

Ausfahrt.



Es war nachts. Etwa halb elf. Wir fuhren auf dem kleinen Dampfer durch das erschlaffte Leben des Hamburger Hafens. Die Freunde gaben mir das Geleit. Wir sprachen kein Wort. Als wir um den Kopf eines Kais drehten, sahen wir den großen Brasilienfahrer der Hamburg-Amerika-Linie mit abenteuerlicher Plötzlichkeit und als einen einsamen, dunkel gewaltigen Turm auf einmal über uns. Wie Monde standen die Ochsenaugen in langen Reihen in der steilen schwarzen Wand, und mit den heimlich, fern und hoch erleuchteten Decks in der verschlossenen Masse seines Leibes erhob sich das Schiff mächtig, wartend und beherrschend und doch leblos über alles hinaus in den Raum der Nacht. Es schlug einem nun zu Atem, daß man da oben in dieser eisernen Burg heute nacht in die Welt hinausfahren sollte, und daß fremde, wunderbare Meere, ungekannte Erdenfruchtbarkeiten, glühende Städte, Länder und Völker mit andern Entwickelungen nun auf einmal am Weg zu warten begannen. Und wie starke Quellen pochend unter dem Boden stürzen, schoben sich die Geheimnisse und Schrecken der Erwartungen großer, neuer Gestalten durchs Herz.

Dann glitt der Hafendampfer an die Seite des dunkeln Schiffes und wir stiegen hinauf. Wie meine Kabine licht und groß und fein war! Ganz vorn an der Stirn des Schiffes auf dem obern Promenadendeck lag sie. Sie hatte eine Menge Helligkeit von vielen Glühbirnen und einen reinlich kargen, soliden Luxus, der von einem gewissen Ernst war: Mahagoniholz, weißer Lack und dunkelgrüne Möbel, und die Messingstangen des Bettes funkelten makellos und vornehm in den weißen Linnentüchern.

Als wir in die Gesellschaftsräume gingen zum Abschiedstrunk, fanden wir kaum noch einen Platz. Die Scheidenden, die fortgingen und die blieben, stießen in heftigen Gemütserhebungen, in einer fast tobsüchtigen Lustigkeitsefferveszens zum letztenmal die Herzen gegeneinander, wie die Weinkelche. Aber ich saß unberührt mit meinen Freunden dazwischen und mochte nicht reden und nicht trinken. Es fing mich an zu bedrücken, daß ich nun so passiv die Tapferkeit überwachen mußte, mit der meine Kameradin die Tränen zurückhielt. Der Druck ferner Erwartungen der kommenden Tage meines neuen Unternehmens schloß mein Herz kühl vor der alten Welt, die mich noch umgab, ohne daß sie mir etwas zu gewähren hatte, und ich wünschte das Schiff schon unter Dampf, wünschte schon allein zu sein und in der Nacht der Elbe in meiner Reise hinauszuwallen.

Dann blies das Trompetensignal Abschied, und in einem langsamen Trennen leerten sich die Decks auf den Hafendampfer hinüber. Ich konnte die Reise-

gefährten bald auslesen. Sie rufen die letzten Worte hinunter. Die Lichter der „Rhätia" greifen dumpf verwischend und traurig über die vielen, blassen Gesichter, die sich auf dem finstern, langsam losstrebenden Fährdampfer tief drunten zusammendrängen und starr zum Turm unserer hohen Decks gerichtet sind. In dieses Abschiednehmen hinein stößt auf einmal die Schiffspfeife mit einem Ruf, der wie eine überirdische Stimme aus bronzenem Gigantenschlund die Menschen und das Schiff und die Nacht bebend spannt. Ein Bild jagt scharf wie ein Kugelschuß durch mein Blut. Jetzt beginnt es! Da hielt ich dieses zögernd quälerische Abschiednehmen nicht mehr aus und lief ganz vorne an die einsam dunkle Stelle des Promenadendecks, wo man nichts sah, wie drunten ein paar finstre Männer geschäftig schnell auf der Bak hin und her arbeiten. Ich legte die Stirne auf das kalte, märzfeuchte Holz der Rampe und wußte nicht: soll ich lachen, daß mir das Herz wie ein Luftballon steigt, oder soll ich aufschreien? Denn mir war nun auf einmal, als müßte ich eine Erde verlassen, die sich mir ungezählte Male zuversichtlich zum Frühling geschmückt hat. Eine elende Traurigkeit lag, wie jene schweren, bleiernen Gewitterhorizonte über dem Meer, in meinen Adern. Ich richtete mich seufzend auf und wagte es nicht, auch nur mit den Händen leis' an das große Unbekannte zu tasten, dem ich entgegen getragen werden sollte.

Plötzlich schnellt ein Leitseil straff und schwarz über dem nachtglitzernden Wasser auf. Ein Schlepper beginnt, Rauch fauchend, heiß und schwer zu atmen, stemmt sich ins Wasser, zerrt und lockert, und bald löst sich langsam, mit lautlos schlafender Bewegung die „Rhätia" vom Kai los. Schwer, dunkel und schweigsam folgt sie dem kleinen schwarzen Dampfer mit gemessen riesenhafter Langsamkeit. Noch halb im Traum zieht sie an den schlummernden Schiffen vorbei die erste Meile ihres großen Wegs, meines neuen großen Unternehmens. Sie ist eine Gewalt, der ich mich überlasse, ohne mehr von ihr zu spüren, als mächtige Ahnungen. Das scheidende Land, in dem mein Leben so lange ging, bewegt sich vor meinen Augen unaufhaltsam rückwärts, lautlos und starr, wie in einem stummen, verbissenen Schmerz. Soll ich weinen? Die unendliche Freude und die unendliche Traurigkeit beginnen in immer neuen Formen mit mir zu spielen, Wert gegen Wert. Ich muß die Zähne aufeinander beißen, die Fäuste an die Reeling schrauben, um mich einigermaßen bemeistern zu können. Und seufze doch mit einem wollüstigen, langen heißen Laut diesen Ansturm von Ergriffenheit in die Welt hinaus. Neben mir legt sich ein blonder Mann an die Brüstung und plappert mit kindischem Mund.

„Ha, Bruder, dich hat's!" rufe ich in Galgenhumor hinüber. Er hörte es aber nicht, denn der Sturm der Nacht klirrte in den Wanten.

Ich will singen oder schluchzen, mich schmerzlich sehnen oder traumselig freuen. Und etwas wie Kirchenstimmung fließt nun langsam in der Hafennacht über

mich. Das Rauschen einer großen, heimlichen Klosterorgel. Feierlich langsam verläßt die „Rhätia" das alte Land. Ab und zu grüßt sie warnend einem Unbekannten zu, der in ihren Weg hineinkreuzt. Övelgönne träumt mit kleinen, hellen Hausgesichtern im Mond. Finkenwärder zieht ein schwarzes, feinkräftiges Band in das spielende Schillern der Mondnacht-Elbe. Blankenese ordnet seine Lichter zu bizarren Rosetten, die zwischen schlanken, fallenden Ketten auf dem nächtig schimmernden Leibe des Hügelorts funkeln.

Dann grüßt der Schlepper: „Adieu!" Das Seil spritzt schwarz ins Wasser und die aufschießenden Tropfen trinken eine Sekunde das feine, verliebte Mondlicht. Die Maschinen grollen leise auf und die „Rhätia" geht in eigenem Dampf. Fast zart ist ihr Schritt stromabwärts, ein wundersames Gleiten, das traumhaft ist und aus fernen nächtlichen Stunden der Märchen. Wie ein leises Lied bei schnurrenden Spinnrocken erklingt das sachte Stampfen der Räder und der Schraube hinein. Und lautlos verliebt öffnet sich vor diesem Elfenschritt eines Riesen die Welt!

Seekrankheit.

An einem zuerst unbegreiflichen Hin und Her meines Körpers, meines Bettes, meiner Vorhänge, Handtücher und aller Schnüre, die in der Kabine hängen, halte ich mich wach, obgleich ich am liebsten schlafen möchte. Denn es ist mir nach dieser ersten Schiffsnacht dumpf im Kopf und müd im Blut. Aber ich werde immer unruhiger, springe schließlich auf und kleide mich an. Draußen geht mit ernsten Schritten die reine Stunde des Tags über das Wasser. Die Ufer sind entschwunden, und im Rand der Nordsee steigt keusch, groß und flammend die Frühsonne empor. Die großen Wellen rollen Schaum von ihrem Gold in ungeheuern schießenden Flocken bis ans Schiff heran und wälzen sich dann grau, schwer und rauschend unter dem Eisenleib durch. Das Schiff steigt und sinkt. Oft ändert es unversehens im Niederfallen seine Bewegungen. Es ist, als wollte es mich bald kreiselnd in die Tiefe eines Abgrundes bohren, bald auf die Höhe von mächtigen Felsen hinaufheben. Und ich, traurig im Blut, vermag nicht diesem abenteuerlichen, wilden Spiel zu folgen. Ich lasse mich schwer und schlapp in ihm liegen und werde gezerrt und gerüttelt, wie ein kraftverlassener Reiter, der den Schenkeldruck auflöst. Es schwindelt mir in dem ungeheuerlichen Treiben. Aber ich weiß wohl, was es ist: nichts wie die Seekrankheit, die beginnt!

Und mehr aus Angst vor diesem abscheulichen Gespenst als aus Überlegung beginne ich rund um das Promenadendeck zu laufen. Ich strenge mich an, mit starken und eiligen, vor allem immer gleichmäßigen Schritten dahinzuschreiten. Ich will nicht rechts und nicht links schauen, an ferne, unerreichbare und gleichgültige Dinge denken, mich blind und dicht wie in ein bestricktes Gewebe in sie

einspinnen, daß nichts, nichts an mich heranlangen kann. Es ist ja gleich, woran ich denke. Die Bilder überstürzen sich. Das Deck wirft mich zwischen ihnen umher, wie ein Jonglierer eine Kugel auf einem Schirm laufen läßt.

Ich gehe weiter, schnell, schnell, ohne fest aufzutreten, wie über gefährliches Eis. Und bald empfinde ich leicht, als ob meine Schritte ruhiger, sicherer und kräftiger würden; als ob der Schiffsboden sein Schwanken nicht mehr unter ihnen hinweggleiten ließe, sondern sie emporhalten wollte. Das macht mir Mut. Ich tue, als ob ich mich nun grade in das Schwanken hineinwerfe, wie in eine fliegende Schaukel. Ich klettere mit gezerrten Muskeln stürmisch bergan, wenn das Deck vor mir steigt, und sause wohlig bergab, wenn es sinkt. Ich laufe, laufe, laufe! Kein Mensch ist in der frühen Stunde an Deck; nicht einmal Matrosen. Nur hie und da höre ich die Steuerkette trommeln. Es ist ein rauher Märztag der Nordsee, und mir sind die Glieder fein warm. Ich beginne, im Tiefsten erwachend, in den Wind zu singen, der durch die Wanten greift, die Reelingtücher an die Eisenstäbe knallen läßt und in die Wogen stürzt, die brausend und rauschend wie Wasserfälle unter dem Schiff auseinanderbersten. Ich wage meine Gedanken aus dem Knäuel gleichgültiger Vorstellungen heraus und erinnere mich an den sehr empfindlichen Freund, mit dem ich vor einem Jahr nach Kopenhagen gefahren war. Die See war nicht sonderlich bewegt damals, aber er hielt eine Eisenstange fest und schaute, ohne sich zu rühren, schon eine Stunde lang in den Himmel. Sein Gesicht war blank, wie eine Lilie. Da fragte ich ihn endlich besorgt, ob ich ihm seinen Mantel holen sollte. Aber kaum hatte ich das erste Wort gesprochen, so flog er auf die Reeling los, und es war um ihn geschehen. Es geschah, wie nach einem leichten Stoß, an den Tisch, der ein übervolles Glas trug, an dessen Rändern das Wasser unentschieden und in letzter Energie geschwankt hat. Nachher schimpfte er: wenn ich ihn nicht angeredet hätte, so wäre er davon gekommen. Ich muß jetzt über ihn lachen, spiele mit dem Feuer und verbrenne mich nicht. Denn, wie die ersten Passagiere mit blassen Gesichtern aus den Türen kamen und schweigsam sich herumlegten, hatte ich die Seekrankheit überwunden.

Nun wußte ich, daß sie nur eine Dissonanz war, verschuldet durch die Änderung des Rhythmus, der uns über die Erde trägt. Denn was ist das kleine sparsame, darbende Auf- und Abrücken des Gehens, Fahrens oder Reitens gegen den unerschöpfbaren, tiefen Strom leidenschaftlicher Bewegungen, mit denen der große Dampfer im wogenden Schoß des Meeres liegt! Ich brauchte nun nicht mehr zu laufen. Ich stand oder ich lag und konnte doch die Schwankungen des Schiffes bemeistern. Ja, sie gingen in meinem Blut auf. Sie trugen mich, grade wenn ich in dem weiten Stuhl gestreckt lag, wie sacht und weitaus schaukelnde Wolken, unendlich frei, wollüstig und stark. Der Schiffswanderrhythmus stieg aus allen Tiefen herauf und flog zu allen Höhen. Er war in

das wunderbare Atmen der Gottheit der ungeheuren Meere gebettet, wie in einen leisen, warmen, etwas abseits gehenden Strom des Schwunges, in dessen sanfter Allmacht die Welten erschaffen und erhalten werden. Und ich tauchte hinein. Der Atem des Kosmos erwärmte mir die Flanken.

Und das Mittel soll nun seinen Namen bekommen? Ich könnte Energie sagen. Aber das ist es doch nicht! — Musik! Nichts anderes als Musik!

Französische Fischerflotte.

Im finstern Morgen, da ich nicht mehr schlafen mochte, fuhren wir zwischen den Leuchttürmen von Dover und Calais durch. Langsam stieg dann der Tag übers Meer. Die Küste war wie eine Frau hinter Schleiern. Verdeckt noch, eine heimliche Gestalt. Ich suchte ihre Versprechen: Städte und Dörfer, Felsen und Hügel, Dünen und Wälder. Und leise schimmerten sie aus der ersten Stunde des Morgens und aus dem Nebel mir entgegen.

Vor Boulogne stoppte das Schiff, die Ankerketten prasselten grollend, und die „Rhätia" lag fest. Sie wartete auf eine Schar neuer Passagiere, die hier an Bord gehen sollten und weil die See so ruhig war, brauchte sie nicht in den Hafen hinein zu laufen. Wir warteten mit. Das dauerte Stunden lang. Der Lotse kam mit einem schweren Segelkutter heran, der Hafenarzt, der portugiesische Konsul .... einer nach dem andern, aber unsere neuen Reisegefährten kamen noch immer nicht. Das Morgenkonzert war vorüber. Die Küste hatte sich entschleiert. Der Tag war sonnengoldig und märzlich herb.

Als wir lange genug vergebens auf die neuen Passagiere gewartet hatten, begannen wir Shuffleboard zu spielen. Wir gingen dazu nach Steuerbord hinüber, und während die Holzteller grollend und grell aneinandersausten und sich heftig verdrängten, zogen die Fischer der französischen Küste in die See.

Fern von unserm Dampfer standen ihre Kutter, eine lange Kette von schmalen Wasserwesen. Jedes einzelne war in Gestalt und Tun nüchterner, als die deutschen Ewer der Nordsee. Die Segel ragten nicht mit solch kühner Plumpheit hinauf. Sie standen schwarzbraun und wie an den Kopf gewachsene Schwingen an zwei dünnen stangenartigen Masten, das erste größere ganz dicht am Steven, das andere kurz dahinter. Der Leib der Kutter war flacher und gedrängter; er hatte nicht die feine, schwergewölbte Pracht der heimischen Fahrzeuge, der Bug stieg, flach an die Flanken gedrückt, in primitivem Schwung aus dem Wasser. Aber dieser endlose Zug war ein Schwarm von seltsamen Vögeln, der aus dem Unendlichen in den Blust unseres herbsonnigen Seetages flog. Er strömte mit unfühlbaren Bewegungen, mit der sanft unbeweglichen Flut an Ereignissen eines Traumes, und die entferntesten Kutter schwebten schon ganz im Nebel der Ferne, wo der unendlich milde, unendlich vor Sehnsucht unerfaßbare, unendlich mächtige Rand der See mit blässerm Leuchten

absetzte. In leicht flockigem Silber hing das Band des Horizontes drüber und deckte den Weg der Weiten auf. Ihm flatterten die unbeweglich drängenden Segler in Hunderten zu. Und ich wußte: sie erreichen ihn niemals. All ihr Flattern, all ihr traumhaft unbewegliches Dahinschweben bleibt ewig Sehnsucht, ewig blasse, milde Schönheit; sie verletzt an jedem Laut ihr feines, wesenloses Dasein. Es ist ein Ruf der grundlosen Fernen. Ein Ruf, den man eigentlich nie hört, weil er im eignen Blut durch den Leib kreist. Ach, ihr seid zum Sterben schön und traurig, lautlose französische Fischerschiffe! Vögel der Wünsche, leibgewordene Gedanken der Sehnsucht! . . . .

Die Holzteller des Shuffleboard flogen knallend gegeneinander, und gerade warf Meier (aus Berlin), den wir wegen seiner kräftigen Eigenschaften im Shuffleboard den „Hausknecht" nannten, meinen Teller aus zehn heraus. Die Scheibe sprang heftig erregt auf, flog sausend über die Dielen; es war einen Augenblick, als hätte sie die Sehnsucht nach den Seevögeln der Fischerkutter erfaßt; aber sie jagte gegen einen schweren Eisenknauf an der Reeling, tanzte, wie um sich schmerzhaft der Unmöglichkeit solchen Ziels zu besinnen, einmal jäh rundum und fiel dann ohnmächtig und flach nieder.

Die französischen Fischerboote schwärmten noch immer draußen dem blassen Meeresstreifen zu. Die Sonnenluft rieselte unendlich über sie hernieder. Aber, ich will euch nicht ansehn, ihr wundersamen Märchen, ihr „Sehnsucht!" Ach, ich will nicht!

An diesem Morgen kam die schöne junge Brasilianerin an Bord; sie war gleißend und geschmeidig wie ein Jaguar, und hatte die glänzend träumerischen Augen eines Rotkehlchens.

Nächtliche Hafenstadt.

Grau und grün steht die Nacht über dem Meer und an der Küste Portugals, steht . . . wie eine hohe Traumgestalt, still und bewegungslos über einem Menschenweg aller Tage . . Ich war plötzlich aufgewacht, und das grüne Bild schaute zu meinem Kajütenfenster herein. Da zog ich mich an und legte mich in einen Stuhl an Deck. Ich sah das rote Licht des Lotsenkahnes langsam heranschwanken, den Mann die Strickleiter herauf an Deck und auf die Kommandobrücke steigen. Darauf fuhr der Dampfer wieder weiter, ganz langsam, ganz vorsichtig tastend. Über mir seitwärts schwang auf einem hervorstehenden kleinen Balkon ein dunkler Mann eine Meßleine, bis sie weit und hoch im Schwung vorne gegen den Steven mit ihrem Eisengewicht ins Wasser jagte. „Veertehn Foden!" hörte ich von Zeit zu Zeit wiederholen. Dieses Wort aus dem deutschen Norden klang seltsam in der portugiesischen Nacht, entrückte sie noch mehr.

Lautlos glitten wir zwischen die Köpfe der Molen, die sich wie flach gerundete

Arme vom Land aus übers Meer legten. Nur die Brandung donnerte in freudigem Grimm. Die weißen Schlangen der Meereswogen schlugen weit her an der Küste hinab an die Mole, schnoben in die Höhe und verwandelten sich in schießende Brunnen. Auseinandergedehnt lag das Hafenstädtchen Leixoes am Ufer. Es schlief, im Schlafe von den einsamen Gehängen der Laternen geschmückt, die mit kleinem, schnellem Glanz in der hellen Nacht funkelten. Unser Dampferriese zog langsam mit kaum merklichem Vorwärtsgehen zwischen ein paar nachtschlafenden Schiffen in den vereinsamten Hafen hinein. Bald fingen die Ankerketten an grollend zu lärmen, schwiegen wieder, und knurrten von Weile zu Weile noch ein Stückchen, bis wir fest lagen. Rundum schlief die ganze Welt.

Da lösten sich vom Ufer zwei Segelboote. Sie schwebten ganz stumm auf mich zu. Der Nachtwind, der rauschend in Masten und Wanten des Dampfers lag, wölbte seinen treibenden Rücken in die manilabraunen, schweren Segel der Fischerboote und trieb sie, die im Schlafe schaukelten, nahe vorbei zum Hafen und ins Meer hinaus.

Dann war alles wieder unbeweglich. Nur der Wind tollte sausend weiter in den Wanten. Die Brandung sang donnernd gedämpft, schwoll heran und verrauschte, wie das Spiel einer erdhaften Musik. Meer, Wind und Traum. Bisweilen schlägt eine Woge nahe jenseits der dicken, schwarzen Mole hoch, flattert herüber und ins Dunkel nieder, wie ein Stoß Blüten am Abend vom Frühsommerbaume fällt. Grüne Meeresnacht Portugals! Das Hafenstädtchen liegt in dem schmalen Hügelstreifen mit langgeschichteten Zickzackreihen heller kleiner Hauswürfel. Niedrige Wälder kräuseln sich starr und schwarz, wie Negerhaar vom Kamm des Hügels herab zwischen die Häuser hinein. Das grüne Licht der Nacht sprüht auf das Nachtstädtchen, und dennoch rührt sich nichts. Die kleine Stadt ist Stein gewordener Meeresschaum. Ich denke an eine kleine Frau, in der die süße Leidenschaftlichkeit schläft und im Schlafe dennoch aus den halboffenen Augen herausleuchtet. Der Mond steht mit seinem Licht auf ihr, wie die Blicke eines ihrer sichern und sie dennoch bewachenden Geliebten, der stolz auf sie ist.

Wer mochte da schlafen und nicht bei ihr weilen?

Denn sie war ja noch mehr als eine kleine Frau mit entschlummerter Leidenschaft. Sie war ein verwegenes Piratenkastell, der Menschheit entrückt, mit wildem, romantischem, schweigendem Schlaf; eine der stummen, sehnsüchtigen, heißen Städte der Liebe, die am Meer wachen und schlafen und voll heimlich schwerer Süße sind. Und man darf ihnen nicht nahe kommen, nicht in sie hineingreifen oder gar in ihnen wohnen wollen. Falterstaub von nächtlichen Augenblicken, von ungreifbar zarten Herzensregungen liegt auf ihnen. Wie leicht ist er verwischt, und ihr Tag ist reizlos, stinkend und unsauber.

Am Steven

Wir verließen Funchal in einem beginnenden Spätnachmittag, der im dunkeln starken Licht des reglos blauen Himmels eine fast feindselige Färbung hatte. Das Übermaß an Licht lag schwer und ungelöst in starrer Masse über dem Meer. Die Ferne des Ozeans stand unter dem Horizont ohne Bewegung und als ein tiefer blauer Streifen wie von dickem, altem Schmelz. Und aus diesem blauen Schmelz lösten sich die wandernden Täler und Gebirge der Wogen und strömten ohne Unterlaß auf uns zu. Sie hoben das Schiff und ließen es wieder abwärts gleiten und fuhren am Steven hoch. Ich zog einen Leinenanzug an und stieg auf die Back. Wie eine Kerbe im Schiff liegt das Ladedeck, aus dem der Mast mit dem Strahlenkranz der Ladebäume sich plump aufrichtet, hinter der Back, und jenseits gehen die drei Decks und die Kommandobrücke hoch, wie ein Turm, der von dem ungeheuern Zylinder des Schlotes gekrönt ist.

Die Back ist immer vereinsamt. Wenn ich ganz vorne an die äußerste Spitze dieses Decks und des ganzen Schiffes trete, so erhebt sich der massige Eisenwinkel der Brüstung über dem Steven in schlagkräftigem Trotz um mich — zugleich Panzer und Bock. Und wenn ich die Brust über die Eisenwehr des Stevens schiebe, sehe ich, wie die Wogen, sich in ruhiger Macht aus dem Schoß des Meeres hebend, bedrohlich herankommen ... wie das Schiff unglaublich lange, unglaublich hoch aus ihnen aufsteigt, dann, unglaublich tief und lange niedergeht. Jetzt kann es geschehn, daß der ganze ungeheure Ozean mit seinem fürchterlichen Blau ein Schritt vor mir über dem Schnabel des Schiffes steht und sich den Anschein gibt, als risse sein wälzender Berg im Nu über Schiff und Menschen hinweg. Dann springt das Herz in die Unheimlichkeit des Meers. Aber das Schiff stößt mit langsamer, kühler Wut den Kopf in die Woge, zerspellt sie und hebt sich wieder stolz und unwiderstehlich hoch über die Wasser hinauf.

Schlägt der Steven jedoch im neuen Niedersinken an eine Woge, die grade zu reifer Fülle angeschwollen ist, so schnellt sie in ungeheurer Kampfeswollust zu wildgebogenen Wassertürmen auf, in die der Wind rast, daß sie wie zerfetzte Wolken schaumflatternd und rauschend über das Deck der Back niederstürzen und mich einen Augenblick an ihren wüsten nassen Leib ziehn und mit herumwirbeln.

Aber nun geht Madeira außer Sicht, und der Kurs weicht einige Grade westlicher. Das macht, daß der Wind auf Backbord zu stehen kommt, und die Wogen treiben zwischen der Back und dem Turm der Promenadedecks in die Kerbe des Schiffes. Ich bin jetzt wie ein Gefangener auf dem Vorderdeck. Matrosen schnallen grade die schützenden Segelkleider vor die offenen Hallen der Decks, und nur das braune, glasverschlossene Steuerhaus lugt hoch oben

vorsichtig einen Streifen heraus. Auch Meier schiebt seinen roten Kopf einmal durch einen Spalt in der Verkleidung und schaut lange übers Meer. Die Wellen treiben gegen die hohe, verschlossene Wand und brausen dran hoch. Dann zerschellen sie, hüllen rauschend und brausend die Schiffswand ein und trommeln donnernd auf das Deck nieder, der Wind reißt sprühende Dolden von Perlen aus ihnen ab, und der Abendhimmel sendet von fern die Feuer seiner flammenden Gluten sacht und verhalten herüber. Die Wellenspritzer stürzen traumhaft flatternd hoch im Bogen an der Wand des Decks entlang und jenseits wieder in die See. Sie sind Reiter der Wogen. Nackte, wunderbare Geschöpfe, aus dem Rhythmus des Meeressturmes zu unendlichem Formenreichtum körperlicher Herrlichkeit geboren. So schlagen sie fliegend herüber, brücken sich auf, sausen und singen und sind im Nu etwas anderes. Eine Wolke, ein Geschmeide von Licht und Wasser, ein krauser gläserner Wald, eine süße, lockende Frau voll Nacktheit und mit Licht behangen. Sind im Nu verschwunden, subtiles Nichts, Keuschheit, Träume und Sehnsüchte . . . oder sind Tritone, die mit glitschigen, grüngefleckten Leibern, schwer ausgebreiteten Armen und wunderbar plump im donnernden Lachen gegen die hohe Wand des Aufbaus fliegen, daß die Wassermassen klatschend bis zur Kommandobrücke hinauftreiben . . . plötzlich aber in weißem, blankem Verflattern Visionen himmlisch lieblicher Nereiden werden. Ihr Weg bleibt glanzvoll an den Wänden hängen und hat lange nachher noch an allen Gesimsen Ketten leuchtend wandernder Silberperlen und einen wohlig duftenden Sprühregen.

Und das Schiff treibt auf und ab, wie eine schaukelnde Wolke in der Wollust des ewigen Firmamentes. Der Wind liegt mit hünenhaften Armen in der Harfe des Takelwerkes. Toller, ungestümer, mächtiger kommen die Wellenspritzer, sind grüne Goldleiber und werden silberne Perlenwiesen, flatschige Wellenreiter und werden Nereiden erfüllter Sehnsucht und singen wie eine Sommerblumenwiese und eine Juninacht, singen, singen, stundenlang: Hohes Lied, hohes Lied!

Tropische Nacht

Dann fuhr man sechs Tage lang, wie auf der Spannung eines Bogens, über verborgene, gewaltige, belastete Tiefe, und auf uns baute sich die Unendlichkeit leicht und weit gebrückt. Und in der Ungeheuerlichkeit dieser Ozeanwüste stand eines Nachmittags St. Pauls Roc, ein öder, gebleichter, harter Felsen mitten im Meer, schwermütig und erschreckend, wie ein Schrei in der Nacht. Wir glitten schnell dem Äquator zu, und die Nacht sollte uns über ihn hinwegbringen. Gegen Abend ballten sich über dem Rande des Ozeans rasch Wolkenberge, kurze, dicke Kegel, in jagender Reihe, mit kurzem Fall. Sie fingen in ihrer langen, zackigen Flucht die gesättigten Strahlen der Sonne und er-

hitzten sich zu Kegeln von fließendem Gußeisen, das über den flaumigen, hundertfarb goldenen Wolkenebenen zu seinen Füßen feuerig starrte. Zwischen den Graten dieses Feuergebirgs und in breitem Streifen drüber lag wie in einem Meer eine Flur von violetten zerzupften Flocken. Sie flatterten zahllos und reglos durcheinander, eine Welt farbiger Blätter, die von ungeheuern Herbstbäumen sanken und in den Lüften hängen blieben. Sie schienen aus der wuchtigen Bank der karminenen Masse zu fallen, die, schwer und innerlich gewaltsam erhitzt, von weither neben dem tiefruhigen steinernen Blau des südlichen Himmels brannte. Fast sinnlich aber waren die wilden Haufen des Violetts, die beiderseits sich in den karminrauchenden Wolkenleib preßten. Durch alle diese Länder von Flammen und Glut schlugen, wie Speichen eines überirdischen Rades, ein paar schnelle, gewaltige Strahlenbalken der Sonne hoch auseinander.

Doch fern hing über einem Tal, in dem alles von Gold schrie, eine einsame, graue, starre Regenwand. Und ihren dunkeln Leib zusammen mit all dem flammigen und jach brennenden Erglühn empfing das Meer und gab es in neuen Einfällen wieder.

Die Farben und Brände aber wandern. Wie ungeheuerlich drehende Räder gehn die Ereignisse des Himmels. Einmal erloht alles in verfließendem Karmin, das Schiff brennt auf in der Farbenhitze, die Menschen, die mit aufgerissenen Augen an der Reeling liegen, lösen sich in das starre, heftige Licht, und gleich verrinnt unmerklich die Glut wieder zu Wolkenbergen und -Gründen. Die Berge winden sich langsam zu fabelhaften Tieren auseinander, die Tiere drehn sich schnell aus den starren, grauen Mauern der Wolken auf, die nicht mehr von den Sonnenstrahlen berührt werden. Eine verrückt gigantische Katze buckelt lodernd an der Seite eines knolligen, entsetzlich aufgeblasenen Krokodils, dessen Flanken flammen; neben ihm steigt ein goldenes Kamel, feurig, ruhig und riesenhaft empor und aus seinem Maul wächst eine Riesenplatane schräg in die Luft. Indessen fällt die Sonne immer tiefer. Die entsetzlichen Wolkentiere dehnen und verziehen sich wie in schmerzhaftem Zwang zu wahnsinniger Schlankheit, werden aus Tieren zu hohen, zerrissen wulstigen Bäumen und stehn bald gegen das bewegungslose Flimmern der Luft, schwarz und bleich, und in willkürlich zertröpfelnder Ornamentik, wie Blei, das in Wasser geschmolzen wird. In seinem unwahrscheinlich kühnen, doldenähnlich zerpflückten Vornüberhängen droht es niederzusinken. Hinter diesen phantastischen Baumwülsten senkt sich mit traurig ferner, still reiner Helligkeit der Tag grün in die Tiefe des Raums, und das Meer ist, wie aus einer Schlucht heraus, bronzen kalt beleuchtet.

Über dem Schiff jedoch liegt das zauberhaft blaue Kristallgewölbe des Tropenfirmamentes, aufsaugend, groß und herrisch. Das Märchen im Wolkenland hat es nicht berührt. Die maßlose Eintönigkeit seines Blau ist angstvoll einsam für uns Sterbliche, deren Träume ewiger Hunger, deren Seelen ewiges Rufen

in den wandernden Abenteuern des tropischen Sonnenuntergangs auf zwei Augenblicke einen bildgewordenen Zustand ihrer selbst gefunden hatten. Es ist eine schmerzhaft starre Raumlosigkeit, die im Ozeanhimmel über uns lastet, etwas grausam Körperloses, in das wir verzweifelt und haltlos hinabfallen. Mit der steigenden Nacht löst sich aus den Höhen eine Hitze, die breiern und plump auf Körper und Gedanken niederdrückt. Unter ihrer Last sitzen wir bald in beschwerlicher Gesellschaftstoilette hinter den endlosen Gängen des Diners, an das man kaum rührt. Die Ventilatoren schwingen vergeblich über unsern Köpfen und blasen ihr Schnurren in die ermatteten Lieder der Schiffskapelle.

Endlich ist es vorbei, und ich stürme zu meiner Kabine, um leichtes Zeug und ein weiches Hemd anzulegen. Dann will ich draußen an Deck gegen die Hitze kämpfen. Die Nacht ist finster, und heimtückisch kommt ein leiser heißer Wind aus ihr. Es ist unerträglich, man sitzt in der Schwüle wie in einer muffigen und lichtlosen engen Zelle.

Ich gehe lieber zu Bett. Ich zieh mich in der Kabine aus und weiß doch, daß ich nicht schlafen kann. So streckt man sich denn schließlich ohne alle Kleider aufs Sofa. Zu den geöffneten Fenstern fällt die Tropenhitze herein, legt sich schwer auf den Leib und bewältigt einen, ehe man sich dessen versieht. Man wehrt sich nicht mehr gegen sie, und sie treibt nun quirlend den Schweiß aus allen Poren. Langsam rinnt er am Leib, bedeckt alle Glieder, wie Morgentau die Pflanzen, frisch und duftend, und löst den Körper auf. Dann hat man die köstlich befreiende Vorstellung, als schieden nun Krankheit, viel Körperbeschwerlichkeit und alles Überflüssige aus dem Blut. So weich und befreiend sind diese Tropenhitzen, und gewiß wohnt eine mächtige, feine Heilkraft in ihnen. Das körperliche Wohlsein schlägt in Wechselwirkungen in die Seele hinein. Gefühle und Gedanken treiben froh auseinander, umfassen, was sich bis dahin entzogen hatte, in seligen Umarmungen. In schwelgendem Nichtstun genießt man auf einmal die bequeme, wohlhabende Gutlebigkeit des Daseins auf unserm Hapagdampfer, während als seelisches Gewicht immer und immer wieder das Meer auf dem andern Arm der Wage steht. Nun muß ich jedoch diese Stimmung weiter in die Nacht leben. Ich ziehe mich wieder an und geh' auf die Promenadedecks. Ein paar vereinsamte schlaflose Menschen treiben sich in den Gängen. Im Musikzimmer ist Licht, und ich sehe zu einem der offenen Fenster hinein die junge, dunkle Brasilianerin an einem Brief schreiben. Aber ich schiebe mich mit der Brust über die Reeling und empfange den Wind der Nacht. Er legt sich lauwarm, wie das Streicheln dunkler Finger um mich, und ist angefüllt von einem unsagbar feinen und köstlichen Wohlgeruch. Um eine schwarze Wolkenbank steigt die Feierlichkeit des südlichen Sternenhimmels empor. Doch der Ozean ist schwer dunkel. Ich höre nur die Stürze seiner unsichtbaren Wogen und sehe nichts, wie das Fahrwasser dunkel und blasig am Schiffrumpf quellen

und darin wie Sterne die grünfeurigen, immer wieder aufdunstenden Kugeln glühender Tiere wirbeln. Unaufhaltsam gehn die karg beleuchteten Promenadedecks, die das leise rollende Schlagen der Maschinen durch die kostbare Unheimlichkeit der nächtlichen Atlantik treibt, in den Raum der Welt. Vielleicht überqueren wir in diesem Augenblick den Äquator? Wie bedeutsam wäre das! Wenn man es nur genau wüßte! Aber im Grund ist es ja einerlei. Was kann seine imaginäre Linie schließlich noch zu der Tiefe und Süße dieser Meeresnacht fügen, denn in all diesen vergangenen Tagen hielt ja nur das Meer alle Ekstasen, alle Schauer, all das der Welt-Angehören mit seinen göttlichen Armen über mein Dasein. Immer das Meer!

Auf einmal erklingt im Damenzimmer ein Ton, eine Reihe quirlt aus ihnen auf, schnell, stärker und drängender, und in Bündeln von brausenden Kadenzen fällt mir die zweite Rhapsodie von Liszt ins Blut, daß meine nächtliche Ergriffenheit ins Maßlose, ekstasisch Befreite fliegt.

Ich hob mich von der Reeling und sah die junge Brasilianerin vom Flügel wegtreten und, heftig sich fächelnd, aufs Deck herauskommen. In ihren Augen scholl noch das Feuer des Spiels. Sie kam zu mir, legte ihre Hand auf die weiße Brüstung und beugte sich in den Tropenwind der Nacht. Da mußte ich leise und fromm mein Gesicht auf die wundertätige Hand neigen.

„Für Liszt!" sagte ich wegblickend.

Sie legte mir aber die Hand sacht auf den Arm und fragte:

„Hat es Sie ergriffen?"

„Ja!"

„Dann schreiben Sie mir eine Erinnerung in meinen Fächer!"

Und auf eines der schmalen Elfenbeinplättchen schrieb ich dann:

„Sinfonie en M: la Musique, la Mer, l' aMour, la Mort!"

In dem Augenblick, wo sie das Geschriebene las, begann, vom Wind gestoßen, ein warmer Regen mit fingerdicken Strähnen ins Deck zu schlagen, und trieb uns davon.

Der Wert der Konventionen/ von Oscar A. H. Schmitz



ultur ist ein Komplex von Werten, die nicht erworben, nicht erlernt, allenfalls entwickelt werden können. Sitte, Gebärden, Geschmack, Takt, Sensibilität, Welterfahrung usw. gehören dazu.

Zivilisation ist ein Komplex von Werten, die man sich aneignen, erlernen, kaufen, nachmachen kann; zu ihr gehören alle materiellen Vervollkommnungen des Lebens, ferner Hygienie, Wissen, Gesetze u. a.

Die Konventionen sind gleichzeitig Produkte der Kultur und der Zivilisation. Soweit sie ein äußeres Tun und Lassen regeln wie grüßen, Besuche machen, Tageseinteilung, Kleidervorschriften, überhaupt soweit sie auf irgendwelchen Erwägungen und auf Ökonomie beruhen, gehören sie der Zivilisation an. In seinen Gruß Distanz oder Grazie legen, sich mit dem Modezwang anmutig auseinandersetzen, das erfordert Kultur.

Die Konventionen sind gewissermaßen die Spielregeln der Kultur. Wer bei ihrer Erfüllung dies nicht vergißt, wird niemals unter ihnen leiden. Nichts ist unkultivierter, als sie zu ernst zu nehmen, sei es als ihr gefügiger oder empörter Sklave, sei es als ihr unverantwortlicher Freigelassener. Es gibt freilich Gesellschaftsklassen, für welche die Konvention ein Fetisch ist, dem alles geopfert wird, Geschmack, Behagen, Gefühle, ja, das Glück. „Was werden die Leute zu meinem Leben sagen?" Die Leute! Ein Götze, unpersönlicher als Jehova, ein Ungeheuer, das im Dunkeln wirkt, und sich höchstens von Zeit zu Zeit durch seinen unwillkommenen Geruch bemerkbar macht; will man es fassen, so entgleitet es, denn niemand will zu den „Leuten" gehören. Man selbst denkt ja ganz vernünftig, aber die Leute! Die jüngere Generation sucht sich nun diese Mittelstandsfurcht abzugewöhnen. Die moderne Literatur des gebildeten Bürgertums kämpft an gegen den Zwang der Konventionen, die sie als lügnerische Nachahmungen aristokratischer, in der Hofluft, meist in französischer, gewachsener Formen empfindet. Diese Formen werden heute nicht mehr als eine Erleichterung, sondern als eine Hemmung des auf Zweck-Vernunft gegründeten Lebens empfunden. Darin liegt ein zweifellos gesunder Kern. Was sollen die Urteile und Sitten einer „société polie" für den, der ihre Wohltat nicht genießt? Für ihn werden sie Vorurteile und Unsitten. Warum soll sich jemand einen ihm unbequemen Ehrenkodex aneigenen, wenn er von den Erfindern dieses Kodex doch nicht für ganz voll genommen wird? Warum soll in engen Verhältnissen die strenge Bindung des Liebeslebens gelten, die nur vom Standpunkt großer Familieninteressen aus berechtigt ist? Warum muß ein besitzloses Mädchen verkümmern, um nicht gegen die Familienüberlieferungen zu verstoßen, von denen sie ganz und gar nichts hat, während das voraussetzungslose Geschöpf aus dem

Volke wie ein Singvögelchen den Frühling seiner Jugend genießt? Warum soll man den Luxus eines Salons bezahlen, wenn man nicht empfängt, warum auf Reisen, Schauspiele und dergleichen verzichten, weil die allein standesgemäßen Hotels, die höheren Klassen der Eisenbahnen, die vornehmen Theaterplätze teuer sind? Nichts ist echter und aufrichtiger als das Abschütteln solcher Konventionen durch einen Stand, für den sie nicht gemacht sind. Nur glaube man nicht, daß damit irgendein objektives Urteil über den Wert der Konventionen an sich gewonnen ist; denn alle diese abgeschüttelten Konventionen sind dadurch nicht als schlecht, sondern nur für bestimmte Menschen als unfruchtbar erkannt. Die, denen zur Erleichterung oder zur Stilisierung des Lebens Konventionen wertvoll sind, werden ganz von selbst jenes alte aristokratische Erbe antreten und es ihren heutigen Bedürfnissen entsprechend verwalten und wohl auch umformen. Nur der aber wird sich vernünftigerweise einem solchen Gruppenzwang unterwerfen, dem diese Gruppe dafür alle Vorteile der Zugehörigkeit gewährt, denn für ihn ist es kein Zwang, sondern ein natürlicher sozialer Trieb. Leider gehen die Bekämpfer der Konventionen so weit, das für sie nicht Passende als überhaupt schlecht abschaffen, entwurzeln zu wollen und begehen damit den Fehler, in den jeder geistige oder praktische Radikalismus verfällt. So recht sie für ihre kleinen Privatverhältnisse haben, so unrecht tun sie, wenn sie den einen Heuchler nennen, der sein Privatleben fremden Blicken nur in einer verallgemeinernden Stilisierung darbieten will, wie er es, ohne sich vor Hinz und Kunz rechtfertigen zu müssen, jeden Augenblick vertreten kann. Diesem Zweck dienen die Konventionen. Es gibt viele Handlungen, die man vor sich und dem, den sie wirklich angehen, zu verantworten vermag, die aber so „individueller", zarter Natur sind, daß man sie dem Urteil der Leute nicht aussetzen darf. Es gibt Dinge, die, durch das vergröbernde Prisma der Öffentlichkeit gebrochen, total ihren Charakter verändern. Darum ist es dann eine große Erleichterung, daß die Konventionen davon entbinden, den Leuten unsere Liebe zu Fräulein X. oder den Grad dieser Liebe anzuzeigen, indem sie uns die Pflicht auferlegen, die praktische, undiskutable Tatsache einer Verlobung oder Vermählung den Bekannten mitzuteilen. Dadurch wird der individuelle Charakter unseres Schrittes vor neugierigen Augen verhüllt. Wir und Fräulein X. werden schon Bescheid wissen, die Welt aber erfährt nur, was sie angeht, nämlich, daß wir von jetzt ab zu zweit erscheinen werden. Wer allzu harmlos seine Handlungen und die ihnen zugrunde liegenden Empfindungen der Umgebung zur Kritik aussetzt, wird sich regelmäßig über die Gemeinheit und Dummheit der Welt zu beklagen haben. Die Schuld liegt aber allein an ihm; er kann nicht verlangen, daß jedes Wesen auf ihn eingeht und ihn versteht. Die Menschen, die durch Mißverständnis und Entstellung einen bösartigen Klatsch brauen, brauchen durchaus noch nicht bösartig zu sein. Etwas Schwatzhaftigkeit, Freude am Flunkern, an witzigen Übertreibungen,

ironischen Wortspielen genügt häufig, ohne die Beihilfe von Neid und Intrigue, um einen guten Ruf langsam zu untergraben. Um sich gegen die Entstellungen zu schützen, die nach einem Naturgesetz die Tatsachen erleiden, wenn ihr Bericht durch den Mund mehrerer gegangen ist, hat man die Konventionen zum Schutz erfunden, welche die individuellen Angelegenheiten so stilisieren, wie man sie aufgefaßt zu sehen wünscht. Dadurch werden die Konventionen gerade nicht zum Hemmnis, sondern zum Schutz des individuell verfeinerten Lebens. Wenn jemand erzählt: ich liebe Fräulein X., so gibt er jedem das Recht, über seine Liebe zu urteilen, zu lächeln, zu spotten usw. Wenn er dagegen sagt, ich heirate Fräulein X., so mag man über die Vernunft eines solchen Schrittes reden soviel man will, die Zartheit der Empfindungen kann in keiner Weise berührt werden. Wie aber, wenn man Fräulein X. liebt, ohne sie zu heiraten? Dann hat man erst recht die Verpflichtung, die Konventionen aufs äußerste zu beachten, um Fräulein X. vor allen Unannehmlichkeiten zu schützen, die diese riskierte Situation für sie hat. Die Liebe ist bekanntlich der Punkt, wo die göttliche und die tierische Natur des Menschen am engsten zusammenstoßen. Nichts ist entsetzlicher, als wenn über die Art dieses Zusammenstoßes die Öffentlichkeit sich ein Urteil erlaubt. Es ist einfach nicht möglich, die zartesten Liebesbeziehungen in einer rohen Umgebung aufrecht zu erhalten, die davon nur oberflächlich weiß, sie als Cochonnerie betrachtet, dies Tag für Tag äußert und dadurch eine Atmosphäre der Unreinheit und des Hasses um diese Beziehungen schafft. Nicht als ob eine solche Liebe dadurch unrein würde, aber sie verliert ihre Unbefangenheit, ihre Blumenhaftigkeit, kurz ihren Schmelz. Sie sucht sich vor sich selbst anzuerkennen, zu rechtfertigen, was sie vorher nicht nötig hatte; sie wird zum Prinzip, womöglich zur kriegerischen Forderung; so wird sie häßlich oder sie erstickt in Dornen.

Warum sind aber die Menschen so schlecht? fragen harmlose Gemüter, daß sie in dieser Vereinigung des Göttlichen und Tierischen, genannt Liebe, immer mit Vorliebe das Tierische sehen? Ach, das ist eine sehr einfache Geschichte: Die Liebe zweier Menschen wirkt nun einmal auf Unbeteiligte immer mehr oder weniger humoristisch oder fordert zum mindesten zu Scherzen heraus, deren Grenze je nach Temperament und Bildung sehr weit gezogen ist. Darum haben auch die besten Witze meist eine erotische Beziehung. Gewöhnlich kann man sie gar nicht einmal in Damengesellschaft erzählen. Ernstgemeinte Theaterstücke stürzen am leichtesten über den häufig unfreiwilligen Humor einer Liebesszene. Der ungeheuere Kontrast, in dem die Liebe häufig zu dem ganzen übrigen Ich eines Menschen steht, zu seiner Haltung, seiner Stellung, seinem Alter, seinem Äußeren, seinen Prinzipien, seinem Beruf, alles das war, seit die Welt besteht, eine Fundgrube menschlichen Witzes und Humors. Die heitere Literatur aller Völker beruht darauf. Das Allerkomischste ist vielleicht, daß die beiden von der

Liebe selbst betroffenen Wesen ihren für jeden anderen auf den ersten Blick erkenntlichen Ausnahmezustand nicht sehen. Dazu kommt, daß die Liebe meist mit derjenigen Eigenschaft verknüpft ist, die in unserem zivilisierten Leben vielleicht noch als die brutalste, primitivste gelten kann, mit der Eifersucht. Kein Besitz wird rücksichtsloser gehütet, beneidet und geraubt, als der eines geliebten Wesens. Selbst wenn wir ganz absehen wollen von dem Schamgefühl, das heute manche nur für eine Konvention halten, und von den zweifellos physiologisch unschönen Dingen, die mit der Liebe häufig zusammenhängen, so wird alles dies in allen Zeiten, wie auch Sitte und Recht sich immer gestalten mögen, die Geheimhaltung der Liebesbeziehungen verlangen. Der Schutz durch Konventionen ist jedenfalls bereits eine sehr zivilisierte Milderung gegenüber dem durch Haremsmauern.

Die Konventionen sind oft Lügen, gewiß; aber diese Lügen beeinträchtigen den Charakter weniger als die Entstellungen, welche die Tatsachen durch das Geschwätz der Umgebung erfahren. Daß man andere über seine Privatangelegenheiten, sei es durch Worte, sei es durch Gebärden, belügt, muß erlaubt sein. Es gibt nur eine Lüge, die unbedingt unmoralisch ist, weil sie den Charakter verdirbt: die Lüge gegen sich selbst. Sonst hat niemand uns gegenüber ein bedingungsloses Recht auf Wahrheit. Die Wahrheit ist meistens so kompliziert, daß man sie unmöglich jedem Außenstehenden klar machen kann. Um sich vor mißverstehenden Kommentaren zu schützen, muß man die Wahrheit häufig verhüllen. „Wenn ich etwas, was ich tue, für gut halte, dann kann ich es auch in der Öffentlichkeit vertreten." So sagen heute viele Schwärmer der Aufrichtigkeit und sie vergessen das eine: Wären die Dinge so einfach, daß man sie in ihrem Wesen jederzeit der Öffentlichkeit klar machen könnte, wie sie wirklich sind, dann könnte man allerdings, was man vor sich selbst verantworten kann, auch vor der Öffentlichkeit verantworten. Aber welches noch so anständige Privatleben ist nicht leicht zu beschmutzen, wenn z. B. im Falle eines Prozesses ein gegnerischer Anwalt ohne Tatsachenentstellung nur das Was und nicht das Wie darlegt. Was aber nützt es, die Wahrheit zu sagen, wenn sie so verwickelt ist, daß sie notgedrungen eine falsche Auffassung hervorrufen muß? Wieso ist sie dann besser als eine Lüge? Gerade die psychologische Erkenntnis unserer Zeit sollte das anerkennen. Wäre mit dem öffentlichen Zugeständnis einer illegitimen Liebe z. B. tatsächlich etwas Wesentliches zugestanden, so könnte man es vielleicht ethisch begründen, daß man sich ihrer nicht schämen und nicht heucheln soll. Da aber damit gar nichts über das Wie gesagt ist, sondern nur dem Spottbedürfnis, der Eifersucht, dem Neid oder der Bosheit Nahrung gegeben wird, wollen wir uns der Konventionen freuen, die uns, besonders aber den Frauen, verbieten, andere als eheliche Beziehungen der Geschlechter zuzugeben. Da wir nun schon einmal von Ethik sprechen: es gehört häufig eine sehr viel stärkere sittliche Kraft dazu,

ein nicht alltägliches Privatleben hinter den Konventionen von Besudelung und Hemmung unberührt zu halten, als zu jener Allerweltstreuherzigkeit und dem Bedürfnis nach Geständnissen und Aussprache, die gerade schwächliche und oft auch innerlich verlogene Menschen so häufig haben. Ein selbstbewußter Charakter, der die Konventionen beherrscht, ist eine höhere Blüte der Menschlichkeit, als der unzufriedene Intellekt, der sie mit billigen Einwänden bekrittelt. Man darf freilich kein pedantischer Moralist sein, um in einer gewissen gesellschaftlichen Heuchelei, die manches verschweigt, einen tieferen Respekt vor eigener und fremder Menschlichkeit zu erkennen, als in haltloser Offenheit. Wer die Formen beherrscht, wird sie nicht mehr als Hemmnisse, sondern als Stützen erkennen. Er wird lernen, sich mit Hilfe der Konventionen, ohne anzustoßen, zu isolieren, wenn es ihm paßt, und ohne ihr Sklave zu werden, sich der Geselligkeit zu erfreuen, wenn sein Herz danach begehrt. Nur die Unfähigkeit, die Konventionen zu meistern, läßt viele Leute sich in der Gesellschaft unbehaglich fühlen, sie als eine Last empfinden. Sie verfallen darum einer Einsamkeit, die sie auch wieder eigentlich nicht wollen. Würden sie sich zu kleinen befreienden Unwahrheiten verstehen, so könnten sie leicht den Strom freundlicher und feindlicher Besuche, die an ihre Tür klopfen, regeln.

In Deutschland findet man noch zu viele kleinliche Sklaven der Übereinkömmlichkeiten, und darum als notgedrungenes Gegengewicht wildgewordene Sanskulotten. Ganz anders als ihre groben Argumente muten die Scharmützel an, welche die skeptischen französischen Moralisten des achtzehnten Jahrhunderts, z.B. Chamfort, den Vorurteilen des „monde“ lieferten. Jedes Wort dieses die Gesellschaft höhnenden Schriftstellers setzt feinste gesellschaftliche Kultur als selbstverständlich voraus und wird seines ganzen Wertes beraubt, wenn es ein Barbar für seine Zwecke zitiert. Dasselbe Urteil ist ein anderes im Munde eines Zugehörigen und eines Draußenstehenden. Diejenigen aber, welche die Konventionen angreifen, sind meistens solche, die ihren Wert zu erproben niemals Gelegenheit hatten.

Der Haupteinwand gegen die Konventionen wird im Namen der Überzeugung gemacht, die man angeblich immer auszusprechen habe. Dieser Irrtum ist der Grund, warum deutsche Geselligkeit so leicht in Zank ausartet.

Das neue Strafrecht/ von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy

Wir haben das neue Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich schon lange kommen sehen. Die ferne Staubwolke, die, aufgewirbelt von heftig streitenden Angehörigen verschiedener Strafrechtsschulen, sein allmähliches Nahen verkündete, hat in den letzten Jahren freilich viel von ihrer prophetischen Bedeutung eingebüßt. Aber das Reichsamt der Justiz war auf die Durchführung des neuen Werks ernstlicher bedacht als man wohl im Parlament und in der geschriebenen öffentlichen Meinung glaubte. Da man den kämpfenden Professoren nicht die Herstellung des neuen Strafrechtsbaus überlassen wollte — dabei wäre, in der gemeinrechtlichen Juristensprache geredet, jedenfalls mehr ein status controversiae als ein status causae herausgekommen —, so beschäftigte man die meisten von ihnen an einem kleinen Turmbau von Babel, der „Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts". Dabei ist ein Werk entstanden, das der deutschen Rechtswissenschaft große Ehre macht, und von dem die künftigen Strafgesetzgeber aller Länder vielfachen Nutzen haben werden. Unterdessen arbeitete eine stille Kommission im Reichsjustizamt den „Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch" aus, der im Herbst des vorigen Jahres, nebst zwei Bänden voll Begründung, veröffentlicht wurde. Er kam zuletzt fast überraschend, vielleicht für seine eigenen Väter. Wir haben eine äußere Technik der Gesetzgebung in unserem jungen deutschen Staatswesen so wenig wie eine innere; aber wir haben gewiß eine vorsichtig überlegende Gesetzgebungspolitik, und man wird sich reiflich überlegt haben, ob es gut tun werde, den Vorentwurf der Lucasschen Fünfmännerkommission unmittelbar aus der Stille des Arbeitszimmers auf den offenen Markt hinausgehen zu lassen, oder ob man erst noch die Magier berufen sollte „zu deuten die Flammenschrift an der Wand".

Die Wahl des ersten Wegs war ratsam. Man brauchte kaum einen heftigen Aufruhr, eine Verurteilung des Entwurfs in Bausch und Bogen zu fürchten. Dazu ist er zu schwer, zu zäh. Mag sich einer auch beim ersten Lesen schon an vielem stoßen — am Ende ist er doch eher niedergedrückt als kampflustig. Vor dem Schwabenritter, der in dieses Paragraphenheer hineinsprengt und sie, einen halben Türken zur Rechten, einen halben zur Linken, aus ihren wohlverschnallten Sätteln haut, haben wir gute Ruhe. Die Kritik wird fein nach und nach an die Arbeit gehen; die Theoretiker werden, vom weltgewandten Realisten bis zum verbitterten Träumer, ihre Sprüchlein dazu sagen; der eine wird loben, was ihm aus seinen Schriften ins Gesetz übernommen zu sein scheint, der andere tadeln,

daß man ihn nicht eifriger gelesen hat — dem Entwurf wird das nicht weh tun. Die Juristenvereine, in denen der Anwalt dominiert, werden mit dem neuen Strafgesetz so glimpflich umgehen als sie mit den Prozeßnovellen schimpflich getan haben. Und der Reichstag?

Die Behandlung, die er den Justizgesetzen angedeihen läßt, ist neuerdings einem deutschen Reichskanzler aufgefallen. Er hat das Hohe Haus wichtigen Vorlagen gegenüber stumpf und teilnahmlos gefunden, Vorlagen, die der Rechtsordnung bis an ihre Wurzeln gehen, und bei denen man nicht nur von den Gebildeten und Edeln im Volk, sondern auch von der niedern, prozeßführenden, delinquierenden Menge ein lebhaftes Gefühl ihres höchst diskutabeln Charakters hätte erwarten sollen. Auf die Mißbilligung dieser Gleichgültigkeit ist der Reichstag mit all der Energie eingegangen, die er vorher an der Beratung der Justiznovellen gespart hatte. Man hat es dem Reichskanzler gesagt: Wenn er nächstens die bekannte Abhängigkeit, in der sich jeder Mensch von jedem andern, wo nicht gar von sich selbst befindet, in ihre letzten Konsequenzen durchdacht hat und eine Novelle zur Beseitigung des diesbezüglichen Irrsatzes aus dem Gerichtsverfassungsgesetz (Paragraph 1: „unabhängige Gerichte") einbringt, so braucht er sie nur recht schlecht zu formulieren und durch einen Mandarin mit möglichst kleiner Knopfzahl und ohne militärischen Rang dem Reichstag zuzuschicken, dann wird dieser nach dem Grundsatz: Wie man in den Wald ruft usw. für die niederste Präsenzziffer der Session sorgen, seine unhörbarsten Mitglieder über die Vorlage sprechen lassen und sie, zum Zeichen seines Bewußtseins von der Ungehörigkeit jenseitigen Vorgehens, ohne Änderung annehmen.

Ist das nun nicht ein glücklicher Zustand? Muß man sich nicht wundern, daß es immer noch Menschen gibt, die freiwillig auswandern? Denn sicherlich versteht doch von einem Gesetzentwurf niemand so viel wie der, der ihn gemacht hat, und je weniger man ihm drein redet, desto besser macht er's. Darein geredet wird ihm aber bei uns sehr wenig, außer er mache einen Versuch, die Presse oder den Automobilisten unter das gemeine Recht zu bringen. Denn sicherlich versteht doch von den Bedürfnissen der Presse und des Automobilfahrers niemand so viel wie die berufenen Vertreter dieser beiden „Zeichen der Zeit", und je weniger man ihnen darein redet, desto besser.

Ich schlage also nicht vor, daß man das alles ändern sollte. Ich lasse mir nicht einfallen, dem Deutschen Reich das Oberhaus mit den Richter-Gesetzgebern zu wünschen, das ihm Herr Lloyd George gewiß gern für ein Stück Schwarzbrot und Hundewürstchen ablieẞe. Ich bin ganz überzeugt, daß wir nicht besser vom Fleck kämen, wenn wir zur Durchsiebung eines Reformvorschlags freie Kommissionen bildeten — nach dem Muster der Ehescheidungs-Kommission, die jetzt in L. tagt, in der das Haupt der Staatskirche, bedeutende Frauen, Parlamentsmitglieder, ein berühmter Anwalt, hohe und niedere Richter sitzen

und Tag für Tag die erfahrensten Leute aus Stadt und Land hören, befragen, ins Kreuzverhör nehmen. (Hoffentlich merkt keiner von meinen freundlichen Lesern, welche Stadt sich hinter dem Buchstaben L. verbirgt. Ich bin in diesen Dingen gewitzigt, seit ich mir mit dem Lob des englischen Richters in meinem vorigen Rundschau-Aufsatz den deutschen Zorn eines Kollegen zugezogen habe. Er hat aus diesem Aufsatz herausgelesen, daß ich den deutschen Richter verspotten wollte. Ich kann ihm ehrlich versichern, daß mir das nicht im Traume eingefallen ist; ich habe im Gegenteil nur die Leute mit der Pritsche treffen wollen, die durch ungesundes Mißtrauen oder durch ablehnende Gleichgültigkeit den deutschen Richter am freien Gebrauch seiner Gaben und Kräfte hindern. „Freilich," sagt der Kollege, „unsere Richter werden nicht ausgebildet wie die englischen. Sie sind nicht zunächst zwei Jahre Sekretär des Gouverneurs von Jamaika. Aber wenn Mendelssohn S. 1687 demgegenüber spottend auf die Referendarsjahre von Dinglingen und Krähwinkel verweist, so möchte ich betonen: Auch ich bin Referendar in einer kleinen, bescheidenen Stadt gewesen." Man wird verstehen, daß ich keine Lust habe, mir noch ein solches argumentum ex homine zuzuziehen. Ich werde von den Herren Referendaren in D. und K. denen, die es werden wollen und denen, die es gewesen sind, nicht mehr im ungebührlichen Ton überseeischer Vergleiche sprechen — sogar von denen nicht, die keine großen Richter nach meinem Herzen geworden sind.)

Aber wir werden uns in Bescheidenheit überlegen dürfen, ob uns als Bürgern, die im Schutz des Strafgesetzes ihr sicheres Schläfchen tun wollen, und vielleicht doch auch als zukünftigen Delinquenten, mit dem ungestörten Gesetzwerden des Lucasschen Entwurfs gedient ist. Will man ihm einen recht schläfrigen Reichstag und eine mit Wahlreform und Schiffahrtsabgaben anderweit beschäftigte Presse wünschen?

Man möchte das wohl tun aus dem menschlichen Gefühl heraus, daß jeder gute Arbeiter seines Lohnes wert ist. Gute Arbeit ist der Entwurf. Die Absicht war, ein Gesetz zu schaffen, das besser sei als das jetzige Strafgesetzbuch. Nur der praktisch unverständige Schwärmer kann darauf ausgehen, sein Ideal eines guten Strafgesetzbuchs den gesetzgebenden Faktoren als Gesetzentwurf anzubieten. „Der Entwurf hält es für seine richtig verstandene Aufgabe, in strenger Anknüpfung an das historisch Gewordene das allgemeine Strafrecht auf diejenige Stufe zu heben, die nach den jetzt herrschenden Überzeugungen als die nächst höhere anzusehen ist. Er will bewußterweise auf den zweifelhaften Vorzug blendender, aber nicht probehaltiger Neuerungen verzichten, dagegen vor solchen Neuerungen nicht zurückscheuen, die sich als eine dem gegenwärtigen Rechtsempfinden entsprechende vernünftige Fortbildung des bisherigen Rechts erweisen . . . Soweit sich der Standpunkt des Entwurfs hiernach überhaupt wissenschaftlich kennzeichnen läßt, kann er etwa dahin bestimmt werden, daß der

Entwurf im allgemeinen zwar auf dem Boden der sogenannten klassischen Strafrechtsschule steht, jedoch der modernen Schule eine Anzahl von Zugeständnissen macht, die von dem Bedürfnis der Zeit und von der öffentlichen Meinung nicht mit Unrecht gefordert werden . . . Das Ideal derjenigen, welche auf möglichste Freiheit des richterlichen Ermessens hinarbeiten, müßte der Satz sein, der das Strafrecht im Besonderen Teil auf einen Paragraphen zusammenschmelzen ließe: Der Richter bestimmt die Strafe unter Berücksichtigung aller Umstände des Falles nach seinem Ermessen. Die offenbare Ungereimtheit dieses Satzes, der dem Richter diejenigen Aufgaben auferlegen würde, die der Gesetzgeber zu lösen hat, zeigt, daß der von diesem zu wandelnde Weg ein mittlerer zwischen zu großer Ungebundenheit und zu großer Beschränkung des Richters sein muß. Diesen Weg haben die Verfasser des Entwurfs zu gehen versucht."

Das offene Bekenntnis nimmt uns ein. Wer möchte so unartig sein, den Kommissionsmitgliedern zu sagen, daß sie sich das richtige Verständnis ihrer Aufgabe nicht hätten selbst attestieren sollen, oder daß der vom Gesetzgeber zu wandelnde mittlere Weg als solcher doch eben von den extravaganten Seitensprüngen der wilden Reformer und Reaktionäre bestimmt ist und ihnen im Zickzack nachgehen muß — eine rechte Verführung für diese Extremen dazu, daß sie in der äußersten Finsternis und am gefährlichsten Rand jäher Abgründe wandeln, um nur den Mann der Mitte möglichst weit nach ihrer Seite herüberzuziehen! Das, was der Entwurf sollte und was seine Verfasser wollten, haben sie erreicht, fast wunderbar erreicht, wenn man die schlechten Zeiten in die Rechnung einstellt — ich meine die Zeiten, die dem unparteilichen, nach Gerechtigkeit ringenden Geist des guten Gesetzgebers so ungünstig sind und seinem schüchtern vorgebrachten fiat justitia ein donnerndes fiat lucrum, pereat justitia entgegenschallen lassen.

Ich steche mit der Stecknadel in den Entwurfband wie die Großmutter zur Losung in ihre Bibel stach. Jede neue Stelle kommt mit dem gleichen Ergebnis heraus.

Die erste ist zufällig auch das erste Strafgesetz des Entwurfs, der Paragraph 100: „Ein Angriff auf das Leben des Kaisers oder eines andern Bundesfürsten oder des Regenten eines Bundesstaats wird als Hochverrat mit dem Tode bestraft."

Das ist die einzige Vorschrift des Gesetzes, die dem Richter das Todesurteil noch in die Hand zwingt. Beim Mord kann der Richter, der die Schuld prüft, künftig mildernde Umstände finden und dadurch dem Richter, der die Strafe verhängt, das Aussprechen der Todesstrafe ersparen; der Paragraph 212 läßt den, der vorsätzlich einen Menschen getötet und die Tat mit Überlegung ausgeführt hat, bei mildernden Umständen mit zehnjährigem Zuchthaus davonkommen. Mancher wird fragen: Gibt es mildernde Umstände für einen, der in klarem Vorsatz das Leben eines andern genommen hat, wohlüberlegt genommen hat?

Und dagegen fragt ein anderer: Wenn es mildernde Umstände für eine solche Tat gibt, ist dann noch zehnjähriges Zuchthaus die rechte Mindeststrafe? Aber der Paragraph 100 gibt schwerere Rätsel auf. Wenn es mildernde Umstände für den Mord eines gewöhnlichen Menschen gibt, der nichts mehr und nichts weniger war als des Mörders Nächster — weshalb gibt es dann keine mildernden Umstände und kein Abweichen von der einzigen starren, toten und tötenden Strafe für den, der das Leben eines Bundesfürsten angegriffen hat?

Ist es der Angriff auf das Leben des Vaters, der mit Blut gesühnt werden muß? Nein. Der Mörder seines leiblichen Vaters kann mildernde Umstände zugebilligt bekommen; und wer seinen leiblichen Vater totgeschlagen hat, der darf noch darauf hoffen, daß er die Tat mit einjährigem Aufenthalt im Gefängnis abbüßt; ganz davon zu schweigen, daß der Sohn, der nur einen mißlungenen Angriff auf das Leben seines Vaters unternimmt, nach Paragraph 213, 1, 75, 76 und 83 des Entwurfs ganz straffrei ausgehen kann. Also kann die patriarchalische Auffassung nicht der Grund des Paragraph 100 mit seiner harten Strafdrohung sein; dazu stimmt auch, daß er, im Gegensatz zum geltenden Recht, den Untertanen nicht im geringsten mehr treffen will als den Landfremden, Vaterlandslosen, den Wolf. Die patriarchalische Auffassung, bei der uns gevierteilte, aufs Rad geflochtene, in eisernen Käfigen aufgehängte Verbrecher aus Räuberromanen und Ritterstücken einfallen, ist vorbei. Der Entwurf macht „der modernen Schule ein Zugeständnis". Die Begründung zum Paragraph 100 sagt darüber: „Die ursprünglich mit dem Begriff des Hochverrats verbundene Vorstellung, daß er ein zwischen dem Täter und dem angegriffenen Herrscher oder Staat bestehendes besonderes Treuverhältnis verletze und daß er gerade um deswillen besonders schwer strafbar erscheine, ist im Laufe der geschichtlichen Entwicklung aufgegeben. Dem neueren deutschen und ausländischen Recht sind der Wert des angegriffenen Rechtsguts und die besondere Gefährlichkeit der Angriffshandlung ausschlaggebend." Dieses Rechtsgut ist die ungestörte Ausübung der Herrscherrechte. Wir würden das vielleicht nicht so klar zu sehen vermögen, wenn nicht die bunte Vielfältigkeit der deutschen Verfassungen (oder richtiger ausgedrückt der deutschen Herrschaften) und mancherlei betrübende Fälle der Behinderung von Herrschern aus der neueren Geschichte uns die Illumination zum Text lieferten. Bürgermeister und Senat der freien Hansastädte fallen also zum Beispiel nicht unter die geschützten Regierenden des Paragraph 100. Denn „die Staatsgewalt steht ihnen nur in Gemeinschaft mit der Bürgerschaft zu", während sie bekanntlich in den andern deutschen Staaten dem Monarchen allein zukommt — nur in Mecklenburg könnte man vielleicht daran denken, die Ritterschaft als beigeordneten Träger und Repräsentanten der Herrschaft neben dem Großherzog in den heiligen Bezirk des Paragraph 100 einzulassen. Dem Regenten läßt der Entwurf, wieder im Gegensatz zum geltenden Recht und sehr vernünftiger

Weise, den gleichen strafrechtlichen Schutz angedeihen wie dem Herrscher. Denn das Entscheidende ist „nicht die Ausübung der Herrscherrechte durch den Monarchen selbst, sondern die staatsrechtlich anerkannte Ausübung dieser Rechte". Wir folgen dem Gedankengang willig. Der Staat verkörpert sich in einem Herrscher; der Angriff auf das Leben des Herrschers trifft den Staat ins Herz. Die Wahlmonarchie ist uns fremd; wir fürchten vom gelungenen Attentat nicht jene schweren inneren Wirren, die im alten Reich am Interregnum hingen, und die trotz aller „geschichtlichen Entwicklung" noch heute mit dem alten Ingrimm ausbrächen, wenn wir auch nur aus dem kleinen Kreis der Bundesfürsten den Kaiser wählen ließen. Wir getrösten uns vielmehr des Spruchs: Le roi est mort vive le roi, und fürchten eine ernstliche Störung in der Ausübung der Herrscherrechte eigentlich mehr vom Aussterben des regierenden Hauses als von einem Mordanschlag auf das Leben des derzeit Regierenden, sofern die Nachfolge gesichert ist. Auch lernen wir aus dem Staatsroman unserer Tage eine nüchtern-sachliche Betrachtungsweise in diesen Dingen des Staatswohls und gestehen uns innerlichst ein, daß der Gassenjunge, der den Hund Percy durch einen Steinwurf getötet und dadurch der Familie Spoelman den Aufenthalt in Grimmburg verleidet hätte, dem Land und der Herrschaft des fürstlichen Hauses ärgern Schaden getan hätte als ein russischer Anarchist durch die Ermordung Albrechts II., dieses wirklich vornehmen Herrschers, anrichten konnte. Wir — der pluralis majestatis deutet natürlich an, daß ich alle andern meine und mich immer ausnehme — wir haben das romantische Alter überwunden, in dem man den König als einen Gesalbten, dem gemeinen Menschentum Entrückten liebte und heiligte. Er ist der ausübende Träger verfassungsmäßig beschränkter Gewalten; er ist auch Repräsentant, er ist die Kriegsfahne und das glänzende Wappen des Staats. In allem diesem ist der Regent ihm gleich. Der kranke, der politisch geächtete Fürst, und gleich ihm der regierungsmüde, abdankende — sie üben die Herrschergewalt nicht aus, sie repräsentieren nicht; und mag ihnen die fromme Ehrfurcht, die man großen Leiden und erschütterndem Sturz immer menschlich zollen sollte, in ihr Asyl folgen, die ratio status hat mit ihnen abgeschlossen; ihr Leben ist nicht mehr wert als jedes Leben. Oder doch? In einem Seitensatz der Begründung zum Entwurf lesen wir: „Keiner besondern Hervorhebung bedarf es, daß neben dem Regenten dem an der Ausübung der Regierungsrechte verhinderten Monarchen selbst der strafrechtliche Schutz gewahrt bleibt." Das ist offenbar auch ein Zugeständnis, nur daß es diesmal nicht an die moderne Schule gerichtet zu sein scheint. Die nach dem Zeugnis der Begründung längst überwundene Auffassung von der sakrosankten Natur des königlichen Leibes hat unversehens, weitab zur Rechten auftauchend, den Mann der goldenen Mitte zu sich herübergerissen, als er eben eine sanfte Zugeständnis-Kurve nach der modernen Linken zu entriert hatte.

Meine zweite Stecknadel trifft in den Paragraph 146 des Entwurfs. Er ist neu, wenigstens fremd in einer neuen Umgebung. „Wer Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird mit Gefängnis oder Haft bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark bestraft". Im alten Strafgesetzbuch war die Tierquälerei unter die Übertretungen gekommen; der Paragraph 360 drohte in der Ziffer 13 dem Tierquäler („wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt") Geldstrafe bis zu einhundertfünfzig Mark oder Haft von einem Tag bis zu sechs Wochen. Das ist eine wahre Schande für das geltende Recht, und die Regierung hat auch in der Novelle, die eben dem Reichstag vorliegt, schon eine Änderung im gleichen Sinne vorgeschlagen wie sie der Entwurf bringen will, obgleich die Sache des Tierschutzes sich weder hoher Protektion noch großer Beliebtheit bei den herrschenden Parteien erfreut. Ich wiederhole: eine Schande für das geltende Recht, denn die Tierquälerei war überhaupt nur in ihrer rohsten Form strafbar, das Schinden der „eigenen" Tiere hinter verschlossener Stalltür geradezu privilegiert und ebenso jede „nötige" Tierquälerei, das heißt jede bei der für den Täter irgendein schäbiger Pfenniggewinn in den Kasten springen, für einen Schlemmer eine Delikatesse zubereitet werden, oder für die leichtgläubige Menschheit ein neues Allheilmittel aus dem Leib der Kreatur herausgeschnitten werden konnte. Und die Quälerei aus reiner Roheit, aus satanischer Lust am Anblick des Opfers, in dessen Augen das Entsetzen steht — sie stand als strafbare Handlung zunächst dem unbefugten Tragen eines Ordens, dem Nachtlärm eines Betrunkenen, dem Aufstellen eines Glückshafens auf dem Jahrmarkt und dem Tragen von roten Nelken an Kaisers Geburtstag in Potsdam, (oder von Kornblumen in Böhmen, oder von Primeln in einer liberalen englischen Wahlversammlung)! Die unerlaubte Rückkehr eines Landesverwiesenen oder gar das Herumziehen als Landstreicher ist schon um einen Grad schwerer strafbar, denn es muß mit Haft geahndet werden, Geldstrafe wäre zu milde. Das Bäuerlein, das seinem Prozeßrichter einen Schinken schickt in der Hoffnung, er werde ihm dafür ein gutes Urteil geben, wird mit Zuchthaus bestraft. Wer eine Quarantäne bricht, bekommt Gefängnis bis zu zwei Jahren. Der Wilderer, der zur Nachtzeit ausgeht, kann sich auf Gefängnis bis zu sechs Monaten gefaßt machen, und der halbwüchsige Junge, der unter dem Eindruck eines Indianerromänchens eine „Bleikugel aus den Kugelfängen der Schießstände der Truppen sich widerrechtlich zueignet", auf Gefängnis bis zu einem Jahr. Aber neben jeden von diesen Verbrechern stellt den Fuhrmann, der seinem Pferd die Zunge ausreißt, oder den Vogelfänger, der Vögel blendet, um sie als Locker für andere zu benutzen, oder den Experimentator, der, von einer Vivisektion abgerufen, sein Versuchstier vergißt —

Das erste, was wir vom Strafgesetzgeber verlangen müssen, ist, daß er bei

jeder Strafdrohung daran denkt, wie strafen das letzte Mittel für ihn ist, und nicht das nächste beste. Er soll aus Not strafen, nicht aus Lust an seiner Strafgewalt, am Scharfhalten des Richtschwerts, am polizeidienerlichen Aufschreiben. In den meisten Verbrechensfällen, die ich aufgezählt habe, ist schon die Anwendung des Ausdrucks „Strafe" ein Mißbrauch, eine gefährliche Gedankenlosigkeit. Die Sprache ist nicht so arm, daß sie nicht für die Rüge einer leichten Verfehlung, einer echten Übertretung andere Namen böte.

Aber dann gilt auch das andere: wo der Gesetzgeber strafen muß, da muß die Strafe wirken. Ich spreche nicht davon, wie sie wirkt, ob sie bessert, abschreckt, rächt, den Willen des Verbrechers bricht. Aber sie darf nicht jeder Wirkung entbehren, sonst ist sie das Unsittlichste, das dem Staat Abträglichste, was es gibt. Eine kleine Geldstrafe für ein rohes Sittlichkeitsdelikt bessert nicht, sühnt nicht, bricht den verbrecherischen Willen nicht.

Ich habe schon gesagt, daß die verbündeten Regierungen ein Einsehen gehabt haben und in der kleinen Novelle des letzten Jahres die Gefängnisdrohung für den Tierquäler vorgeschlagen haben. Wenn diese Novelle Gesetz würde, so stände zu hoffen, daß im neuen Strafgesetzbuch das Quälen und Mißhandeln schlechthin als Vergehen behandelt würde — also die sinnverwirrenden, aus dem Gedankengang des ganzen Entwurfs herausspringenden Adverbien: boshaft und roh wegblieben. Aber da die Novelle noch nicht Gesetz ist, so konnte der Entwurf mit seiner Zugeständnismaxime noch nicht zu dieser einfachen und klaren Fassung kommen. Denn er hat gegenüber dem geltenden Recht schon zwei Änderungen gebracht, erstens die Öffentlichkeit oder Erregung von Ärgernis fallen lassen und zweitens die Strafe erhöht, Gefängnis bis zu sechs Monaten zugelassen (freilich auch für das boshafte Quälen oder rohe Mißhandeln noch ein Strafminimum von einem Hafttag oder fünf, sage und schreibe fünf Mark Geldstrafe beibehalten). Wenn nun auch noch „boshaft" und „roh" wegblieben, so wäre das keine mittlere Linie mehr.

Und wenn man dem Richter überließe, zu finden, wo eine Quälerei und wo eine leichte Züchtigung des Arbeitstieres vorliegt, so wäre das wieder nichts, denn nach dem geltenden Recht hat der Richter doch beinahe nichts zu finden, wenigstens nichts Lebendiges, Wirkliches, sondern bloß den Sinn des Gesetzes, wenn er dunkel ist. Wollte man ihm nun aber gleich die Anwendung so vager, ungebräuchlicher und vieldeutiger Ausdrücke wie Quälerei und Mißhandlung ohne nähere gesetzliche Qualifikation freigeben, so wäre das schon kein Zugeständnis mehr, sondern eine schmähliche Kapitulation vor dem „Ideal derjenigen, welche auf möglichste Freiheit des richterlichen Ermessens hinarbeiten".

Nach diesen beiden Nadelproben sagte ich mir, daß ich doch vielleicht eher zu einer wirklich eigenen, innerlichen, gradaus weisenden und nicht mittelweglichen Stellung des Entwurfs kommen kann, wenn ich mir ein Delikt suche, zu dem

jeder gern selbständig Stellung nimmt. Also wie steht es mit dem Zweikampf?

Er gibt dem Gesetzgeber eine harte Nuß zu knacken. Im Volk stehen ihm die meisten gleichgültig gegenüber; auf dem Land weiß man kaum von ihm; die Arbeiter lehnen ihn, die einen in moralischer Entrüstung, die andern unter leiser Schadenfreude, ab. Aber auch für die große Menge der Stadtbürger ist er eins von den Delikten, bei denen sie sich weder als Täter noch als Opfer vorstellen können — die unglücklichen Väter sozial „aufgestiegener" Herren Söhne ausgenommen. Und schließlich ist in dem engen Kreis der Duell-Anwärter selbst, der generell satisfaktionsfähigen Leute der Gegensatz der Meinungen am heftigsten; den einen ist der Zweikampf gute Sitte, den andern böser, noch dazu wahnwitziger und im Grund blasphemischer Frevel, und dazwischen mag noch mancher mit mir denken: der Zweikampf ist ein notwendiges Übel; ich bin nicht Herr genug über meine Leidenschaften, um ihn abzuschwören; aber wenn ich mich geschlagen hätte, so nähme ich auch die gemeine Strafe auf mich, die den Bauernburschen beim Raufhandel trifft und die ja doch auch nach gemeinem Strafrecht für eine Verletzung des Gegners im offenen Kampf mild ausfällt im Vergleich zum Urteil über den heimtückischen Messerstecher, der einen unbewaffneten Gegner hinterrücks angefallen hat.

Im Reichstag kommen alle diese Anschauungen bunt durcheinander zum Ausdruck; vor der Probe des Zweikampfes besteht kein Block, nicht der rechte und nicht der linke. Aber die Kommission, die den Entwurf ausgearbeitet hat, war keine Reichstagskommission, war politisch farblos oder doch von jener unaufdringlich-vornehmen Gleichförmigkeit der Farbe, die man im Handel der Stoffe und Tapeten uni nennt. Von ihr erwartet man eine entschiedene Stellung zur Gewissens- und Rechtsfrage der Duellbestrafung. Liest man die Begründung des Entwurfs, so scheint diese Erwartung die schönste Erfüllung zu finden. Bei der Schilderung des geltenden Rechts glaubt man zu hören, wie den Verfasser der Motive selbst vor dem unsichern Hin- und Herschwanken des Gesetzgebers zwischen unvereinbar feindlichen Anschauungen verschiedener Volkskreise ein gelindes Grauen anwandelt. Er beschreibt die Behandlung des Zweikampfes in der neuen deutschen Gesetzgebung, die „einerseits der bestehenden Sitte, andererseits den Anforderungen staatlicher Ordnung und des Schutzes von Leib und Leben Rechnung zu tragen bestrebt war und durch verhältnismäßig milde aber doch ernstliche Strafen, die dem Volksbewußtsein ausreichend und nicht übertrieben hart erschienen, dem Duellwesen entgegenzuwirken suchte." Hören wir dann noch, daß die Bekämpfung des Duells durch scharfe Strafdrohungen sich überall blamiert habe, daß man den Bedürfnissen des Lebens Rechnung trage, indem man den Zweikampf gegenüber den gemeinen Tötungs- und Körperverletzungsfällen privilegiert und daß die Be-

strafung eines Duellanten nach gemeinem Strafrecht zu Strafurteilen führen würde, „die den überwiegenden Volksanschauungen nicht entsprächen" (notabene man soll bekanntlich die Stimmen wägen und nicht zählen, daher das überwiegende) „und große Härten und Schädigungen vieler sonst unbescholtener Personen mit sich bringen würden" (notabene, Strafe gleich Schädigung einer sonst unbescholtenen Person) — hört man das, so glaubt man zu wissen, daß hier die Verfasser des Entwurfs einen festen Stand gewonnen haben. Die Duellanten, sagen sie sich, sind unbescholtene Ehrenmänner; sonst könnten sie sich nicht duellieren. Für die Duellanten ist es ein Lebensbedürfnis sich umzubringen, das Duell ist Sitte. Da aber die staatliche Ordnung die Aufgabe hat, der Unsitte zu steuern, das Leben der Bürger zu schützen (zu dessen ehrlicher Erhaltung der Zweikampf nötig ist) und den Gegensatz zwischen den im Zweifel unbescholtenen und den im Zweifel bescholtenen Personen zugunsten der ersteren zu verstärken und zum deutlichen Ausdruck zu bringen, so ist der Zweikampf für straflos zu erklären, und einem etwa versehentlich früher vorbestraften Duellanten die Aufhebung des früheren Urteils und eine angemessene Entschädigung für die unschuldig verbüßte Vorstrafe zu gewähren.

Aber weit gefehlt! die einzige wirkliche Milderung der Duellstrafe, die der Entwurf vorschlägt, liegt auf dem Gebiete der Aufreizung zum Zweikampf (jetzt Paragraph 210 künftig Paragraph 226). Diese Aufreizung „durch Bezeigung oder Androhung von Verachtung" ist jetzt, wenn der Zweikampf stattgefunden hat, mit Gefängnis nicht unter drei Monaten zu bestrafen. Künftig ist sie auch strafbar, wenn es nicht zum Zweikampf gekommen ist, aber die Strafe ist nur Haft von einem Tag bis zu sechs Monaten; und nur beim Zweikampf mit tödlichen Waffen, oder tödlichem Ausgang kann der Richter statt der Haft Gefängnis verhängen; charakteristischer Weise ist auch für diese schweren Fälle das Strafminimum gegenüber dem geltenden Recht auf einen Monat heruntergesetzt.

Sonst, außer dieser Schonung einer moralisch defekten Gruppe von Duell-Hintermännern, eine durchgehende kleine Schärfung der Duellstrafen und für schwere Fälle sogar Gefängnis statt Haft! Eine Schärfung, die mit einerseits und andrerseits, milde und doch ernst, ausreichend aber nicht übertrieben, so gründlich arbeitet, daß das geltende Recht noch verhältnismäßig klar sich von dem Zukunftsbild abhebt; aber doch eine Schärfung! weshalb?

Ein Zugeständnis an die moderne Schule ist hier nicht gegeben. Niemand hat energischer für die Behandlung des Zweikampfes nach gemeinem Recht gewirkt als Binding, dem man gewiß nicht nachsagen kann, daß er ein Mann der Konzessionen an kriminalistischen Modernismus sei.

Ist hier eine schlimmere, eine politische Unsicherheit statt der juristischen Erzeugerin des Kompromisses? Sind die „überwiegenden Volksanschauungen"

vielleicht die der verbündeten Regierungen und die Zugeständnisse captationes benevolentiae für den Reichstag?

Und schließlich, wichtiger als diese Spekulationen über den Entwurf, was sollen wir mit dem Entwurf machen, was gegen ihn tun? Heißt es Sturm läuten oder still zusehen und sich möglichst wenig ärgern?

Man wird dem Entwurf nicht viel anhaben können. In der Technik werden die Juristen viel an ihm zu bessern haben; in manchen Stücken wird der Reichstag die mittlere Linie nach links rücken, und die Regierungen werden sich darüber trösten, weil sie wissen, daß sie jetzt doch hier und da heimlich ein wenig nach rechts gerückt ist.

Aber wir haben nun unsere Lehre für das nächste Mal. Der Reformer kann sein Programm gar nicht schroff und scharf und handgreiflich genug hinstellen. Wer viel verlangt, der bekommt etwas; wer alles und noch einiges fordert, dem wird schon ziemlich viel gegeben. Einzelne Forderungen haben wir genug, nicht nur für jeden Paragraphen des speziellen Teils, sondern auch allgemeine, fundamentale: Freiheit des Richters zur Zurückweisung chikanöser, unnützer Strafverfolgung auch bei erwiesener oder wahrscheinlicher Schuld; Individualisierung der Strafen, Beseitigung der Schablone in den Deliktsgruppen und den auf sie eingerichteten Strafarten; Hereinziehung der Nebengesetze ins gemeine Strafgesetzbuch, aber Ausscheidung der Übertretungen, die uns nur den Begriff des Delikts und der Strafe verderben; Privatklage statt der Staatsverfolgung für eine Reihe von Vermögensdelikten; ungescheute Verwendung der guten deutschen Volkssprache — das ist durchaus nicht Dilettantismus, sondern höchste Kunst des Gesetzgebers — und alles das zu dem einen Zweck: Wenig strafen, aber wirksam! Jede im einzelnen Fall unnötige Strafe ist ein Unrecht; jede Strafe, die nicht wirkt, schadet dem, der sie verhängt.

Dazu gehört dann freilich noch ein anderes. Das Volk, das solches verlangt, muß sich selber dafür erzogen haben. Ihm muß von allen, die dazu berufen sind, von den Geistlichen, von den Lehrern, von jedem Rede- und Schriftbegabten gepredigt werden, daß Gericht und Strafe ein ernstes, feierliches Ding sind, und heilig gehalten werden müssen; denn die rechte Strafe hat das Beste, Höchste in sich, das Ziel jeder Religion und Sittenlehre: Vergebung. Solang sie das nicht hat, ist sie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Das Volk, das den Spitzbuben beklatscht, der der Justiz ein Schnippchen schlägt, und den Delinquenten meidet und ächtet, der seine Strafe abgebüßt hat, dieses Volk ist unreif. Ich rede keinem schwächlichen Vertuschen des Urteils das Wort. Ich halte es mit dem Herrn in der Kellerschen Gedichtweisheit, der dem stolzen Häuptling seinen Dank heimschlägt:

„Es wußte keiner, daß ich lag,
Als Du, o Herr, dort oben!

Und für Dein Schweigen diesen Tag
Will ich Dich Stillen loben!"
Da hallt' es durch den Äther rein:
„„Dein Lob, nicht kann's mir taugen;
Wenn Du Dich schämst ein Mensch zu sein,
So reit mir aus den Augen!""

Aber das sollten wir alle lernen, daß, begegnet uns ein Zuchthäusler, ein Mensch mit einer „Vorstrafe", wir nicht seiner offen verbüßten Schuld gedenken, sondern unserer eigenen verborgenen Sünden.

Brüssel/ von Samuel Saenger

Chamonix, 15. Juli.

Nach Brüssel? In die Weltausstellung? Von den Bergen herab, nach einem Tage, an dem in diesem Regenjahr die Seele zum erstenmal jauchzen durfte, nach einem Abend, an dem die Eismeere im reinsten Abendgold verglommen und das erste, sättigende Zwiegespräch mit den großen Schweigern möglich war? Sie meinen es nicht gut mit mir; ich hatte Sie immer etwas im Verdacht, die letzte Sehnsucht meiner Sinne und meiner Seele zu verkennen, weil ich in meinen öffentlichen Begutachtungen das Halbdunkel des ästhetischen Wähnens und Meinens meide. Sie irren. Wir sind, verehrter Freund, wo eine Veranstaltung aus Reih und Glied tritt, wie eine Weltausstellung, die Anspruchsvollsten, Verwöhntesten. Wir verlangen da nach einem überwältigenden Symbol der kollektiven Arbeit, nach einem Focus, in dem sich die zersplitternden Einzeltätigkeiten sammeln als Strahlen einer Sonne, nach einer greifbaren Organisation der menschlichen Gesamtvernunft, auf die Gefahr hin, vor ihrer Offenbarung wie vor dem entschleierten Bilde von Sais mutlos zusammenzubrechen. Zwei, drei Dutzend Kataloge, jeder zum Bersten dick, zwei, drei Dutzend Ausstellungskommissare, jeder zum Platzen stolz, ein paar Dutzend Dialekte, von einer zahllosen Mischmaschrasse meist nachlässig wie ein schlechter Saft ausgesp... n, ohne Freude an Sinn und Klang: das ist keine Organisation der menschlichen Gesamtvernunft. Es ist wie mit den großen Konversationswörterbüchern und Enzyklopädien: einzelne Artikel können belehren, erleuchten, wegweisen; in unendlicher Reihe stehen sie kalt und feindlich hinter- und nebeneinander, widersprechen sich, löschen sich aus und liefern unbarmherzig das Gehirn dem Wahnsinn aus, in dem selbst nur ein kleiner Teil davon gleichzeitig bewußt und laut werden wollte. Das Einheitsprinzip ist oder ... scheint die große Zahl, die Masse, die Allerleiwissenschaft, der Allerleibetrieb; dazu die Gleichwertigkeit aller Betriebe, Berufe, Betätigungen in der Schätzung. Sie er-

schrecken ja schon, wenn Sie den Katalog einer simplen Kunstausstellung erblicken — wiewohl Sie den Schreck hinter einem glückheuchelnden Lächeln zu bergen wissen, da die Aussteller das Recht haben vorauszusetzen, daß Sie das Buch als Buch der Bücher mit Sammetpfötchen bestreicheln. Und mir mutet man zu, so ein Mammut von Weltausstellungskatalog, das einen All-Versteher zum Begutachter voraussetzt, mit gesteigerten Gefühlen entgegenzunehmen und den Rundgang durch endlose Hallen und zwischen zahllosen Begaffern anzutreten . . .

Sie sehen ja, woran fast sämtliche Berichte der Schriftsteller scheitern, die, was man so das Schicksal unserer Kultur nennt, von berufswegen im Herzen tragen. Eine Weltausstellung kann, in der Mehrheit ihrer Einzelheiten, kein Einzelmensch begutachten; das kann nur das Heer der Spezialisten in Gewerbe, Handwerk, Technik, angewandter Wissenschaft, kaufmännischer und industrieller Organisation. Der Feuilletonist vermag das nicht: er ist auf das Allgemeinmenschliche eingestellt. Auf Kunst, Luxus, Komfort. Auf Musen und Grazien. Auf die konkretern Formen der Lebensgestaltung. Auf Charakter im Ausdrucke des Alltäglichen. Neben lauter Spezialisten fühlt er sich als ganzer Mensch; was übrig bleibt, wenn man die Arbeitsspezialitäten abzieht, nennt er, der Nebenherläufer, Kultur. Findet aber diese Kultur auf den Weltausstellungen reinen oder gar erschöpfenden Ausdruck? Nun redet er rund herum, spricht von der „Modernität" (sein Lieblingswort), verschweigt, was der im Herzen sitzt: die tausend und abertausend Kurbeln, Hebel, Schwungräder, Treibriemen, Dampfkessel, Motoren, die Techniken und Arbeitsspezialitäten, deren Organisation längst in unsere heimlichsten Lebensgewohnheiten gedrungen ist; und hilft sich, indem er fleißig seine lyrische Pumpe schwingt. Die paar guten oder mehr als guten Berichte, die ich über Brüssel gelesen habe, waren fast immer solche von Spezialisten über Spezialitäten, wozu natürlich auch das Kunstgewerbe gehört, dessen Existenz den Riesenapparat der neuesten Technik, Maschinistik, angewandter Wissenschaft voraussetzt. Wo wären z. B. Keramik und Weberei heute ohne die staunenswerte Chemie der Farbstoffe? Was ergreift also der allgemein gehaltene Bericht, das Feuilleton über die Weltausstellung, die ihrer Absicht, oder besser ihrer Anlage nach eine Mehrheit von Fachausstellungen sein will? Mit Sicherheit meist nur das Nebensächliche, das im Laufe der Zeit die Hauptsache geworden ist: den Weltjahrmarkt. Vor zwei Menschenaltern, im Jahre der ersten Weltausstellung in Sydenham bei London (1851), war die Sachlage ganz anders. Es war die erste Offenbarung der Maschine als des großen Lebensgestalters. Es war die erste Offenbarung der praktisch-zivilisatorischen Mission der angelsächsischen Rasse Englands mitsamt dem „Kulturanner" Amerika, dem um die gleiche Zeit der Freihandelsapostel Cobden die Weltbedeutung vorhersagte. Es war die erste große Anschauungslektion, die der

witterungsfähige Laie von der organisatorischen Gewalt des menschenbezwingenden Kapitalismus erhielt. Kunst, reines Menschtum war in dieser Welt nicht ausgestellt; für die Transzendenz war da kein Platz. Läßt sich das Inwendige ausstellen? Die klügsten Menschen, die den Puls der Geschichte zu finden wußten, standen staunend vor diesem Neuen, jauchzend die einen, voll schlimmer Ahnungen die anderen; in ihren Berichten ists zu spüren. Es war ein Triumph des neuen Geistes, der die organischen Kräfte aus der Wirtschaft verdrängen und durch anorganische ersetzen, der aus den Tempeln der Bildung und Erziehung die Humanitäten vertreiben und die Realitäten, das Sichtbare, Wägbare, Tastbare inthronisieren sollte. Der Vergnügungspark war in London kümmerliches Anhängsel: pyrotechnische Kunststücke machten die Menge gaffen. Die Haupthalle von Joseph Parton wollte praktisch sein, nichts weiter; dem Kunsttrieb dieses Bauhandwerkers verdankt man den Kristallpalast, ein Kunststück aus Glas und Eisen: ästhetisch ein Gräuel. Aber: die Technik, die Maschinistik, die allerwichtigsten industriellen Arbeitsmethoden waren angelsächsisches Monopol und die Engländer fühlten sich unbesiegbar stark im Besitz dieses Monopols. Der Triumph des neuen Geistes war der Triumph des anglo-amerikanischen Genies: die Londoner Weltausstellung war eine Glorifizierung dieses Genies. Es folgten fünf Jahrzehnte hindurch eine Flut von Sonderausstellungen; die Technik und angewandte Wissenschaft, von der Industrie, dem anlagelüsternen Kapital und den sozialen Bedürfnissen unablässig angefeuert und vorwärtsgepeitscht, schufen Wunder über Wunder; und diese Ausstellungen haben einen unberechenbaren Segen gestiftet, haben denken, sehen und anschauen gelehrt. Sie befriedigten praktische und auch ästhetische Wünsche; sie konnten den jeweils letzten Stand der technischen Leistung erschöpfend zusammenfassen, die nationalen Ehrgeize konnten sich gegenseitig kontrollieren, die nationale Eitelkeit fand Sättigung, so etwa, wenn der Deutsche auf den ersten Automobilausstellungen die glänzenden Schöpfungen der französischen Industrie zwar bewundern mußte, aber zu seinem Troste las, daß ihre Väter, die Erfinder des Automobilmotors, Gottlieb Daimler und Karl Benz hießen. Die große internationale elektrische Ausstellung in Frankfurt a. M. enthüllte auch dem Laien den neuen Gott-Schöpfer der Technik. Was blieb den Weltausstellungen? Sie wurden in dem, was sich von ernsten Lebensdingen schaustellen ließ, nicht mehr repräsentativ. Wichtigste Industrien wurden weltausstellungsmüde, die führenden Häuser scheuten die überflüssigen Kosten, und so manche Maschinenhalle zeigte bedenkliche Löcher. Bald war nationaler (St. Louis), bald provinzialer oder lokaler Ehrgeiz (Lüttich) das Hauptmotiv. Die Brüsseler Weltausstellung vor dreizehn Jahren war ein Fiasko; mir hinterließ sie einen üblen Nachgeschmack. Paris: ja, das war etwas anderes. In diesem Kosmopolis lohnte sichs, in dem Glanz seines Könnens sich zu sonnen. Doch auch hier wurde die Ausstellung

der Spezialitäten für die Fachwelt immer weniger eine Notwendigkeit; nur erlaubte das unvergleichliche Prestige des Ortes den großen industriellen Nebenbuhlern nicht, abwesend zu sein. Die erdrückende Zahl der Besucher kam erst recht nicht hin, zu lernen, was sie noch nicht wußte; die Clous, der Eiffelturm, das große Rad, waren technische Spielereien, symbolisch höchstens für die Richtung unseres Spiel- und Schaubedürfnisses. Die Hauptsache war der Weltjahrmarkt, dem die Buhlerin Lutetia den Zauber ihrer offenbar unverwelkbaren Reize lieh. Es war ein Vorwand, mit gefüllten Börsen in ihre Netze zu fliehen, es war, besonders für die Menschen der puritanischen Zonen, der Drang nach Entfesselung des Animalischen, nach ein bißchen Orgie; die heimliche Sehnsucht auch der bestbehüteten, auch der keuschen Seele, die Konventionen der schönen Sünde zu sehen. Das wars. Aber Brüssel nach Paris? Brüssel, in dem die meisten Fremden nicht das Eigene, Charakteristische, sondern mit den Augen des Verleumders Octave Mirbeau die Nachäffung, die Karikatur sehen?

Brüssel, 27. Juli.

Ich wohne dicht an der Ausstellung, an der Ebene von Solbosch. Sie lächeln verschmitzt. Der Regen trieb mich von den Bergen; der Regen hält mich hier fest. Der Regen, nicht Ihre Wünsche . .

Vorbei ists mit der Feiertagsstille dieser vornehmsten Avenue der Stadt, die vom Justizpalast schnurgerade nach dem Bois läuft. Nicht vergleichen! Der Bois de la Cambre ist nicht der Bois de Boulogne; ein paar Schritte: und ich bin unter üppigen Buchen und Platanen des Waldes und wandere zwischen dampfender Scholle und grünenden Feldern, zwischen Bauernhöfen und Herrensitzen hinaus ins „blonde" Land, fruchtbar an fetten Poularden und schwarzen Kutten. Heute rasseln überladene Trams vorbei, sausen die Automobile, die Wagen, die Mailcoaches und entladen neben der Provinz Heuschreckenschwärme von Deutschen, Engländern, Holländern, Franzosen. Die untere Stadt, wo sonst das Volk in derber vlämischer Lebenslust sich tummelt, die munteren Gäßchen um die einzige Grande Place sind oft leer und öde; die Montagne de la Cour ist durch die Bauwut des verstorbenen Königs als Torso zurückgeblieben; die elegante Welt ist längst vor dem Trubel geflohen: ihre verschlossenen Hotels gähnen ihre Langeweile aus; und in der Oberstadt, wohin alles Leben sich konzentriert hat, bleiben trotz allem vorübergehenden Gewimmel die Maßstäbe klein. Brüssel ist eben doch kein Paris. Der Weltschau fehlt die Basis der Weltstadt, das brausende Fluidum von Kosmopolis, mit ihren geschichtlichen Assoziationen, mit ihrer silbrig flimmernden Atmosphäre, mit den Opiaten ihrer Zerstreuungen und Sehenswürdigkeiten, mit dem esprit rosse, der aus den Ritzen des pariser Straßenpflasters empordringt und die Halbwachheit der nordisch grauen Dämmerzustände gar nicht aufkommen läßt.

Aber die Ausstellung ist diesmal doch kein Fiasko; fern davon. Ich verstehe die Lobeshymnen. Sie ist, trotz Bruxelles Kermesse und der gänzlich amerikanisierten ‚Ebene der Anziehungen', kein bloßer Amüsiermarkt. Sie zeigt, auf dem heiß umstrittenen Boden dieses so reichen, fruchtbaren und intensiv industriellen Landes, den Zusammenprall des germanischen mit dem romanischen Geiste. Überall gibts viel zu sehen und zu merken. In der englischen Abteilung, mit dem zäh festgehaltenen System der Vitrinen, bildet die wunderherrliche Keramik den Clou. Der holländische Kiosk zeigt, daß Holland, modern gesehen, nichts zu zeigen hat: es lebt vom erhandelten Kapital und vom Austausch; aber natürlich paradiert es mit seiner Kolonialproduktion, mit Kaffeebohnen und Tabakstauden und den schönen javanischen Battiks. Kanada stolziert mit dem Fruchtreichtum seiner Prärie. Vor den italienischen Greueln in Marmor verschließe ich die Augen, staunend, wie ein Volk mit solcher Kunsttradition künstlerisch so herunterkommen konnte; seine Maschinenhalle ist imponierend. Im Löwenhof der Alhambra verweilt der Wanderer sinnend einen Augenblick, dann enteilt er hastig der spanischen Ausstellung, die eine Bloßstellung ist. Aber, wozu ein Sammelsurium von halben Eindrücken. Nur bei Frankreich und Deutschland (natürlich von Belgien abgesehen) runden sie sich zu ganzen; hier werden die Vergleiche aufgezwungen. Diese uneingestandene Rivalität gibt der Brüsseler Weltausstellung den Geschlechtscharakter. Man fühlt es, wie die Sympathien bald nach der einen, bald nach anderer Richtung neigen; aber diese in Vorurteilen befangenen Sympathien können die Tatsache der deutschen Expansion nach dem Westen nicht verdunkeln. Die französische Ausstellung ist räumlich bei weitem größer, ihre Form ist die überlieferte der großen Halle, die nicht Selbstzweck sein will. Es ist das Land der lebendigen Tradition, in der ein Stil nach dem anderen geschaffen wurde, ohne ihn ganz zu verdrängen. Es muß mit den Lebensgewohnheiten dieses Volkes zusammenhängen, daß es kein modernes Kunstgewerbe hat und dem modernen, in England und Belgien entstandenen keinen Einlaß gewährt. Es stammelt in modernen Möbeln und variiert lieber die alten Stile (Billards in Louis XV.!). Dagegen die Luxusindustrien, zur Verherrlichung der Frau! Vor den Toiletten und den (weniger gelungenen) Bijoux staut sich die Menge, die mit entzückten Ahs und Ohs ihre Andacht verrichtet. Neben diesem bekannten Besonderen zeigt sich zwar überall die prachtvolle Arbeitsenergie eines alten, noch schöpferisch frischen Kulturvolkes, aber nirgends der Drang zur Entfaltung von Neuem als Ausdruck moderner Alltäglichkeit, wie in der deutschen Abteilung. Um ihretwillen müssen Deutsche nach Brüssel gehen. Hier sehen sie, was sie können und was ihnen fehlt. Deutschland tritt in der vollen Rüstung seiner staunenswerten industriellen Entfaltung auf; das versteht sich. In der Maschinenhalle, der Motorenhalle, der Eisenbahnhalle: welch Fleisch gewordene Disziplin, welcher Geist der Organisation, welcher Wille zur letzten Vollkommen-

heit. Für diesen ist der Katalog der deutschen Abteilung symbolisch: ein viel bewundertes typographisches Meisterwerk. Die Anordnung der Bauten, die um den repräsentativen Pavillon im rechten Winkel gruppiert sind, ist von Emanuel von Seidl äußerst zweckmäßig gestaltet, vielleicht mit zu großer Betonung des wohnhausmäßig Intimen. Das Hauptstück wird für viele aber doch die kunstgewerbliche Abteilung sein, die Prof. Bruno Paul künstlerisch eingerichtet und geordnet hat. Es ist fast schon mehr als ein Triumph des guten Willens, oft fallen, wenn man die lange Flucht der Zimmer durchwandert, gelungene Synthesen zwischen dem nackt Zweckmäßigen und dem Schönen und Dekorativen auf. In die Augen springt die Verwandtschaft mit dem Geist der Technik, der in den Nachbarhallen waltet; aber das ist Beweis dafür, daß das deutsche Kunstgewerbe, von englischen und belgischen Artisten befruchtet, vielleicht den bislang echtesten Ausdruck der Modernität — nicht in ihrem schlechtesten Sinne — erreicht hat. Natürlich verstimmt auch nicht selten das allzu Bewußte oder gar der verniedlichende Eklektizismus solcher, die flink mit Klischees arbeiten. Über Fragmente kommen wir auch hier nicht hinaus. Die Bleigewichte der Reflexion, mit ihrem Gemachten, Gewollten, Errechneten, hängen nun einmal am deutschen Kunsttrieb, der in voller Naivetät sich kaum zu entfalten wagt und zwischen den Exzessen höchster Bewußtheit und kindischer Kindhaftigkeit selten die Mitte findet. Diesen Stachel kann auch Brüssel uns nicht nehmen. Aber das Frohgefühl überwiegt doch und läßt hoffen, daß dem stärksten Industrievolke dereinst auch ein eigener ästhetischer Lebensstil geschenkt sein wird.

Innere Desinfektion/ von Carl Oppenheimer

Was Desinfektion ist, weiß heute jedermann; wenigstens so ungefähr. Das ist eine Errungenschaft aus der Zeit der Bazillenfurcht, als alle Welt auf das Desinfizieren schwor. Allerlei unklare Vorstellungen von Chlorkalk- und Karbolgerüchen, von Sublimat und heißem Dampf werden durch dieses Wort erzeugt.

In der Tat spielt auch heute die Desinfektion eine große Rolle in dem vielseitigen Kampf gegen die Infektionskrankheiten, wenn sie auch nicht das einzige Mittel dafür ist. In jedem Falle ist es wichtig, auch die Infektionsträger, also in den meisten Fällen Bakterien, da zu vernichten, wo sie Schaden tun können. So desinfiziert man Trinkwasser oder Kleider oder Wohnräume, oder was es sonst für Brutstätten schädlicher Keime gibt, systematisch und mit Vorbedacht. Das souveräne Mittel ist feuchte Hitze, wo man sie anwenden kann. Wo das nicht angeht, hat die Chemie Stoffe bereit gestellt, die besonders starke Gifte für

die Mikroben darstellen, und die mehr oder weniger populär geworden sind: Karbol, Sublimat, Formaldehyd usw.

Mit Hilfe dieser Mittel kann man nun in der Tat mit meist recht großer Sicherheit tote Gegenstände aller Art desinfizieren. Aber die Bakterien finden sich nicht nur dort, sie machen auch vor lebenden Organismen nicht Halt, und da wird das Desinfizieren schon schwieriger. Schon die Beseitigung von Keimen auf der Haut als Vorbeugung gegen eine Infektion von Operationswunden ist eine Aufgabe, an die Generationen von Chirurgen ihre Kräfte gesetzt haben, ohne daß das Problem als restlos gelöst gelten könnte. Die Sterilisierung von Wunden, die einmal mit Bakterien in Berührung gekommen sind, ist noch viel problematischer und hier ist noch recht wenig erreicht.

Am schwierigsten aber und zugleich am wichtigsten ist die Frage der Sterilisierung dann, wenn die schädlichen Keime in den Körper selbst eindringen, im Blute und den Geweben sich vermehren. Handelt es sich dabei doch um die schwersten Infektionskrankheiten: Typhus, Kindbettfieber usw. Eine Frage allerersten Ranges ist es, ob es möglich ist, die Keime *innerhalb der Gewebe selbst* zu vernichten und damit den Krankheitsprozeß zum Stillstand zu bringen. Für die Lösung dieses praktischen Problems bietet die theoretische Forschung zwei Wege: Einmal kann es sich darum handeln, mit Giften, die außerhalb des Körpers die Keime schnell und sicher töten, sie auch im Körper selbst zu verfolgen und zu vernichten. Das wäre die *innere Desinfektion* im eigentlichen Sinne. Sie soll uns hier beschäftigen. Der andere Weg, der theoretisch sicherere, sei hier nur erwähnt als eine Frage anderer Art. Bekanntlich gelingt es, die meisten Bakterien zu „immunisieren", das heißt, Versuchstiere gegen ihre Schädlichkeit zu schützen. Dabei bilden sich unbekannte Substanzen von besonderer Eigenart, die auf die Bakterien oder ihre Gifte schädlich einwirken, die „Antikörper". Man sollte also meinen, hier wäre der Weg, um die Schädlinge im Körper am sichersten zu treffen. Aber Theorie und Praxis stimmen hier nicht zusammen. In Wirklichkeit ist die Verwendung von Immunitätsreaktionen zur *Heilung* solcher bakterieller Infektionen, bei denen sich die Keime im Körper vermehren, ein höchst unsicheres Gebiet, dessen positive Erfolge recht spärlich sind. Ob sich das ändern wird, sei hier nicht weiter erörtert.

In jedem Falle ist diese Sache so fraglich, daß der andere Weg, also die Verwendung chemischer Gifte zur inneren Desinfektion nicht unversucht bleiben durfte, und in der Tat ist er mit Eifer beschritten worden.

Klar machen muß man sich vorerst folgende Grundlage:

Für jedes Antiseptikum gibt es eine *Minimalkonzentration*, bei der es auf eine bestimmte Art von Keimen tötlich wirkt. Geringere Mengen haben wenig oder gar keinen Erfolg. Wenn man also diesen Keimen in der Blutbahn ernstlich zu Leibe will, so muß man soviel des betreffenden Stoffes dorthin ein-

führen, daß das Blut selbst in seiner ganzen Menge einen bestimmten Prozentgehalt davon haben muß, soll — theoretisch — ein Erfolg zu erwarten sein. Nun sind aber alle diese Stoffe Gifte nicht nur für die Bakterien, sondern auch für die tierischen Zellen. Man kann also leicht dem Tiere einen Bärendienst leisten, wenn das „Heilmittel" für seine Zellen schädlicher ist, als für die Parasiten. Das wäre der eine Grenzfall, und solche Stoffe sind von vornherein unbrauchbar für die innere Desinfektion. Der andere Grenzfall wäre der ersehnte: ein Mittel zu finden, das in einer für die Parasiten tödlichen Konzentration unschädlich für die Körperzellen wäre. Dazwischen liegen die Felder für die Experimente. In der Tat sind die relativen Giftstärken für tierische Zellen und für Parasiten sehr wechselnd, und daß man in mühseliger Arbeit Stoffe gefunden hat, die, für den Körper wenig schädlich, tatsächlich manche Keime in den Säften töten können, davon später.

Das ist aber nicht die einzige Schwierigkeit. Es gibt eine Menge von Giften, die wirklich relativ viel leichter Bakterien töten als Körperzellen. Gleich eines der bekanntesten, das Sublimat, ist ein Beispiel dafür. Theoretisch kann man ohne Gefahr die Blutbahn mit einer solchen Menge Sublimat überschwemmen, daß die im Glase nötige Konzentration zur Abtötung der Bakterien erreicht wird, ohne ernsthafte Gefahr für den Organismus. Aber das Sublimat wirkt in dieser Konzentration im Körper dann eben auch nicht mehr auf die Bakterien, oder sicher viel zu wenig. Die Sache ist praktisch versucht worden, so zum Beispiel als Baccelli gegen einige Infektionskrankheiten Einspritzungen von Sublimat in die Venen empfahl: es ist aber nichts dabei herausgekommen. Ähnlich verhalten sich andere Stoffe, zum Beispiel kolloidales Silber. Woran das liegt, ist in vielen Fällen unklar; jedenfalls gehen die Gifte im Körper irgendwelche Veränderungen ein, so daß sie eben gar nicht in der vollen Stärke auf die Keime wirken können. Einer der einfacheren Fälle ist der, daß das Gift sich an das Eiweiß des Blutes bindet und dadurch am vollen Wirken verhindert wird. Kurz gesagt, die Anwendung der sonst gebräuchlichen Antiseptika in interner Darreichung ist an allen Enden bisher fehlgeschlagen. Dieser einfachste Weg ist ungangbar.

So mußte man neue Wege suchen. Das Problem mußte direkter gestellt werden. Es galt, Stoffe neu zu schaffen, die tatsächlich beim Versuche im Körper die Parasiten töten, ohne die Körperzellen zu schädigen. Stoffe, bei denen die Giftwirkung auf die Körperzellen ein Minimum, die auf die Parasiten ein Maximum sein sollte. Es sei gestattet, für diese beiden Begriffe die von Ehrlich, dem Bahnbrecher dieser neuen Forschungsrichtung, verwendeten Ausdrücke: „organotrope" und „parasitotrope" Wirkung hier einzufügen, da wir sie brauchen werden.

Ehrlich ging mit seinen Mitarbeitern zuerst den Weg von den allbekannten

Desinfektionsstoffen aus, besonders den Phenolen. Durch systematische Änderungen ihrer chemischen Gruppierungen gelangte er tatsächlich zu Stoffen, die bei einer relativ geringen Organotropie eine höchst gesteigerte Parasitotropie besitzen. Aber ihre intensive Wirkung zeigte sich meist in voller Klarheit auch wieder nur im Reagensglase: das Problem der inneren Desinfektion wurde auch auf diesem Wege nicht befriedigend gelöst, denn bei der Einführung in den lebenden Körper ließen auch diese Stoffe die Wirkung auf Bakterien nicht in der nötigen Schärfe und Sicherheit erkennen. Ohne auf Details einzugehen, müssen wir konstatieren, daß das Problem der inneren Desinfektion im Kampfe gegen die Bakterien bisher nicht gelöst ist. Die Resultate sind spärlich und zweifelhaft.

Viel größere Erfolge aber konnte man neuerdings auf einem anderen Gebiete erzielen. In jüngster Zeit spielen eine immer wachsende Rolle die Erkrankungen, die auf die Tätigkeit niederster tierischer Parasiten zu beziehen sind: Spirochäten und Trypanosomen heißen die wichtigsten Parasiten, und Krankheiten, wie die Schlafkrankheit, die Syphilis, das Rückfallfieber, die Malaria gehören zu diesem Kreise.

Und hier ist es gelungen, chemische Mittel zu finden, die im lebenden Tier diese Parasiten abtöten, ohne dem Wirte wesentlichen Schaden zuzufügen: hier geht das Problem der inneren Desinfektion, der Chemotherapie, wie Ehrlich es nennt, seiner praktischen Lösung entgegen.

Ausgegangen ist diese neue Errungenschaft von der Empirie. Seit langem weiß man, daß es gegen die Malaria ein spezifisches Mittel gibt, das Chinin. Wußte es, längst bevor man erkannt hat, daß die Malaria das Werk niederster tierischer Parasiten, der Malariaplasmodien, ist. Und mit der Erkenntnis von deren Bedeutung erkannte man bald, daß die Heilwirkung des Chinins eben darauf beruht, daß es diese Parasiten im Körper tötet: das erste sichere Exempel für eine innere Desinfektion. Diese Beobachtung blieb vereinzelt: das Chinin ist nur grade hier brauchbar.

Aber die Bedeutung dieses einen Beispiels war dennoch eine große. Was in diesem Falle die Empirie gezeigt hatte, das mußte sich anderwärts durch zielbewußte Forscherarbeit realisieren lassen. Ehrlich wandte sich ganz besonders zunächst den Trypanosomenkrankheiten zu.

Zu diesen gehören die Schlafkrankheit, sowie einige wichtige Viehseuchen der Tropen. Theoretische Erwägungen, auf deren Bahnen ich hier nicht eingehen kann, führten zur näheren Prüfung zweier ganz verschiedener Gruppen von Stoffen in dieser Hinsicht. Einerseits einer Reihe von Anilinfarbstoffen ganz bestimmter Konstitution und andererseits von Verbindungen des Arsens mit komplizierten Kohlenstoffketten.

In beiden Gruppen ließen sich nun tatsächlich Stoffe auffinden, die zunächst

im Tierversuch das Problem der inneren Desinfektion lösen ließen. Wenn man empfängliche Versuchstiere, zum Beispiel Mäuse, mit Trypanosomen infiziert, so vermehren sich diese Parasiten in ihnen in ungemessener Weise, und die Tiere sterben bald. Gibt man diesen schwer infizierten Tieren nun die spezifischen „trypanociden" Stoffe, so sind in kurzer Zeit die Parasiten abgetötet, und das Tier gesundet. Am bekanntesten wurden schnell die Arsenpräparate, so das Atoxyl, das denn auch in der Praxis der Bekämpfung der verheerenden Schlafkrankheit mit Erfolg angewendet werden konnte: der erste praktische Nutzen dieser experimentellen Arbeiten. Aber man konnte dabei nicht stehen bleiben. Das Atoxyl stellte noch lange nicht die letzte Lösung des Problems dar. Es ist unzuverlässig; es bleibt häufig ein Teil der Parasiten am Leben und diese Überlebenden werden dann merkwürdigerweise gegen das Gift fest: es wirkt nicht mehr weiter und wirkt auch nicht mehr auf die aus diesen Überbleibseln neu entstandenen jungen Parasiten; ein „atoxylfester Stamm" ist entstanden, der der Behandlung spottet. Außerdem ist Atoxyl von unberechenbarer Giftigkeit, führt bisweilen zur dauernden Erblindung.

Und nun begann eine intensive Sucharbeit, an der Ehrlich und seine Schüler das meiste getan haben. Hunderte von Verbindungen des Arsens und des ihm ähnlichen Antimons wurden hergestellt und in endlosen Tierversuchen auf ihre Fähigkeit zur inneren Desinfektion geprüft. Das Ziel war die Therapia sterilisans magna, das heißt die Abtötung sämtlicher Parasiten mit einem Schlage, mit einer einzigen Injektion. Die allermeisten dieser untersuchten Stoffe erwiesen sich als ohne Belang. Einige wenige sind bekannt geworden, die besser zu sein scheinen, als das Atoxyl. Sie werden jetzt in den Kliniken geprüft. Und zwar nicht nur mehr bei Trypanosomen, die ja bei uns keine Rolle spielen, sondern vor allen Dingen bei den Spirillenkrankheiten, unter denen die Syphilis in erster Reihe steht. Was uns also diese neuen Präparate, so das Arsacetin und andere bedeuten werden, steht dahin.

Nun ist aber vor kurzem aus Ehrlichs Händen ein neuer Stoff hervorgegangen, der im Tierversuch Außerordentliches leistet und dessen erste Prüfungen am Krankenbett Hoffnungen erwecken, die fast zu glänzend sind. Es ist wieder eine komplizierte Arsenverbindung, die noch keinen populären Namen hat, und der wissenschaftliche tut nichts zur Sache. Die Substanz erfüllt im Tierversuch bei Spirillen alle Anforderungen. In Dosen, die weit unter der Grenze der Schädlichkeit liegen, tötet es mit einem Schlage im Organismus von Kaninchen usw. sämtliche zahllos vorhandenen Spirillen, sowohl des Rückfallfiebers, als auch der Syphilis, mit einer einzigen Injektion. Therapia sterilisans magna, wie Ehrlich sie geträumt hat.

Sie ist auch am Menschen geprüft, bei Rückfallfieber in Rußland, bei Syphilis in Deutschland. Im ersten Falle handelt es sich auch um die Sicherheit eines

Experimentes. Das Blut des an Recurrens erkrankten Menschen wimmelt von Spirillen; nur während ihrer Anwesenheit herrscht die hohe Fiebertemperatur. Nun hat v. Iversen 52 Fälle dieser Krankheit behandelt, und in 48 mit einer Injektion sofortige Entfieberung und das Verschwinden aller Spirillen erzielen können. Also auch hier Therapia sterilisans magna! Die Erfolge bei Syphilis sind bei dem erquisit chronischen Charakter dieser Krankheit sehr viel schwerer zu beurteilen: man kann nicht mit Sicherheit sagen, daß ein Fall dauernd geheilt wäre. Aber soweit unser Wissen reicht, darf man auch hier sagen, daß die Erfolge äußerst ermutigend sind. Auf diesem Gebiete kann nur große Erfahrung vieler Jahre eine Sicherheit geben, und die allseitige ernste Prüfung wird ja nicht ausbleiben. Vielleicht ist auch mit diesem neuen Mittel noch nicht das letzte Wort gesprochen und die Forschung wird sicher nicht die Hände in den Schoß legen.

Aber der Weg ist gezeigt. Die innere Desinfektion ist kein rein theoretisches Postulat mehr: sie ist eine praktische Frage geworden, die durch das Experiment gelöst werden kann. Zunächst, wie gesagt, für die tierischen Parasiten. Damit wäre auch praktisch Enormes geleistet, denn die Syphilis ist eine der verheerendsten Volksseuchen.

Und wohl darf man die Hoffnung hegen, daß man dann auch mit neuen Mitteln dem älteren Problem erfolgreich zu Leibe gehen wird, die Infektion mit Bakterien, mit pflanzlichen Mikroben auf diesem Weg zu bekämpfen, auf dem Wege der inneren Desinfektion. Und dann hätten wir wieder einmal die alte Erfahrung realisiert, daß der Weg der Forschung häufig ein krummer ist: daß eine Bahn scheinbar verschlossen ist, weil man mit dem weniger geeigneten Objekt zuerst probiert hat; daß man dann am besten Objekt neue Methoden findet und dann wieder mit definitivem Erfolg auf die alte Bahn zurückgeht, um mit neuem Rüstzeug ans Ziel zu gelangen.

Gedanken und Erinnerungen Wedekinds / von Alfred Kerr

I.

Wedekind hat ein betrachtendes Heftchen geschrieben. „Schauspielkunst". Begabung ist etwas Partielles. Wedekinds liegt offenbar mehr im Stücke dichten.

Man nimmt zu seiner dramatischen Komik aufs neue Stellung. Ich hielt sie für Absicht eines Künstlers. Oft ist sie es; aber . . .

Aber ich besinne mich auf ein Erlebnis mit dem Komiker Georg Engels. Wie komisch war er auf der Bühne. Einmal sah ich ihn außerhalb der Bühne: wie er nicht komisch sein wollte, sich für unbeobachtet hielt, den Blick nach einem Kronleuchter warf — es war zum Umfallen. Er wollte das nicht.

Dies Schriftchen enthüllt, daß ein Teil Wedekindscher Wirkungen sein Verdienst, — ein Teil sein Schicksal ist . . .

II.

Begabung: etwas Partielles.

Er spricht manchmal, als ob er was auf dem Herzen hätte. Das ist aber keine Entschuldigung . . . Er forscht „nach einem Gegner" und findet hier den Sudermann der Publizistik: Maximilian Patriotinkeles. Welche (fragt er) — welche Stimme wird am weitesten gehört? Aber Sudermanns und Hardens, Lieber. Harden, äußert er, bringe der Erörterung einer Kulturfrage so viel Herzenswärme (Herzenswärme) dar — äußert er.

Warum hat er aus ihm nicht besser eine Beifigur in einem der Stücke gemacht, eine ganz unterhaltende? Dramatische Beifigur eines, welcher, noch unlängst in „Madame Bonivard" tätig, die Sittlichkeit von Bevölkerungs- und Zwischenstufen mit aufrichtigstem Schmerz bemängelt, koschere Christartikel schreibt, gegen die Duse kunstverständig die Poppe starken Geistes ausspielt, und welchem das Wohl der deutschen Menschen so sehr, aber wirklich so sehr am Herzen liegt — und auf dessen Wappen Schopenhauer den Spruch gesetzt hat: „Viele Worte machen, um wenige Gedanken mitzuteilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit."

Wedekind tut in diesem Heftchen keineswegs, was er in seiner Werke manchem tat: außerhalb der Menschheit zu stehn. Das tut er nicht. Er tut es nicht. Er macht wie ein Spießer die verbreiteten Erscheinungen auch sonst mit. Daß er (— — ich glaube nämlich, im Theater ist auf die Beethovenepoche von O. Brahms Menschenkunst eine Spontini-Epoche gefolgt), daß er Max Reinhardt mitmacht, ist selbstverständlich. Neben Reinhardt steht aber Stollberg in München — äußert er.

„Reinhardts Theatergründung", meint das Schriftchen, „beginnt außer ihrer künstlerischen allmählich auch eine politische Bedeutung zu gewinnen"; wieso? Nämlich: „Die wiedererwachende geistige Selbständigkeit in Süddeutschland lockt ihn aus dem mit Theater übersättigten, literaturmüden Berlin nach Frankfurt und München." Da hamm mirsch. Nun also.

Wedekind nimmt auch Stellung zum „Gedeihen deutscher Kultur" — dies beruhe, äußert er (seinerseits) unwidersprochen „auf dem Zusammenwirken von norddeutscher Tüchtigkeit und süddeutschem Gemütsreichtum." Wahr, wahr.

III.

Der liebe Wedekind spricht von Aufführungen, Dichtern, Schauspielern, Kritikern. Er spricht kurz, aber — . Kurz, aber arglos. Er spricht von „der" Kritik im allgemeinen.

. . . Er tritt für gute Besoldung der Kritiker ein. Doch er denkt an Provinz

fälle. Er weiß nicht, daß der Kritiker heute manchmal so viel erwirbt wie ein Schauspielerstar, jede Laune stillen kann, ein Reiterleben in den Weltteilen führen und als Genießer, unabhängig wandelnd, auf ein Kunstwerk blickt. (So muß es auch sein.)

Geld ist gleichfalls nötig für die „Schriftsteller", glaubt er mit Recht. Er äußert hierzu wörtlich: „Als die selbständig produzierenden Schriftsteller noch nichts verdienen konnten, herrschte auch unter ihnen ein roherer Ton als heutzutage. Wir brauchen nur an den Streit Heine-Platen zu denken."

Die Begabung ist etwas Partielles.

IV.

Hohes Einkommen der Kritiker, schön. Wichtiger scheint mir: den Schwachsinn der Kritiker zu fordern. Manchmal ist ihr Mangel: daß sie soviel höher stehn als abgestempelte Dichter; sich deshalb in deren Gesellschaft ein bißchen langweilen. Sie selber können sich alles viel herrlicher verschaffen: weil sie Worte prägen schöner, singender, tiefer als die sogenannten Verse der andern; weil sie Gestalten auferstehn lassen, Männlein in fünfzig Zeilen wandeln lassen, wessen die andern mit fünf Akten im geringsten nicht fähig sind ... Zu fordern ist Schwachsinn der Kritiker.

Zu vertuschen ist die Klärung des Punktes: ob nicht heute Kritik vielleicht strahlendere Werte schafft, verschenkt, über Erdgefilde zu Sternen glimmen und schießen und blitzen läßt als die schwammigeren Hirne der Abgestempelten und ihre schwammig-ausführlichen Hände ... Zu fordern sind geringere Kräfte der Kritik.

Der Aberglaube, seit alters, ist an bestimmte Formen des Schreibens geknüpft. Die sollen durchaus als wertvoller gelten.

Kindswärterinnen sind es noch überzeugt.

In jedem Fall, wohlbesoldet müßten die sogenannten Dichter sein: um Höherstehenden mindere Zeit zu rauben ...

Postume, Postume!

Die kleine Stadt/ von Ludwig Hatvany

I.

Bis Mitternacht durchspricht man die bekannten Schriftsteller und ist dankbar für ihre vielfachen Gaben; nach Mitternacht schlägt die Stimmung plötzlich um; man wird undankbar; rebellisch. Spähende Fragen tauchen von überall auf nach kommenden Männern, die alles bisher Dagewesene überbieten sollen. Kaum wird in der Erregung solcher Gespräche

ein neuer Name genannt, so ist man schon geneigt, mit einer Gebärde nächtlichen Leichtsinns die ganze Vergangenheit hinter sich zu werfen.

In solchen schönen nachmitternächtlichen Stunden hörte ich — vor 2 bis 3 Jahren etwa — den Namen Heinrich Manns zum ersten Male. Seither von verschiedenen Seiten immer und immer wieder. Natürlich war es stets meine Absicht, seine Bücher zu lesen; — doch als es dann hieß, die Bücher auch anzuschaffen, gebrach es mir an Energie.

Vor zwei Monaten fiel mir denn schließlich ein Heft der „Zukunft" in die Hand, worin Mann sich selbst über sein Buch ausließ, als Antwort auf eine schöne, klug durchdachte Würdigung der „kleinen Stadt" von Lucia Dora Frost.

Ich hatte das Empfinden wie sonst nur nach gewissen Goetheschen Aufsätzen, etwas gewonnen zu haben. Das Wertvollste, ja sogar das Einzige worauf es ankommt: Liebe und Verständnis für eine Erscheinung, die mir bisher fremd oder verhaßt war.

Jeder von uns hat an dem Erbe romantischen Hasses gegen den Philister zu tragen. Noch Flaubert hat ihn uns mit grausamer Prägnanz eingeschärft. Und der Haß vererbt sich von Generation zu Generation. Vorurteilsfreie Männer, die sich sonst einer Voreingenommenheit schämen würden, sind stolz auf diesen Haß und bedenken nicht, daß er wie jeder andere, nur auf einer unvollkommenen Kenntnis des Phänomens, — diesmal des Spießbürgers — beruht.

M. Homais, Ms. Bouvard und Pécouchet bedürfen einer Rehabilitierung. Auf die Produktion der Ausnahmeerscheinungen scheint ja die Natur geradezu eingerichtet zu sein. Es ist, als ob jeder Mensch in Verwunderung ob der rätselhaften Tatsache seines Erschaffenseins ins Abnormale ausarten müßte. Wahrlich ein Wunder, daß es nicht lauter Wunder gibt. Was für ein Niederzwingen des Energieüberschusses, welch feines Ausgleichen und Abwägen des Zuviel und Zuwenig gehört dazu, um den Welterhalter, den Dutzendmenschen hervorzubringen, wenn man bedenkt, daß Kleines und Großes aus gleichem Teig geknetet — und daß kleine Menschen ja nur große Menschen im Kleinen sind. So ist der Advokat Belotti ein Garibaldi en miniature . . .

2.

Advokat Belotti ist ein Garibaldi im Kleinen, Don Taddeo ein Rampolla im Kleinen, Kapellmeister Dorlenghi jeder große Künstler im Kleinen und das Sujet des Romans: die Wirkung einer kleinen Komödiantentruppe auf das Volk einer kleinen Stadt soll das Spiel der Energien der französischen Revolution, auf einen kleinen Schauplatz zurückgedrängt, zeigen. Nicht um zu paraphrasieren, nicht um zu parodieren, sondern viel eher um durch das Waltenlassen derselben Energien auf einem kleinen Raum sie um so besser untersuchen zu können. Wie man von einer Bazilluskultur auf den Zustand eines ganzen Körpers schließt.

Dieser Roman ist ein physisch-psychologisches Experiment, ähnlich dem der Wahlverwandtschaften. Er ist eine Kriegserklärung gegen die Tainesche Auffassung der Revolution, die Mann verhaßt ist.

Der Franzose sah in Rousseau einen Hitzkopf, dessen kranke Phantasien von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit die Menschen zu unnützen, unerhörten Roheiten und Gewalttaten reizten. Als ob einer die Essen und Öfen anklagte, daß sie glühen, die Räder und Walzen, daß sie sich schwindel- und grauenerregend drehen, alles was im Wege steht unbarmherzig zermalmend, ohne bei diesen Klagen zu bedenken, daß die Fetzen und Lumpen diesen schaurigen Weg durch die Fabrik zu gehen haben, soll aus ihnen glattes, weißes Papier werden.

Die drohend zusammengeballten Fäuste des in Blut- und Habgier aufgewühlten Mobs, Gestalten wie Marat und Robespierre, sind eben das Umsetzen der Idee in Tat, die körperlichen Äußerungen der dahinter glühenden geistigen Triebkraft: Rousseau. Einer, wenn auch auf Kosten Frankreichs, doch immerhin wohltätigen Macht. Wie denn jeder Idealismus, selbst wenn er in die gefährliche Ideologie des Jakobiners und seiner für den Augenblick brutalen Äußerung entartet, in fine finali nur nützlich und segensreich wirken kann.

Mit dieser Auffassung der Dinge ist uns statt eines plumpen Positivismus die Möglichkeit eines erdenfrohen, lebensnahen Idealismus gegeben.

Schön! Schön! aber wozu einen Roman, wegen dieser nützlichen und klugen Dinge? — Das ist ja der Stoff für ein moralisches Traktätchen.

Und doch: der Roman ist da. Das gestaltenreiche Werk eines großen Gestalters, der lediglich einem spielenden Schaffenstriebe nachzugeben scheint, wenn er schreibt. Nur im falsch aufgefaßten l'art pour l'art fehlt die Tendenz, diese einzige Verbindung zwischen Kunst und Leben; im Werk des eigentlichen Künstlers ist die selbstverständlich innewohnende Tendenz durch ihre Verarbeitung vernichtet, vom künstlerischen Können aufgesaugt.

Wie es sich mit der angeblichen kalten Teilnahmslosigkeit Manns verhält, ist damit schon gesagt. Es ist eigentlich ein frohes Teilnehmen an den Schicksalen dieser Welt. Doch um die versteckte, gefrorene Wärme dieses Romans zu fühlen, muß man sich im Lande des aufdringlichen Gemütes, der ewigen Ichromane, erst daran gewöhnen, daß ein Kunstwerk immer eine mittelbare und nie eine direkte Antwort auf Schicksalsfragen enthalten kann.

3.

Vor unseren Augen soll das Experiment durchgeführt werden, wie die Idee, in allem und trotz allem, doch segensreich wirkt. Heinrich Mann macht sich die Aufgabe nicht leicht, indem er den Kampf der grotesksten Kämpfer für eine Idee, der fortschrittlichen Kleinbürger mit den Konservativen, und gar um den

Einlaß der groteskesten Verkünder des Ideals, um Schauspieler zum Stoff seines Romans wählt.

Besonders ist es der Schauspieler, jene Mischung von Gaukler und Priester, die Schauspielerin, jene von Echtheit und Vermummung, deren Echtheit eine Vermummung und deren Vermummung eine Echtheit ist, überhaupt das Theater, diese unheimliche Zusammensetzung von Lupanar und Tempel, die den Idealisten, der die Idee auch noch in dieser Verzerrung auffinden soll, am meisten auf die Probe stellen.

„Wer hat diese Bande von Abenteurerinnen auf die Stadt losgelassen?"

„Es sind Künstler und sie hinterlassen uns eine Erinnerung an Ideale."

So läßt Mann zwei seiner Bürgersleute sprechen und mit dieser Gabe des einheitlichen, alle Seiten zugleich umfassenden Sehens, gelingt es ihm den kleinen Lebensdingen, die hier verhandelt werden, Gewicht und Größe zu geben. Wie feierlich wirkt zum Beispiel die gewöhnliche Angelegenheit der Einquartierung einer neuangekommenen Komödiantentruppe. Der Advokat Belotti, der Tabakhändler Polli und der Apotheker Aquistapace schlendern durch die Straßen und treffen auf Schritt und Tritt kleine, bunte Geschöpfe in inniger Umschlingung mit den Jungen der Stadt: die ehrbaren Herren haben sich nur auf die Fußspitzen zu heben, nur über die Gardinen hinweg in die Zimmer zu spähen und sie sehen da, wie Choristinnen mit ihren Kameraden sitzen. Es ist, als ob bei diesem Treiben die Stadt von etwas Fremdem, Verwirrendem erfüllt wäre. Die Bürger fühlen den Zauber einer andern Welt. Dieses Empfinden äußert sich dadurch, daß der Tenor Nello konstatieren muß: „Auf einmal ist ihnen der Mut gekommen, ihre Laster in Freiheit zu setzen." Und die arme Künstlerin seufzt mit feuchter Stimme: „Diese Leute zwingen uns ein unmoralisches Leben zu führen."

So stehen Bürger und Bohème einander gegenüber. Nichts Außerordentliches geschieht. Und doch: die Berührung zweier Menschenarten rüttelt die Stadt auf, treibt sie vorwärts.

So ist die Welt — so vollziehen sich historische Prozesse — so unauffällig geschehen die großen Dinge hier auf Erden. So, und nicht anders, meine lieben Kollegen und Kolleginnen, die ihr mit mir zum Agieren in der Weltgeschichte verurteilt seid. Auch wenn die kleine Stadt Rom, London oder Berlin hieße.

Heinrich Mann läßt uns das fühlen, indem er die kleine Stadt selbst mit einer neuen, allgegenwärtigen Technik zum Helden des Buches macht. Alles wird belebt, alles soll mitwirken, mittun, mithandeln: jede Straße, jedes Haus, jeder Giebel, jede Stiege, jede Laterne, die mystisch-tiefen Schatten der Bäume in Villascura, besonders aber das Fenster im Hause Maueasede, dahinter das kranke Mädchen sitzt. Nie verläßt sie das Haus und doch weiß sie alles, was in der Stadt geschieht. Durch diese verborgene Gestalt erhält die Kleinmalerei der kleinen

Stadt plötzlich etwas Mystisches. Sie ist mit ihrem klappernden Fenster ihre ganze Verkörperung. (An Sonntagnachmittagen, wenn man durch kleine Städte fährt, wie gucken sie da, die vielen regungslosen Frauen, aus den laubumwundenen Fenstern. In ihren stechenden Augen lebt das Leben der Gemeinde — sie wissen alles, sie bemerken alles, sie erraten alles, sie ahnen alles — ich fühle ihren Blick in meinem Rücken — nie mehr kann ich was im Geheimen unternehmen — durch die kleine Stadt bin ich gefahren, nun hält sie mich gefangen für ewige Zeiten.)

Und durch die belebten Häuser und Gassen läßt nun Mann Hunderte von Gestalten gehen, laufen, rennen, sprechen, jeden mit seiner Gebärde, mit seiner Stimme, mit seinem Tick —: bis es ihm schließlich in der langen Beschreibung der Theateraufführung, mit dem Allüberallsein seiner Beschreibungskunst gelingt: Parkette, Logen, Bühne, Orchester zugleich mitwirken zu lassen. Das ist das verblüffendste, unübertroffene Meisterwerk eines Stilkagliostro.

Doch der Meister künstlerischer Selbstdisziplin kann nicht nur über dem Stoff stehen, er kann sich auch darin verlieren. Wie ein Feuerschein durch Nebel, so lodern die Leidenschaftsgeschichten des Kapellmeisters, des Pfarrers, und vor allem das blutige Lied der Liebe der Alba und des Tenors Nello.

4.

Die kleine Stadt ist vielleicht das Werk des höchsten künstlerischen Wollens seit Flaubert. War das künstlerische Erreichen Flauberts ein vollkommeneres — Manns Komposition hat etwas rein äußerlich Dekoratives, seine Gestalten oft etwas hölzern Klapperndes, Marionettenhaftes — so entspringt doch Manns Werk einer freudigeren, lebensbejahenderen Auffassung, was doch heißen will, einem umfassenderen, tieferen Sehen. Der Auszug der Komödianten aus der Stadt ist als optimistisches Gegenbild neben die letzte Szene der Éducation sentimentale zu stellen.

Die kleine Stadt ist die vorläufig letzte Staffel einer langen Entwicklung, die mir unbekannt ist. Es heißt, daß es eine Vermessenheit sei, ohne diese Kenntnis über Manns Buch schreiben zu wollen.

Doch warum soll man nicht einmal ein Buch allein auf sich wirken lassen? Gewiß muß die eindringendere Kenntnis der anderen Bücher dieses Schriftstellers meinen Eindruck in mancher Beziehung umgestalten. Um so reizvoller schien es mir, diesen der Wandlung so bald und so sicher ausgesetzten Eindruck, noch ehe er sich verflüchtigt, festzuhalten.

Wer die Frauen recht lieb hat, läßt sich nicht leicht in Erörterungen über die Frauenfrage verstricken. Er sucht ihnen geschickt auszuweichen. Er will nicht verletzen oder selber Zielscheibe werden, noch seine letzten Lebens- und Eheerfahrungen durch paragraphierte Meinungen entweihen. Schon das Wort klingt ihm häßlich und fremdartig: bildet denn die kompakte Masse sämtlicher Frauen eine Partei? Und es klingt außerdem wie Entschleierung und Entheiligung; und mehr noch wie Herausforderung und Schlachtruf.

Er will nicht, aber er muß; er muß. Die Frauenfrage ist kein Vorbehalt für Spezialisten mehr: sie gehört zu unseren täglichen Verlegenheiten. Immer allgegenwärtiger wird sie, drohend wie jene schwarze Wolke droben hängt sie zu unseren Häupten und wirft ihre dunklen Schatten auf alle unsere Pfade. Darf ich sagen, daß ich für unsere Männerkultur zittere? was ich empfinde, wenn ich Frauen im wachsenden Gewimmel von Gewerbe und Handwerk, in Bibliotheken und Laboratorien und Redaktionsstuben und Ausstellungen hantieren sehe, mit Allüren nicht selten von Thronforderern, gewandt, beweglich, gelenkig, geläufig, selbstbewußt, laut, mit schrillen Tönen die Gleichheitsrechte betonend, Cliquen bildend, öffentlich werdend, alle Konventionen unseres Geschmacks, unserer Männerschätzungen beiseite schiebend? daß ich in Haltung und Meinung der Frauenrechtlerinnen ein Chaos von einigen rechten und vielen falschen Wegen sehe? Ich darf nicht. Aber noch weniger darf ich gleichgültig bleiben. Der Tag ist da, wo die Frauenfrage aufhört, Vorbehalt der Spezialisten zu sein. Der Tag naht, wo die Frauenfrage eine Männerfrage wird.

Mir ist diese Sachlage so recht zu Bewußtsein gekommen, als ich die endlos verschlungenen Erörterungen las, die im englischen Unterhaus die zweite Lesung der Frauenstimmrechtbill hervorriefen. Die Bill ist nur ein Fühler, sie soll Bresche legen helfen in den Männerstaat; nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe Frauen soll danach das aktive Wahlrecht erhalten: die unverheirateten Selbständigen, deren Einkommen einem ziemlich hohen Zensus entspricht. Sie ist im Prinzip revolutionär, technisch aber dilettantisch, selbst in ihrem Maßhalten. Das ist heute noch Nebensache. Sie wurde mit überraschender Mehrheit angenommen, hat trotzdem keine Aussicht auf baldiges Gesetzwerden. Auch das ist Nebensache. Aber nie noch wurde die Frauenfrage mit solchem Ernst und solcher Gründlichkeit von den Erkorenen eines großen und führenden Kulturvolkes öffentlich behandelt, als in den Hallen von Westminster in der zweiten Juliwoche des Jahres 1910; nie mit einem solchen Bewußtsein der unendlichen Bedeutung des verhandelten Gegenstandes. Es gab kein Ausweichen mehr. Es zeigte sich, daß die Witzblattatmosphäre, die die Suffragettes um ihr Kampfobjekt geschaffen haben, die Gewalt seiner Wirkung nicht im geringsten abzuschwächen vermochte. Die Parteigrenzen im Hause verwischten sich, der konservative Balfour

war für, der liberale Ministerpräsident Asquith gegen die Bill, die Anonymen der Herde waren führerlos und suchten nach eigener Einsicht einen Standpunkt. Die Debatte bewegte sich sachlich und dialektisch auf einer Höhe, die Staunen erregen muß, da das geistige und moralische Niveau selbst des englischen Parlamentes in den letzten Jahrzehnten ja ganz offenbar gesunken war. So durfte der Premier mit Recht dieser Debatte eine welthistorische Bedeutung beimessen. Denn Englands Staats- und Gesellschaftsleben ist kulturell von unendlich höherem Wert und Einfluß als etwa der Australiens und Neuseelands, in deren dürftiger Kulturzone die Frau ja die bekannte politische Vorzugsstellung bereits errungen hat; und wenn in England, diesem manngeschaffenen Zentrum eines ungeheueren Weltreichs, der Fraueneinfluß öffentlich so erstarkt ist, daß in heißen tagelangen Debatten die Mitbestimmung der Reichsgeschicke durch Frauenköpfe erörtert werden mußte: so taucht am fernen Horizont unseres Geschichtslebens das Matriarchat auf: sittigend, beschwichtigend, aus der Männerbrust die wilden kriegerischen Instinkte jätend, die Wege zum ewigen Frieden ebnend ... Die Frauen sind ja in der Mehrzahl, und vom passiven zum aktiven Wahlrecht ist nur ein Schritt. Wer wagte zu leugnen, daß bei völliger politischer Gleichstellung der Geschlechter Familie, Staat, Erziehung, Sittlichkeit, Ehrgefühl, Ehe, Liebe Wörter für ganz neue Begriffe würden? Vielleicht ist dies der Weg zur Höherbildung. Vielleicht wehrt sich der Männerinstinkt gegen diese Methode der Aufzucht, weil sein dummes Vorurteil das Herrschenwollen verlangt, dem er selbst den Kulturnutzen zu opfern bereit ist. Vielleicht! Vielleicht! Schon mißtrauen wir unseren Grundinstinkten; geben uns selber auf. Die Helden von Westminster, darunter ein Schopenhauer in Duodez, schwingen die Keule der Dialektik. Aber auf den Tribünen sitzen die Frauen und Töchter, sitzt der Weiberanhang der Berater und kontrolliert deren Abstimmung (die anders ausgefallen wäre, wenn sie geheim gewesen wäre) und krächzt unerbittlich: equality of conditions, equality of conditions ..

Mir wird bange, wenn ich die demokratische Zauberformel so mißbrauchen höre. In dem Männerstaat, in der nach Männerbedürfnis organisierten Gesellschaft physiologisch Gleichartiger war „Gleichheit der Bedingungen" das fruchtbare Mittel zur Befreiung tausendfach gehemmter und geknechteter Energien. Diese Befreiung leitete den großen Individualisierungsprozeß ein, den wir mit dem Namen Demokratie verknüpfen. Der Mann leistet sein Bestes, wenn er sich individualisieren kann; und er kann sich individualisieren, weil sein Sexualbedürfnis nicht seinen ganzen Geschlechtscharakter ausmacht; weil er es selbst in der Periode höchster Geschlechtsreife isolieren, sich von seinem Joch befreien kann. John Stuart Mill, auf den jene Formel in der Anwendung auf die Frauenemanzipation zurückgeht, war geschlechtlich unterwertig und unerfahren: er übersah die physiologischen Unterschiede. Er ging von der ungefähr gleichen Richtung des Kulturgeschmacks, der gleichen Stärke des Kulturbedürfens, der

ungefähr gleichen Anlage zur intellektuellen Kulturleistung aus. Die ideale Freundschaft, ähnlich derjenigen, die ihn mit Frau Taylor verband, war ihm Ausgangspunkt und Ziel der idealen Ehe: er wähnte, wie vor ihm Plato und nach ihm Shaw, das Fortpflanzungsgeschäft von ihr abtrennbar. Seitdem — das berühmte Buch über die Hörigkeit der Frau erschien 1869 — war die Bahn frei für Experimente im größten Stil. Motto: die Frau weder Lustobjekt noch Haussklavin, sondern gleichstrebige Genossin und Kamerad. Aber das Idealbild hatte zuerst noch passiven Charakter: die Frau sollte werden dürfen wie der aufgeklärte (!) Mann sie sich wünschte. Viele trübe Unklarheiten erwuchsen schon auf diesem Boden. Der Beruf kein pis-aller sondern Mittel zur Befreiung (wovon? wozu?); das Ledigbleiben keine Not, sondern eine Tugend; die Gehirnleistung kein Zwang, sondern Wunsch, Geschmack, Bedürfnis. Wer, mit angeborenem Gefühl für elementarste Tatsachen, sagte: die Frau wird in ihrem Individualisierungsbedürfnis auf Schritt und Tritt aufgehalten, der riesige Individualisierungsapparat, den Männer nach Männerbedürfnis im Männerstaat geschaffen haben, kann also nicht das sein, was sie sich wünschen darf: der wurde gehöhnt, des Unverstandes geziehen. „Das Ewig-Männliche zieht uns hinab." „Daß Frauen sich um jeden Preis, mit allen Mitteln, weiter differenzieren möchten, und dabei doch Liebende non plus ultra bleiben, ja immer noch mehr werden, in Madonnen- und Mutterhoheit, das ist nicht ganz konsequent," sagt Frau Lou Andreas-Salomé in einem feinen, kleinen Essay über Erotik (den Martin Buber soeben in seiner „Gesellschaft" veröffentlicht; Literarische Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M.). Gewiß nicht; sogar ganz folgewidrig. Denn die Entfaltung der weiblichen Seele liegt, grob ausgedrückt, zwischen Dirne und Madonna beschlossen; zwischen Lulu und Maria. Die höchste Konzentrationskraft des Weibes ist zwischen sinnliche und himmlische Liebe gepfercht; zwischen Buhlschaft und Mutterschaft. In seinem Buch über die sexuelle Frage weist Forel darauf hin, daß die Sexualität bei den Männern die niedern Hirnzentren affiziere, beim Weibe im Großhirn lokalisiert erscheine. „Wenn man, selbst in weiblicher Begleitung, durch die Männerabteilung der Irrenanstalt geht, ist man über die blöde Gleichgültigkeit und sexuelle Indifferenz fast aller geisteskranken Männer erstaunt"; aber „selbst die sittsamsten und sexuell kühlsten Frauen können, wenn sie geistig erkranken, dem wildesten Erotismus verfallen und zeitweilig sich wie Prostituierte aufführen." So wird, fügt Frau Lou Andreas diesem Zitat hinzu, selbst das letzte Wort, selbst das geistiger Zerstörung, selbst das des tragisch ungewollt Dirnenhaften im Weibe, noch zur Bestätigung für das Alleine, das ihr die Liebe ist. Tut nichts. Die Bewegung erhält nun aktiven Charakter; man streckt die Hand nach den politischen Gleichheitsrechten aus. Eigentlich heißt das: der Mann soll werden dürfen wie die Frau ihn sich wünscht. Das Matriarchat leuchtet am Horizonte auf . . .

***

Das „Ding an sich"

In letzter Zeit habe ich viel unter dem „Ding an sich" zu leiden. Weniger freilich unter dem Ding an sich selber als unter dem Kampf, den andre gegen es führen. Dem erhitzten Kampf einiger „Empiriokritiker", welche jede ihrer Mitteilungen mit einer Herausforderung an das Ding-an-sich eröffnen. Rings um sie her stehen die Laien, welchen diese Mitteilungen gelten und starren offenen Mundes sowohl über das Ding an sich als über das Unternehmen, eine so geheimnisvolle Größe anzugreifen. Mir aber fällt mitten unter dem innigen Vergnügen, mit dem ich diesen Ritten zusehe, jenes schöne Märchen ein, das die Brüder Grimm in dem wenig bekannten dritten oder Anmerkungs-Band ihrer Märchen erzählen von dem Manne, der das „Dinges" traf und mit ihm zu raufen anfing.

Er traf es im Wald. Es war groß und hatte einen Schwanz, der ihm wohl zehn Ellen lang nachschleppte. Aus Mutwillen griff er ihm in die Haare und ließ sich herumschleifen. Das Dinges schleuderte ihn hinter sich her durch den Wald und mit sich in sein Schloß und durch alle Zimmer, daß er in allen Ecken herumflog, und alle Spinnweben an ihm hängen blieben. Schließlich hatte er dem Dinges doch die Haarzottel ausgerissen, an die er sich gehängt hatte, und ihm damit „die Macht benommen". Da lag es nun und rang mit dem Leben. Aber auch er hatte den Heimweg verloren. Er fand ihn zwar noch, aber nur mit Hilfe von lauter Unmöglich- und Unglaublichkeiten als Zwergen, die die hohen Schulen durchstudiert hatten, Stecken von Froschzähnen und Seilen aus Frauenbart und Fischhaaren.

Ich glaube zuverlässig, daß das „Dinges" das Dings-an-sich war. Und daß es jedem, der mit ihm rauft, ähnlich ergehen muß.

Die empiriokritische Schule erkennt, daß der naturwissenschaftliche Atombegriff irrig ist und versteht dennoch, daß er „als reines Bild für die Zusammenfassung der Erscheinungen" wertvoll ist, warnt sogar vor seiner vorzeitigen Entlassung; sie versteht, daß der Kausalbegriff, obwohl er irrig, auch doch ein gutes Anschauungsbild für gewisse sehr nahe Zusammenhänge ist; sie versteht, daß das Naturgesetz nichts anderes als eine aus Erfahrungen gewonnene Erwartung, ja Sicherheit ist. Aber sie versteht nicht, den ungemein viel wichtigeren und schwerer entbehrlichen Begriff des Dings an sich zu durchschauen und zu würdigen.

Aber vielleicht versteht sie ihn nur allzugut, und hat eben deshalb diesen Begriff als ihren Hauptfeind fixiert. Denn freilich bedeutet er ja nichts andres als die Sicherheit darüber, daß die Wirklichkeit in ihrem nächsten wissenschaftlich faßbaren Aspekt nicht aufgeht, daß sie auch „an sich" etwas ist, das heißt abgesehen von dem, was die Wissenschaft daran begreifen kann, kurz, daß es noch andere Erkenntniskräfte gibt als die wissenschaftlichen. Dies aber gerade, was der Empiriokritizismus in thesi zugeben muß, aber in praxi nicht zugeben will, soll abgeschnitten werden. Deshalb muß der Begriff des Dings-an-sich auch als Anschauungsbild für jene Erwartung oder Sicherheit ausradiert werden. Was für die Wissenschaft nicht existiert, darf überhaupt nicht existieren. Es ist das Wesen jeder neu heraufkommenden Orthodoxie gewesen, das zu verbieten, was sie nicht kontrollieren konnte.

Und also gelingt es dieser „rein wissenschaftlichen" Philosophie, dem Dings-an-sich „rein wissenschaftlich" genug Haare auszureißen, um es zum Krepieren zu bringen. Aber nur zugunsten der viel größeren Unglaublichkeit einer Welt, die wesentlich mit

dem Orientierungsgesetz identisch ist, das die Wissenschaft um sie geschlagen hat.

Bonus

Fanny Elßler

Seit den Goncourtschen Monographien über die Guimard und die Camargo mehren sich die Schriften über berühmte alte Tanzkünstler. Neulich erschien ein Werk über die Sallé, eines über die Vestris und das Ehrhardsche Buch über die Fanny Elßler (Ehrhard ist Professor in Lyon) liegt jetzt auch in einer deutschen Übersetzung von Moritz Necker vor (Beck'scher Verlag), zum Teil verändert und vergrößert, besonders durch Benutzung des Tagebuches der Tänzerin. Es ist reizend geschrieben, ästhetisch wohl nicht ganz auf der Höhe, aber kulturhistorisch gut gestellt mit einem breiten Horizonte des ganzen Theaterwesens der 30er und 40er Jahre.

Es macht sich schön, daß die Elßler ihr Leben lang in Rivalität mit der Taglioni stand. Man genießt auf diese Weise das Schauspiel zweier Tanzpackungen, die in ihrem Widerstreit die Stimmungen der Zeit vergegenwärtigen. Die deutsche Elßler ist leidenschaftlich, die Italienerin Taglioni romantisch. Jene zeichnet sich durch ein fast südliches Temperament aus, das ihre glänzende Figur zu einem Instrument sinnlichen Rhythmik macht, diese durch eine nordische Feinsinnigkeit, die ihren nicht sonderlichen Körper im Reiz des stofflosen Schwebens vergessen läßt. Rahel Varnhagen, schon durch Gentz (dessen letzte Liebe Fanny war) sehr für diese eingenommen, sagte von der Taglioni, sie tanze neben der Musik, während die Elßler die Musik in allen Gliedern habe. Wolfgang Menzel rühmte bei der Elßler die pantomimischen Fähigkeiten, bei der Taglioni mehr die Grazie. In Paris stießen die beiden Tanzcharaktere scharf zusammen. Man sagte, die Elßler taquettiert, das heißt sie macht kleine, feste Schritte, bestimmt und charakteristisch, während die Taglioni mehr balloniert, also schwebt und kugelartig sich fortbewegt. Auch nannte man (und dies sind Gautiers Worte) die Taglioni eine christliche Tänzerin, vergeistigt, ein Mousselinwesen, himmlisch daherschwebend, die Elßler aber heidnisch. „Wenn sie sich kühn in die Hüften zurückbäumt, trunken und halbtot vor Wollust ihre Arme nach rückwärts wirft, so glaubt man eine der schönen Figuren aus Pompeji zu sehn." Zwischen den Taglionisten und Elßleristen gibt es große Skandale im Theater.

Das Leben der Elßler ist nicht so reich an Abenteuern, wie das ihrer Vorgängerinnen im achtzehnten Jahrhundert. Außer der Gentzepisode leuchtet es wenig. Aber es zieht sich vor ihr ein Panorama interessanter Begebenheiten und Personen hin, das von ihrer Jugend zur Kongreßzeit über die Revolutionsepoche bis in das Hebbelsche Wien reicht, Wien, Berlin, Paris, London und vor allem das alte bürgerliche Amerika, deren Triumphe sie als eine der ersten europäischen Künstlerinnen kostet. Grillparzer, Heine, Gautier stehen am Wege. Theaterdirektoren wie der abenteuerliche Barbaja oder der zynische Véron erscheinen als die Impresarios ihrer Schicksale. Die Wandlung der mythologischen Oper in die romantische, des lokalen Tanzes zum internationalen, die wechselnden Stimmungen demokratischer und bonapartistischer Interessen, die bis hinter die Kulissen reichen, alles das gibt einen sehr bunten Hintergrund, den der Autor zu entwickeln versteht. Wirtschaftliche Fragen gehen daneben. Die Taglioni starb verarmt, die Elßler konnte nicht klagen. Sie hatte in Amerika durch zwei Jahre und 55 Tage 742000 Fr. verdient.

Von der Taglioni ist in der Geschichte ein Tanztyp geblieben: die Sylphide. Von der Elßler ein anderer: die Cachucha. Nachdem sie diesen leidenschaftlichen spanischen Tanz zum erstenmal in dem Ballett

„Der hinkende Teufel" geschaffen hatte, war ihr Charakter festgestellt. Sie zeichnete sich in der Cracovienne, der Tarantelle, der Smolenska aus, also weniger in poetischer Phantasie als volksmäßiger Verve. Eine ihrer berühmtesten Rollen war die „verwandelte Katze", ein Mädchen, das Katzenrhythmik darstellt. Sie war eine Tanzschauspielerin. Die Sallé muß vor ihr etwas Ähnliches gewesen sein, heute ist es etwa die Pawlowa, während die Will eine schwächere Auflage der Taglioni zu sein scheint. Wir sind sehr bescheiden geworden.

Oskar Bie

Verfall einer Familie

Dies ist der Titel des wahrscheinlich besten und sicherlich kulturgeschichtlich wichtigsten Romans, den wir Deutschen in der letzten Generation hervorgebracht haben. Es dürfte auch recht gut der Titel eines Buches sein, das vor einem halben Jahr von Dänemark nach Deutschland kam, viel gelobt und noch mehr gelesen wurde. „Die Väter haben Herlinge gegessen", so verkündet schon der Titel, — und den Kindern sind davon die Zähne stumpf geworden. — Gustav Wied, wohnhaft in der Stadt des Kopenhagener Porzellans und berühmt als der Hausnarr jener bequemen Welt, die 2 mal 2 gleich 5 sein läßt, Gustav Wied hat das Buch geschrieben. Aber obschon er zuweilen ein wenig melancholischen Humors und oft eine groteske, beinah körperliche, zirkushaft-unheimliche Komik beimischt, er hat es ernst und ganz verteufelt gründlich mit seinem Thema gemeint; und der Vergleich mit jenem deutschen Buche darf dem dänischen Roman deshalb nicht erlassen werden.

Aber wir wollen lieber keine ästhetischen Werte gegen einander austragen. Wieds Buch, das locker, leicht und lebendig hingeplaudert wirkt, fängt ganz sicher in seinem Ton die Welt vortrefflich ein, aus der und für die es geschrieben ist. Das Talent dieses Mannes steht gar nicht in Frage. Aber wenn Gustav Wieds Kunst mit fast sinnlichem Wohlgeschmack unsere Lippen berührt und fast so schnell vergessen wird wie irgendein Glas guten Weines, während Thomas Manns Werk sich irgendwie unserer geistigen Substanz beimischt und als ein dauerndes Erlebnis für uns immer irgendwie da ist — dann soll man vielleicht nicht zwei Künstler aneinander messen, von denen ein jeder seiner Umwelt voll Genüge tut; aber man soll nachdenken über das besondere Verhältnis zweier Kulturen und soll an diesem Falle zu erkennen suchen, was für uns Deutsche die Dänen bedeuten — diese „Franzosen des Nordens".

Die Buddenbrooks geben mehr als den Verfall einer Familie; sie geben auch die Größe, die Blüte und den Glanz eines Geschlechts; sie zeigen uns die geistigen Energien, die sittlichen Mächte durch die die Säfte einer Familie zu höchster Schaffenskraft angereizt und überreizt werden, ja wie er die tragische Vollendung erst ist für die Größe und Schönheit dieser Menschen. — Die Uldahls (das sind die Helden in Wieds Roman, der deutsch bei Axel Juncker erschien) werden uns erst mitten im Verfall vorgeführt, und was wir rückwärts erfahren, ist auch nicht eben viel: sie haben es einmal zu Rang und Geld gebracht und haben sehr bald begonnen stark zu essen, zu trinken und zu lieben. Die zur Zeit des Wiedschen Romans vorhandene Generation versucht bei bereits wesentlich geschwächter Gesundheit ebenso stark weiter zu essen, zu trinken und zu lieben, und sie verliert darüber Rang und Geld und schließlich das Leben. Das ist in ein paar Dutzend Variationen der Inhalt des dänischen Buches, und aus dieser animalisch-schwülen Atmosphäre wesentlich physischer Zusammenhänge werden wir kaum irgendwo entlassen. Nur zwei Gestalten heben sich in etwas durchsichtige Luft. Da ist die kleine Sophie, die jüngste Tochter des Niels Uldahl; sie

schüttet ihr Herz in rührend unbeholfenen Tagebuchbriefen an den heimlich geliebten Vetter Isidor aus und geht, als sie den Schmutz der sie umgebenden Familie nicht länger ertragen kann, aus dem Leben. Und da ist dieser Vetter Isidor, der immerhin noch „tagsüber als Amtsrichter auf seinem Bureaustuhl sitzt und seinen Mitbürgern Achtung einflößt". Tagsüber. Nachts freilich schläft er schlecht, trinkt ein wenig Whisky, wandert mit seiner Frau im Park, die Fische zu füttern und erzeugt gelegentlich nach zwei gesunden Kindern eine abscheuliche Mißgeburt, die er schnell ums Leben bringen muß. Er ist ein freier, etwas zu freier Zuschauer, der sich mit etwas Karikaturenzeichnen schadlos hält, und er prägt den Wahlspruch: „Man füttere seine Karauschen und mache seinen Whisky stärker, ... und lasse dann den Herrgott für den Rest sorgen."

Nicht nur weil diese Sätze zum Motto des Buches erhoben sind, erkennt man in Isidor Gustav Wied selber, den etwas angekränkelten und etwas spöttischen, etwas blasierten und etwas sehnsüchtigen Zuschauer einer Dekadenz. Einer Dekadenz, der er doch zu innerst angehört, über die hinaus ihn im Grunde auch kein Wille trägt. — Und nun stelle man neben diesen Isidor einen Augenblick den Thomas Buddenbrook, diesen letzten aber innerlich reichsten Vater der Patrizierfamilie. Mit welcher großartigen Gewalt rennt hier noch einmal ein sozial erzogener, schöpferisch stolzer Wille gegen die Schranken des müden Blutes an, und wie edel ist dies langsame Hinsinken der inneren Kraft unter den Bann der geschwächten, genußsüchtig verfeinerten Nerven. Wie ist vom Licht einer geistigen Kultur selbst noch jene sinnliche Auflösung durchläutert und durchleuchtet, in der Hanno, des Thomas Sohn, das Geschlecht schließt.

Wenn wir die Tatsache einfach feststellen, um wieviel mehr uns der Untergang dieser deutschen Edelbürger ergreift als die Auflösung dieser dänischen Landherren, so erfahren wir vielleicht im tiefen Gefühl, daß ethische Maximen, bewußte sittliche Pflichtvorstellung, sozial erzogene Geistesspannungen doch etwas mehr sind als Zeichen geknebelten Philisteriums, als schulmeisterliche Erfindungen. Wer die Welt nicht gerade durch den Qualm eines Kaffeehauses ansieht, wird eben an solchem Beispiel erkennen, daß die tiefste und stärkste Entfaltung der Lebenskraft in solchen geistig-sittlichen Kämpfen zu uns spricht, daß das mehr sinnliche das minder lebendige Leben sein kann, und daß es für die Größe und Tiefe deutscher Lebensart zeugt, daß sich das wichtigste Kulturbild der Zeit so als ein eminent geistiger, sittlicher Kampf abzeichnen konnte.

Was aber die Dänen angeht, so wissen wir, was die Kultur unserer Sinne ihnen alles verdankt. In Kopenhagen wird der beste Kaffee der Welt gekocht, wird ein Porzellan gefertigt, das alle tierische Formen zu einer weichen entzückend spielerischen Rundung ausgeglättet hat, und auf den hellen weiten Plätzen dieser Meerstadt gehen wunderschöne blonde Frauen spazieren. Die Oberfläche des Lebens beherrschen diese nordischen Pariser mit einer Grazie und Subtilität wie sonst wohl nur die rechten Franzosen, und dabei liegt in ihrem Blut doch irgend etwas, das für uns Deutsche diese nordischen Sinnlichkeiten greifbarer, verlockender, einschmeichelnder noch macht, als die vom Westen. Und die Kunst dieser seltsam begnadeten Menschenkinder steigt bis zum unerschöpflichen Märchenspiel eines Andersen und bis zum schimmernden Schmelz eines Jens Peter Jacobsen. Aber sie bleibt an der Oberfläche des Lebens, diese Kunst, und faßt im Grunde nur was eben Nerven fassen können. Und wenn sie den Verfall einer Familie gibt, so ist es — aufs sensitivste beobachtet — der physische Zusammenbruch eines Menschenschlages, der zuviel gegessen, getrunken und geliebt hat.

Daß sich Menschen, Familien wie Individuen, an ihrem edelsten Willen, ihrer geistigsten Leidenschaft verbluten, daß sie in

einer menschheitlich groß und verantwortungsreich erfaßten Arbeit zugrunde gehen können, — das Wissen um diese Tragödie des Lebendigen gedeiht nicht in diesem üppigen Inselbändchen. Wenn Menschen dänischer Zunge von dieser tieferen Tragödie künden sollen, dann müssen sie wohl weiter nach Norden hinaufgehen, dorthin wo ihr helles Meer sich tief in finstere Felsen zwängt und wo Männer geboren werden, die von „Brand" und „Peer Gynt" wissen.

Julius Bab

Jacob Lenz

Der literarische Kinematograph führt seine neueste Akquisition vor. Keine Scheu vor dem Paukenlärm und dem schwatzenden Publikum. Es knattert sich eben ein wunderliches Histörchen aus der Zeit des Rokoko auf die Wand. Das erste Bild: Plattform des Münsters in Straßburg. Goethe singt ein Volkslied und doziert dann von dem menschlichen Ursein, den Urzuständen. Bruder Lenz revanchiert sich mit einigen saftigen Shakespeareschen Kalauern. Die beiden fühlen sich sehr innig und im Hochgefühl geahnter Taten trinken sie der sinkenden Sonne zu. Ein zweites Bild: Großer Hofball in Weimar. Puderatmosphäre. Es miselt und liebelt, es lügt und lacht. Die Götter des Rokoko durchschwirren den Saal und umhüllen alle, die gebunden an Gliedern und Augen das strenge Menuett hält, mit bestrickendem Goldgewebe. Es schmeichelt sich um Körper und Sinne und es entströmt ihm ein wundersamer Duft des Vergessens wie von Lotosblüten. Ein glänzendes Siegesfest feiert Rokoko. Goethe liegt zu seinen Füßen. Lenz erstaunt. Er ist so wach, er fiebert vor Tatengier und hier tanzt man sich in dumpfen Schlaf. Der Narr hebt seine Schellenpeitsche und fährt hart durch die Luft. Ein verstörtes Erwachen aus Gaukelträumen, ein Erschrecken vor dem ungeschlachten Kobold, man flieht. — Ein drittes düsteres Bild: Sternenhelle Mainacht. Straße in Moskau. Ein Unbekannter zuckt den Todeskampf. Es ist der wahnsinnige Lenz, das tolle Irrfahrtengenie. Ein Edelmann läßt ihn begraben und ein Pastor schreibt in ein russisches Winkelblatt das Requiescat in pace. Deutschland hatte die Akten schon vor Jahrzehnten geschlossen und überließ den Lexikographen die Registrierung des Todes.

Lenz eine Mumie. Sein Sarg steht in langer Reihe auf dem großen Kirchhof. Ein kleines Zettelchen spricht von dem, was er tat. Man nahm es auf gut Glück in Vertrauen hin. Wie der Schatten des Bösen verfolgt den Toten die Aufschrift. Beharrlich und sicher tötete sie seinen Geist. Sie stieß ihn hinab zu den tausend andern Spukgestalten, die wesenlos dahinsiechen. Die Wissenschaft konstatierte kühl und mechanisch. Keiner wollte eine Rettung versuchen. Da kamen die, die abseits stehen, die literarischen Zigeuner und Antiwissenschaftler und führten kapriziöse Reigentänze um ihren Götzen auf. Mit Talmitand und Geflitter wurde das Gerippe herausgeputzt und der Masse zur Schau gestellt. Aber wie man ihn auch ausschrie, als verkannte Größe, als Märtyrer, als Dichter, das Volk ließ sich nur kurz von dieser Kuriosität bannen und ging moderner zugestutzten Helden nach. Das war einmal. Eine ganz kleine Lenzgemeinde, ein paar Leute mit lokaler oder literarischer Tradition. Man arbeitete mit geschäftiger Intensität, je mehr man alles ohne Außenwirkung nur in engstem Kreise sich bewegen sah. Eine Abnormitätensammlung merkwürdigster Art, diese Lenzliteratur, verworren wie des Dichters Geschicke. Ein unwiderstehlicher Reiz zog mich vor einigen Jahren zu diesem Phänomen, das wie eine höhnische Parodie Goethe und seine Wissenschaft verzerrt, ins Menschliche, Allzumenschliche zieht. Ich kam damals in Fühlung mit Lenzforschern und arbeitete an einer großen Briefsammlung mit Lenz als Mittelpunkt, ein Spiegel

der kleineren und kleinsten. Das Manuskript liegt heute noch in meinem Schreibtisch; wer hätte es auch mit einem vermoderten Unbekannten wagen sollen. Ich habe nicht die Gabe Literatur zu machen und vor Entdeckungen kann ich eine gewisse Abneigung nicht bergen. Und Lenz ist entdeckt worden. Dem Publikum kommen Auferstandene immer unerwartet, doch jetzt war niemand erstaunter als die Kundigen. Vielleicht hätte ein literarstrategisches Talent in dem Sternschnuppenregen der Dissertationen Vordeutungen gesehen — doch wozu nach Gründen suchen, solche Ereignisse sind immer in gewissem Grade elementar. Freilich einer Notwendigkeit unbedingter Ausdruck ist diese Welle nicht. Nirgends spürt man in der Spielerei die Stoßkraft der Unmittelbarkeit. Literarische Forderungen des Volkes sehen anders aus, plumper, unfeiner — hier ist alles abgedämpft, bewußte Hochkultur, distinguiert, matt und blaß. Pathologische Symptome und historischer Hautgout sind in ihrer Vereinigung von pikantem Reiz. Hier zu isolieren heißt fehlschlagen. Osterheld* kündet das Psychologische als neue alleinseligmachende Weisheit — eine allzuspäte Frucht aus Nietzsches Garten — und greift unglücklich genug an der Persönlichkeit vorbei und erhascht nur einen unbedeutenden Lyriker, der ermüdet, in dramatischer Herkulesarbeit, vom Tage schwere Erdenseufzer mühsam aufs Papier quält. Ein peinliches Buch, unzeitgemäß und stillos. Stil ist alles. Ohne ihn kein Experimentaldilettantismus, keine literarische Passionen und Jongleurkünste. Stil ist der Nährboden dieser Bestrebungen. Historisierende Erkenntnisfreude und die mäßige Teilnahme des nil admirari stilisiert die Physiognomie des literarischen Gentleman, wie ihn Franz Blei** typisiert. Ein trefflicher Artist. Zwischen den Lagern der Populärmacher und Wissenschaftler balanciert er sich auf unsichtbarem Seile nach dem Ziel, das ihn lockt und die, die mit ihm gehen. Er weiß den Hauch des Antiquierten zu schätzen, doch wo er sich zu wahrhaft fremder Eigenheit verdichtet, fürchtet er ihn als Feind des Genusses. Luftmanöver, denen die Tiefe feind ist. Aber man liebt bei uns das Tiefe, Bodenständige, Ausgesprochene. Das schaltete die Kritik, wertlos sind einige unbeholfene Einzelversuche, fast völlig aus. Der Paukenschlag, so kräftig geführt, verhallt ohne Echo im leeren Raum. Auch Ernst Lewy* verstärkt ihn nicht mit einigen hübschen populären Bändchen. Er schleppt in dem traditionellen Vollständigkeitswahn, den er prinzipiell aufgab, eine Masse Ballast mit. Leichte Geister machen ihre Unsterblichkeitsreisen nicht mit soviel Gepäck. Man fährt ins 20. Jahrhundert mit keiner weitbauchigen Postkutsche auf holprigen Wegen in Mondschein und selige Blicke getaucht. Scharf weht bei uns die Luft. Verzärtelten Organen kann keine künstliche Atmung helfen. Rosanow** versucht es und ruft den etwas altertümlichen Apparat der Sezierinstrumente zu Hilfe. Ein gelehriger Schüler Berlins. Korrekte Stoffsammlung, korrekte Verarbeitung, korrekte Analysen, wo wäre da ein heimischer Winkel für den whimsical Helden? In allerlei Masken zeigt er sich, als Dramatiker, Lyriker, Stürmer und Dränger, Mensch und Wahnsinniger, doch das kindliche, kluge Gesichtchen Reinholds konnte ich nicht sehen unter dem Faltenwurf der Verwandlungen.

Ein Proteus. Wir fassen ihn nicht. Weil wir es nicht verstehen, das heroische Rokoko in seiner Harmonie. Die Konstellation ist

* Lenz' ausgewählte Gedichte. Leipzig, Fritz Eckardt.

** Lenz, Gesammelte Schriften. In vier Bänden. München, Georg Müller.

* Lenz, Gesammelte Schriften. In vier Bänden. Berlin, Paul Cassirer.

** Lenz' Leben und Werke. Aus dem Russischen von C. v. Gütschow. Leipzig, Schulze.

wirr und dunkel; sollte Lenz und sein Ende, sein zweites Ende uns nicht ein Symbol sein? Schon stehen sie auf: den deutschen Idealismus den Gelehrten, uns das Heute. Das Unrecht der Vergangenheit, das Recht des Tages. Armer Lenz, irrender Geist, du starbest noch einmal. Wirst du jetzt Ruhe finden, wenn wir dich begraben mit gebührenden Ehren?

Eduard Glock

Palmström

Alles in allem hat ja der selige Friedrich Theodor Vischer wenig daran verloren, daß er unsere heutige Zeit und Literatur nicht mehr erlebt. Er hätte seine nur halb eingestandene Freude an den Versen des Doktor Owlglaß und würde vielleicht nachdrücklicher als irgendein heutiger Kritiker die Meisterschaft im Straußschen „Engelwirt" verkünden. Im übrigen würde ihm alles Heutige kaum besser gefallen, als ihm das Damals gefallen hat.

Er würde auch, sehr mit Unrecht, vermutlich den sitzenden Herrn nicht goutieren, welchen Walser auf den Umschlag des rosenroten Versbüchleins „Palmström" gezeichnet hat. Vielleicht würde er ihn aber doch verstehen, denn er ist köstlich. Sicher aber würde er die Verse Christian Morgensterns, der sich diesmal in einen Herrn Palmström und einen Herrn von Korf gespalten hat, nicht nur verstehen, sondern fanatisch lieben. Sie sind ihm geistesverwandt, und manche Töne darin weisen auch direkt auf den gemeinsamen Großvater Jean Paul zurück.

„Palmström" ist ein Büchlein voll launig drolliger Ulkverse von der Art, welche man unter Künstlern Viechereien heißt und bis vor kurzem unter Studenten philosophischen Stumpfsinn nannte. Gesprochen, improvisiert und beim Bier gegen Morgen vorgetragen, sind solche Verse immer gut, sie sind der reinste und heiterste Ausdruck einer hohen, vorübergehend den Hemmungen der Konvention entronnenen und fidel gewordenen Intelligenz. Geschrieben und gar gedruckt aber sehen diese Sachen meistens sehr gering und enttäuschend aus. Das ist mit dem Palmström anders. Die „Viecherei" ist hier zwar durchaus echt, aber der Dichter verliert nie die Bewußtheit des spielenden Ironikers. Er spielt zunächst mit der Technik und zeigt an einigen unendlich formschönen Gedichten mit völlig verrücktem Inhalt, daß schöne Verse rein als solche große Wirkung tun können. Von hier führt der Weg weiter zu den sprachlichen, wortspielenden Phantasien, deren Gipfel das Lied vom Fluß Elster ist, der sich seiner sprachlichen Herkunft erinnert und als Vogel wegfliegt. Hier erscheint der Sprachgeist, wie etwa in manchen spielenden Philosophemen, als souveräner Schöpfer, dem die Dinge sich fügen müssen.

Noch schöner, ja wirklich prächtig sind aber Palmströms eigentliche Phantasien, seine träumerisch spielenden Vorstellungen, von dem „am Tage angehabten" Rock, der sich nachts ausruht und durch dessen Ärmel die Maus trabt, bis zum Schluchtenhund und Höllengaul und der entzückenden Mitternachtsmaus. Damit entlehne ich aber schon aus den „Galgenliedern", einem früheren Büchlein von Morgenstern, das notwendig zum Palmström gehört. Und wenn ich nun dort blättere und im raschen Wiedererkennen den Zwölf-Elf und das ästhetische Wiesel, das einsame Knie und den schlittschuhlaufenden Seufzer begrüße, wenn ich den „Versuch einer Einleitung" mit seinem den Philister reizenden gelehrt-journalistischen Blödsinn durchlese, um etwa auf die schöne, reine Formel für das alles zu stoßen, da lacht mir hinter dem Titel die Widmung des Büchleins entgegen, die schönste Widmung, die je vor einem humoristischen Buch gestanden hat: „Dem Kind im Manne". Damit ist alles meisterhaft gesagt und das schöne Wort blickt uns aus dem krausen Buche an wie ein liebes, ernstes Auge aus einer grotesken Maske.

Hermann Hesse

Festspiel in Reno

Reno im Staat Nevada war diesen Sommer der Schauplatz des größten Faustkampfs, den die Welt gesehn hat. Der Weiße Jeffries maß sich mit dem Schwarzen Johnson. Zu diesem Fest versammelten sich hunderttausend Amerikaner, die Millardäre kamen in Sonderzügen, die Goldgräber auf gestohlenen Pferden. Tagelöhner, Dienstboten, Beamte verließen den Dienst und machten sich auf den Weg. Sie marschierten Tage und Wochen. Unter den Eisenbahnwagen zog man halbentseelte Gouvernanten hervor, die Reisen von vierzehn und mehr Stunden auf den Achsen der Pullmannwagen zurückgelegt hatten. Ehrliche Leute wurden auf dem Marsch nach dem Stern über Reno zu Dieben und Verbrechern. Mister Schwab, der das amerikanische Stahl in Monopol hat, traf in einem Sonderzug von zwölf Wagen ein. Er brachte zweihundertfünfzig Gäste mit, darunter hundertneunzehn Journalisten. In den Hotels wohnten die Amerikaner mit einem jährlichen Mindesteinkommen von 100000 Mark. Die gewöhnlichen Millionäre lagerten in Scheunen auf Stroh. Der Park blieb für Gentlemen reserviert, die in der Lage waren, eine Schlafdecke zu kaufen und die Gelegenheitspolizei zu bezahlen. Die Preise dafür schwankten zwischen hundert und tausend Mark, je nach der Schlafstelle und der ehrbaren Körperkraft des Nachtwächters. Die Plätze in der Arena waren verhältnismäßig billig. Es gab 2500 Sitzplätze zu 100 Mark, 2000 zu 80 Mark, 500 bevorzugte Stehplätze zu 60 Mark und andre 6500 zu 45 Mark. Diese Billigkeit ist so zu erklären, daß die Arena bereits vier Wochen vor dem Fest ausverkauft war. Acht Tage später verfluchten die Unternehmer ihre Voreiligkeit. Mit einem bißchen Geduld hätten sie das Zehnfache verdient. Sie holten den Schaden durch Buchmachen ein. Die Höhe der Wetten übersteigt die mutigsten Vorstellungen eines europäischen Rennplatzbesuchers.... Roosevelt äußerte in Paris, daß Amerika wahrscheinlich noch keinen Napoleon hervorgebracht habe, und er schien es zu bedauern. Der Faustkampf Jeffries-Johnson enthüllte das Vorhandensein von amerikanischen Buchmachern, die, was taktisches Genie und Großzügigkeit anlangt, den Vergleich mit dem Korsen nicht zu scheuen brauchten ... Die Publizität war so groß wie die Welt. Die Amerikaner kennen das Geheimnis solcher Apotheosen. Daß ihre Bereitung von den Buchmachern bestellt war und nach deren Anweisungen reguliert wurde, versteht sich von selbst. Da der Sieg des Negers so gut wie sicher war, begeisterte sich die große Presse der neuen wie der alten Welt für den Weißen. Zwei, drei große Artikel voll sympathischer Einzelzüge aus dem intimen Leben der weißen Bulldogge, auf dem ersten Blatt der Zeitungen, mit einigen guten Photographien, und die für Jeffries entflammten Liebhaber spielten. Der Manager Johnsons plazierte bei der Konkurrenz eine gewaltige Wette, die Hälfte seines Vermögens, auf Johnson, dann unternahm er einen Feldzug zugunsten des Negers und tat, als wollte er der Konkurrenz die Kunden wegfangen. Sofort ließ die Konkurrenz verkünden, daß der Neger schon deshalb unterliegen müsse, weil er sonst von den Weißen gelyncht würde. Darauf taten die Chancen des Weißen einen weiteren Sprung in die Höhe, der Manager setzte die andre Hälfte seines Vermögens, wiederum auf Johnson. Außerdem strich er das Honorar ein, das die Konkurrenz ihm für die scheinbare Belästigung ausgesetzt hatte. Der große Tag kam, Jeffries wettete noch schnell auf Johnson, und dann geschah das Selbstverständliche, daß der jüngere und kräftigere Johnson den Jeffries in Grund und Boden boxte.

Die Zertrümmerung des Weißen erfolgte in fünfzehn Gängen.

Erster Gang. Die Kämpfer untersuchen einander, sie lassen in gelehrten Finten ihre

Muskeln spielen, sie kommen aneinander und probieren das Talent des andern im Ringkampf. Ihre Vorsicht versetzt die Zuschauer in das erste Stadium der Aufregung. Johnson, der sich auf Steigerungen versteht, schließt den ersten Gang damit, daß er sich von Jeffries einen Faustſtoß ins Gesicht versetzen läßt. Kein Blut.

Zweiter Gang. Jeffries greift das Gesicht seines Gegners an. Johnson weicht aus und schmettert Jeffries das Zeichen auf den Mund, daß er jetzt ernst macht. Ein Schwamm voll Blut, Jeffries Unterlippe wird zugeklebt.

Dritter Gang. Johnson schlägt dem andern von links ins Gesicht, läßt, durch einen Ringkampf, dem Weißen Zeit zu bluten, entwindet sich und donnert ihm von rechts ins Gesicht, einmal, zweimal. Jeffries wankt nicht, aber er sieht nichts mehr vor Blut. Die beiden waschen sich, der eine sein Gesicht, der andre die Fäuste.

Vierter Gang. Der schöne Rausch hat begonnen. Die Zuschauer krampfen sich auf den Stühlen zusammen, sie erstarrren auf den Fußspitzen. Jeffries greift an wie ein Stier, er fliegt zurück, steckt einen Schlag auf die Schläfe ein und kommt blutdampfend wieder: er trifft den Mund des Negers. Der Neger blutet! Die Weißen brüllen und trampeln, daß der Zirkus wankt. Aus den mit Gaze verschleierten Logen der zuschauenden Damen dringt die Kunde, daß die ersten Ohnmachten stattgefunden haben.

Fünfter Gang. Diesmal greift der Neger an, und der Weiße blutet.

Sechster Gang. Der Neger fährt fort. Er trifft den Weißen über dem linken Auge. Blut, viel Blut! Das linke Auge des Weißen schwillt an. Es schwillt zu.

Siebenter Gang. Der Neger bearbeitet den Weißen mit Schlägen, unter denen ein Ochse zusammenbräche. Jeffries hat nur noch den Ehrgeiz, sie zu ertragen. Er blutet wie eine Quelle. Seine Anhänger behaupten, er ruhe aus.

Achter Gang. Der Neger färbt das gewaschene und geklebte Gesicht des Weißen von neuem. Jeffries trifft den Neger. Nun bluten beide. Sie halten einander umschlungen und reiben die blutigen Köpfe aneinander, bis der Gang zu Ende ist.

Neunter Gang. Die Überlegenheit des Negers wächst mit jedem Gang. Die Weißen zittern vor Wut. Trotzdem alle Zuschauer beim Betreten des Zirkus auf Waffen untersucht worden sind, hört man jetzt im obersten Rang schießen. Die Polizei bringt fünf Menschen hinaus, darunter einen Toten und zwei Schwerverletzte. Unterdessen werden die Kämpfer gewaschen, geklebt, massiert, sie bekommen Rum eingegossen und treten zum zehnten Gang an.

Zehnter Gang. Johnson greift sofort an. Er schlägt dem Weißen alles Blut aus dem Kopf.

Elfter Gang. Jeffries nimmt seine Kräfte zusammen. Es gelingt ihm, fürchterliche Stöße auf den Magen des Negers anzubringen. Der schlägt ihm unter die Kinnlade, daß er drei Meter zurücktaumelt.

Zwölfter Gang. Jeffries ist fertig. Sein Gesicht ist eine einzige Wunde, in die der Neger rastlos hineintrümmert. Jeffries blutet aus den zugeschwollenen Augen, aus Mund und Nase, aus den Ohren, aus klaffenden Rissen.... Aber er steht.

Dreizehnter Gang. Fortsetzung. Der Gong läutet, und Jeffries kehrt ganz zertrümmert und blutüberströmt auf seinen Platz zurück.

Vierzehnter Gang. Der Neger hat genug. Er wird ein präzisiertes Hammerwerk, unter dem Jeffries sich mühsam aufrecht hält. Johnson deckt sich nicht einmal mehr. Er steckt die kraftlosen Schläge des Weißen ein und hämmert ungestört weiter.

Fünfzehnter Gang. Jeffries versucht das neu einsetzende Hammerwerk durch einen Ringkampf aufzuhalten. Es gelingt ihm nicht. Johnson entwindet sich der Umarmung und schlägt den andern nieder.

Der Weiße liegt auf den Knien und blutet in den Sand. Der Schiedsrichter zählt.. Eins, zwei, drei, .. bis neun. Der Weiße macht eine übermenschliche Anstrengung und erhebt sich. Ein Schlag unter die Kinnlade wirft ihn zurück. Er liegt regungslos. Lauernd steht der Neger dabei, die blutigen Fäuste an die Brust gezogen, den Kopf vorgestreckt wie ein Irrsinniger.. Der Schiedsrichter zählt bis zehn. Jeffries rührt sich nicht. Er wird hinausgetragen.

Man kann sagen, daß die zivilisierte Welt den Match mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgte. Der Verlauf jedes einzelnen Ganges wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde telegraphisch nach allen größeren Städten der Erde gemeldet. Die Klubherren von Chicago, Melbourne, Kairo, St. Petersburg, London, Berlin, Paris rissen den Telegraphenboys die Depeschen aus der Hand und wetteten „im Feuer". Als der Sieg des Negers entschieden war, bekamen isolierte Schwarze hier und da die Überlegenheit der weißen Rasse zu spüren. Man schoß auf sie, drückte sie in einem stillen Winkel mit Fußtritten zusammen, zündete heimlich ihr Haus an.

Wenn Johnson umgebracht worden wäre, hätte die kinematographische Darstellung dieser Schönheit den Charakter eines amerikanischen Nationalfestes gehabt. Man hätte ein stolzes Jahr gefeiert. Jetzt aber besann man sich auf seine Würde und verbot dem Neger, auf den Leuchtfilms und im Zirkus mit seinem traurigen Sieg zu prahlen.

Reno im Staat Nevada: eine Etappe der neuen Kultur, ein befreiender Jauchzer, ein Hahnenkrähen der „Intense life".

René Schickele

Gelegentliches

In diesen Erzählungen von Liebe sehe ich immer nur eines: die Liebe als Selbstpreis. Selten oder nie, daß diese Menschen durch ihre Liebe zueinander wachsen wollen, daß sie sich über sich hinaus lieben. Daher denn auch die Übersättigung, ja der Ekel, der einen nach und vor derlei erfaßt, ein Verlangen, es möchte doch auch hier endlich eine neue Optik Platz greifen, eine tiefere, religiösere Betrachtung des Liebeslebens.

Manche Menschen treiben leicht ab. Unversehens sind sie anderswo, als wo man sie haben will, als wo sie sich selbst haben wollen.

Beobachte doch, wie alles Menschliche sich fortwährend selbst korrigiert. Wie sich ein ganz bestimmter — und nicht nur beliebiger oder „notwendiger" — Sinn des Lebens entwickelt, vielfach verschleiert, aber immer wieder hervorbrechend, sich immer reiner klärend und persönlicher enthüllend.

Wenn wir tausend Jahre wie einen Tag übersehen könnten, so würden wir die Entwicklung der Menschheit mit unheimlicher Schnelligkeit sich vollziehen sehen. So aber „sieht" vielleicht der Planet. Wir sehen nur die Individuen wachsen, er — die Typen.

Sollte in immer höherer Erkenntnis und Liebe (in immer höheren Formen) nicht die Möglichkeit immer höheren Glückes liegen? Welche Genugtuungen, wie viel demütiger Dank, wie viel namenloser Jubel steht uns vielleicht noch bevor! Denn immer wieder, wenn alles, was ist, sich unaufhörlich höher ver- und emporgottet — wo braucht es eine Grenze zu finden, wo hat Gott — ein Ende? Solch ein Aspekt aber ist erst einer Gottheit würdig — der ins Ewige und Unendliche.

So lange du um etwas nicht weißt, bist du unschuldig; sobald du aber um etwas weißt und doch gegen dein Wissen handelst, bist du schuldig.

(Nach einer Bemerkung Spittelers):

„Alle Wassergötter haben eine Neigung ins Komische zu fallen",—: Einen Wassergott schaffen, der das Meer in seinem ganzen restlosen Ernst verkörpert!

Leichtsinn und Geduld, zwei weibliche Haupteigenschaften.

Wem das allgemeine Wohl das höchste Ziel auf Erden dünkt, der tut den Menschen gar nichts so Gutes, wie er meint. Man soll nie das Wohl, man soll nur das Heil jedes Menschen im Auge haben, — zwei Dinge, die sich oft wie Wasser und Feuer unterscheiden.

Jedes einmal ins Licht getretene Wort ist ein Vorspann (der Menschheit) für immer.

Denn jedes fordert, sobald es nur sichtbar wird, zur Produktion heraus. Man kann kein Wort lesen oder hörend aufnehmen, ohne es zugleich aus seinen Schrift- oder Tonelementen wieder zu schaffen. Schaffen heißt beseelen, ein nicht wieder beseeltes Wort bliebe ein nicht wieder geschaffenes, d. h. für den Nichtbeseeler tot.

Man nehme ein paar beliebige Wörter: Fest. Ebene. Landschaft. Musik. Ganze Welten von Schöpfungen erheben sich, indem wir sie lesen.

Die Sprache ist eine ungeheure fortwährende Aufforderung zur Höherentwicklung. Die Sprache ist unser Geisterantlitz, das wir wie ein Wanderer in die unabsehbare und unausdenkbare Landschaft Gott unablässig weiter hineintragen.

Mit jedem Worte wachsen wir.

Warum sollte dies mein Leben ein Anfang oder Ende sein, da doch nichts ein Anfang oder Ende ist. Warum nicht einfach eine Fortsetzung, der unzähliges Wesensgleiche vorangegangen ist und unzähliges Wesensgleiche folgen wird.

Es ist der Schritt, der erobert. „En marche“ — ist eines der schönsten Worte der Welt.

Die meisten wissen gar nicht, was sie für ein Tempo haben könnten, wenn sie sich nur einmal den Schlaf aus den Augen rieben.

In und trotz aller Geschäftigkeit — wieviel Verschlafenheit, wieviel Verträumtheit! Das wacht oft ein ganzes Leben lang nicht auf. Rüttelst du aber zu unsanft, so magst du leicht einen Stoß vor die Brust bekommen, wie von einem Schlaftrunkenen, den man vorzeitig stört. Tröste dich mit diesem „vorzeitig“. Und wer nicht aufstehen will, kann es wohl auch noch nicht, muß wohl noch — schlafen.

Optik! Optik! Wenn ihr euren ganzen „heutigen“ Geist nur einmal von oben sehn könntet. Eure Wissenschaft, eure Kunst, euer tägliches Leben! Nicht um dies alles gering schätzen, o nein, nichts weniger als gering, sondern um es richtig schätzen zu lernen. Eine Menschheit, die zu sich selbst und ihrem Treiben noch keine wirkliche Distanz gewonnen hat, ist unreif, so erwachsen sie sich sonst auch geberden mag.

Christian Morgenstern

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



